Ea XIII. 69

H. p
o 158/4
Nussmann

Geſchichte

des

achtzehnten Jahrhunderts

und

des neunzehnten

bis zum Sturz des franzöſiſchen Kaiſerreichs.

Mit beſonderer Rückſicht auf geiſtige Bildung.

Von

F. C. Schloſſer,

Geheimenrath und Profeſſor der Geſchichte in Heidelberg.

Vierter Band.

Bis auf den geſcheiterten Verſuch der Auflöſung der franzöſiſchen Parlamente um 1788.

Dritte durchaus verbeſſerte Auflage.

Heidelberg,

academiſche Verlagshandlung von J. C. B. Mohr.

1844.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Vorrede.

Der Verfaſſer will hier zunächſt noch Einiges nachholen, was den dritten Band angeht. Er hatte nämlich dem dritten Bande kein Druckfehlerverzeichniß anhängen wollen, weil er keinen Druckfehler von einiger Bedeutung, der den Sinn hätte ſtören können, bemerkt hatte; ſpäter hat er gleichwohl einen ſeiner Zuhörer gebeten, ihm ein Verzeichniß aller, auch der kleinſten, Fehler mitzutheilen. Dieſe Bitte iſt mit einer ſehr großen Genauigkeit erfüllt worden, der Verf. hat aber in dem dieſem Bande angehängten Druckfehlerverzeichniß des dritten Bandes alles weggelaſſen, was ſich auf einzelne Buchſtaben und auf deren kleine Verſetzungen oder Verwechſelungen bezog; er hat nur das aufgenommen, was auffallen konnte, gleichwohl wird man keinen

Fehler von Bedeutung im Verzeichniſſe finden. Auch einige Druckfehler dieſes vierten Theils ſind beigefügt.

Erſt nach dem Abdruck des dritten Theils fiel ihm ferner ein, daß vielleicht in den engliſchen und nordamerikaniſchen Geſchichten hie und da ein kleines Verſehen ſeyn möchte, weil dieſe Geſchichten in der erſten Ausgabe (1822 und 1823) nicht enthalten waren, ſondern erſt in der zweiten, zum Theil aus den Collegienheften des Verf. aufgenommen und in der dritten nicht ſo genau als Anderes neu durchgeprüft waren. Der Verf. erſuchte deßhalb ſeinen engliſchen Ueberſetzer, ihm Alles, was er bemerken würde, mitzutheilen, damit er es den deutſchen Leſern in dieſer Vorrede anzeigen könne. Er hat ihm zwei oder drei kleinere Verſehen mitgetheilt, die man im Druckfehlerverzeichniß berichtiget findet und zu denen wahrſcheinlich (denn er hat jetzt keine Zeit, das zu unterſuchen) auch S. 453 der Name Lord Home gehört, was wahrſcheinlich Howe (d. h. der Admiral) heißen muß.

Zwei andere Verſehen waren bedeutender, der Verf. fand aber, daß, wenn wirklich in dem Anzuführenden auſſer dem verſchriebenen Wort ein Verſehen ſeyn ſollte, dieſes zweien übrigens für dergleichen Kleinigkeiten ganz zuverläſſigen Quellen jener Zeit, denen der Verf. gefolgt iſt, zugeſchrieben werden muß. Es iſt nämlich an der einen Stelle, durch ein ihm ganz unerklärliches Verſchreiben, Dartmouth, was gar nicht an der Themſe liegt, ſtatt Durham, wie im Annual Register ſteht, oder Durham

yard, wie ſein Ueberſetzer ſagt, aus ſeiner Feder geſchlüpft. Damit ſteht anderes in Verbindung, was an ſich ebenfalls von keiner Bedeutung iſt, was aber der Verf. anführen muß, weil er aufmerkſam darauf machen möchte, daß man ihn nicht eher des Irrthums beſchuldigen darf, bis man unterſucht hat, ob ihn nicht vielleicht eine gute Quelle irre geleitet habe. Den Schreibfehler Dartmouth ſtatt Durham-yard nimmt er nämlich auf ſich, was aber die Docke in dieſer Stelle und den Fluß Providence, von dem ſein Ueberſetzer nicht wiſſen wollte, in einer andern angeht, ſo iſt er dem **Annual Register** und dem ſehr zuverläſſigen Stedman gefolgt, der unter Cornwallis diente. Die Sache iſt an ſich freilich der Rede nicht werth, da das Buch weder für Kinder noch für Anfänger geſchrieben iſt, welche Namen und Jahrzahlen, Notizen und Anekdoten für die Hauptſache der Geſchichte halten; der Verf. ergreift aber dieſe Gelegenheit, wie die der famöſe Geſchichte der Sendung des Baron von Stein nach Mainz, um zu zeigen, daß er ſtets eine Quelle vor ſich hat. Dies glaubt er beſonders darum bemerken zu müſſen, weil er aus guten Gründen die Citate wegläßt. Dabei iſt freilich, wie bei allen menſchlichen Dingen, Irrthum möglich, dieſer gehört aber dann der Quelle an. Schreibfehler, wie im Folgenden: Dartmouth ſtatt Durhamyard, dürfen nicht zu der Meinung führen, daß die Sache leicht genommen worden, ſo daß z. B. hier auch die Geſchichte von dem Zorn der londoner Bürger über die Docke nur aus dem Gedächtniß be-

richtet ſey. Der Verf. will deßhalb die zum Grunde liegende Stelle des Annual Register anführen. Dort heißt es im fünften Bande der deutſchen Ueberſetzung S. 505:

(Der londoner Magiſtrat behauptete), die Regierung habe ſich ſeit einiger Zeit ſo betragen, als wenn ſie mit der Stadt in einem wirklichen Kriege befangen wäre und ſey entſchloſſen, ſie alle Uebel empfinden zu laſſen, welche nur den Widerſtand gegen die herrſchende Macht begleiten könnten. Bloß dieſen Urſachen habe man die letztern Widerwärtigkeiten ihrer obrigkeitlichen Perſonen zuzuſchreiben. Daher rühre auch der außerordentliche Schritt in Anſehung der Docke zu Durham, wodurch man die Beleidigung noch mit Unrecht und Ungerechtigkeit vergrößert und einen Fremden, der nicht die geringſten Rechte oder Anſprüche habe, in Beſitz eines Grundſtücks von 40,000 Pfunden Werth geſetzt habe, welches der Stadt entriſſen und zum Bette des Fluſſes geſchlagen war. Der Verf. hat dieſe Stelle auch darum hier eingerückt, weil das, was im dritten Bande S. 449 geſagt worden, dadurch erklärt wird, da es vielleicht etwas kurz gefaßt war.

Was den Fluß Providence angeht, deſſen Exiſtenz ſein Ueberſetzer nicht zugeben wollte, ſo hat der Verf. auch damit nichts zu thun, ſeinem Bericht liegt eine Stelle aus Stedmans Geſchichte zu Grunde, dem er in dergleichen Kleinigkeiten, ohne ſeine Zeit mit Nachſchlagen zu verderben, unbedingt folgt. Die Stelle, woraus er die

Nachricht S. 428 Z. 10 v. u. ſchöpfte, lautet bei Stedman: Geſchichte des Urſprungs, des Fortgangs und der Beendigung des nordamerikaniſchen Kriegs in der Ueberſetzung von Remer, 1r Th. S. 103, wie folgt: „Es widerfuhr der Regierung eine Beleidigung durch die Zerſtörung des Schooners Gaspie, eines Schiffs in des Königs Dienſten, das in dem Fluſſe Providence in der Provinz Rhodeisland auf Station lag.

Ob hier ein Verſehen iſt oder nicht, darf der Verf. unentſchieden laſſen, die Quellen allein ſind verantwortlich dafür. Anderes hat er nicht bemerkt, wird aber jeden Irrthum, der ihm angezeigt wird, mit eben dem Vergnügen eingeſtehen und berichtigen, mit dem er zugibt, daß er ſich auch Seite 452 verſchrieben hat. Er hofft freilich, daß jeder Leſer aus dem Zuſammenhange und aus dem, was unmittelbar nachher folgt, von ſelbſt geſehen haben wird, daß der Satz, den er meint, umgekehrt werden muß. Es heißt nämlich dort von Fox: er habe votiren aber nicht reden dürfen, ſtatt daß es heißen ſollte, er habe reden aber nicht votiren dürfen.

Dies mag vom dritten Bande genug ſeyn. Was dieſen vierten Band angeht, ſo wiederholt der Verf., was er bei den drei vorhergehenden Theilen ſchon bemerkt hat, daß er in Beziehung auf die Form und beſonders auf Klarheit ſehr viele Mühe angewendet und keine einzige Seite ohne ſehr viele, wenn auch nur leiſe Veränderungen gelaſſen hat. Da ihm ſehr viel daran lag, manche Schwie-

rigkeit der Form zu entfernen, ſo hat er, beſonders bei dieſem Theile, den Herrn Dr. Häuſſer, dem er hier für ſeine Mühe aufrichtig dankt, gebeten, jedes Mal, wenn ihm etwas ſchwer oder verwickelt ſcheine, einen Strich am Rande des Druckbogens zu machen, den er vor dem Verf. durchzuſehen pflegte. Wenn der Verf. hernach den Bogen zur Reviſion erhielt, half er überall, wo etwas angeſtrichen war, dem Styl nach, ſo daß er ſich mit Recht wundert, daß nicht mehr Druckfehler im Buche ſind, weil er ſo manchen Satz noch im Druck änderte, oder Einzelnes beifügte.

Dies geht die Form an. Was die Materie betrifft, ſo muß ſich der Verfaſſer darüber etwas ausführlicher erklären, obgleich es ihn zu weit führen würde, wenn er, wie in der Vorrede des dritten Bandes geſchehen iſt, ſich auf eine Angabe des Einzelnen einlaſſen wollte. Im Allgemeinen wird man aus der vermehrten Bogenzahl ſehen, daß viele Zuſätze eingeſchoben ſind. Der Verfaſſer will hinzuſetzen, daß beſonders die vierzehn erſten und die vierzehn letzten Bogen Erweiterungen erhalten haben, und daß eigentlich nur das beigefügt iſt, was in der früheren Ausgabe abſichtlich weggelaſſen war.

Der Verf. hatte nämlich, ſein vorgerücktes Alter in Betrachtung ziehend, das Werk urſprünglich nur auf fünf Bände berechnet und entſchloß ſich ſehr ſchwer dazu, den dritten Band in zwei Theile zu theilen. Als dies geſchah, fürchtete er gar ſehr, daß auch der zweite Theil, wo ein ſo

reicher Stoff, wie die deutſche Literatur zu behandeln war, wieder zu ausführlich werden möchte. Um dies zu verhüten, kürzte er Manches, was er gleich vorn aus ſeinen Collegienheften herüber nahm, ungemein ab, z. B. den §. 1. über Philoſophie. Er fürchtete nämlich am Ende des Bandes in die Verlegenheit zu kommen, entweder die Erzählung übermäßig abkürzen zu müſſen, oder auch das beſtimmte Ziel des Jahres 1788 nicht zu erreichen. Als er nach dem Abdruck ſeiner Handſchrift ſah, daß er ſein Ziel erreicht habe und daß der Band nichtsdeſtoweniger noch um einige Bogen weniger ſtark ſey, als die vorhergehenden, beſchloß er, ſobald er die Nachricht erhielt, daß ſchon jetzt eine neue Auflage nöthig ſey, bei dieſer die Lücken auszufüllen. Dies ward ihm dadurch erleichtert, daß er das Buch aus Heften zog, die ein viel reicheres Material enthalten, als für den Zweck dieſer Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts erforderlich iſt. Er durfte alſo nur dieſe Hefte neben ſich legen und aus dieſen das Nöthige an den gehörigen Orten eintragen. Dabei kam es ganz allein darauf an, bei der Ausfüllung der Lücken das Maß nicht zu überſchreiten, welches durch die Bogenzahl der vorhergehenden Bände gegeben war, weil er lieber etwas gar zu kurz, als gar zu ausführlich ſeyn wollte. Man wird bemerken, daß er die Ausführlichkeit ſo geſcheut hat, daß dieſer Band noch immer nicht ſo ſtark geworden iſt, als die übrigen. Gern würde der Verf. die Gründe angeben, die ihn beſtimmt haben, gerade an den Stellen, die er gewählt hat, und an keinen andern Zuſätze

zu machen, er will aber der nie ausbleibenden Kleinmeiſterei keinen Stoff geben, ſondern es ihr überlaſſen, ihn ſich ſelbſt zu ſuchen.

Wenn wahr iſt, was ſein Verleger dem Verfaſſer erzählt, daß jemand, entweder mündlich oder in irgend einem gedruckten Blatt (denn literariſche Blätter lieſet der Verf. nicht, und der Worte erinnert er ſich nicht mehr genau) geſagt habe, der Zuſatz: durchaus verbeſſerte Auflage, habe keinen Grund, ſo war das Einer aus irgend einer Bücher machenden Brüderſchaft, an denen Deutſchland ſo reich iſt, die über Bücher, die ſie nicht verſtehen oder nicht verſtehen wollen, oder gar nicht geleſen haben, zur Freude der Gelbſchnäbel vornehm orakeln. Im Weſentlichen iſt freilich nichts verändert und ſollte nichts verändert werden, weil es dann ja nicht mehr das Buch geweſen wäre, welches vom Publikum verlangt ward, aus eben dem Grunde fiel aber für Verleger und Verf. jeder Grund weg, das Publikum zu belügen. Niemand würde es dem Verf. verdacht haben, wenn er von der zweiten Ausgabe einen unveränderten Abdruck gegeben hätte, es iſt daher nicht abzuſehen, welchen Vortheil der Verleger oder welche Ehre der Verfaſſer jemals daraus ziehen könnte, eine Unwahrheit auf's Titelblatt zu ſetzen, wenn auch beide nicht dafür bekannt wären, daß ſie deſſen gar nicht fähig ſind.

Eingedenk deſſen, was Horaz ſagt, quod vitae summa brevis (sibi seni) spem vetat inchoare longam,

wird der Verf. ſorgen, daß der fünfte Band noch vor Ende des Jahres abgedruckt werde.

Am Schluſſe dieſer Vorrede muß der Verfaſſer noch bemerken, daß ihm die von Herrn Gérard neulich herausgegebenen Documente zur belgiſchen Revolutionsgeſchichte in den Jahren 1787 — 1792 erſt in dem Augenblicke zu Händen gekommen ſind, als die in dieſem vierten Theile abgedruckte belgiſche Geſchichte der Jahre 1785 — 1788 ſchon unter der Preſſe war. Er iſt indeſſen dem Herrn Gérard, der ihm das ſchätzbare Werk durch Herrn Prof. Altmeyer in Brüſſel überſchickt hat, darum nicht weniger verbunden, bezeugt ihm dieſes hier öffentlich und wird ihm ſeine Achtung durch den Gebrauch zu beweiſen ſuchen, den er vom zweiten Theil des Werks im fünften Theil dieſer Geſchichte machen wird. Dort wirt nämlich ausführlich von dem Wiederausbruch der Unruhen im Jahre 1789 gehandelt. Das Werk hat den Titel:

Ferdinand Rapédius de Berg,
avocat au conseil souverain de Brabant.
Mémoires et documens, pour servir à l'histoire de la révolution Brabançonne par P. A. F. Gérard etc. etc. Bruxelles. Imprimerie de Demanet, rue de Laeken 14. Deux Volumes. Grand in 4to. I. Volume. 1842. 394 pages. II. Volume. 1843. 478 pages.

Da der Verfaſſer der Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts den erſten Theil dieſes Buchs für außerordentlich

bedeutend für die in dieſem vierten Bande erzählten belgiſchen Geſchichten der Jahre 1785 — 1788, d. h. mit andern Worten, für das in demſelben erzählte Vorſpiel der eigentlichen belgiſchen Revolution hält, ſo bedauert er ſehr, daß er nicht früher von dem Werke Kenntniß gehabt hat. Um die Leſer dieſes Bandes der Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts wenigſtens einigermaßen in den Stand zu ſetzen, das Verhältniß des Buchs zu den in demſelben erzählten Geſchichten zu beurtheilen, wird der Verfaſſer, ſobald ihm ſeine Geſchäfte nur irgend erlauben, einmal wieder einen ausführlichen Artikel für die Heidelberger Jahrbücher zu liefern, eine Anzeige des erſten Theils mit ſteter Beziehung auf den in dieſem vierten Bande gegebenen Bericht von den Unruhen von 1785 bis 1788 ausarbeiten. Dieſe Anzeige darf ſich auf den zweiten Theil dieſer Mémoires et documens nicht erſtrecken, weil er im folgenden noch in dieſem Jahre erſcheinenden Theil ſeiner Geſchichte von dieſem zweiten Bande ſorgfältigen Gebrauch machen und oft darauf verweiſen wird.

Heidelberg, den 26. April 1844.

F. C. Schloſſer.

Inhalt des vierten Bandes.

Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts.
Dritter Zeitraum.

Zweiter Abſchnitt.
Gang und Beſchaffenheit der geiſtigen Bildung und Literatur.

Zweites Capitel.
Frankreich.

	Seite
§. 1. Diderot, Marmontel, Raynal	1— 23
§. 2. Rouſſeau, Büffon	24— 50
§. 3. Philoſophiſche Staatsökonomen und Politiker	50— 72

Des zweiten Abſchnitts drittes Capitel.
Deutſche Literatur im Verhältniß zum deutſchen Leben.

§. 1. Deutſche Univerſitätsphiloſophie und Theologie bis auf Fichte.	
A. Philoſophie	73—107
B. Theologie	107—121
§. 2. Baſedow und die Philanthropiums zu Deſſau, Marſchlinz, Heidesheim. C. F. Bahrdt und ſeine Bibelüberſetzung. J. A. Eberhard und ſeine Apologie des Sokrates . .	121—143
§. 3 a. Nikolai und die allgemeine deutſche Bibliothek. Wieland, die Brüder Jacobi und der deutſche Mercur . . .	143—162
§. 3 b. Göttinger Barden. Idylle. Empfindſamkeit, Zärtlichkeit mitten im deutſchen Leben. Werther, Siegwart, Campe, Salzmann, Peſtalozzi, Romanfabriken	162—197
§. 4. Leſſing und Herder. Verſtändiges und poetiſches Chriſtenthum. Lavater und Lichtenberg. Schwärmerei und Satyre .	197—254
§. 4 a. Geſchichte	254—271
§. 4 b. Verhältniß der Schriftſteller zu den Regierungen. Journaliſtik. Staatswiſſenſchaft	271—308

Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts.
Vierter Zeitraum.

Vom Abfall der nordamerikaniſchen Provinzen bis 1788.

Erſtes Capitel.
Zeiten des nordamerikaniſchen Kriegs bis auf des jüngeren Pitt Miniſterium, um 1784.

Seite

§. 1. England, Frankreich, Spanien bis auf die bewaffnete Neutralität 309—335
§. 2. Bewaffnete Neutralität und Krieg mit Holland . . 335—366
§. 3. Engliſche Geſchichte. — Seekrieg. — Belagerung von Gibraltar. Miniſterien bis auf Pitts India-Bill um 1784 . 366—394
§. 4. Kampf zwiſchen Fox und Pitt bis 1784 . . . . 394—426

Zweites Capitel.
Zeiten der unruhigen Bewegung im Innern der Staaten des feſten Landes bis auf die erſten Anzeichen der franzöſiſchen Revolution.

§. 1. Kaiſer Joſeph II. vom Tode ſeiner Mutter bis auf den Türkenkrieg . . . . 426—470
§. 2. Innere Bewegungen und politiſche Streitigkeiten in Belgien, Holland, Frankreich bis zum Jahr 1788.
a. Belgien . . . . 471—492
b. Holländiſche Unruhen und Friedrich Wilhelm II. von Preußen 492—524
c. Frankreich . . . . 524—594

Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts.
Dritter Zeitraum.

Zweiter Abſchnitt.
Gang und Beſchaffenheit der geiſtigen Bildung und Literatur.

Zweites Capitel.
Frankreich.

§. 1.
Diderot, Marmontel, Raynal.

Ehe wir zu den franzöſiſchen Schriftſtellern übergehen, welche ganz neue politiſche Grundſätze, oder eine neue Theorie der Verwaltung und Staatsökonomie verkündigten, müſſen wir noch einmal einen Blick auf die Männer werfen, welche den Ton der ſogenannten guten Geſellſchaft angaben, oder auf die Modeſchriftſteller, deren wir zum Theil ſchon erwähnt haben. Sie waren die Organe einer Zeit, welche das vernichtet ſehen wollte, was die unſrige zurückwünſcht; die Sophiſten und Declamatoren jener Zeit können uns daher am beſten lehren, was von Sophiſten und Rhetoren unſerer Zeit zu halten iſt, welche das Alte durch eine Vergoldung von Poeſie und Philoſophie zu heben ſuchen.

Vom Talent, oder von der literariſchen Bedeutung der anzuführenden Männer, von dem äſthetiſchen oder wiſſenſchaftlichen Werth ihrer Bücher iſt hier die Rede nicht, ſondern nur von dem Ton und Geſchmack der fürſtlichen und hochadeligen Kreiſe, denen ſie ausſchließend angehörten, und welche unter ihre vielen Privilegien auch das zählten, dieſe Schriftſteller ausſchließend bewundern, leſen, verſtehen zu können. Wir nennen hier nur die Schriftſteller, welche vor der Revolution in den Salons herrſchten, und nur in dieſen, nicht vom Volke bewundert wurden; erſt ſpäter, in einem folgenden Bande können wir der ſittenloſen Dramen und ſchmählichen Satyren des noch zur Zeit der Revolution bewunderten Beaumarchais gedenken. In eine Claſſe und in eine Zeit mit Beaumarchais gehören die geiſtreichen aber ganz verworfenen Genoſſen des elenden und feigen Herzogs von Orleans, die durch ihre Romane berühmten Roués; ein La Clos, eigentlich Choderlos de la Cloſe, ein Sillery, Fabre d'Eglantine und des Königs Ludwig Philipp ſaubere Erzieherin, die Gräfin Genlis.

Die Aufzählung der Arbeiten, welche in den pariſer Cabinetten für den Gebrauch der fürſtlichen, hochadeligen oder vornehmen und reichen Geſellſchaften von ganz Europa auf dieſelbe Weiſe verfertigt wurden, wie aus den Putzmacherläden der Franzoſen damals die Kleidungen der Damen aller Höfe hervorgingen, beginnen wir mit denjenigen Schriften des unerſchöpflichen Diderot, deren wir an den Stellen, wo wir ſeiner andern Arbeiten gedachten, nicht erwähnt haben. Dieſe Schriften ſind für den Ton der jetzt zum Schein der Frömmigkeit und Kirchlichkeit oft auf eine höchſt lächerliche Weiſe zurückkehrenden Kreiſe um ſo bedeutender, als ſowohl die Kaiſerin Catharina, als der gothaiſche Hof den ganz zum Franzoſen gewordenen Grimm beſonders darum in Paris beſoldeten, damit ſie von jedem Wiſch von Diderots Feder eher Nachricht erhielten, als er noch im Publikum bekannt wurde. Des großen Friedrich ganz franzöſiſcher Bruder Heinrich kaufte ſogar die Romane in der Handſchrift und hat das ſonderbare Verdienſt, einen der ſchändlichſten derſelben,

der in Frankreich verloren war, noch in unſerm Jahrhundert ans Licht gebracht zu haben. Der Herzog von Braunſchweig war nicht weniger von Diderot als von Marmontel und ſpäter von Mirabeau bezaubert. Grimm war das Organ der franzöſiſchen Salons für die Höfe, denn er ließ ſich, wie es dem Höfling gebührt, zum Baron machen und glänzte als ſolcher, während er und ſeine Genoſſen alles Alte und alles Hohe verhöhnten und verlachten, oder vielmehr als Blendwerk, das nur für bürgerlichen Pöbel geeignet ſey, verachteten [1])!

Wir wollen übrigens von den auch in unſerm Jahrhundert noch viel geleſenen und neu gedruckten Arbeiten Diderots nur ein Paar anführen, um zu beweiſen, daß Ton und Manier der nachher als jacobiniſch verſchrienen Bücher, nicht aus den Volksſchriften und Wirthshäuſern herſtammt, ſondern von fürſtlichen Kreiſen und von den von der großen Welt gehegten und gefeierten Schriftſtellern ausging. Wir verweilen hier zunächſt bei den Schriften Diderots, welche im zehnten, eilften und zwölften Bande der von Naigeon veranſtalteten Ausgabe [1a]) ſeiner Werke enthalten ſind; das heißt, bei den Romanen, von denen wir jedoch nur drei ausheben wollen, weil ihr Inhalt hinreicht, um zu beweiſen, wie tief die vornehme Welt von Europa geſunken ſeyn mußte, bis

1) Ein Franzoſe, der Alles bewundert, was wir als dürr proſaiſche und proteſtantiſche, von ihm verſpottete, Menſchen verachten, ſagt uns, daß es in den von ihm bewunderten Kreiſen noch immer Lappalien gibt, die man ſich nach Petersburg ſchicken läßt. **La Russie par le marquis de Custine Vol. III. p. 431. On veut recevoir les anecdotes de Paris et rester au courant des moindres commérages relatifs à la société, à la littérature éphémère de la France.** *Ces détails, tout misérables qu'ils nous paroissent sont cependant ce qui intéresse le plus les cours.*

1a) Die Ausgabe, welche Naigeon beſorgte, deſſen Bewunderung ſeines Lehrers Diderot keine Grenzen kennt und der auch ſein atheiſtiſches Geſchwätz preiſet, erſchien 1798 in 15 Theilen in 8., und ward ſeitdem oft wieder gedruckt. Eine ſchönere Ausgabe, die vollſtändiger iſt, erſchien 1822 in 22 Theilen in 8. Der letzte enthält die **Mémoires philosophiques et historiques sur la vie et les ouvrages de Diderot** von Naigeon. Im Jahre 1830 erſchienen, gleichſam als wenn man des Zeugs nicht genug bekommen könnte: **Mémoires, correspondance et ouvrages inédits de Diderot. II. Voll. 8.**

ſie ſich an dergleichen Romanen beluſtigen konnte. Der Erſte, den Diderot ſchon als junger Mann und zwar in Zeit von vierzehn Tagen geſchrieben hatte (Les Bijoux indiscrets) iſt von der Art, daß man nicht einmal den Sinn des Titels erklären darf, und daß Jeder, der nicht zu der Gattung verdorbener Taugenichtſe der großen Welt gehört, die ſich des lockeren Lebens rühmen, deſſen ſich der Bürgersmann ſchämt, vor dem Inhalt zurückſchaudert. Der zweite Roman (Jacques le Fataliste) wird nicht einmal von dem Mann gebilligt, der behaupten konnte, Diderot ſey von ſeiner Zeit nicht gehörig anerkannt worden; wir wollen indeſſen einige wenige Stellen aus dem erſten Theile ausheben, um zu zeigen, was unter der vornehmen Welt als Philoſophie galt. Wir dürfen übrigens bei dem Buche ſchon aus dem Grunde nicht verweilen, weil nur das Schlüpfrige darin dem Verfaſſer und ſeiner Zeit angehört, das Uebrige aber eine ſchlechte durchaus verunglückte Nachahmung des Triſtram Shandy iſt. —

Das Buch hat die Form eines Dialogs und beginnt mit der Verſpottung der chriſtlichen Vorſtellung von Vorſehung und göttlicher Weltregierung. In welchem Tone dies geſchieht, wird man aus einer unten angeführten Stelle auf den erſten Blick erkennen [2]). Was politiſche Grundſätze angeht, ſo findet man unter dem elenden Geſchwätze Zoten, und neben der hie und da ſichtbaren Dialektik überall einzelne Anſpielungen auf die damals beſtehende Ordnung, Einrichtung, Hierarchie, die den folgenden von dem Schloſſe, wo Jakob und ſein Herr einkehren, gleichen. Was Jacob und ſeinen Herrn, heißt es, dort am mehrſten ärgerte, war, daß ein Schock dreiſter Kerle ſich der ſchönſten Zimmer bemächtigt hatten, und immer meinten, ſie wären gleichwohl

---

2) Pag. 35. Le maître: Je rêve à une chose, c'est, si ton bienfaiteur eût été cocu, parce qu'il était écrit là haut, où si cela était écrit là haut, parceque tu ferais cocu ton bienfaiteur. Jacques: Tous les deux étaient écrit, l'un à côté de l'autre. Tout a été écrit à la fois. C'est comme un grand rouleau, qui se déploie petit à petit.

noch zu eng und zu ſchlecht quartiert, ſo daß ſie gegen den Sinn der Inſchrift über dem Eingang des Schloſſes und gegen das natürliche Recht und den geſunden Menſchenverſtand behaupteten, das Schloß ſey ihnen als Eigenthum vermacht worden. Sie hatten daher mit dem Beiſtand einer Anzahl von Taugenichtſen, die von ihnen beſoldet wurden, eine große Zahl anderer Taugenichtſe in Sold genommen, die für ein klein Stück Geld jeden an den Galgen hingen oder todtſchlugen, der es wagte, ihnen zu widerſprechen. Doch gab es zu Jakobs und ſeines Herrn Zeit Leute, die es zuweilen wagten. . . . Ungeſtraft? . . . . Das iſt, wie es gerade trifft . . . . Nach ſolchen Stellen, welche für jene drei Viertheile des Buchs, die, wie ſogar Naigern geſteht, nie hätten gedruckt werden müſſen, tröſten ſollen, folgen Geſpräche und Geſchichten, welche uns von der loſen und lockern Art Unterhaltung der Kreiſe Diderots und ſeiner Genoſſen einen Begriff geben. Unter die matten Witze ſind nicht ohne Kunſt die Stücke eingeſchoben, welche verſteckt werden mußten, wenn man der Polizei entgehen wollte.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir durch eine vollſtändige Analyſe zeigen wollten, welche Kunſt in der Nachläſſigkeit und welche Kenntniß des loſen und lockern Leſepublicums, das man von hergebrachten und eingetrichterten Begriffen befreien wollte, in dem aphoriſtiſchen oder obſcönen Gerede liegt; wir wollen daher nur noch eine von den Stellen ausheben, welche die neue Weisheit populär verkündigen. Es iſt die Rede von Sokrates, freilich gegen allen Zuſammenhang oder Veranlaſſung; bei der Gelegenheit heißt es: Er war ein Weiſer zu Athen, ſeit langer Zeit aber iſt die Rolle des Weiſen unter Narren eine ſehr gefährliche. Seine Mitbürger verdammten ihn, den Schirlingstrank zu trinken. Sokrates machte es, wie du es eben gemacht haſt; er war ungemein höflich gegen den Henker, der ihm den Trank reichte. Jakob, geſteh es nur, du biſt eine Art Philoſoph. Ich weiß recht wohl, daß dieſe Menſchengattung den Großen durchaus verhaßt iſt, weil ſie vor ihnen nicht die Knie beugt. Den im Obergericht ſitzenden Juriſten iſt

ſie zuwider, weil ſie Vorurtheile verfolgt, welche von den Gerichten in Schutz genommen werden; den Pfaffen, weil ſie ſich ſelten an ihren Altären blicken läßt; den Dichtern, weil in dem Dichtervolk kein ernſter Sinn iſt. Sie betrachten die Philoſophie nur als Art der ſchönen Künſte, und wollen nicht, daß man ihnen ſage, daß auch ſogar diejenigen unter ihnen, welche ſich mit der gehäſſigſten Gattung der Dichtung, mit der Satyre, abgeben, doch am Ende nur Schmeichler waren. Den Völkern ſind die Philoſophen verhaßt, weil das Volk von jeher ſich ſclaviſch hingab, den Tyrannen, die es unterdrückten, den Spitzbuben, die es betrogen, und den Schalksnarren, die es beluſtigten. Ich kenne alſo, wie du ſiehſt, die Gefahr deines Gewerbes und die Wichtigkeit des Eingeſtändniſſes, welches ich von dir verlange, ganz vollſtändig; aber ich werde keinen Mißbrauch davon machen. Mein Freund Jakob, du biſt ein Philoſoph. Es iſt mir leid um deinetwillen, und wenn man aus dem, was gegenwärtig geſchieht, auf dasjenige ſchließen darf, was eines Tages geſchehen muß, und wenn das, was da oben geſchrieben ſteht, ſich zuweilen den Menſchen lange vorher offenbart, ehe es ſich ereignet, ſo vermuthe ich, daß du den Tod eines Philoſophen ſterben mußt, und daß du den Strang mit ebenſoviel Würde empfangen wirſt, als Socrates die Schale mit dem Schierlingstrank.

Beſſer ſowohl durch Inhalt als Form iſt der Dritte der Romane Diderots, die wir vor andern als Muſter des Tons und Geſchmacks der vornehmen Herrn und Damen, die ſich an der Unterhaltung dieſer Art ergötzten, anzuführen verſprochen haben. Dies Buch enthält eine Darſtellung der Verderblichkeit der Einrichtung der Nonnenklöſter und ihrer Disciplin, eingekleidet in die Form von Geſtändniſſen einer Nonne, welche ihr eignes Leben beſchreibt, darauf bezieht ſich der Titel des Buchs, die Nonne (la Religieuse). In dem Styl und in der anziehenden und anregenden Erzählung wird Niemand den Mann der guten Zeit der franzöſiſchen Literatur verkennen, der ſich weder] die Flüchtigkeit zu Schulden kommen läßt, die er ſich oft in den Arbeiten ſeiner Jugend erlaubte, noch die Nachläſſig-

keit und Verachtung des Publikums, welche ſich im Jacques le Fataliſte und in andern ähnlichen Büchern zeigt. Die Geſchichte iſt ſo genau aus den Erfahrungen jener Zeit und aus dem, was alle Tage in gewiſſen Familien vorging, entlehnt, daß man wirkliche Denkwürdigkeiten zu leſen glaubt. Jede fühlende Seele ſchaudert und wird innig ergriffen und von Rührung durchdrungen, ſie muß einen Zuſtand des Staats und der Kirche verabſcheuen, der Dinge, wie die hier erzählten, möglich machte. Dieſer letzte Punkt iſt der Einzige, der hier in Betrachtung kommt, weil eigne Erfahrung uns gelehrt hat, wie mächtig die Sprache und die ganze Darſtellung den jugendlichen mit Welt und Menſchen unbekannten, gegen rein menſchliche Empfindung im harten Leben noch nicht abgeſtumpften Geiſt ergreift. Diderot hat mit einer bewunderungswürdigen Kunſt die Erzählung vom Anfange bis zu Ende ſo durchgeführt, daß er nie aus dem Ton gefallen iſt, ſondern ihn immer ſo gehalten hat, wie etwa ſeine fromme Tochter, welche nach ſeinem Tode viele ſeiner Schriften dem Feuer geopfert hat, würde geſchrieben haben. Er fällt nie in ſeinen eignen frivolen Ton bis er an den Punkt kommt, wo er ſeine Kunſt an ein Gemälde verſchwendet, welches die Verſe eines Aretin und die Zeichnungen eines Julius Romanus weit hinter ſich läßt.

Wir begleiten die Nonne aus dem elterlichen Hauſe, wo ſie gequält ward, bis ſie ſich ſcheinbar freiwillig, zum geiſtlichen Stande entſchließt; wir ſehen die gute und ſchlechte Aebtiſſin und die Wirkung der durch den Rechtsgang möglichen Schritte gegen die Tyrannei der Kloſterzucht. Alles dies iſt durchaus hiſtoriſch und auch anwendbar auf Deutſchland und auf Mönchsklöſter; man darf nur vergleichen, was Bronner, Schad, Feßler in ihren Lebensbeſchreibungen ausführlich berichtet haben. Die Quälereien, welche der Aberglauben erſonnen hat, wenn eine freie Seele ſich nicht in den Kreis bannen laſſen will, wo jedes menſchliche Gefühl im mechaniſchen Gottesdienſte erſtirbt, werden auf eine andere Art aber eben ſo geiſtreich und anregend geſchildert, als in unſern Tagen im Spiri-

dion geſchehen iſt. Diderot ſteht dabei der hiſtoriſchen und alltäglichen Wahrheit näher, weil von ihm weniger philoſophiſche und poetiſche Phantasmagorie aufgeboten wird. Das Kloſterleben und Kloſterweſen der Zeit kurz vor der Revolution iſt in keinem Buche mit mehr Wahrheit und Lebendigkeit geſchildert als in dieſem Roman, der eine belehrende Lectüre ſeyn könnte, wenn nicht die zweite Hälfte des Buchs mit furchtbarer Wahrheit und mit einer teufliſchen Kunſt Scenen im Innern der Klöſter ſchilderte, welche auch ſogar ein Juvenal und Petronius ſich ſcheuen würden, mit der Ausführlichkeit und der Lebendigkeit zu beſchreiben, wie ſie hier beſchrieben werden. Die Anſtößigkeit der Scenen und die Abſichtlichkeit bei Erregung der Sinnlichkeit verdient um ſo mehr Tadel als Diderot keine Freude am ausgelaſſenen Leben hatte. Er, der Sohn eines Meſſerſchmidts, den man in die höhern Kreiſe aufgenommen hatte, fühlte nur einen heftigen, aber wahrhaftigen Unwillen gegen die in denſelben herrſchende Heuchelei und ließ dieſe bei jeder Gelegenheit mit revolutionärer Heftigkeit aus. Das misfiel einem Manne wie d'Alembert, der als Markis und als Verfertiger akademiſcher Lobreden, den Ton des Sansculotismus nicht billigen konnte. Er und die große Welt zogen ſich von Diderot zurück, der lange vor ſeinem Tode (er ſtarb um 1783) das Salonsleben aufgegeben hatte und im ſtillen häuslichen Kreiſe lebte.

Diderot, wie Perſius und andere Dichter der letzten römiſchen Zeit und wie ſein Freund d'Alembert, vereinigte mit Leichtfertigkeit des Ausdrucks und der Obſcönität der Geſellſchaft, in welcher er lebte, die Bewunderung der ſtoiſchen Strenge und der geſuchten und epigrammatiſchen Kürze der ſtoiſchen Rhetoren und Geſchichtſchreiber. Die Spuren dieſer ſcheinbar ganz widerſprechenden Richtungen wird man ſchon in einer ſeiner früheren Schriften, in der Beurtheilung der Künſtlerarbeiten von 1765 bis 1767 (Salon de 1765—1767) antreffen. In dieſer Schrift eifert er mit großer Strenge gegen die künſtleriſche Darſtellung derſelben Gegenſtände und Scenen, die er ſelbſt ſpäter

in ſeinen Romanen vorzugsweiſe auszumalen oder errathen zu laſſen bemüht geweſen iſt. Die Aehnlichkeit der Zeiten des Kaiſers Tiberius und König Ludwigs XV. in Rückſicht auf übertriebene Strenge der Rede, und unerhörte Ausſchweifung im Leben, zeigt ſich aber am deutlichſten in der Bewunderung, welche Diderot in ſeiner Schrift über Seneca und d'Alembert in ſeiner Bearbeitung des Tacitus für Senecas Rhetorik und Philoſophie ausgeſprochen haben.

Die heftigſten Aeußerungen Diderots über das entartete Syſtem des Mittelalters, welches im achtzehnten Jahrhundert in allen Staaten Europas mit einer monarchiſchen Strenge der Polizei und einer Strafloſigkeit vornehmer Verbrecher verbunden war, ſind erſt in unſerm Jahrhundert in dem Gedicht die Eleutheromanen veröffentlicht worden. Wir würden ſogar zweifeln, ob dieſe gräßliche Dithyrambe der Eleutheromanen wirklich von Diderot herrühre, wenn wir kein anderes Zeugniß dafür hätten, als Naigeons Verſicherung [2a]). Von welcher Art dieſe Dithyrambe war, kann man aus den berüchtigten zwei Verſen ſehen, welche man immer anzuführen pflegt, wenn vom Canibalismus der ſogenannten Cordeliers die Rede iſt [2b].).

Diderot wählte in jener Dithyrambe ausdrücklich die Form bachantiſcher Wuth und Raſerei, die ihm ſonſt keineswegs eigen war, um nicht blos Tyrannei und Tyrannen, ſondern auch Königthum und Könige überhaupt zu verwünſchen. Die Männer der Schreckenszeit und die furchtbaren Ochlokraten, welche dieſe um 1841 in Paris zu erneuen drohten und dadurch die Herr-

---

2a) Dieſe Eleutheromanes ou les Furieux de la liberté wurden ſchon 1796 als Diderots Arbeit gedruckt, erſt in der Décade philosophique, dann im Journal d'économie politique. Dies zeugt für Naigeon, beſonders aber, daß Fragmente der Eleutheromanen ſchon insgeheim bekannt wurden, als Diderot und Holbach noch himmelſtürmend converſirten. Das Gedicht verkündigt Anarchie jeder Art.

2b) Sie lauten in den Eleutheromanen, wie folgt:
Et ses mains ourdiraient les entrailles d'un prêtre
A défaut d'un cordon, pour étrangler les rois.

ſchaft der Doctrinärs befeſtigen halfen, beriefen ſich daher auch immer auf die berühmten Namen von Diderot und Holbach als auf die Apoſtel ihres Evangeliums. Dieſe furchtbaren Anarchiſten citiren uns einen uns ſonſt ganz unbekannten Sylvain Maréchal als denjenigen, der aus Diderots Schule hervorgegangen die Lehre von Gott und göttlicher Weltregierung wie die von einer bürgerlichen Ordnung und Unterordnung am kühnſten verſpottet habe [3]).

Auf eine ganz andere Weiſe als Diderot, Holbach und andere bekämpfte Marmontel das beſtehende hierarchiſche und monarchiſch militäriſche Syſtem ſeiner Zeit. Er wußte ſelbſt eigentlich nicht, was er that und ſeine im Alter geſchriebenen Denkwürdigkeiten zeigen uns, wie ſehr er erſchrack und zurückſchauderte, als er ſpäter inne wurde, was er gewollt und wohin er gearbeitet habe. Er bedurfte des Ruhms eines Belletriſten und Schauſpieldichters, dazu war ihm Voltaire unentbehrlich, er mußte ihm daher huldigen und das konnte nicht geſchehen, ohne ſich der Richtung der Zeit anzuſchließen und Verbeſſerung des Beſtehenden zu fodern. Das hinderte bekanntlich Voltaire nicht, der Pompadour gelegentlich zu huldigen, er konnte daher auch Marmontel nicht übel nehmen, wenn er Wohlthaten von ihr ſuchte und annahm, und ſtolz darauf war, ihr Schützling zu ſeyn. Vom Gehalt der Schriften, deren wir hier erwähnen, kann nicht die Rede ſeyn, weil hier blos ihre muthmaßliche Wirkung in Betracht kommt, es iſt daher genug, wenn die Thatſache unläugbar feſt ſteht, daß Marmontel in ganz Eu-

---

3) Die fanatiſirten Anarchiſten begannen um 1841 ein Journal herauszugeben, unter dem Titel l'Humanitaire (das freilich keinen Fortgang haben konnte), darin heißt es: Maréchal figura avec avantage parmi les Diderot, les d'Holbach, il publia en 1781 sans y mettre son nom un poëme philosophique, dont la hardiesse souleva contre lui les hommes de mauvaise foi interessés à l'erreur et la colère des dévots. C'étoit un réquisitoire foudroyant contre l'opinion qui admet l'existence d'un être au dessus de la nature et un plaidoyer plein d'éloquence en faveur du matérialisme étayé sur les principes de la plus austère vertu et embellie des charmes d'une poésie mâle et énergique.

ropa berühmt war, daß er eine große Leichtigkeit hatte, ſich innerhalb eines engen Kreiſes von Ideen leicht zu bewegen und daß er den Hofton zu treffen wußte.

Marmontel war aus den geiſtlichen, auf rhetoriſche Abrichtung und auf Uebung des Gedächtniſſes und Fertigkeit in zierlichen Redeformen eingerichteten Schulen hervorgegangen; er hatte von Kindesbeinen an gelernt, mehr auf die Form der Rede und des Ausdrucks, als auf das Weſen der Sachen zu merken; er durfte daher das, was er zum geiſtlichen Gebrauche erlernt hatte, nur weltlich anwenden, ſo war der Rhetor und Sophiſt fertig. Marmontel macht Diderot den Vorwurf, daß er nicht verſtanden habe, ein Buch zu machen, wie man das in Frankreich zu nennen pflegt, darin war er allerdings geſchickter, denn niemand kannte das Publikum beſſer als er. Er war Allen etwas. Er beſang und lobte Ludwig XV. und behauptete ſich in der Gunſt des Düc d'Aiguillon und der Pompadour, während er zugleich in den pariſer Salons als Philoſoph glänzte. Im Allgemeinen war ſein Ruhm größer unter den ſentimentalen Deutſchen, als unter den witzigen und verſtändigen Franzoſen. Unter den Letztern ward er zuerſt als Schauſpieldichter bekannt, weil ihn Voltaire auf jede Weiſe zu heben ſuchte, da er ſeinem Glanze als Folie dienen konnte. Seine Stücke begründeten damals durch ihre Aufführung ſeinen Ruhm in ganz Europa, weil man nicht vornehm ſein konnte, ohne zu wiſſen, was für Stücke in Paris geſpielt würden, wir aber können ſie, weil wir unſeres Zwecks eingedenk ſind, hier ganz unerwähnt laſſen; ſeine moraliſchen Erzählungen dürfen wir dagegen nicht übergehen.

Dieſe moraliſch genannten Erzählungen, welche von den immer nach Paris blickenden Deutſchen gleich unter dem Namen die Tugendſchule überſetzt wurden und ſogar in unſern Tagen aufs neue überſetzt ſind, erſchienen zuerſt im **Mercure de France**, den Marmontel durch dieſe Erzählungen ſehr hob, ſobald ihm die Pompadour das Privilegium der Redaction dieſes Journals verliehen hatte. In dieſen Erzählungen wird jene Gefühlstu-

gend gepredigt, welche uns Deutſche entnervt hat, weil ſie die Schranken zwiſchen Tugend und Laſter verkennen lehrt. Dies wirkte in der ſentimentalen Zeit der Educationstheorie beſonders verderblich, weil die Reformatoren der Erziehung wie die Väter und Mütter ſtatt den Geiſt durch Arbeit zu ſtärken, ihn durch Gefühlſamkeit ſchwächten.

Die Tugend wird von Marmontel nicht, wie von ſeinen akademiſchen Brüdern geſchieht, (d. h. beſonders wenn ſie in religiöſer Form erſcheint) verhöhnt, und dem Laſter wird nicht durch witzige Wendung die Form derſelben gegeben; aber ſie wird ſo leicht, ſo angenehm gemacht, Fehler und Vergehungen erſcheinen in Rückſicht ihrer Wirkung auf die menſchliche Seele und auf den Charakter ſo unbedeutend, daß die ungeheuere Kluft zwiſchen Selbſtbeherrſchung und ſinnlichem Leben unmerklich verſchwindet. Ernſt und ſtrenge Zucht werden als gehäſſige und finſtere Reſte einer vergangenen Zeit, weiches Gefühl, ſinnliches Mitleid, einzelne Handlungen der Mildthätigkeit, ſinnliche Liebe und Erbarmen aus der Unbehaglichkeit des Anblicks der Leidenden entſprungen, alſo die ſinnlichen Anregungen und natürlichen Bewegungen, die allerdings zur Tugend leiten und helfen können, gelten für das, was an ſich, vor Gott und vor dem Gewiſſen recht und gut iſt. Dies Alles würde, wie in ſo vielen deutſchen Büchern, das fühlte Marmontel wie Wieland, nur eine für die große Welt langweilige Reihe unſchuldiger Freuden, rührender Handlungen, Geſchichten voll liebenswürdiger Güte, an die Hand gegeben haben, Marmontel half ſich daher wie Wieland. Beide miſchten unter ihre langweilige Sentimentalität eine gute Doſis Immoralität, und beide bewirkten dadurch gerade unter den Beſſern, Aufklärung wünſchenden Zeitgenoſſen eine völlige Veränderung der aus dem vorigen Jahrhundert überlieferten und auf den Kanzeln verkündigten Anſicht des Lebens. Diderots Romane erregten bei beſſeren und reineren Seelen Widerwillen und Abſcheu; Marmontels ſchlüpfrige Sittlichkeit lockte die Unſchuldigen an. Marmontel ärgerte niemand durch Atheismus wie Diderot, er bekämpfte

aber den religiöſen Jeſuitismus durch einen eben ſo verderblichen moraliſchen. Es iſt unnöthig, dies an den einzelnen Erzählungen, welche zuerſt Marmontels Ruhm begründeten, nachzuweiſen, da wir in Deutſchland an dieſer Art Literatur Ueberfluß haben, wir wollen lieber auf die beiden größeren Werke aufmerkſam machen, in denen das den moraliſchen Erzählungen zum Grunde liegende Syſtem unmittelbar auf den Staat und deſſen größere Verhältniſſe angewendet wird. Die Aufnahme dieſer nicht einmal dem franzöſiſchen Geſchmacke oder dem Pariſer Zeitgeiſte entſprechenden Bücher beweiſet am beſten, wie unmöglich es war, gegen die allgemeine Stimmung des gebildetſten und angeſehenſten Theils der Regierenden und der Gehorchenden das alte Syſtem aufrecht zu erhalten [3a].

Wir möchten nicht behaupten, daß die beiden Bücher, von denen wir reden, der Beliſaire und die Incas, auf ihre Zeit einwirkten, dazu waren ſie zu ſchwach und zu unbedeutend, wir reden nur von ihrer Aufnahme im Publikum und von der Stimmung und Richtung der höheren Stände, worauf ſie berechnet waren. Marmontel ſelbſt giebt uns über dieſe Aufnahme und Tendenz des Beliſar beſonders die beſte Auskunft. Die Ten-

3a) Marmontel ſagt im 8. Buche der **Mémoires (éd. Paris 1805. Vol. III. p. 31.) Tandis que la Sorbonne, plus furieuse encore de se voir harcelée travailloit de toutes ses forces à rendre Bélisaire hérétique, déiste, impie, ennemi du trône et de l'autel (car c'étoient ses deux grands chevaux de bataille) les lettres des souverains de l'Europe et celles des hommes les plus éclairés et les plus sages m'arrivoient de tous côtés, pleines d'éloges pour mon livre, qu'ils disoient être le bréviaire des rois. L'impératrice de Russie, l'avoit traduit en langue russe, et en avoit dédié la traduction à un archevêque de son pays. L'impératrice reine de Hongrie, en dépit de l'archevêque de Vienne, en avoit ordonné l'impression dans ses états, elle qui étoit si sévère à l'égard des écrits qui attaquoient la religion.** Wozu dies diente und wie ſchlau man es benutzte (wie in unſern Zeiten Fromme und Philoſophen die entgegengeſetzte Stimmung) ſagen die folgenden Worte: **Je ne négligeai pas, comme vous pensez bien, de donner connoissance à la cour et au parlament de ce succès universel; et ni l'une ni l'autre n'eurent envie de partager le ridicule de la Sorbonne.**

denz des hiſtoriſchen Romans erkannte König Friedrich II. eben ſo richtig als der orthodox-katholiſche Doktor der Sorbonne, der mit aller möglichen Höflichkeit die Billigung des Drucks verſagte. Die allgemeine Stimme war aber ſchon damals mächtiger als das Geſetz, denn es fand ſich doch ein anderer rechtgläubiger Theolog, der die Approbation ertheilte. Marmontel berichtet uns mit großer Selbſtgefälligkeit in ſeinen Denkwürdigkeiten, welche Bedeutung deutſche Fürſten auf franzöſiſche Rhetorik und oberflächliche Eleganz legten, die ſie damals noch nicht wie jetzt unter ihren eigenen Landsleuten finden konnten. Der Herzog von Braunſchweig, damals noch Erbprinz, und ſeine Gemahlin huldigten dem Clienten der Pompadour auf dieſelbe Weiſe, wie derſelbe Erbprinz hernach als Herzog einem Mirabeau ſchmeichelte, der als Spion des franzöſiſchen Miniſteriums nach Deutſchland geſchickt war. Die Fürſten brachten ihre Huldigung zu derſelben Zeit den revolutionären pariſer Sophiſten, als Klopſtock nach Dänemark wandern mußte, als Schiller mit Mühe eine dürftige Exiſtenz fand, als Voß lange Zeit im Lande Hadeln Schulmeiſter blieb, und Leſſing, der nie wie Mirabeau Frevel begangen oder vertheidigt oder wie Marmontel dem Laſter die Geſtalt der Tugend gegeben hatte, wegen philoſophiſcher, hiſtoriſcher und kritiſcher Zweifel verfolgt ward. Blos in Beziehung auf den deutſchen Geiſt und die Manier der Fürſten der Zeit ſetzen wir daher Marmontels Worte unter den Text [4]).

Der hiſtoriſch politiſche Roman, von deſſen Tendenz wir reden, erſchien gerade in dem Augenblicke, als Marmontel Akademiker geworden war (1767), als er daher wie ſeine Collegen zur Zerſtörung des herrſchenden Syſtems, jedoch nur auf ſeine

---

4) Außer der Extaſe, in welche nach Marmontel (p. 49.) der Erbprinz noch in Aachen über die pariſer Gelehrten-Geſellſchaft gerieth, ſtellte er ihn ſeiner Gemahlin mit den Worten vor: Madame, vous désiriez tant de connoître l'auteur de Bélisaire et des Contes moraux. Le voici, je vous le présente.

Weiſe, mitwirken wollte. Er benutzte die Fabel von Beliſars Blindheit und von ſeinem Betteln, Juſtinians Ungerechtigkeit und anderes, was ſich damit verbinden ließ, um gewiſſe politiſche Lehren und gut gemeinte gegen die herrſchende Staats- und Kirchenpolizei gerichtete Rathſchläge unter das große Publikum zu bringen. Er iſt nach ſeiner Art in den erſten Capiteln mit dem hiſtoriſchen Theile bald fertig; die Hauptſache darin iſt, eine durchaus unbeſtimmte moraliſche Politik. Dieſe fand am ruſſiſchen, ſchwediſchen, öſterreichiſchen Hof lauten Beifall, wahrſcheinlich, weil es ſchien, als wenn der, welcher ihr folge, tugendhaft ſein könne, ohne ſich zu beſſern, und reformiren, ohne etwas Weſentliches zu ändern. Nur eines Abſchnittes wollen wir erwähnen, weil man den Contraſt der Regenten unſerer Zeit, beſonders der Kaiſerin Catharina, Joſephs **II.** und Friedrich **II.** recht auffallend an der Aufnahme erkennen wird, die dieſer Abſchnitt damals in Rußland fand, die er dort aber jetzt gewiß nicht finden würde. Es iſt der fünfzehnte Abſchnitt, der gegen die Anſichten und gegen die geſetzliche Strenge des Parlaments und der Geiſtlichkeit in Rückſicht der herrſchenden Religion gerichtet iſt. Dieſen Abſchnitt über Toleranz, ließ Catharina **II.** in die ruſſiſche Sprache überſetzen, oder vielmehr, ſie überſetzte ihn ſelbſt und ließ ihn in der Ueberſetzung im Reiche verbreiten. Dies würde man in unſern Tagen nicht allein in Rußland nicht dulden, ſondern auch in vielen deutſchen Staaten zu verhindern ſuchen. Wie wenig man damals in Frankreich über das Regierungsſyſtem einig war, wie mächtig ſelbſt auf Obſcuranten die herrſchende Stimmung einwirkte und wie gewandt Marmontel und Seinesgleichen waren, ſehen wir daraus, daß die Sorbonne dieſen Abſchnitt über Toleranz verdammte und daß der Herzog von Aiguillon, der doch, wie ſein König den Bigotten ſpielte, den Verfaſſer deſſelben zum Hiſtoriographen machte. Geleſen wird freilich der Beliſaire nicht mehr viel von den Franzoſen, gelobt wird er aber immer noch, denn dies Buch ward für die Salons ſeiner Zeit, was der Telemach, der nach und nach aus der Mode kam, für die frühere Zeit geweſen war. Man begreift

übrigens leicht, daß das Buch unter denjenigen Leuten, welche Marmontel beſonders zu befriedigen wünſchte, um ſo mehr Leſer fand, je weniger Philoſophie oder auch Geſchichte darin war, man erſtaunt aber, wie es den Leuten, denen die pariſer Salons höchſte und unwiderſprechliche Auctorität und Unterhaltung und Witz letzter Zweck war, entgehen konnte, daß als Roman betrachtet, das Buch weder Wahrſcheinlichkeit noch Abwechſelung habe.

Der zweite Roman iſt nur in Deutſchland viel geleſen worden, in Frankreich iſt bekanntlich ſentimal ſchwülſtige, poetiſche Proſe durchaus nicht angebracht, doch verſchaffte der gegen das Alte gerichtete Zeitgeiſt, vielleicht auch der Ruhm des neugebackenen Hiſtoriographen, dem Buche unter den Franzoſen einen augenblicklichen Erfolg, wie ihn damals viele ähnliche Bücher hatten. Dieſer Roman in ſchwülſtiger Proſa erſchien unter dem Titel: die Incas, zehn Jahre nach dem Erſten (1777). Marmontel benutzte in dieſem Incas für ſeinen philoſophiſch-politiſchen Zweck die Eroberung von Peru im ſechzehnten Jahrhundert durch die Spanier. Es ſcheint uns, als hätte er auf dieſe Weiſe, (und aus dieſer einzigen Urſache erwähnen wir des Buchs) der zur Zeit des nordamerikaniſchen Kriegs in den gebildeten Kreiſen herrſchenden Stimmung entgegen kommen wollen.

Die bekannte Geſchichte der von den Eroberern von Peru gegen die unglücklichen Indianer verübten Greuel gibt Gelegenheit, militäriſche Gewaltregierung, autokratiſche Herrſchaft und empörenden religiöſen Fanatismus rührend und ſchaudererregend darzuſtellen. An dieſem Buche iſt nicht einmal der redneriſche Theil zu loben; denn die Proſa beſteht, wie Geßners Idyllen und ähnliche Bücher, aus aufgelöſeten Verſen, die Sprache iſt eigentlich ein Zwitterding von Proſa und Verſen, der Inhalt iſt weder Dichtung noch Geſchichte, ſondern bald Eins, bald das Andere, ſo daß beide ſich abwechſelnd ſchaden. Schon die Form bezeichnet daher ganz paſſend eine Zeit der Auflöſung, es iſt idylliſche Poeſie mitten im verdorbenſten pariſer Leben. Wenn es eines Beweiſes dafür bedürfte, daß Marmontels Poeſie und

Philoſophie noch viel weniger werth war als Diderots Stoicismus, Cynismus und Unglauben, ſo würden wir ihn aus den in unſerm Jahrhundert erſchienenen Denkwürdigkeiten (Mémoires d'un père pour servir à l'instruction de ses enfans 4 Vol. 8. 1804.) des berühmten Akademikers und Hiſtoriographen führen können. Man ſieht dort, wie hohl die Philoſophie, wie eitel und erbärmlich dieſes Salonleben war, und wie höfiſch die ganze Stimmung der von Freiheit und Aufklärung auf dieſelbe Weiſe wie von der neueſten Oper und dem letzten Ballet ſchwatzenden Clienten Voltaires war. Marmontel ſucht in den reuigen Bekenntniſſen Diderot zu vertheidigen, dies iſt aber auch Alles, ſonſt ſtimmt er, wie auch Morellet thut, den Ton des Bekehrten und Reuigen an. Der alte Mann erhebt die vorher in ſeinen Hauptwerken von ihm aus Gründen getadelten Einrichtungen der alten Staatsform und der alten Kirche und Hierarchie mit großem Lobe, er geſteht daher wie Morellet, und noch auffallender Raynal in ſeinem berühmten Briefe an die Nationalverſammlung ganz öffentlich, daß er und die andern Akademiker noch im fünfzigſten Jahre nicht gewußt hätten, wohin ſie eigentlich mit ihrer Philoſophie wollten. Ueberall ſpricht dort der alte Mann ſich ganz unbefangen darüber aus, wie bedeutend und ehrend ihm ein freundlich Wort der Pompadour, ein Blick Ludwigs XV. und eines Herzogs von Aiguillon war, die Gunſt der Gebrandmarkten ſcheint ihm auch noch im hohen Alter unter ganz veränderten Umſtänden ein großer Troſt. Ueberall zeigt er, daß die Weichheit und Schmiegſamkeit ſeines Charakters, der ganz und durchaus am Hofe, in den Salons und in der großen Geſellſchaft gebildet war, die er ſo naiv und ohne Scheu ſchildert, ihn zum alten Weibe machen, dem alle Lappalien und Eitelkeiten, von denen er uns unterhält, mehr ſind, als alle Weisheit der Welt.

Neben den beiden vorhergenannten Akademikern und Philoſophen, welche durch Rhetorik verſchiedener Art einen Ruhm erlangten, der ſie zu hiſtoriſchen Perſonen gemacht hat, welche ihren Platz behaupten werden, was auch immer Schriftſteller, die nur den innern Gehalt ihrer Arbeiten in Anſchlag bringen,

von ihnen urtheilen mögen, verdient aus vielen Gründen zunächſt der Abbé Raynal einen Platz. Dieſes gutmüthige Mitglied des Kreiſes der Geoffrin, Holbachs und Helvetius war täglicher Genoſſe von Marmontel und Diderot und ward auf eben die Weiſe durch eben die Mittel und mit eben dem Rechte oder Unrecht als Hiſtoriker der europäiſchen Colonien in Indien berühmt, wie ſeine Freunde als Philoſophen und Schauſpieldichter. Auch er war in den auf grammatiſche und rhetoriſche Künſte gerichteten Schulen der Jeſuiten erzogen wie Voltaire und Marmontel, er hatte, wie dieſe, nicht den Geiſt der Griechen, ſondern die glatte und gefeilte Advokatenberedſamkeit der Lateiner erlernt und dieſe Anfangs auf Kanzeldeklamation angewendet. Als er des Predigens einer Lehre, an die er nie geglaubt hatte, ſatt war, erlangte er die Redaktion des Götterboten der Damen (**Mercure de France**), nach deſſen Muſter Wieland ſeinen deutſchen Merkur einrichten wollte. Er ſchrieb hernach ganz in Diderots Manier, wir müſſen ihn ſchon darum unmittelbar neben Diderot ſtellen, außerdem hatte er als unermüdlicher Schwätzer viel Aehnlichkeit mit ihm. Ein beſonderer Umſtand iſt noch, daß man allgemein behauptete, daß der beſte Theil der erſten Ausgabe des Werks, wegen deſſen Raynal aus Frankreich verbannt wurde, dem er aber auch den Ruf verdankte, deſſen er zum Theil noch genießt, von Diderot herrühre. Man muß nämlich geſtehen, Diderot heuchelte und höfelte nicht wie Marmontel, er war wirklich Enthuſiaſt für ſeine dreiſten und himmelſtürmenden Lehren, wegen deren am Ende ſogar d'Alembert mit ihm brach, er arbeitete daher gern und unerſchöpflich für jeden, der ſeine freche Rede zu verantworten übernehmen wollte.

Marmontel, Diderot, Raynal, Morellet beweiſen hinreichend, daß das bloße Gedächtnißwerk, die Rhetorik, Dialektik, Grammatik, kurz der ganze Mechanismus des Lehrens und Lernens der jeſuitiſchen Schulen, zu welchem die Jugend dreſſirt ward, um für die Kirche zu ſtreiten, eben ſo gut gegen dieſe Kirche angewendet werden konnte. Obgleich daher Raynal in Pezenas ſchon Jeſuit geweſen war und als Prediger nach Paris

kam, und meinte, er habe gar nicht übel gepredigt, warf er doch die Theologie bald von ſich. Er ſpricht ſich darüber in ſeiner Manier aus, wenn er ſagt, er habe das Predigen aufgegeben, weil er einen Accent von allen Teufeln gehabt habe. Er ward ſeit der Zeit aus einem Theologen ein Mann, der ſich von ſeiner Feder nährt, wofür die Franzoſen bekanntlich, wie für andere Dinge, die wir mit übelklingenden Namen benennen, einen ſehr anſtändigen Ausdruck (**homme de lettres**) haben. In dieſer Eigenſchaft ſchrieb er Alles, was ſich gut verkaufen ließ, er verfertigte damals auf Beſtellung unter andern eine Geſchichte des engliſchen Parlaments und der holländiſchen Statthalterſchaft. Dieſe Bücher waren ſchlecht und ohne innern Gehalt, Raynal zeigte aber rhetoriſches Talent und Dreiſtigkeit, dies verſchaffte ihm Zutritt zu den Geſellſchaften eines Holbach und Helvetius, wo man Zeitgeiſt machte. In dieſen Geſellſchaften machte er ſich dadurch beſonders wichtig, daß er als Bekannter der Herrn von Puiſieux und St. Severin viele politiſche Neuigkeiten aufſpürte, die er dort wieder vortrug. Als Türgot politiſche Oekonomie, Handel, Finanzen zum Geſpräch der Salons machte, bemächtigte ſich Raynals Redſeligkeit dieſer Wiſſenſchaften, er wählte nämlich, um ſich einen Rang unter den Encyklopädiſten und unter den die Welt reformirenden Philoſophen zu verſchaffen, einen hiſtoriſch-politiſchen Gegenſtand, die Geſchichte der Coloniſation beider Indien.

Die erſte Ausgabe von Raynals philoſophiſcher Geſchichte der Handelsniederlaſſungen der Europäer in beiden Indien, muß jedoch von der zweiten wohl unterſchieden werden. Die erſte Ausgabe iſt eine ganz leere Deklamation, die zweite ein in gewiſſer Hinſicht auch praktiſch brauchbares Werk, gleichwohl hat nicht die zweite, ſondern gerade die erſte Ausgabe dem Verfaſſer einen Platz neben den Diderots, Marmontels u. ſ. w. verſchafft, dies iſt für die Charakteriſtik der Zeit der Salons und ihrer Sophiſtik von Bedeutung. Die erſte Ausgabe erſchien um 1770, und Diderot diktirte dem Abbé

Dinge in die Feder, die er ſelbſt nicht die Dreiſtigkeit hatte, dem Publikum mitzutheilen, er erſchrack ſogar darüber, daß es Raynal wagte. Dafür machten die Akademiker einen ſolchen Lärm über das ſeichte Werk, daß nach neun Jahren, welche zwiſchen der erſten und zweiten Ausgabe verfloſſen, ſtatiſtiſche Angaben und andere für ein ſolches Werk ganz unentbehrliche Notizen aus allen Ecken und Enden dem Verfaſſer zufloſſen. Da Raynals Buch Dinge enthielt, welche Diderot, der ſie ihm eingab, nicht würde gewagt haben, bekannt zu machen, ſo erregte es daſſelbe Aufſehen, wie alle Werke, welche damals aus dem Widerwillen gegen Pfaffenthum, der durch dieſe Leute in Haß des Chriſtenthums ausartete, und aus dem Streben nach Freiheit vom Drucke politiſcher Willkühr, welches oft Verachtung des Sittengeſetzes und der bürgerlichen Ordnung erzeugte, hervorgingen. Bei der Gelegenheit zeigt ſich recht deutlich, wie verderblich in allen den Staaten, welche die Civiliſation und das Privatleben nicht unbedingt beherrſchen können, eine zu ſtrenge, der allgemeinen Stimmung entgegengeſetzte Staats- und Kirchenpolizei zu wirken pflegt. Sie zwingt nämlich auch die gemäßigten Freunde freier Aeußerung der Meinungen, lieber das Extrem der Freiheit als das entgegengeſetzte zu fördern. Erkannte doch ein Mann wie Türgot, der auf der einen Seite das Buch des Philoſophen höchſt elend fand, es auf der andern Seite als ſehr nützlich für ſeine Zwecke und trug dazu bei, den Ruhm des Verfaſſers zu vermehren. Er hütete ſich aus Klugheit ſorgfältig, das, was er einem der Eingeweihten mittheilte, unter den Profanen kund werden zu laſſen. Türgot ſchreibt nämlich an den Akademiker Morellet, der ſich damals in England befand, um in Türgots Auftrag die Betriebſamkeit, den Handel, die Fabriken u. ſ. w. näher kennen zu lernen, Folgendes:

Ich bin neugierig, zu erfahren, was wohl die Engländer von der Geſchichte der beiden Indien gedacht haben. Ich geſtehe, daß ich zwar das Talent des Verfaſſers und ſein Werk bewundere, daß ich aber an dem Mangel an Zuſammenhang der

Ideen Anſtoß nehme. Er trägt Paradoxien vor, die ſich einander geradezu widerſprechen und vertheidigt die Einen mit derſelben Wärme, mit derſelben Beredſamkeit, demſelben Fanatismus wie die Andern. Bald iſt er ſtrenger Prediger der Sittenzucht (Rigoriste), wie Richardſon, bald Feind aller Moral (immoral) wie Helvetius, bald voll Enthuſiasmus für ſanfte und zarte Tugenden, bald wieder für wilde Ausſchweifung und trotzigen, rohen Muth. Er nennt die Sklaverei eine verruchte Sache und doch verlangt er wiederum Sklaven, er bringt unſinniges Zeug über die Naturlehre, unſinniges Zeug über Metaphyſik und zuweilen auch über Politik vor. Das ganze Buch zeugt von nichts Anderem, als davon, daß der Verfaſſer viel Geiſt hat und gut unterrichtet iſt, daß er aber gar nicht daran denkt, daß in einem Buche eine leitende Idee ſeyn müſſe, oder daß es einen beſtimmten Zweck haben ſolle. Er läßt ſich vom Enthuſiasmus eines jugendlichen Rhetors von Einem zum Andern fortreißen. Er ſcheint ſich die Aufgabe gemacht zu haben, hinter einander alle die Paradoxien zu vertheidigen, welche er beim Leſen der Bücher anderer Schriftſteller aufgeſtellt hat, oder die ihm in ſeinen wachenden Träumen eingefallen ſind. Er hat mehr Kenntniſſe, mehr Gefühl und mehr natürliche Beredſamkeit als Helvetius; es iſt aber, um die Wahrheit zu ſagen, eben ſo wenig Zuſammenhang in ſeinen Ideen, und er kennt das eigentliche Weſen des Menſchen eben ſo wenig als dieſer.

Wir laſſen ausdrücklich einen Franzoſen und zwar einen Mann wie Türgot über die Seite des Buchs reden, mit der wir es eigentlich hier nicht zu thun haben, unterſchreiben das Urtheil aber ohne Bedenken, und müſſen nur noch dazu bemerken, daß Türgot gleichwohl in Beziehung auf ſeine Zeit und auf ſeine Nation ganz Recht hatte, wenn er dennoch dazu beitrug, das Buch, beſonders die zweite Ausgabe, in Ruf zu bringen. Der damals in ſtatiſtiſchen, ſtaatswiſſenſchaftlichen und ſtaatswirthſchaftlichen Dingen ganz unwiſſende Haufe der Leſer, Leute, die kein Buch ohne hochklingende Phraſen, keine Ge-

ſchichte ohne das, was man Zauber des Styls nennt, würden geleſen haben, ward durch Diderots und Raynals Geſchwätz mit Dingen bekannt, mit deren wahrer Beſchaffenheit dies Publikum es nicht ſo genau nehmen durfte, weil es vorher gar nichts davon wußte. Wir reden hier nämlich von jenen Zeiten, wo Deutſchland und Rußland auf gleiche Weiſe der Norden hießen, der von Barbaren bewohnt, keiner Notiz werth ſey. Dieſe Zeiten ſind bekanntlich verſchwunden, man wird aber die Spuren derſelben noch immer nicht blos in den geleſenſten pariſer Zeitungen finden, ſondern ſelbſt in den Berichten der neulich von den Doctrinärs auf Unkoſten der armen Franzoſen ſo zahlreich auf Reiſen geſchickten Literaten. Raynal brachte auf einmal viel ſtatiſtiſche Gelehrſamkeit, Zahlen, einzelne Angaben über Handel, Verkehr und Staatskunſt, zugleich mit allerlei neuen Vorſtellungen, wenn auch ganz unreifen, über Toleranz und Fanatismus nicht blos an die Weiber und Schwätzer der Salons, ſondern an Handelsleute und Geſchäftsmänner verſchiedener Art und überhaupt an das Volk. Dies gilt auch vom Könige von Preußen, der ſonſt nicht gerade Raynals Bewunderer war. Auch dieſer las das Werk und behandelte den Schwätzer ungemein freundſchaftlich, während er mit ſeinen deutſchen, fleißigen, genauen, durchaus zuverläſſigen, aber freilich langweiligen und nicht von Paris aus empfohlenen Meiſtern in dem Fach, in welchem Raynal ſtümperte, mit einem Süßmilch und Büſching, ziemlich unſanft umging.

Die ſogenannten Whigs der Engländer, die bei Raynal, wie bei Montesquieu, ein glänzendes Lob der Engländer, ihrer Plutokratie und Induſtrie und der ganzen ſelbſtſüchtigen Weisheit fanden, empfingen ihn, als er von der Sorbonne verurtheilt und vom Parlamente verbannt nach England kam, mit offnen Armen, wie er auch in Holland und in Berlin empfangen ward. Durch die Reiſen und durch die Verbindungen mit allen denen, welche Alles, was von Paris aus empfohlen ward, als vortrefflich anſahen, erhielt Raynal die Gelegenheit, der zweiten um 1781 erſchienenen Ausgabe ſeines Werks einen reel-

leren Werth zu geben, als die erſte durch Diderots Deklamation vorher erhalten hatte. Die vielen ſtatiſtiſchen, adminiſtrativen, commerciellen guten Notizen, die man ihm in Holland und England aus zum Theil nicht leicht zugänglichen Quellen mittheilte, machten das Werk, bis beſſere erſchienen, faſt unentbehrlich und brachten es auch in die Hände ſolcher Männer, welche die hohlen Deklamationen der Encyklopädiſten recht gut durchſchauten. In dem Zeitraum zwiſchen den beiden Auflagen war der amerikaniſche Krieg ausgebrochen und die Demokratie war in Paris Mode geworden, darnach ward der Ton der neuen Ausgabe eingerichtet. Dieſer Ton war heftig, das Buch mußte deßhalb in Genf gedruckt werden, wie Rouſſeaus Bücher in Holland. Die lächerliche Verfolgung, die man hernach über das Buch und über den Verfaſſer verhängte, gaben ihm eine Bedeutung, die es ſonſt ſchwerlich würde erhalten haben. Die Sorbonne verdammte endlich das Buch, das Parlament ließ es nach ſeiner alten Art durch Henkershand verbrennen und einen Verhaftsbefehl gegen den Verfaſſer ausfertigen, der dann das Land verließ und im Auslande einen Triumph über Parlament und Sorbonne feierte, bis er 1788 ruhig zurückkehren konnte. Alle franzöſiſch gebildeten und franzöſiſch redenden deutſchen Fürſten, wie die engliſche Ariſtokratie, behandelten den Franzoſen ganz anders, als König Friedrich Büſching behandelte, als er ihm mit einer ſtatiſtiſchen Zudringlichkeit beſchwerlich fiel, wie uns Büſching ſelbſt mit komiſcher Naivetät berichtet. Uebrigens iſt es allerdings wahr, daß Raynal mit ſeiner Deklamation, aus leicht begreiflichen Urſachen, weit mehr zur Verbreitung einer geſunden Philoſophie des Lebens, zur Beförderung des Handels, der Gewerbe der neuern Zeit und zur Zerſtörung der Vorurtheile des Mittelalters gewirkt hat, als Schlözer und Büſching mit aller Gründlichkeit. Eine andere Frage iſt die, welches Verdienſt der ernſte Mann vorziehen ſoll?

§. 2.

Rouſſeau. Büffon.

Bei der Erwähnung Rouſſeaus in den beiden erſten Bänden dieſes Werks ſind ſeine Briefe vom Gebirge aus dem Grunde übergangen worden, weil ſie der Zeit und dem Inhalte nach der demokratiſchen Bewegung des letzten Viertels des Jahrhunderts angehört; dieſe Schrift muß hier nachgeholt werden. Rouſſeau ſchrieb dies demokratiſche und heftige Buch, welches wir mit Junius Briefen und den Schriften des Doktor Price und mit Thomas Paynes Invective gegen Theologie, Hierarchie und Ariſtokratie in eine Linie ſtellen, als Advokat ſeiner genfer Mitbürger. Er wollte in den Briefen gerichtlich und documentariſch beweiſen, daß die genfer Ariſtokraten die Oligarchie, welche damals in Genf beſtand, uſurpirt hätten. Was er früher in ſeiner Philoſophie der Entſtehung der geſellſchaftlichen Verbindung unter den Menſchen (d. h. im Contrat social) dialektiſch und ſpekulativ entwickelt, alſo einem nicht ſtreng philoſophiſch gebildeten Leſer entrückt hatte, trägt er in den Briefen vom Berge, von denen wir hier reden, jedem gewöhnlichen Bürger, wenn er nur von Jugend auf an öffentlichen Angelegenheiten Theil genommen hat, faßlich vor. Er macht hier ſeine Theorie praktiſch, er ſchreibt wie ein Rechtsgelehrter und macht das vorher Spitzfindige handgreiflich durch einzelne Beiſpiele. Die Aufmerkſamkeit von ganz Europa ward durch dieſe Briefe erſt recht auf den ſpitzfindigen Geſellſchaftsvertrag gezogen, weil die in Genf um Rouſſeaus willen entſtandenen Unruhen durch die Briefe vom Berge viel heftiger wurden und bald ganz Europa, beſonders aber Frankreich und die Schweiz in Bewegung brachten. Wir würden daher dieſer Unruhen in Genf weiter unten neben den belgiſchen und holländiſchen, oder im vorigen Bande neben den engliſchen und nordamerikaniſchen erwähnt haben, wenn ſie nicht hier einen paſſenderen Platz gefunden hätten.

Der genfer kleine Rath hatte nämlich, wie ſchwache Regierungen oft einzelne Staatsbürger, aus Gefälligkeit gegen mächtigere, oder auch aus Schwäche, preiszugeben pflegen, aus Gefälligkeit gegen Frankreich auch in Rouſſeaus Angelegenheit dem Rathe des Caiphas gemäß gehandelt. Für die Ertheilung dieſes Raths (Che convenia porre un uomo per il popolo a martiri) läßt bekanntlich Dante den Hohenprieſter in der unterſten Hölle auf dem Boden gekreuzigt zertreten. Der genfer Magiſtrat, um ſich und die genfer Pfarrer von jedem Schein eines Antheils an Rouſſeaus Vernunftreligion zu befreien, hatte das Beiſpiel des Parlaments und des Erzbiſchofs Chriſtoph de Beaumont befolgt; denn Rouſſeaus Emile ward wegen der darin enthaltenen ganz unſchuldig naturaliſtiſchen, oder, wie man jetzt ſagt, rationaliſtiſchen, Geſtändniſſe eines ſavoyiſchen Pfarrers vom Henker verbrannt und gegen des Verfaſſers Perſon ein Verhaftsbefehl ausgefertigt. Beide Beſchlüſſe konnten und durften nach der genfer Verfaſſung gegen einen Bürger nicht auf die Weiſe gefaßt werden, wie ſie gefaßt wurden. Zu der Zeit, als dieſes in Genf geſchah, hielt ſich Rouſſeau im Neuenburger Lande auf, deſſen Statthalter, Lord Keith, einſt Erblandmarſchall von Schottland, ihn mit König Friedrichs Bewilligung in Schutz nahm. Von dort aus machte er im Frühjahr 1763 den furchtbaren Brief gegen den Hirtenbrief des Erzbiſchofs von Paris bekannt, der dieſen zermalmet, ohne daß der Verfaſſer deſſelben grob ward. Gegen die genfer Oligarchie ſchrieb Rouſſeau nicht, weil er erwartete, daß die Bürger von Genf in ſeiner Sache die ihrige erkennen würden. Er war aber damals doppelt gegen die engherzigen genfer Oligarchen erbittert, die ihn ungehört verdammt hatten, weil ſie gewiſſermaßen mit den gnädigern Herrn von Bern gegen ihn conſpirirten, da ihn auch dieſe in Yverdun nicht hatten dulden wollen. Dieſe ganze Verfolgung in Frankreich wie in der Schweiz war eben ſo ohnmächtig als lächerlich; ſie gab dem damals ganz ungefährlichen Mann eine Bedeutung, die ſeine Perſon nicht hatte, und den Druck ſeiner Schriften konnte man ja doch

nicht hindern. Er ward durch die Verfolgung zu einer wichtigen Staatsperſon, die Pfaffen und Juriſten des alten Syſtems, die ihn verfolgten, machten ſich aber auch bei denen lächerlich und verhaßt, die des ſonderbaren Mannes Meinungen durchaus nicht theilten. Man darf nur die Umſtände kennen, um einzuſehen, wie die Behörden ſich und den Schlendrian, den ſie befolgten, gewiſſermaßen vorſätzlich dem Haſſe und der Verachtung preisgaben.

Die vornehmſten Herrn und Damen in Paris hegten und pflegten Rouſſeau und konnten ihre Bewunderung nicht laut genug äußern; der Direktor des geſammten Bücherweſens in Frankreich, der edle Malesherbes, hatte die Reviſion des Drucks des Emile beſorgt. Das Buch, welches der Erzbiſchof und das Parlament verdammten, mußte in Holland gedruckt werden, und der Miniſter förderte eine Schrift, die das Parlament verbrennen ließ, welche Verwirrung!! Der Prinz von Conti hatte Rouſſeau vom Dekret des Parlaments die erſte Nachricht gegeben, der Herzog von Luxemburg bot ihm ein Aſyl an und war ihm zur Flucht behülflich, der König von Preußen gab ihm Schutz, Milord Marſchall wollte ihm eine Penſion verſchaffen. Tauſende von Briefen wurden von allen Seiten her an ihn gerichtet; man wallfahrtete zu dem ſonderbaren Mann, wie einſt zu den Anachoreten der Wüſte. Rouſſeau war ſchon damals gewiſſermaßen geiſteskrank, er war voll Grillen und Miſanthropie, was einem geſunden und kräftigen Manne nie begegnen wird, und doch verfolgten ihn die Herrn des alten Syſtems gleich einem Räuber. Sie gaben ihm durch dieſe Verfolgung ein politiſches Gewicht in Genf, ſtatt daß ſie nur hätten warten dürfen, bis der Schwindel der Mode, der den Haufen der Menſchen durch leeren Schall der Worte bald zur Servilität und zum Aberglauben, bald zum Fanatismus für Freiheit von geiſtlichen und weltlichen Banden fortreißt, vorüber ſey.

Rouſſeau hatte erwartet, die Bürger von Genf, welche längſt unzufrieden waren, daß die Bewohner der obern Stadt ſtolz wie die gnädigen Herrn von Bern auf ſie hernieder blickten, würden ſich ſeiner annehmen, oder doch wenigſtens die Geiſtlichkeit dage-

gen proteſtiren, daß proteſtantiſche Juriſten verführen, wie die Sorbonne und das Parlament verfahren waren; er ſah ſich getäuſcht und kündigte deshalb ſein Bürgerrecht auf. Am zwölften Mai 1763 ſchrieb er den in der Geſchichte der Republik Epoche machenden Brief an den Herrn von Favre, erſten Syndikus der Republik, in welchem er ſeinem Bürgerrechte entſagte. Dieſer meiſterhafte, mit großer Kunſt und ganz beſonderer Mäßigung abgefaßte Brief [5]) ward das Signal bürgerlicher Unruhen im Innern der Republik Genf, und zwar aus einem doppelten Grunde. Zuerſt wollte die Bürgerſchaft von Genf, mochte ſie auch zum Theil noch ſo orthodox calviniſch ſeyn, Rouſſeau, den ſie als den Lobredner ihrer Stadt und als den Stolz derſelben ſehr werth hielt, nicht als einen Verbrecher, ſondern als einen Irrenden behandelt haben; dann glaubte ſie auch, daß das Verfahren des kleinen Raths nicht verfaſſungsmäßig geweſen ſey. Wir wollen, weil nur vom Literariſchen die Rede iſt, die damalige innere Einrichtung von Genf, welche, wie die der mehrſten Cantone der Schweiz und der deutſchen Reichsſtädte des vorigen Jahrhunderts ſehr zuſammengeſetzt und verwickelt war, nicht

---

5) Er lautet wörtlich: **Revenu du long étonnement où m'a jeté de la part du magnifique conseil le procédé que j'en devais le moins attendre, je prends enfin le parti que l'honneur et la raison me prescrivent, quelque cher qu'il en coûte à mon coeur. Je vous déclare donc, Monsieur, et je vous prie de déclarer au magnifique Conseil, que j'abdique à perpétuité mon droit de bourgeoisie et de cité dans la ville et république de Genève. Ayant rempli de mon mieux les devoirs attachés à ce titre sans jouir d'aucun de ses avantages, je ne crois point être en reste avec l'état en le quittant. J'ai tâché d'honorer le nom genevois; j'ai tendrement aimé mes compatriotes; je n'ai rien oublié pour me faire aimer d'eux; on ne sauroit plus mal réussir, je veux leur complaire jusque dans leur haîne. Le dernier sacrifice qui me reste à faire est celui d'un nom qui me fut si cher. Mais, Monsieur, ma patrie en me devenant étrangère, ne peut me devenir indifférente; je lui reste attaché par un tendre souvenir et je n'oublie d'elle que ses outrages. Puisse-t-elle prospérer toujours et voir augmenter sa gloire! Puisse-t-elle abonder en citoyens meilleurs, et surtout plus heureux que moi!**

vollſtändig mittheilen, einige Punkte müſſen wir jedoch angeben. Wir heben beſonders ſolche Punkte hervor, welche für den Zuſammenhang des an ſich unbedeutenden Streits der Bürger von Genf gegen ihren oligarchiſchen Magiſtrat, mit der allgemeinen Richtung von ganz Europa, wichtig ſind. Es wird ſich hernach von ſelbſt ergeben, daß die Briefe vom Berge durch Entwickelung der demokratiſchen Grundſätze des Contrat social mit den Reden eines Burke, Fox, Barrè und den Schriften eines Franklin, Payne, Price, einerlei Wirkung hatten, und daß ſie, wie dieſe im Norden thaten, das Feudalſyſtem im Herzen von Europa furchtbar erſchütterten.

Die Bürger von Genf bildeten damals fünf Claſſen, jede derſelben hatte verſchiedene Rechte und Pflichten und ſogar verſchiedene Namen. Dieſe Namen waren: Staatsbürger (citoyens), Gewerbsbürger (bourgeois), Einwohner (habitans), Eingeborne (natifs) und endlich Unterthanen. Nur die beiden erſten Claſſen hatten Antheil an der Regierung und Geſetzgebung, nur der ſogenannte Staatsbürger allein konnte aber ein obrigkeitliches Amt bekleiden. Die Zahl der Bürger der beiden erſten Claſſen zuſammen mochte etwa höchſtens ſechzehnhundert betragen, die der drei ausgeſchloſſenen Claſſen gab man zu vierzigtauſend an. Dieſe Mehrzahl der Bürger war nicht blos von allem Antheil an der Verwaltung des Staatsweſens ausgeſchloſſen, ſondern auch in jeder Rückſicht ſtärker belaſtet, ſie durfte an vielen Vortheilen keinen Antheil nehmen, deren die ſechzehnhundert genoſſen. Selbſt die beiden, gewiſſermaßen privilegirten Claſſen wurden aber in der Regel über die Maßregeln der eigentlichen Oligarchie nicht befragt, ja nicht einmal gehört, wenn ſie ihr eigenes Recht geltend machen wollten. Man hatte, ohne durch die Verfaſſung dazu berechtigt zu ſeyn, durch eine künſtliche nnd nach Genfer Art ſpitzfindig ausgedachte Einrichtung der Regierungscollegien alle Gewalt im Staat an ſehr wenige Familien gebracht. Dieſe regierten dann auf dieſelbe Weiſe, wie die ehemaligen berner Patrizier und viele andere ariſtokratiſche Regierungen in der That väterlich und vielleicht beſſer

als demokratiſche Obrigkeiten würden gethan haben, aber es war ihren Mitbürgern doch kränkend, daß ſie als Kinder immer unter der Zucht der Herrn in der obern Stadt ſtanden, ſie hätten gerne etwas phyſiſche Behaglichkeit und einigen materiellen Wohlſtand weniger gehabt, wenn ihnen ihre wohlmeinenden väterlichen Regenten moraliſch mehr zugetraut und ſie für mündig gehalten hätten. Die Einrichtung war ungefähr folgende: Es beſtand zuerſt ein eigentlicher Senat, der zugleich oberſtes Gerichts- und Regierungscollegium war, wie in unſern deutſchen Reichsſtädten, wenigſtens in den mehrſten. Dieſer kleine Rath beſtand aus fünfundzwanzig Mitgliedern, aus welchen alle Jahr durch den großen Gemeinderath vier Syndics gewählt wurden, die in den verſchiedenen Collegien oder Aemtern den Vorſitz hatten. Der erſte Syndic war Präſident aller der vier Räthe, wodurch man den Schein einer beſchränkten Oligarchie erkünſtelte, ohne irgend jemand zu täuſchen. Der Erſte dieſer vier Räthe war der große Gemeinderath, der aus den ſämmtlichen Bürgern der beiden erſten Claſſen beſtand. Ohne Zuſtimmung dieſes Raths konnte keine Auflage ausgeſchrieben und kein Geſetz gemacht werden, er konnte aber nur über die Vorſchläge berathſchlagen, die ihm der kleine Rath that, er ſelbſt durfte keine machen, auch ſtand er unter der Aufſicht des Raths der Zweihundert. Dieſer dritte Rath der kleinen Republik war im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts etwas erweitert worden, denn er beſtand ſeit 1738 nicht mehr aus zweihundert, ſondern aus zweihundert und fünfzig Mitgliedern. Er war das Wahlcollegium für den kleinen Rath, und dieſer ernannte die Mitglieder des Raths der Zweihundert. Alles blieb daher in einem Kreiſe. Außer der Wahl des kleinen Raths hatten die Zweihundert auch das Begnadigungsrecht und das Münzrecht, ſie waren dabei Gericht zweiter Inſtanz. Dieſer Rath der Zweihundert konnte dem kleinen Rathe Vorſchläge machen, durfte aber ſelbſt über nichts berathſchlagen, als über das, was ihm der kleine Rath vortragen ließ. Der vierte Rath, der der Sechzig, war keine eigentliche Behörde, ſondern blos ein ge-

heimer Ausſchuß, zuſammengeſetzt aus den fünfundzwanzig Mitgliedern des kleinen Raths und fünfunddreißig Mitgliedern des Raths der Zweihundert. Dieſer Ausſchuß war für geheime Angelegenheiten und für auswärtige Verhältniſſe. Eine Hauptperſon in dieſer Verfaſſung war der Generalfiscal (procureur général) der auf je drei Jahre aus dem großen Gemeinderath von den Zweihundert erwählt ward. Dieſer hatte nicht allein alle juriſtiſchen Geſchäfte zu beſorgen, ſondern war auch der Staatsſophiſt, d. h. er mußte philoſophiſch beweiſen, daß Alles, was die vornehmen, regierenden Herrn anordneten, vortrefflich ſey. Der große Rath durfte allerdings dem kleinen und dem der Zweihundert Vorſtellungen machen; aber dieſe konnten dann ihr ſogenanntes Recht des Negirens (droit négatif) gebrauchen, d. h. ſie konnten, ohne auch nur einen Grund anzugeben, bei ihren Beſchlüſſen beharren. Der große Rath ward daher auch nur ein paarmal im Jahre verſammelt, blos der Wahlen wegen, denn im Uebrigen wußte man mit ihm fertig zu werden. Schon 1738 hatte man gefühlt, daß dieſe ariſtokratiſch oligarchiſche Regierung, die ſich ſtets aus den Gliedern einiger wenigen Familien ergänzte, mit dem Bedürfniſſe der Zeit und mit den Veränderungen, welche dieſe, beſonders in einer Handelsſtadt, unaufhörlich herbeiführt, im Widerſpruche ſtände. Die Bürger geriethen daher mit den Oligarchen in Streit. Die Unruhen hatten zur Folge, daß die Oligarchie um ein Weniges erweitert ward, dafür aber ward das, was vorher nur Uſurpation war, jetzt zum geſchriebenen Recht. Die genfer Oligarchie ward damals dadurch feſter gegründet, daß die adlige Ariſtokratie von Bern und die weit ärgere bürgerliche und kaufmänniſche von Zürich, nebſt der militäriſch monarchiſchen Regierung von Frankreich Bürgen der beſtehenden Oligarchie wurden. Seit dieſer Zeit hatte daher der franzöſiſche Reſident in Genf und die gnädigen Herrn von Bern großen Einfluß, und dieſe beiden hatten um 1762 eben ſo gut Gründe, in Rouſſeau den Propheten der Demokratie zu verfolgen, als die genfer Oligarchie ſelbſt. Bei dieſer Gelegenheit zeigte Friedrich II., als er den Vertheidiger

der Demokratie gegen die Oligarchen in Schutz nahm, auf eine glänzende Weiſe, daß ein Monarch, der auf ſeine Kraft und ſein Verdienſt traut, keiner Ariſtokratie gegen ſein Volk bedarf. Er erlaubte dem verfolgten Vertheidiger der Demokratie nicht allein, ſich in Motiers Travers aufzuhalten, ſondern auch von dort aus einen wüthenden Kampf mit den Oligarchen, zu Gunſten des genfer Volks, zu beginnen.

Der Brief, wodurch Rouſſeau ſeinem Bürgerrechte entſagte, weckte nämlich endlich den großen Gemeinderath aus ſeinem Schlummer, er gebrauchte ſein Recht und machte Vorſtellungen dagegen, daß man einen in ganz Europa geachteten Bürger verdammt habe, ohne daß man ihn gehört oder auch nur vorgeladen hätte. Der kleine Rath machte es wie ſonſt, er bediente ſich ſeines Rechts, keine Antwort zu geben. Dadurch kam es zwiſchen beiden Räthen zum förmlichen Bruch, und der große Rath veranlaßte einen Stillſtand der öffentlichen Geſchäfte durch die Weigerung, die vier Präſidenten oder Syndics zu wählen. Zu dem Zank über Rouſſeau kamen dann noch andere Urſachen des Zwiſts hinzu, und die bürgerlichen Unruhen in Genf dauerten über vier Jahre lang fort. Wir können und dürfen hier der Geſchichte der Zwiſtigkeiten der Bürger einer einzelnen Stadt mittlerer Größe nur in Beziehung auf Rouſſeaus demokratiſch aufregende Briefe erwähnen, es mag daher genug ſeyn, zu bemerken, daß der Streit erſt um 1768 beendigt ward. Die Bürgen der Verfaſſung von 1738 hatten ſich in die Sache gemiſcht, ſie vermittelten einen Vertrag, deſſen Reſultat das ſogenannte Friedensedict (édit de pacification) war, wodurch der große Rath einige im Ganzen unbedeutende neue Rechte erhielt, während die große Mehrzahl der Genfer Unterthanen der herrſchenden Familien blieben.

Gleich anfangs miſchte ſich Rouſſeau in dieſen Streit nicht; er ergriff erſt die Feder, als ihn Deputirte des großen Raths ausdrücklich darum erſuchten, weil alle ausgezeichneten Gaben und geſchickten Federn des kleinen Staats der Regierung verpachtet waren. Der damalige Generalfiscal Tronchin, ein Mann

von ausgezeichneter Bildung und Talent, ſchien der Sache der Demokratie durch die Aufſätze, die er unter dem Titel: Briefe vom Lande herausgegeben hatte (lettres de la campagne), endlich den Todesſtreich verſetzt zu haben, als ſich die Bürgerſchaft ganz im Stillen an Rouſſeau wandte. Rouſſeau ſchrieb dann gegen dieſe Schrift Tronchins, die er ſelbſt meiſterhaft nennt, hinter einander neun Briefe, welche ganz in der Stille gedruckt wurden, und denen er den Titel gab, Briefe vom Berge (lettres écrites de la montagne), weil ſie den Briefen vom flachen Lande (campagne) entgegengeſetzt waren [6]. Der Druck ward in Holland beſorgt und das Buch, plötzlich und unvermuthet in die Welt geworfen, wirkte in Frankreich und in der franzöſiſchen, damals ſtolzen Ariſtokraten unterworfenen Schweiz auf ähnliche Weiſe, wie Junius Briefe in England, obgleich die Materie es mit ſich brachte, daß dieſe Briefe nicht durch die Gattung des

---

6) Wir wollen für die Leſer, denen ſeine Confeſſions nicht gerade zur Hand ſind, ſeine eignen Worte herſetzen. Er ſagt livre XII. de la II. partie: Ces altercations (die Genfer Unruhen) produisirent diverses brochures, qui ne décidoient rien, jusqu' à ce que parurent tout d'un coup les *lettres écrites de la campagne*, ouvrage écrit en faveur du conseil avec un art infini, et par lequel le parti représentant réduit au silence, fut pour un tems écrasé. Cette pièce, monument durable des rares talens de son auteur, étoit du procureur général Tronchin, homme d'esprit, homme éclairé, très-versé dans les loix et le gouvernement de la république. Siluit terra. Les représentans revenus de leur premier abattement, entreprirent une réponse, et s'en tirèrent passablement avec le tems. Mais tous jetèrent les yeux sur moi, comme sur le seul qui pût entrer en lice contre un tel adversaire avec espoir de le terrasser. J'avoue que je pensai de même; et poussé par mes anciens concitoyens, qui me faisoient un devoir de les aider de ma plume dans un embarras, dont j'avois été l'occasion, j'entrepris la réfutation des lettres écrites de la campagne et j'en parodiois le titre par celui de Lettres écrites de la montagne, que je mis aux miennes. Je fis cette entreprise et je l'exécutai si secrètement que, dans un rendez-vous que j'eus á Thonon avec les chefs des représentans pour parler de leurs affaires et où ils me montrèrent l'esquisse de leur réponse, je ne leur dis pas le mot de la mienne qui étoit déjà faite.

Styls ausgezeichnet ſeyn konnten, welche den Brief an den Erzbiſchof von Paris zum Gegenſtande unſerer höchſten Bewunderung macht. Dieſe Briefe vom Berge zeigen, mit Leſſings faſt gleichzeitigen Meiſterſtücken des Styls, mit Franklins und der engliſchen Redner Arbeiten und mit den Werken der franzöſiſchen Claſſiker des achtzehnten Jahrhunderts verglichen, die Richtung des Styls der Claſſiker aller Nationen des vorigen Jahrhunderts im grellen Contraſt mit dem Styl und der Richtung der Romantiker des unſrigen.

Rouſſeau, wie Leſſing, kämpfte auf eine glänzende und allgemein verſtändliche Weiſe in Beziehung auf die Religion des Staates für das Recht verſtändiger Prüfung gegen blinden Glauben, in Beziehung auf politiſche Verfaſſung für einen Antheil des Volkes an der auf ſeine Koſten geführten und mit ſeinem Blute vertheidigten Regierung des Staates. Er hat die Briefe ſehr paſſend in zwei Bücher getheilt. Das erſte Buch iſt theils der Vertheidigung eines Satzes, den hernach unter uns auch Leſſing in ſeinen Schriften gegen Paſtoren und Theologen ſo glänzend durchgeführt hat, gewidmet, daß ihre Auctorität uns im Forſchen nicht hemmen dürfe, theils der Vertheidigung ſeiner eigenen Sache. Es iſt nämlich in dieſen ſechs erſten Briefen zuerſt die Rede davon, ob ein Proteſtant durchaus an Wunder glauben müſſe, hernach wird das Betragen von Rouſſeaus genfer Richtern geprüft. Die drei letzten Briefe, oder das zweite Buch, ſind beſtimmt, die Sache der Demokratie gegen die Ariſtokratie zu führen.

Die drei erſten Briefe, zu denen man auch noch den vierten zählen kann, bilden wieder eine eigene Abtheilung, weil ſie ausſchließend von der kirchlichen Polizei und vom Rechte des Staates in Beziehung auf freie Aeußerung der Meinung in Religionsſachen handeln; der fünfte und ſechste beziehen ſich nur allein auf das genfer Gerichtsverfahren und auf die zu beobachtenden Rechtsformen, welche nicht blos gegen Rouſſeau, ſondern auch gegen

Andere verletzt waren. Dieſe letzteren Briefe können wir ſchon darum übergehen, weil wir der Briefe vom Berge nur in ſo ferne erwähnen, als Rouſſeau in denſelben auf der einen Seite mit Semler und Leſſing für Freiheit des Forſchens und Prüfens gegen Univerſitäts= und Conſiſtorialtheologie, und auf der anderen mit Franklin, Fox, Price, Payne, für eine neue Ordnung in bürgerlichen Dingen kämpfte. Die erſten drei Briefe erörtern die Frage, ob ein proteſtantiſcher Staat es ſeinen Bürgern zur Pflicht machen dürfe, ihren Glauben an Chriſti Lehre auf deſſen Wunder zu gründen? Das heißt, wenn wir die Frage etwas anders, mehr poſitiv und hiſtoriſch faſſen, ſie behandeln die Frage, ob die Staatspolizei des Mittelalters in kirchlicher Beziehung, gegen welche ſich in der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts nur hie und da eine Stimme erhob, noch in der zweiten anwendbar ſey, zu einer Zeit, wo die achtungswürdigſten Männer dagegen proteſtirten?

Gleich der erſte Brief handelt mit einer dringenden Dialektik ohne alle Declamation von Religion und Dogma, vom Geiſte des Chriſtenthums, von Staatsreligion und Cultus, wobei Rouſſeau viel mehr Eifer für die reine Lehre Chriſti zeigt, als der geprieſene Montesquieu gezeigt hat. Rouſſeau beweist, daß das, was in dem berühmten nirgends von der Ariſtokratie angegriffenen, von den bigotten Engländern vergötterten Geiſte der Geſetze als Chriſtenthum empfohlen und geprieſen werde, durchaus nicht der wahre Geiſt deſſelben ſey, den er ſeiner Seits verehre und predige. Er zeigt in Beziehung auf die Beſchuldigung von Aufregung zu Empörung und Freveln gegen die Staatsreligion, daß es ſehr leicht ſey, aus dem Zuſammenhange geriſſene Stellen der Bibel zu gebrauchen, wie man einzelne Stellen aus ſeinen Schriften gebraucht habe, und ſo eine noch weit ärgere Klageſchrift gegen die Evangeliſten als gegen Empörer und Frevler aufzuſetzen, als man gegen den Emile aufgeſetzt habe. Wir wollen die ſehr witzige und paſſende Stelle unter dem Texte beifügen, weil leider! in unſern Tagen die Manier, Klage gegen jeden zu führen, der nicht wie es gerade

die Zeit mit ſich bringt, bald fromm, bald verſtändig iſt, wieder herrſchend zu werden droht. [7]) Dem Untenangeführten fügt Rouſſeau Folgendes bei: Was würdet ihr Leute ſagen, wenn irgend eine Teufelsſeele die Stelle des Evangeliums erſt auf die angeführte Weiſe aus dem Zuſammenhange riſſe, hernach aber aus den herausgeriſſenen Stücken wieder ein Ganzes machte und dieſer ſeiner die Evangeliſten ſchändlich verläumdenden Schrift den Titel Evangeliſches Glaubensbekentniß gäbe? Was ſollte man denken, wenn hernach dieſe ſchauderhafte Schandſchrift von gottſeligen Phariſäern mit triumphirender Miene als Inbegriff der Lehre Chriſti ausposaunt würde? Dahin führt gleichwohl dieſe unwürdige Art Polemik.

Durch die zuletzt angeführten Sätze bahnt er ſich den Weg, um im zweiten Briefe von der Staatsreligion der Genfer und von der Reformation in Beziehung darauf zu reden. Dies iſt die Einleitung zu der Unterſuchung, in wie fern es ein Verbrechen ſeyn könne, daß man nicht an die Wunder des Chriſtenthums glaubt. Er beweiſet aus der Natur und dem Weſen der Reformation, daß es jedem Reformirten, wenn er nur den Inhalt des Evangeliums als göttliche Botſchaft erkenne, ver-

---

7) Wir rufen, läßt Rouſſeau ſeinen Generalfiſcal ſagen, die Strenge des Gerichts (nous déférons) gegen ein ärgerliches, ein gottloſes, frevelndes Buch an, deſſen Moral darin beſteht, den Armen zu berauben, um den Reichen reicher zu machen (Matth. 13. v. 12. Luc. XIX. v. 26.), den Kindern zu lehren, Mutter und Brüder zu verläugnen (Matth. 12. v. 48. Marc. 3. v. 33.), ſich ohne Bedenken fremdes Gut zuzueignen (Matth. 11. v. 2. Luc. 19. 30), den Böſen keine gute Lehre zu geben, weil ſie ſich ſonſt bekehren und Vergebung erlangen möchten (Marc. 4. v. 12. Johannis 12. v. 40), Vater, Mutter, Weib, Kinder und alle ſeine Blutsverwandten zu haſſen (Luc. 14. v. 26) Ich klage gegen ein Buch, in dem überall das Feuer der Zwietracht geſchürt wird (Matth. 10. v. 34. Luc. 12. v. 51. 52.), worin man ſich rühmt, den Sohn gegen den Vater zu bewaffnen (Matth. 10. v. 35. Luc. 12. v. 53.), die Verwandten gegen einander, das Geſinde gegen die Herrſchaften (Matth. 10. v. 36.), ein Buch, in welchem man Uebertretung des Geſetzes predigt (Matth. 21. v. 2. u. flg.), wo man Verfolgung für Pflicht ausgibt (Luc. 14. v. 23); wo man, um das Volk zu Raubvolk zu machen, die ewige Seligkeit zum Raub der Gewalt und zur Beute der Gewaltthätigen macht (Matth. 11. v. 12).

gönnt ſeyn müſſe, dieſen Inhalt nach ſeiner beſten Einſicht zu verſtehen und zu deuten. Bei der Gelegenheit giebt er eine Erklärung, welche jeder denkende und conſequente Proteſtant unterſchreiben wird. Dieſem Satz und ganz conſequent der Lehre vom blinden Glauben gemäß, ſind ja auch viele Lehrer der engliſchen Hochkirche jetzt öffentlich Verkündiger des Papſtthums, und einige hochkirchliche Gemeindeglieder ſind dieſem Satze gemäß übergetreten. Wir würden daſſelbe thun, wenn es wirklich dahin käme, daß man ſich entweder zur hölzernen Dogmatik proteſtantiſcher Profeſſoren oder zum Cultus der alten Kirche bekennen müßte, wenn man nicht geſchimpft und verfolgt werden wollte. Rouſſeau ſagt nämlich: „Wenn mir jemand heute beweiſet, daß ich verbunden bin, in Glaubensſachen mich irgend einer fremden Entſcheidung zu unterwerfen, ſo werde ich morgen katholiſch und jeder wahrhafte und conſequente Mann wird daſſelbe thun". Dies führt ihn dann auf den neuen Papismus, der ſich im ſechzehnten Jahrhunderte bildete, und auf Calvin. Er redet von ihm mit der größten Achtung, und erklärt ſeine Intoleranz aus den Zeitumſtänden, wobei er ihn auf folgende Weiſe entſchuldigt: „Durch das beſtändige Zanken und Streiten mit den katholiſchen Geiſtlichen kam auch über die proteſtantiſchen ein Geiſt des Zankens und der Spitzfindigkeit. Vermöge dieſes ihnen eigen gewordenen Geiſtes wollten ſie Alles entſcheiden, Alles unter eine Regel bringen, über Alles abſprechen; jeder verſuchte ganz beſcheiden, ſeine eigene individuelle Meinung als oberſtes Geſetz für Alle durchzuſetzen. Auf dieſe Weiſe konnte man freilich nicht im Frieden leben. Calvin war unſtreitig ein großer Mann; aber er war doch ein Menſch, und was ſchlimmer iſt, ein Theolog, er hatte außerdem den ganzen Stolz eines ausgezeichneten Kopfes, der ſich ſeiner Ueberlegenheit bewußt iſt, und es ſehr übel nimmt, wenn man ſie ihm ſtreitig macht. Seine mehrſten Collegen waren in demſelben Falle, ſie waren aber darin am mehrſten zu tadeln, daß ſie ſo inconſequent waren".

Dieſe Sätze führt er hernach meiſterhaft durch und bewei-

ſet mit ſiegender Beredſamkeit und mit zwingenden Schlüſſen, daß es ganz lächerlich ſey, wenn man den Wunderglauben und einen durch gewiſſe Gelehrte aufgeſtellten Lehrbegriff neben dem Evangelium durch Staatspolizei und äußere Gewalt aufrecht halten wolle. Er macht aufmerkſam, daß man dann ja dahin komme, ſich ſtatt der alten Kirche und ihrer Ueberlieferung gewiſſe einzelne Männer zu wählen und dieſe zu Propheten zu machen. Er ſagt ausdrücklich: „Ich ſchließe daraus, daß man die ganze Reformation in ihren erſten Grundlagen untergräbt, wenn man feſtſetzt, daß es der Wunder bedürfe, um die göttliche Sendung der Boten einer Verkündigung des Himmels zu beweiſen, die eine neue Lehre predigen. Wenn man dies annimmt, um mich zu widerlegen, ſo ſündigt man gerade auf die Weiſe, wie man mir fälſchlich Schuld giebt, daß ich thue". Dies giebt den Uebergang zu den Wundern ſelbſt und zur Entwickelung eines verſtändigen und gemäßigten Rationalismus, der ſchon Alles das enthält, was zehn Jahre ſpäter Leſſing und zwanzig Jahre hernach alle deutſchen Theologen lehrten und was jetzt von ihnen als Ketzerei verflucht, und was ſchlimmer iſt, verfolgt wird. Rouſſeau zeigt hier einen Weg, um an C. F. Bahrdt vorbei, ohne Erklärung der Wunder, ohne Symboliſiren der Geſchichte, ohne gelehrte Exegeſe durch die Schrift zu einer Religion des Herzens und des Gemüthes zu gelangen.

Wir heben dieſe Stellen ausdrücklich aus dem Grunde hervor, weil die drei Briefe ſich ſcheinbar nur mit Rouſſeau's Prozeß und mit dem ihm Schuld gegebenen Verbrechen des Unglaubens beſchäftigen. Eigentlich behandeln ſie mit ſiegender Dialektik bei Gelegenheit der Geſtändniſſe des ſavoyiſchen Vicars die Fragen, die ſeit 1770 ganz Deutſchland in Bewegung brachten. Deutſchland war das einzige Land, wo Rouſſeau Eingang finden konnte, denn in Schweden und in Dänemark war das Lutherthum verſteinert, und die anglicaniſche Kirche gehört im Grunde der römiſchen an, da ſie Pfründen hat und Biſchöfe, die Pairs ſind, und alſo kein Licht in ihren Tempel laſſen darf. Die zwei letzten Briefe des erſten Buches geben

der Beredſamkeit weniger Spielraum, weil ſie einen ſehr trocke- nen Stoff zu behandeln haben; aber Rouſſeau verſteht wie Leſ- ſing die ungemein ſchwere Kunſt, ſeine Leſer zu zwingen, ihm auch durch die dürrſten Felder zu folgen. Es iſt in dieſen Brie- fen nur vom genfer Staatsrecht, von genfer Prozeſſen und gerichtlichen Formen die Rede, gleichwohl hat der ſechste Brief und beſonders deſſen zweite Hälfte für das neue Staatsrecht von Europa eine eben ſo große Bedeutung als die erſten drei Briefe für das damals in Deutſchland dämmernde Licht der proteſtantiſchen Theologie. In dieſem ſechsten Briefe nämlich geht Rouſſeau bis an die äußerſte Gränze des demokratiſchen Syſtems der Staatseinrichtung. Er bleibt nicht da ſtehen, wo die engliſchen Redner und ſelbſt Mirabeau ſpäter ſtehen blieben, ſondern er redet, wenn gleich auf eine andere Weiſe als Frank- lin, Payne und Price, doch dem Sinne nach, wie dieſe Demo- kraten. Er macht in dieſem Briefe die ſpitzfindige Lehre von der Volksſouveränität, die er in ſeinem Geſellſchaftsvertrage aufgeſtellt hatte, in ſchneidender Kürze geltend, vertheidigt ſie, wendet ſie in den drei folgenden Briefen auf die genfer Ver- faſſung an, und macht ſie durch dieſe Anwendung auf die be- ſtehenden Einrichtungen handgreiflich. Auf dieſe Weiſe mußte freilich Rouſſeau große Blößen geben, das wird aber Allen begegnen, die ohne die Geſchichte ganz vollſtändig und gründlich ſtudirt, oder die Menſchen, wie ſie ſind und ewig bleiben werden, im engen Verkehr des Lebens kennen gelernt zu haben, Verfaſſungstheo- rien ausgrübeln. Jede Verfaſſung, die nicht ſtreng demokratiſch iſt, erſcheint daher in dieſen Briefen in demſelben Lichte, wie der oligarchiſche genfer kleine Rath. Freilich hat gerade die- ſer Umſtand beigetragen, dieſen Briefen bei allen Leuten, die ſich von Gefühl und Vorurtheil bald zum Fanatismus der Frei- heit, bald zur Begeiſterung für geiſtlichen und weltlichen Deſpotismus fortreißen laſſen, eine größere Bedeutung zu geben, als die dürre Wahrheit der Wirklichkeit würde gehabt haben.

Auch in dieſen drei letzten Briefen geht Rouſſeau zunächſt von ſich ſelbſt aus. Es ſey ihm zum Verbrechen gemacht wor-

den, ſagt er, daß in ſeinem Geſellſchaftsvertrage eine verderbliche Theorie aufgeſtellt ſey, man habe erklärt, daß Buch verdiene verbrannt zu werden, weil ſich deſſen Verfaſſer als einen Feind aller beſtehenden Regierungen bewieſen habe. Der Inhalt dieſes in Frankreich ſpäter durch St. Juſt ſehr verderblich gewordenen Contrat social, nach welchem die weſentliche und unveräußerliche Volksſouveränität den ſämmtlichen Gliedern des Volks eigen iſt, ſucht dann Rouſſeau klar in wenige Sätze fürs Volk, nicht für die Schule zuſammenzudrängen. Er faßt hernach das ganze Reſultat in die folgenden wenigen Worte zuſammen: „In der That, dieſen neuen Urvertrag, dieſes Weſen unbeſchränkter Herrſchergewalt, dieſe Herrſchaft der Geſetze, dieſe Einrichtung der Regierung, dieſe Weiſe, ſie ſtufenweiſe zuſammenzudrängen, um durch äußere Gewalt zu erſetzen, was an moraliſchem Gewichte fehlt, dies Streben nach Uſurpation, dieſe wiederkehrenden Verſammlungen, dieſe Gewandtheit, ihnen auszuweichen, dieſes gänzliche Aufhören derſelben, womit, um es kurz zu ſagen, ihr Genfer jetzt bedroht ſeyd, und dem ich zuvorkommen möchte, erkennt ihr ſie nicht Zug vor Zug in der Geſchichte euerer Republik, von ihrer Entſtehung an bis auf dieſen Tag? Ich habe alſo, (und dies iſt in Beziehung auf die Wirkung, welche Rouſſeau als Orakel ſeiner Zeit hatte, beſonders zu bemerken), euere Conſtitution, ihr Genfer, zum Muſter genommen, auf welche Weiſe nach meiner Meinung alle Staaten eingerichtet ſeyn ſollten, und war ſo weit davon entfernt, euere Verfaſſung auflöſen zu wollen, daß ich euch im Gegentheil die Mittel angab, um ſie zu erhalten. Es iſt daher ſonderbar genug, daß meine genfer Ankläger ein Buch, das nach ihrer Meinung alle anderen Regierungen und Verfaſſungen angreift und doch dafür von dieſen nicht verfolgt wird, zum Feuer verdammen, weil die genfer Verfaſſung die Einzige iſt, die in dem Buche als Beiſpiel für andere gebraucht wird und die es aufrecht erhalten wiſſen will".

Rouſſeaus Vertheidigung gegen die Beſchuldigung, daß er

Feind jeder monarchiſchen und ariſtokratiſchen Regierung ſey, übergehen wir ganz. Wichtiger für unſeren Hauptzweck iſt dagegen die feine und geſchickte Wendung, vermöge deren er den genfer Zwiſt benutzte, um in dieſen Briefen ans Licht zu bringen, wie ſich die innere Beſchaffenheit und die egoiſtiſche Weisheit aller Ariſtokratien zur Idee vom Zwecke der Staaten verhalte. „Ihr fragt mich, redet er im ſiebenten Briefe ſeine nicht zum kleinen Rath gehörigen genfer Mitbürger an, wie es um eueren Freiſtaat gegenwärtig ſteht und zugleich, was die Bürger deſſelben zu thun haben? Die erſte Frage iſt viel leichter zu beantworten, als die zweite. Die erſte Frage ſcheint nur darum ſchwierig, weil man zwei ganz entgegengeſetzte Antworten darauf geben kann. Ganz verſtändige Leute antworten darauf: Wir ſind das allerfreieſte Volk; andere eben ſo verſtändige Leute antworten, wir leben in der härteſten Sclaverei. Wer hat nun Recht? fragt ihr. Ich antworte, alle beide; je nachdem man die Sache nimmt: eine kleine Unterſcheidung vereinigt ſie. Nichts kann freier ſeyn, als euer Zuſtand, wie er den Geſetzen nach ſeyn ſollte, nichts iſt ſclaviſcher, als der Zuſtand, wie er in der That jetzt iſt. Euere Geſetze ſind nur dadurch verbindlich, daß ſie von euch ausgehen, ihr erkennt nur ſolche an, die ihr ſelbſt gemacht habt, ihr bezahlt nur die Auflagen, die ihr euch ſelbſt auferlegt habt, ihr wählt die Obrigkeiten, die euch regieren ſollen, und dieſe haben nur unter gewiſſen beſtimmten und vorgeſchriebenen Formen ein Recht, über euch Gericht zu halten. Ihr ſeyd in euerem großen Rathe Geſetzgeber, unumſchränkte Gebieter, unabhängig von jeder menſchlichen Gewalt. Ihr beſtätigt die Verträge, ihr beſchließt über Krieg und Frieden, ihr werdet ſogar von euerer Obrigkeit großmächtige, hochachtbare und gebietende Herren genannt. Das wäre denn euere Freiheit, jetzt wollen wir von euerer Sclaverei reden. Dieſelben Leute, die zu Vollſtreckern der Geſetze unter euch beſtimmt ſind, ſind auch zugleich die oberſten, ja die einzigen Dolmetſcher dieſer Geſetze, ſie laſſen ſie alſo deuten, wie es ihnen gefällig iſt, und zu jeder Zeit, wenn es ihnen beliebt, ſchweigen dieſe Geſetze

ganz, die regierenden Herren dürfen ſie übertreten, ohne daß ihr etwas dagegen anfangen könnt; denn dieſe ſind über den Geſetzen. Die Obrigkeit, die ihr wählt, hat ferner ganz unabhängig von euerer Wahl noch andere Gewalt, die nicht von euch herſtammt.“ Er beweiſet hernach, was man freilich in den mehrſten conſtitutionellen Staaten unſerer Zeit leicht ebenfalls nachweiſen könnte, daß eine Freiheit ohne Bürgſchaft und Macht, eine leere Illuſion ſey. Daran knüpft er die Darſtellung der Art und Weiſe, wie in Genf, und überall, nach und nach Uſurpation und Gewalt zum Recht geworden ſey. Er meint, die Geſchichte von Genf beweiſe, daß auch dort, wie in allen anderen Staaten, das Volk nach und nach von allem Antheil an der Regierung ſey ausgeſchloſſen worden. Es ſey bekanntlich, ſagt er, alle eigentliche Gewalt an die paar regierenden Familien gekommen, und es regierten nur die Bürger, welche die Gewalt in den Händen hätten, darum ſey es mit der Verfaſſung vorbei. Vor zwei Jahrhunderten, fügt er hinzu, hätte ein Kenner der Staatswiſſenſchaft das, was euch begegnet iſt, vorausſehen können. Er würde euch geſagt haben: Die Staatseinrichtung, die ihr macht, iſt für den Augenblick gut, ſie iſt aber für die Zukunft ſchlecht. Sie iſt ganz gut, um Freiheit einzuführen, ſchlecht, um ſie zu erhalten, und gerade das, was gegenwärtig euere Sicherheit ausmacht, wird dazu dienen, euch in Feſſeln zu ſchlagen. Dieſe Sätze bilden die Grundlage der folgenden Prüfung der ariſtokratiſchen Regierung, wo er mit viel herber Schärfe Schritt vor Schritt den ſchlauen Maßregeln folgt, welche ſie genommen hat, um das Volk nach und nach ſeiner Rechte zu berauben. Er bedient ſich dabei der redneriſchen Form des Apoſtrophirens und ruft dem Bürger, dem er ſich gegenüber geſtellt hat, zu: Sie ſehen jetzt, mein Herr, die Staatskniffe der Leute, von denen Sie regiert werden. Dieſe Leute machen ihre Neuerungen nach und nach, ganz langſam, ohne daß jemand erkennt, was daraus werden wird, und wenn man es endlich merkt und helfen will, dann fangen ſie an, über Neuerung zu ſchreien. Dieſe Sätze werden auf eine bittere und heftige Weiſe

durchgeführt, und das genfer Volk eben ſo mächtig gegen ſei-nen kleinen Rath aufgeregt, als das Engliſche in Junius Brie-fen gegen König und Miniſterium. Rouſſeau gebraucht dabei die verſchiedenen Artikel der genfer Conſtitution gerade auf dieſelbe Weiſe, wie der Engländer die Engliſche, oder ſeinen Blackſtone; dabei weiß er, wie dieſer, einzelne Fälle meiſterhaft für ſeinen Zweck zu benutzen. Er bleibt z. B. nicht bei dem Verfahren, das man gegen ihn angewendet hatte, ſtehen, ſonden benutzt auch ähnliche Vorfälle, wie den Prozeß des Buchhändlers Bar-din, und die Sache eines Bürgers, der ungerechter Weiſe we-gen Entwendung war verhaftet worden, und vergebens um Ge-nugthuung angeſucht hatte.

Rouſſeau ſelbſt macht uns gelegentlich aufmerkſam darauf, daß er nur Organ des Zeitgeiſtes ſey, und daß er im Grunde in demſelben Kampfe für das wieder erwachende Bewußtſeyn verlorner Rechte des Volkes auf dem Feſtlande begriffen ſey, den faſt gleichzeitig die engliſchen Volksfreunde für Wilkes ge-gen König und Parlament begonnen hätten. Dies mußte noth-wendig in allen Cantonen der Schweiz eine mächtige Aufregung hervorrufen, denn alle, wenn man die ganz kleinen ausnimmt, wurden mehr oder weniger ariſtokratiſch, oder wie unſere So-phiſten ſagen, väterlich! von gewiſſen Familien ausſchließend, in Beziehung auf phyſiſches Wohlſeyn und materielle Vortheile aber gar nicht übel regiert. Er ſagt auch in Rückſicht auf die vorgebliche Freiheit in Ariſtokratien ausdrücklich: Wir wol-len Herrn Wilkes in Gedanken nach Genf verſetzen, er ſoll dort einmal nur den vierten Theil von dem, was er in London gegen Regierung, Hof und König öffentlich geſagt hat, was er hat drucken und bekannt machen laſſen, gegen den kleinen Rath ſagen, ſchreiben und drucken laſſen, und man wird ſehen, was erfolgt. Daß man ihn hinrichten ließe, will ich nicht feſt be-haupten (obgleich die zürcher Oligarchen doch allerdings den unglücklichen Diakonus Waſer hinrichten ließen, weil er Schlö-zer ein Aktenſtück mitgetheilt hatte, welches dieſer bekannt machte);

aber davon bin ich überzeugt, daß er ſogleich eingeſteckt und mit ſchwerer Strafe belegt würde.

Wie unfruchtbar aber alles Reden gegen Vorzugsrechte iſt, wenn nicht gehandelt werden kann, wie ſeit 1789 in Frankreich, und ſeit 1798 in der Schweiz gehandelt ward, zeigt ſich bei dieſer Gelegenheit, da Alles, was hier ſchon von Rouſſeau gründlich und überzeugend widerlegt iſt, doch hernach überall und bei jeder Veranlaſſung, als wenn es ganz neu wäre, wieder iſt vorgebracht worden.

Wir übergehen Alles, was Genf und ſeine Oligarchen beſonders angeht, um nur einiges Allgemeine zu berühren, woraus von ſelbſt hervorgeht, wie ſich Rouſſeau zu den ſpäteren Vertheidigern der Revolution verhält. Er führt an, daß man ihm einwerfe, die genfer Regierung habe zweihundert Jahr lang ſo beſtanden und niemand habe ſich beſchwert, die Verfaſſung ſey gut, wie ſie ſey, ob man gleich weder den allgemeinen Willen befrage, noch ſich genau am Geſetze halte. Darauf giebt Rouſſeau eine für alle, an keinem beſtehenden Gebrauch oder Mißbrauch je rüttelnden Regierungen freilich bittere und ſchroffe, aber doch, ſelbſt wenn es England gilt, ſchwer zu widerlegende Antwort: Jede Obrigkeit, ſagt er, auch die beſte, auch die welche wir ſelbſt gewählt haben, iſt in einem privilegirten Zuſtande und ſtrebt nach Vorzug vor den andern Bürgern. (Daran knüpft er einen Satz in ſeiner Manier, der beweiſet, daß er das Volk d. h. den niederen Haufen nicht kennt, oder nicht kennen will). Mit dem Stande des gehorchenden Volks iſt Gerechtigkeit nothwendig verbunden, dem Stande der Gebietenden iſt Neigung zu Gewaltthätigkeit und zur Tyrannei von Natur anklebend. Die Regierungen fordern Geſetze, aber nicht, um ihnen zu gehorchen, ſondern um ſie nach Belieben anwenden zu können. Dieſe Stelle verdient hier beſonders darum angeführt zu werden, weil man ſehen wird, daß die Aufregung des Volkes in den Briefen nicht mehr innerhalb der erlaubten Gränzen blieb, ſondern offenbar aller bürgerlichen Ordnung feindlich wurde — und doch war weniger Lärm von dieſen Briefen, als von den Bekenntniſſen

des Vicar und vom Emile. So ſind die Menſchen! Rouſſeau geht noch weiter, er ſagt: Die Vorgeſetzten wollen Geſetze, um ſich an ihre Stelle zu ſetzen, damit man ſich vor ihnen und vor ihren Stellen fürchte. Alles begünſtigt ihre ſucceſſiven Uſurpationen, ſie bedienen ſich der ihnen obliegenden Verpflichtungen, um ſich immer fort neue aufzulegen, die ſie nicht haben ſollen. Da ſie auch ſogar dann, wenn ſie die Geſetze verletzen, im Namen des Geſetzes reden, ſo iſt jeder, der ſich gegen ſie zu wehren wagt, ein Unruheſtifter, ein Empörer. Er muß ſterben, ſie dagegen ſind bei ihrem Beginnen der Ungeſtraftheit ſtets verſichert, haben auch im ſchlimmſten Fall gar nichts anderes zu fürchten, als daß die Unternehmung mißlinge. Haben ſie Hülfe von Außen nöthig, ſo finden ſie dieſe überall, die Schwäche der Schwachen beſteht gerade darin, daß ſie ſich auf dieſe Weiſe nicht verbinden können.

Es iſt nun einmal das Schickſal des Volks, daß es immer ſeine Gegenparthei zu Richtern hat, innerhalb und außerhalb ſeines eigenen Landes u. ſ. w. Man ſieht, daß ohne es zu wiſſen und zu wollen, Rouſſeau ganz auf den revolutionären Weg demagogiſcher Volksſchmeichelei geräth, den in unſeren Tagen auch Lammenais betreten hat; beide haben daher auch oft an einer und derſelben Stelle vortreffliche Wahrheiten und ſehr gefährliche Irrthümer in einander verwebt. Wir wollen, um dies anzudeuten, zum Schluß nur noch eine Stelle hier einrücken: Der wahre Weg zur Tyrannei iſt, heißt es, daß man ſich ſorgfältig in Acht nimmt, geradezu das öffentliche Beſte zu verletzen, dadurch würde man jeden Bürger zur Vertheidigung deſſelben aufregen. Nein, man muß die Vertheidiger deſſelben vielmehr einzeln, einen nach dem andern angreifen, und dadurch jedem einen Schrecken einjagen, der etwa noch Luſt hätte Vertheidiger der Volksrechte zu werden. Man muß allen Leuten einreden, daß die Sache aller Bürger eigentlich die keines Menſchen iſt: und ſchon dadurch allein kann man das Sclaventhum Aller begründen; denn wenn jeder Einzelne unter dem Joche iſt, wo bleibt dann die allgemeine Freiheit? Wenn jeder

der es wagt, den Mund aufzuthun, in demſelben Augenblick erdrückt wird, als das Wort aus ſeinem Munde geht, wo findet man dann noch jemand, der es ihm nachthun möchte? Wo kann aber die Geſammtheit einen Sprecher finden, wenn jeder Einzelne ſtumm bleibt? Die kluge Regierung wird alſo nur gegen ſolche wüthen, die einen Eifer zeigen, ſie wird gegen die Andern ſo lange gerecht ſeyn, bis ſie ungeſtraft ungerecht ſeyn darf. Von dem Augenblick an, daß ſie dies darf, wird ſie es mit der Gerechtigkeit machen, wie ein guter Haushalter mit ſeinem Gut, das er ſo weit zu erhalten ſucht, als es thöricht ſeyn würde, es zu verſchwenden." Schon aus dieſer einzigen Stelle geht hervor, daß die Briefe vom Berge das Evangelium der Revolutionen und der Demokratie mit eben der Kühnheit verkündigten, und die beſtehende Feudalität und Ariſtokratie des Feſtlandes eben ſo ſtark erſchütterten, als die in England und Amerika während des Kriegs bekannt gemachten Schriften das Weſen der engliſchen Regierung angriffen.

Wir verbinden die kurzen Bemerkungen über Büffon, ſoweit er hier in Betrachtung kommen kann, wo wir mit ſeiner eigentlichen Wiſſenſchaft, der Kenntniß und Beſchreibung der Natur, nichts zu thun haben, nur darum mit der Erwähnung Rouſſeaus, weil ſich zeigen wird, daß der monarchiſch geſinnte Graf, der Begünſtigte Ludwigs XV., mit dem republikaniſchen Bürger von Genf in der Richtung zum Fortſchreiten, im Aufklären und im Eifern gegen Vorurtheile zuſammentraf. Beide wirkten durch die Materie, die ſie vortrugen, und durch denredneriſchen Styl, worauf ſie einen ganz beſondern Fleiß wandten, auf das Publikum des achtzehnten Jahrhunderts mächtig ein, und beide ſuchten, wenn gleich jeder auf ſeine Weiſe, ein Leben und eine Wiſſenſchaft zu ſchaffen, welche ganz eigentlich der ſogenannten philoſophiſchen Richtung der glänzenden pariſer Kreiſe angepaßt waren. Büffon hielt ſich übrigens ganz in ſeiner Sphäre, die wir hier nicht berühren dürfen, wir erwähnen ſeiner nur als eines philoſophiſchen und rhetoriſchen Schriftſtellers, der alle Fächer der Naturgeſchichte auf gleiche Weiſe umfaſſen

und der gebildeten Welt im academiſchen Styl vortragen wollte. Er wirkte um ſo mehr, da er auf eine vornehme und vorſichtige Art ein nichts weniger als theologiſches Syſtem der Naturlehre und Naturgeſchichte vortrug, und auf dieſe Weiſe ganz leiſe die naturwiſſenſchaftlichen Fächer den Phyſikotheologen entzog, wie Montesquieu die politiſchen den römiſchen Juriſten und Canoniſten entzogen hatte. Der Letztere vernichtete die herrſchenden autokratiſchen Vorſtellungen der Zeit Ludwigs XIV., der Erſte führte zu einer neuen der herrſchenden theologiſchen und teleologiſchen entgegengeſetzten philoſophiſchen Betrachtung der Natur.

Wenn wir behaupten, daß Büffon eigentlich nicht durch die Wiſſenſchaft groß ward, ſo gründet ſich dies darauf, daß er dieſe nicht ſowohl ſelbſt behandelte, als vielmehr unter ſeinen Augen behandeln ließ, um die Reſultate zu benutzen. Um indeſſen zu beweiſen, daß er beſonders durch Rhetorik und Benutzung des Zeitgeiſtes und der Kreiſe, von denen dieſer Geiſt ausging, groß ward, wollen wir anführen, was ein Republicaner, ein Girondiſt, der Marquis von Condorcet über ſeine Art, die Naturgeſchichte zu behandeln, geſagt hat. Wir glauben die Worte eines Akademikers, eines Mannes, der in den pariſer Geſellſchaften glänzte, wie Condorcet, um deſto eher anführen zu dürfen, weil der Marquis Büffons Verdienſte hervorheben wollte und alſo das, was wir Tadel nennen, nur gelegentlich durchſchimmern läßt: Er wagte, ſagt Condorcet, den Plan zu faſſen, alle einzelne Thatſachen und Erfahrungen im ganzen Gebiete der Naturgeſchichte zu ſammeln, aus ihnen allgemeine Reſultate zu ziehen, welche eine Theorie der Natur bilden ſollten, ſtatt daß Beobachtungen allein nur eine Geſchichte geben. Er wollte der Naturgeſchichte der Thiere dadurch Leben und Anziehung geben, daß er in das künſtliche Gemälde ihrer Sitten und Gewohnheiten allerlei Beſchreibungen miſchte, die er mit allen den Zügen und Farben ausmalte, mit denen nur immer eines Schriftſtellers Kunſt ſeine Rede ſchmücken kann. Er wollte, um es mit einem Worte zu ſagen, für Philoſophen und überhaupt für Leute, die ihren Verſtand und ihr Gemüth ausgebildet ha-

ben, eine neue Wiſſenſchaft aus den Kenntniſſen ſchaffen, die vorher nur für Naturforſcher da waren. Man ſieht aus dieſen Worten, er wollte machen und ſchaffen, er bedurfte alſo der Malerei, er bedurfte der Kunſt der Rede, wir würden daher ſeine Dreiſtigkeit mit dem kühnen Fluge unſeres Herders entſchuldigen. Beide entzückten in eben dem Maße mehr, als ihr Leſer weniger von dem verſtand, was die Phantaſie bei dem Einen als Ergänzung der Natur, bei dem Andern als Ergänzung der Sage, Geſchichte und alles deſſen, worüber keine ſicheren Nachrichten vorhanden ſind, hervorbrachte. Man wird Büffons Epochen der Natur, ſeine Theorie der Erde immer als Poeſie leſen können, wenn gleich Alles, was er dort als unläugbar gewiß vorträgt, als wenn er dabei zugegen geweſen wäre und es mit eignen Augen geſehen hätte, durch die ſpätern Entdeckungen und Erfahrungen als ganz unhaltbar und willkührlich iſt umgeſtoßen worden. Derſelbe Fall iſt mit Herders Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit, nur daß es viel ſchwerer iſt, dem, der die Sachen und Geſchichten, worauf es bei dieſem ankommt, nicht Jahre lang ſtudiert hat, auch nur deutlich zu machen, wie willkührlich Herders Machtſprüche, wie flüchtig zuſammengerafft ſeine Kenntniſſe ſind, wie unvollſtändig ſeine Bekanntſchaft mit den Quellen und ſogar mit den Hülfsmitteln oft bei den wichtigſten Dingen iſt.

Was übrigens Büffons modiſche Philoſophie angeht, ſo zog er zurück, ſobald das Treiben der modiſchen Kreiſe nicht mehr rein ariſtokratiſch, ausſchließend und gewiſſermaßen privilegirt war, ſobald es ins Volk zu dringen, die Privilegien und das Hergebrachte wirklich zu bedrohen ſchien. Dies nahmen ihm die andern Mitglieder der Geſellſchaft bei Holbach und Helvetius ſehr übel, und ſie haben ihn wegen der lächerlichen Art, wie er, gleich unſerm F. H. Jacobi, ſeine Perioden zuſammenkünſtelte, oder durch ſucceſſive Erweiterung förmlich friſirte, oft dem Gelächter preisgegeben, obgleich er, gleich unſerm Jacobi, doch ein Claſſiker geblieben iſt. D'Alembert, Diderot, Condillac und andere pflegten, wie uns Morellet berichtet, der täglich mit ihnen

zuſammen war, den ungemein zierlichen und feinen Grafen nur einen Scharlatan, einen Rhetor, einen Declamator, einen Phraſendrechsler zu nennen. Sie warfen ihm vor, was wir Herders Geſchichte, oder, wenn man will, ſeiner Philoſophie der Geſchichte vorwerfen würden, daß ſein Styl weder dem Zweck der Behandlung, noch der Natur der behandelten Sache angemeſſen ſey. Dies konnten dieſe Herrn bei Büffon eher deutlich machen, als wir bei Herder zu thun im Stande ſeyn würden. Sie ſagten, die Beſchreibungen der Thiere kämen ihnen vor, wie die in der Schule gebräuchlichen Erweiterungsexercitien (amplifications), die künſtlichen Ergießungen über Natur überhaupt ſchalten ſie unbeſtimmte, falſche, unnütze Declamationen.

Wer jemals ein Blatt von den Kladden unſeres Styliſten F. H. Jacobi geſehen hat, wie der Ueberſetzer des Homers Blätter davon zu zeigen pflegte, der hat eine Vorſtellung von Büffons Art, die Sache und den Styl zu machen. Unten ſtand dort der einfache Satz, der ſucceſſiv in den immer darüber geſchriebenen Zeilen voller, runder, zarter, zierlicher ward. Dies giebt eine Vorſtellung von Büffons Manier zu arbeiten, nur daß dieſer nicht ſo oft die Feder dabei anſetzte als Jacobi. Büffon nämlich arbeitete in einem Pavillon im Garten auf ſeinen Gütern zu Montbar in Bourgogne, und zwar ſo, daß er Seite für Seite niederſchrieb, nachdem er vorher ſo lange im Garten herumgewandelt war, bis er jede Periode im Kopfe geründet, und auf dieſe Weiſe die Seite fertig gemacht hatte. Man merkt ihm daher überall an, daß Alles auf der Drechſelbank gedreht iſt, doch bleibt ſein Styl immer ernſt und zierlich, Helvetius und Jacobi, die auf ähnliche Art arbeiteten, ſind dagegen offenbar manierirt. Büffon verband übrigens mit der Kühnheit unſerer Naturphiloſophie im Erſchaffen von Syſtemen und in der Behauptung von Hypotheſen, als wenn es gewiſſe Erfahrungen oder gar ewige Geſetze wären, eine Klarheit und einen hohen poetiſchen Flug, die ihm einen Platz neben Herder geben, nur mit dem Unterſchiede, daß bei Herder die erhabene und doch klare Sprache Natur, bei Büffon durch Kunſt angebildet iſt.

Condorcet hat daher auch an der Stelle, wo er die Schriftſteller ſeiner Nation in zwei Claſſen theilt, mit vollem Rechte Büffon in die zweite gebracht, an deren Spitze er Corneille ſtellt, Boileau dagegen ſteht an der Spitze der Erſten. Er ſagt nämlich, was den Styl betreffe, ſo hätten ihn entweder die Schriftſteller der claſſiſchen Zeit deſſelben, wie Boileau, Racine, Fenelon, Maſſillon, Voltaire auf die Ueberzeugung und den Verſtand der Leſer berechnet, oder wie Corneille, Boſſuet, Montesquieu, Rouſſeau, Büffon auf Ueberredung, auf Beſtechung des Gefühls, auf ein Fortreißen des Verſtandes ohne eigentliche Ueberzeugung. Büffon hatte mit der Politik nichts zu ſchaffen, er war viel zu behutſam, als daß er, wie die Herrn ſeines Kreiſes, religiöſe Vorurtheile geradezu hätte angreifen ſollen, er zerſtörte aber die Syſteme der Teleologie eines Bonnet und die theologiſche Naturwiſſenſchaft eines Haller, auch ohne alle Polemik. Seine Syſteme, ſeine Hypotheſen, ſeine kühnen Blicke, ſeine Aufſchlüſſe über den Zuſammenhang der Erſcheinungen, obgleich ſie nur ſelten die Prüfung ſpäterer Kenner und Forſcher ausgehalten haben, warfen doch auf Natur, Leben, Organiſation und Entſtehung der Dinge ein Licht. Auf dieſe Weiſe ward auch von ihm das Dunkel des Mittelalters zerſtreut, die Theologie von der Naturwiſſenſchaft ausgeſchloſſen, und das ganze Leben des Menſchen erhellt.

Die rechtgläubigen, calviniſtiſchen Naturforſcher merkten gleich anfangs das, was dem ſonſt ſo ſcharfen Geruche der katholiſchen Theologen, ihrer Parlamente und ihrer Polizei entging, denn ſowohl Haller, der auch mit Voltaire in ſtetem Kampf war, als Bonnet, der bekanntlich die ſogenannte Phyſikotheologie bis zum äußerſten Grad der Lächerlichkeit trieb, erhoben ſich gegen ihn. Nicht blos Haller, ſondern auch Bonnet, waren unſtreitig beſſere Beobachter, Forſcher und Kenner des Einzelnen, ſie waren der eigentlichen Wiſſenſchaft der Natur mächtiger als Büffon, die Theologie lieh ihnen aber immer ein Glas, welches ſie doppelſichtig machte, und die Scheu vor einem bibliſchen Worte, welches doch nur Kleid der Offenbarung, nicht die Of-

fenbarung ſelbſt ſeyn kann, hielt ſie ab, dem Fluge ſeines Geiſtes zu folgen, doch waren ſie ſtets unter ſeinen Gegnern die Furchtbarſten. Auch unter den Philoſophen fand freilich Büffon in Condillac einen Gegner, dieſer richtete ſich aber gegen ſeine Syſteme und Hypotheſen, worauf wir uns weder einlaſſen können, noch wenn wir auch könnten, wollten, da wir Büffon blos deshalb erwähnen, weil er von allen andern am mehrſten beigetragen hat, das neuere Leben aus dem dunkeln Grübeln des Mittelalters ins Licht der Erfahrung zu ziehen.

§. 3.

Philoſophiſche Staatsökonomen und Politiker.

Die Geſchichte einer zuerſt in Holland entſtandenen, dann nach England verbreiteten, hernach in Frankreich mit der dort herrſchenden Philoſophie verbundenen Wiſſenſchaft, welche in unſerer Zeit als eigenes Fach gründlich getrieben und ausführlich entwickelt wird, würden wir nicht zu berühren wagen, wenn wir nicht blos eine einzige Seite derſelben zu betrachten hätten. Derſelbe Geiſt der Zeit nämlich, der in der Naturwiſſenſchaft der Herrſchaft religiöſer Vorurtheile ein Ende machte, trieb auch die Staatsmänner von der bloßen Routine der Schreibſtuben zur Wiſſenſchaft, ſo daß ſie, den Vorurtheilen des Herkommens in allen Theilen des Staatslebens zum Trotz, auf Aenderungen und Verbeſſerungen drangen, damit ihre Regierungen den Forderungen der Zeit genügen könnten. Dies allein wollen wir anſchaulich machen, alles andere und die ganze Literaturgeſchichte der Staatsökonomie müſſen wir den Männern vom Fach überlaſſen. Da hier blos angedeutet werden ſoll, in welche Beziehung die neue Wiſſenſchaft durch Türgot und ſeinen Herausgeber Dupont de Nemours zu den neuen Schöpfungen der Revolution und der Regierung Napoleons, ſo wie zu allem dem, was andere Staaten nachahmend eingerichtet haben, gebracht wurde, ſo wäre es genug, nur Türgot und Dupont anzuführen; doch müſſen wir der Deutlichkeit wegen etwas weiter zurückgehen.

Was die doppelte Theorie der Staatshaushaltung und die beiden Secten von Oekonomen angeht, welche von Quesnay und Gournay geſtiftet wurden, ſo mag die einzige Bemerkung hier einen Platz finden, daß ſich die beiden Syſteme neuer Staatshaushaltung, welche im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich von Quesnay und Gournay aufgeſtellt wurden, wie eine conſervative Neuerung zu einer reformirenden, oder wie Begünſtigung des landbeſitzenden Adels zu der des betriebſamen Bürgers verhalten. Bekanntlich wurden beide Syſteme hernach von Adam Smith in England zu einem dritten verbunden; dies Alles gehört aber dem eigentlichen Fach an. Wir wollen hier blos ausführlich beweiſen, daß die Franzoſen nicht nur durch Montesquieu, ſondern auch durch Männer des Hofs ſchon ſeit der Mitte des Jahrhunderts ermuntert wurden, das ganze Syſtem ihrer Regierung und Verwaltung zu ändern. Quesnay ſowohl als Gournay predigten ihnen, daß ſie, wenn ſie nicht ganz weit hinter der Zeit zurückbleiben wollten, den Engländern nachahmen müßten. Man foderte ſie auf, zu thun, was ſie jetzt ſeit zwölf Jahren nur zu ſehr gethan haben, d. h. neben dem Adel, der Hierarchie, den Soldaten, auch das Geld als eine Macht im Staat anzuerkennen und den Beſitzern oder Erwerbern deſſelben einen Platz neben dem Thron zu geben.

In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts war nämlich England auf der Höhe ſeines durch Handel und Betriebſamkeit ganz auf äußeren materiellen Genuß und Behaglichkeit gerichteten Strebens, es war damals die, mit einem unermeßlichen Reichthum des einen Theils ſtets verbundene, unausſprechliche Armuth des andern noch nirgends auffallend; alle Staaten blickten daher neidiſch auf die reichen und comfortabel eingerichteten Britten, und ein reicher Lord war ſtets der Theatergott der Romane. Die bis ins Unglaubliche vermehrten Quellen des Reichthums in England, der Handel, die Gewerbe, die Betriebſamkeit, der großartig von Capitaliſten wiſſenſchaftlich und kaufmänniſch betriebene Landbau erregte in Frankreich um ſo

mehr Aufmerkſamkeit, je weniger Behaglichkeit dort die ganz ausſchließend beſteuerten Claſſen der Bevölkerung genoſſen, je auffallender das jetzt verſchwundene Elend der Hauptmaſſe des Volks war, und je ärmer die Schatzkammer eines ſo vortrefflich mit allen Producten des Südens und Nordens ausgeſtatteten Reichs war. Die nächſte Veranlaſſung zur Entſtehung der neuen Wiſſenſchaft der Staatsökonomie gaben übrigens weder politiſche Betrachtungen, noch die durch Rouſſeaus und Diderots und anderer rührende Romane und Dramen verbreitete Gefühlſamkeit, ſondern wahrhaftiges und inniges Mitleid mit dem unbeſchreiblichen Elend der unter Abgaben erliegenden arbeitenden Claſſen. Dieſe Theilnahme, die ſich jetzt in England auf andere Weiſe zeigt, brachte faſt zu gleicher Zeit zwei Männer auf den Gedanken, ihre Zeit und ihr Nachdenken den Mitteln der Abhülfe des Elends zu widmen. Ein Arzt Quesnay und ein Kaufmann Gournay ſtellten jeder ein eignes philoſophiſches Syſtem auf über den Reichthum der Staaten, über die Quellen deſſelben, folglich über die Quellen des Erwerbs und die Mittel, dieſen zu fördern und auf dieſe Weiſe zu gleicher Zeit den Wohlſtand der arbeitenden Claſſen und die Einnahme des Staats zu vermehren. Quesnay, der begünſtigte Leibarzt Ludwigs XV., war der Sohn eines Gutsbeſitzers und enthuſiaſtiſcher Freund ländlicher Beſchäftigungen, er war durch ſeine chirurgiſche Geſchicklichkeit dem Könige und der Pompadour ſehr wichtig und mit ihnen vertraut, er war daher am beſten im Stande, den König für ſein Syſtem, welches den Reichthum eines Landes ausſchließend in Cultur des Bodens ſuchte, zu gewinnen. Auf dieſe Weiſe ward die Pompadour zu manchen Schritten bewogen, die der bürgerlichen Freiheit günſtig waren, und der König ließ manches Neue einführen, nur damit das Syſtem in Anwendung gebracht werden könnte. Quesnays Grundſatz, wie ſeine Stellung, war rein monarchiſch, obgleich er freilich ſein Syſtem mit dem, was man damals in Paris Philoſophie nannte, in Verbindung zu bringen ſuchte, und den Encyklopädiſten befreundet war. Schon Sülly hatte bei der Staatsverwaltung

unter Heinrich IV. dieſelben Grundſätze praktiſch befolgt, welche Quesnay theoretiſch vortrug. Quesnay erkannte zwar drei Claſſen von Arbeiten, producirende, vertheilende, erhaltende, aber die erſte Claſſe (producteurs) war ihm doch die im engſten Sinne zu berückſichtigende; alſo nahmen Fiſcherei, Landbau, Steine brechen, Holzfällen, Bergbau, den erſten Platz unter den Gewerben ein. Der menſchenfreundliche Mann, der aus wahrer Theilnahme an dem unglücklichen Schickſale des franzöſiſchen Bauernſtandes ſchrieb, handelte und Verſuche machte, wußte den König, der bekanntlich auch Büffon für ſeine Forſtſpeculationen benutzen wollte, für ſeine Experimente als für Spielerei zu gewinnen, ſo daß Ludwig XV. manche der kleinen ökonomiſtiſchen Aufſätze ſeines Arztes drucken ließ, die Correcturbogen durchſah und ſelbſt corrigirte. Wie der König auf der einen Seite Quesnays Aufſätze unter ſeinen Augen drucken ließ, ſo bedienten ſich auf der andern auch die Encyklopädiſten ſeiner, ſo weit auch ſeine religiöſen und politiſchen Grundſätze von den Ihrigen entfernt waren. Sie bewogen ihn, die Reſultate ſeines Forſchens über die Verbeſſerung des Syſtems, welches den Landmann drückte, in den beiden Artikeln, Korn (grains) und Pächter (fermiers) ihrer Encyklopädie einzuverleiben. Die Aufmerkſamkeit der Gelehrten und der Güterbeſitzer ward durch dieſe Artikel auf Dinge gezogen, die man ihnen vorher nie ſo handgreiflich gemacht hatte; die Freunde der pariſer Philoſophen bemächtigten ſich ſeiner Ideen, um ſie für ihre Abſichten zu gebrauchen und manche Miniſter monarchiſcher Staaten, ſowie einige vortreffliche Fürſten dieſer Zeit machten von ſeinen Lehren bei ihren neuen Einrichtungen Anwendung. So wenig Quesnay geſonnen war, ſo weit zu gehen, als die Männer thaten, die ihn vergötterten, welche ſchon damals an eine mögliche Veränderung des geſellſchaftlichen Zuſtandes und der Regierung dachten, ſo drang er doch darauf, daß die Frohnden in Frankreich abgeſchafft, der innere Verkehr von allen Zöllen befreit und der Getreidehandel völlig frei gegeben werden müſſe. Der beſſere, edelgeſinnte Theil der Ari-

ſtokratie huldigte um ſo lieber Quesnays Grundſätzen, als die Gutsbeſitzer in Beziehung auf Bewirthſchaftung ihrer großen Landgüter und der Domänen ſehr gut einſahen, daß Quesnay mit Recht den Satz aufſtelle, daß der Bauern Vortheil auch der Ihrige ſey.

Unter den Enthuſiaſten für Quesnays Syſtem müſſen wir ganz vorzüglich den Vater des durch die Revolution unſterblich gewordenen Grafen von Mirabeau nennen. Dieſen alten Mirabeau wie ſeinen Bruder, den Malteſer Commandeur, muß man zu den provenzaliſchen Originalgenies zählen, die mit unbändigem Stolz Menſchenfreundlichkeit verbanden, und für große Ideen empfänglich, oft bis zum Wahnſinn begeiſtert oder erbittert auftreten. Aus den in unſerm Jahrhundert bekannt gemachten Briefen von Mirabeaus Vater und Onkel, geht hervor, daß, wenn auch der Erſte der Berühmteſte war, doch der Zweite ihn bei weitem an provenzaliſcher Originalität übertraf. Mirabeaus Vater war das Ideal der mehrſten Volksmänner, er war, wie dieſe ſo oft ſind, auf der einen Seite eifriger Demokrat, während auf der andern er und ſein Bruder den provenzaliſchen Adelſtolz, Anmaßung und Einbildung, wie aus ihrem übrigens höchſt geiſtreichen und originellen Briefwechſel hervorgeht, bis zu einem ganz unglaublichen Grade trieben. Mirabeaus Buch, nach deſſen Titel man ihn zu benennen pflegte, ſo wenig menſchenfreundlich auch ſein Betragen war, führte den Titel, *der Volksfreund*, einen Titel alſo, den ſpäter auch Marat ſeinem gräßlichen Journal gab. Der Marquis Victor Riquetti von Mirabeau, nach dieſem Journal der Volksfreund genannt, war nicht blos unermüdlicher Vertheidiger von Quesnays Syſtem, ſondern auch deſſen perſönlicher Freund. Er hat über zwanzig Bände über die neue Staatsweisheit des ökonomiſtiſchen Syſtems geſchrieben, und eine Lobrede auf den Urheber deſſelben herausgegeben, die wegen des über die Maßen lächerlichen Tons, in dem ſie abgefaßt war, ihrer Zeit eine ganz eigne Art von Berühmtheit hatte und den Spöttern reichen Stoff gab.

Der Volksfreund des despotiſchen Haustyrannen erſchien um 1755 in fünf Bänden, machte aber die neue Wiſſenſchaft weder klarer noch beliebter, denn ſein Styl war deklamatoriſch und abenteuerlich ſchwülſtig, und ſein eigener Charakter bildete einen zu großen Contraſt mit der Lehre, die er predigte, als daß er viele Proſelyten hätte machen können. Während er für das Wohl des Volks und für die Grundſätze, worauf ſeine Secte von Oeconomiſten dieſes zu gründen gedachte, auf eine komiſche Weiſe eiferte, bewies er ſich bis zum höchſten Scandal als einen Haustyrannen, als den furchtbarſten Egoiſten gegen Frau und Kinder und als ſchlechten Staatsbürger. Das willkührliche Verfahren der Regierung, oder wenn man will, der Miniſter Ludwigs XV. mit Mirabeaus Vater, und hernach auf Anſuchen dieſes Vaters mit dem Sohne, erklärt und entſchuldigt die Heftigkeit, mit welcher der Graf Mirabeau hernach, ſobald es die Umſtände zuließen, alles aufbot, um der Willkühr der Miniſter geſetzliche Schranken zu ſetzen. Mirabeaus Vater nämlich oder der ſogenannte Volksfreund, hatte nicht blos wegen ſeiner beiden Schriften über Nützlichkeit und Nothwendigkeit der Provinzialſtände viel auszuſtehen, ſondern ward wegen ſeiner Abhandlung über das Abgabenſyſtem (Théorie de l'impôt) ſogar in die Baſtille geſetzt.

Wir nennen hier den Volksfreund Mirabeau blos wegen zwei Schriften, die er in Verbindung mit Quesnay ſelbſt geſchrieben hat, nicht wegen der großen Zahl anderer, die er allein herausgab. Die eine enthält die ausführliche Entwickelung des Syſtems einer auf Benutzung des Reichthums des Bodens gegründeten Staatsverfaſſung, wie ſie Quesnay ausgedacht hatte; die Andere enthält einen kurzen und klaren Inbegriff der weſentlichen Punkte des neuen Syſtems. Das eine dieſer Bücher nannten er und ſein Mitarbeiter Quesnay, Philoſophie des Landbaus (**Philosophie rurale ou économie générale et particulière de l'agriculture 1764. 3 Vol. 12.**), das Andere Grundzüge des Syſtems der Betreibung der Landökonomie (**Elémens d'économie rurale 1767 u. 68.**) Auch die mehrſten an-

dern Schriften des wunderlichen Provenzalen ſind beſtimmt, das neue Syſtem auszupoſaunen, oder deſſen Beziehung auf alle möglichen Zweige der Staatshaushaltung nachzuweiſen; eine Anzahl anderer, beſonders adelicher Schriftſteller folgten dem Vorgange des provenzaliſchen Marquis. Mehrere fremde Fürſten, unter ihnen beſonders Carl Friedrich von Baden und Leopold, damals Großherzog von Toscana, beide (ſo lange Leopold noch nicht Kaiſer war) als weiſe und väterliche Fürſorger der ihnen vertrauten, vom Himmel vor den mehrſten andern geſegneten Länder allgemein anerkannt, huldigten Quesnays Grundſätzen. Ihre weiſen, in ganz Europa geprieſenen, von den damals den Fürſten nicht gerade gewogenen Philoſophen als Muſter empfohlenen Geſetze und Einrichtungen waren die Frucht des Studiums von Quesnays Syſtem, und beide bewieſen auch ſeinem Freunde, dem wunderlichen Marquis, große Aufmerkſamkeit. Auch Kaiſer Joſeph II. gab dem rein monarchiſchen Syſtem Quesnays den Vorzug vor dem entgegengeſetzten Gournays, weil nur das Erſtere auch in ganz abſolut regierten Staaten anwendbar ſchien, das Andere aber, ohne volle bürgerliche Freiheit, ſtets nur unvollkommen ausführbar iſt.

Gournays Syſtem fand in allen Ländern Europas enthuſiaſtiſche Verehrer, weil der ſteigende Luxus die Induſtrie ſteigerte, dieſe aber ohne baares Geld nicht betrieben werden kann, ſelbſt der Adel alſo erkannte, daß er nothwendig, wie jetzt überall geſchieht, großen Fabrikanten, Bankiers u. ſ. w. einen Antheil an ſeinen Privilegien zugeſtehen müſſe. Dies Syſtem hat bekanntlich in unſern Tagen völlig geſiegt, und was vorher nur in England galt, gilt jetzt auch auf dem Continent. Eine Folge dieſes Syſtems iſt, daß Wucherer und Speculanten auch unter uns nicht mehr Plebejer ſondern eine Art Patrizier ſind, welche Geld ſchaffen, das Leben in eine große Maſchiene verwandeln, eine neue freiwillige Leibeigenſchaft der arbeitenden Claſſen begründen und fürſtlichen Luxus treiben. Gournay hatte, ehe er ins Miniſterium kam, Handelsgeſchäfte getrieben, er ſtand um 1729 an der Spitze eines nicht unbedeutenden Handelshauſes in Cadix,

verband aber, was damals ſelten war, ein theoretiſches Studium mit ſeinem praktiſchen Geſchäfte. Weil ſeit Colberts Zeiten die Theorie der Handels- und Gewerbspolizei in Frankreich ganz vernachläſſigt worden war, ſo bildete er ſich durch das Studium holländiſcher und engliſcher Werke, diente ſeit 1744 dem franzöſiſchen Miniſterium mit ſeinen Einſichten und ward bis an ſeinen Tod im Jahre 1759 Intendant des Handels betitelt. Als Intendant des geſammten Handlungsweſens von Frankreich war er mit Türgot enge verbunden. Er ſchuf ein franzöſiſches Syſtem des Handlungsweſens, das er aus einem Petty, Davenant, Gee, Child und andern engliſchen Quellen ſchöpfte, und wendete die ihm als obern Miniſterialbeamten zu Gebote ſtehenden Mittel an, um auf jede Weiſe dies neue Syſtem durch Schriftſteller zu fördern. Auf Gournays Betrieb arbeitete Dangueil ſein Werk über die Handelsvortheile und Nachtheile von England und Frankreich, wobei er einen engliſchen Schriftſteller zu Grunde legte; Forbonnais brachte Kings brittiſchen Kaufmann ins Kurze, und Gournay ſelbſt ſchrieb in Verbindung mit Forbonnais über Handlung im Allgemeinen. Das Syſtem, welches Gournay aufſtellt und auf jede Weiſe auch als Beamter förderte, war noch viel weniger als Quesnays Syſtem mit den immer noch fortbeſtehenden Schranken des Feudalismus, der Corporationen, Privilegien und des Particularismus des Mittelalters vereinbar. Gournay behauptete nämlich, daß nicht blos die Beſchäftigungen der Staatsbürger, welche Quesnay ausſchließend produzirende Arbeit nannte, den wahren Reichthum des Staats ausmachten, ſondern er bewies, daß jede Art von Arbeit, jeder Kunſtfleiß, jede auf Erwerb gerichtete Thätigkeit in Anſchlag zu bringen ſey, wenn man den verhältnißmäßigen Wohlſtand der Völker, oder den Nationalreichthum ſchätzen wollte.

Gournay mußte, wenn ſein Syſtem der Betriebſamkeit des Erwerbs, folglich auch der großen Bereicherung des Staats, der die Summe der Einzelnen iſt, in Anwendung kommen ſollte,

nicht blos mit Quesnay fordern, daß Frohnen, Binnenzölle, Beſchränkung des Getreidehandels abgeſtellt würden; ſondern er mußte noch viel weiter gehen. Er eiferte daher gegen Zünfte, Innungen, Monopolien, kurz gegen jede Beſchränkung des Handels und aller Arten von Gewerbe. Er war einer von den blindeſten Enthuſiaſten der Betriebſamkeit und folglich der Bewunderer Englands und des mächtigen Hebels alles deſſen, was dort geſchieht, d. h. des Geldes. Er glich ganz denen, die jetzt, damit ja alle Poeſie und beſonders jeder Wunſch bürgerlicher Freiheit erſtickt werde, Deutſchland in allen Zeitungen taub ſchreien. Er nahm, wie dieſe, weder auf die Verſchiedenheit der Lage des Landes, auf Nationaleigenthümlichkeit, auf Religion, Regierungsform und dergleichen die nöthige Rückſicht, er predigte nur England und Gelderwerb. Wir dürfen und wollen uns auf das Innere oder das Weſen ſeines Syſtems, auf deſſen Werth oder Unwerth, Anwendbarkeit oder theoretiſche Leere hier nicht einlaſſen, wir behalten ſtets nur die langſam und unſichtbar nahende Revolution, der wir hier überall nachſpüren, im Auge. In Beziehung auf dieſe geht von ſelbſt hervor, daß ſobald dies Syſtem von der Regierung begünſtigt ward, die Provinzialabtheilung des Reichs, die Parlamente, die Corporationen, die Privilegien längſt in Gedanken vernichtet waren, ehe ſie förmlich aufgehoben wurden. Um dieſes einleuchtend zu machen, wollen wir einige Sätze anführen, welche Gournay ſchon in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts geltend zu machen und ſeiner Nation und ihrer Regierung als Staats- und Verwaltungsweisheit zu empfehlen ſuchte.

Er forderte, wie oben bemerkt iſt, zunächſt Freiheit für alle möglichen Zweige des Handels; folglich auch für den Getreidehandel. Er verlangte ferner, jeder Bürger des franzöſiſchen Reichs ſolle ohne Unterſchied und ohne Rückſicht auf Geburt und Religion zu jedem Gewerbe zugelaſſen werden. Er behauptete, daß der Staat dafür ſorgen ſolle, daß den Bürgern die Möglichkeit zu arbeiten geſchaffen werde, damit dadurch eine Concurrenz und eine Vervollkommnung der Fabrikate erzeugt

und zugleich den Käufern der vortheilhafteſte Kauf in Rückſicht des Preiſes geſichert ſey. Man ſollte daher auch alle Hemmniſſe entfernen, die dem Verkäufer irgend einen Ausweg verwehrten; alle ſollten offen ſeyn. Beide, ſowohl Quesnay als Gournay, wollten die von ihnen vorzugsweiſe als produzirend begünſtigten Claſſen von Laſten frei machen; daher mußten ſich ihre reformirenden Geſetzvorſchläge freilich durchkreuzen. Es zeigte ſich bald, daß man in unſern Staaten, wie ſie ſich ſeit dem ſiebenzehnten Jahrhundert gebildet haben, unmöglich der einen Claſſe von Staatsbürgern äußere Vortheile und Erleichterungen verſchaffen könne, ohne einer andern etwas zu entziehen. Dies veranlaßte einen ungemein heftigen und bittern Streit zwiſchen den beiden neuen Schulen der Staatswirthſchaft. Dieſer Streit war freilich leicht auszugleichen, wenn man nur über die Hauptſache, den Umſturz aller Schranken des Mittelalters, erſt einmal einig war; man durfte nur beide Syſteme verſchmelzen. Quesnay nämlich wollte gleich den Leuten, die in England die Majorität bilden, alle Staatslaſten gern vom Gutsbeſitzer und Landbauer auf den Capitaliſten und Kaufmann und durch dieſen auf den Krämer und Arbeiter oder Gewerbsmann wälzen; Gournay wollte, wenn es nicht möglich ſeyn ſollte, wie er eigentlich wünſchte, alle auf Gewerbe und Handel ruhenden Laſten ganz abzuſchaffen, dies doch ſo viel als möglich thun und nur allein den Grundbeſitz beſteuern.

Die beiden Italiener, Filangieri und Beccaria, denen man gewöhnlich ihren Platz neben Montesquieu anzuweiſen pflegt, waren dem Syſtem Gournays gewogen, und auch der tiefe und ſcharfe Denker David Hume vertheidigte es. Zwei andere Gelehrte, der eine ein Schotte, der andere ein Franzoſe, ſchufen durch Verſchmelzung beider Syſteme ein Drittes. Wenn wir hier die Geſchichte der Literatur der Staatswiſſenſchaft oder die der Staatshaushaltung ſelbſt ſchreiben wollten, ſo würden wir den Schotten Adam Smith zuerſt und am ausführlichſten erwähnen müſſen, wir dürfen aber ſeiner nur im Vorbeigehen erwähnen, weil wir nur die Franzoſen aufzählen wollen, die in

der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts durch neue Lehren eine neue Staatseinrichtung vorbereiteten. Unter dieſen Letzten gebührt dem philoſophiſch und claſſiſch nach alter gründlicher Weiſe gebildeten Türgot unſtreitig der erſte Platz; und dies um ſo mehr, weil er ganz allein aus wahrem Eifer für die Verbeſſerung der unbrauchbaren Staatseinrichtungen ſich an die Freunde Voltaires, Diderots, d'Alemberts anſchloß, nicht aus Leichtfertigkeit oder Eitelkeit. Er war nicht, wie ſie, gegen Religion, gegen die guten Seiten des alten Glaubens oder gar gegen die Sittenlehre des Chriſtenthums, welche Entſagen und Entbehren zur Pflicht macht, eingenommen. Uebrigens war auch Adam Smith mit den Perſonen im Verkehr, die man in Paris philoſophiſche Oekonomiſten nannte, und lernte manches in ihrem perſönlichen, belehrenden Umgange dort kennen, wo die Unterhaltung ſtets wiſſenſchaftlicher Art war. Adam Smith legte nämlich die Stelle, die er in Schottland bekleidete, nieder, um den Herzog von Bucceleugh auf ſeinen Reiſen zu begleiten, und verkehrte in dieſer Zeit (1765) in der pariſer Philoſophengeſellſchaft, wo er wohl gelitten war. Türgot würde indeſſen, wenn wir hier auch von dem Schotten ausführlicher reden könnten, der Zeitordnung nach eher genannt werden müſſen als er, weil Türgot nicht blos ſein Syſtem in einzelnen Abhandlungen früher entwickelte, oder durch Morellet entwikkeln ließ, ſondern auch dieſes Syſtem erſt als Intendant, dann als Miniſter in Anwendung brachte, ehe Adam Smith ſein Werk herausgab. Dies Werk über den Nationalreichthum erſchien bekanntlich erſt 1776. Das Verhältniß der Schriften des Schotten und Franzoſen zu einander zu erklären, iſt nicht unſer Geſchäft, wir haben nur Türgots Verhältniß zur franzöſiſchen Staatswiſſenſchaft und Staatsverwaltung zu erklären. Türgot, wie Rouſſeau, Malesherbes, Lafayette und einige andere Männer dieſer bewegten Zeit, gehört, wenn er auch, wie alle Menſchen, manchen Tadel mag verdient haben, zu den erfreulichen Erſcheinungen in der Geſchichte, die uns mit der Menſchheit ausſöhnen und für den Schmerz tröſten,

daß Wiſſenſchaft im Allgemeinen der ſtillen Tugend ebenſo gefährlich iſt, als Reichthum. Er erſcheint, wie die vorher genannten Männer, wie die Roland und der wackere Lanjuinais, unter der eiteln Bande lockerer Schwelger und Schwärmer, mit Geiſt prahlender Sophiſten und treuloſer den Sinn wie das Kleid wechſelnden Rhetoren, als eine edle, von der Hoffnung der Wiedergeburt ſeiner Nation mächtig gehobene Seele, die freilich getäuſcht ward; denn uns alle, die wir an Tugend glauben, täuſcht ja der Traum der Jugend!!

Türgot ſtammte aus einer alten, ſehr angeſehenen Familie der Normandie und war, als er anfangs geiſtliche Studien machte, um höhere geiſtliche Würden zu erlangen, Studiengenoſſe des Abbé Morellet. Dieſen führen wir hier in Verbindung mit ihm auf, weil er zwar unter den ſogenannten Philoſophen nur eine Nebenrolle ſpielte; aber doch auch von ihnen, wie von Türgot und von der Regierung als Schriftſteller gebraucht ward. Wir können daher auch die beſten Nachrichten von Türgots Bemühungen, von ſeinem Beſtreben theils als Geſchäftsmann, Intendant und Miniſter, theils als Schriftſteller und durch die Literatur, Regierung und Verwaltung des franzöſiſchen Reichs mit den Forderungen der Zeit in Uebereinſtimmung zu bringen, hie und da aus Morellets Denkwürdigkeiten ſchöpfen. Türgot war in der alten und in ihrer Art vortrefflichen Schule der Sorbonne ſchon zum theologiſchen Dialektiker ganz ausgebildet, er war ſchon recht gründlich geiſtlich gelehrt, als er vor dem Gedanken erſchrack, die ſcholaſtiſche Theologie vertheidigen zu müſſen, von deren Unhaltbarkeit zu ſeiner Zeit jeder denkende Kopf in Frankreich überzeugt war. Er ergriff ſtatt des theologiſchen, das juriſtiſche Fach, ward Parlamentsrath und ſpäter (1752 u. 53) Referent im königlichen Staatsrathe (maître de requêtes). Dies war um die Zeit, als man eine neue Wiſſenſchaft für das Leben, ſtatt der alten, welche blos für die Schulen beſtimmt war, begründen und unter allen Claſſen von Menſchen durch eine große Encyklopädie verbreiten wollte. Diderot mißbrauchte freilich dieſes Organ oder Maga-

zin hernach, um alle Grundſätze und jeden überlieferten Glauben zu erſchüttern; urſprünglich war aber doch der Plan, alle Wiſſenſchaften, Künſte, Gewerbe in einzelnen Artikeln faßlich und den Fortſchritten der Holländer und Engländer gemäß zu behandeln; und ganz allein in dieſer Beziehung war Türgot Mitarbeiter.

Es waren zu Türgots Zeit im Staatsrath mehrere Männer bei den Finanzen angeſtellt, die man zu den ausgeichnetſten Franzoſen zählen kann und dieſe waren um ſo eifriger bemüht, Verbeſſerungen einzuführen, je ſchlechter das ganze Syſtem, je härter der Druck und je häufiger der Wechſel der Finanzminiſter war. Derſelbe Fall war beim Unterrichtsweſen und bei der Cenſur. Wir wollen nur einige Namen nennen, um zu zeigen, daß ſelbſt unter den Beamten der ganz abſoluten Regierung ſchon in der Mitte des Jahrhunderts die Ueberzeugung herrſchend geworden war, daß es unmöglich ſeyn werde, das alte Syſtem auf die alte Weiſe durchzuführen. Malesherbes war Director des Bücherweſens, Trüdaine de Montigny, Vater und Sohn, Intendanten der Finanzen; Gournay, Intendant des Handlungsweſens; Türgot, Berichterſtatter im Staatsrath. Dieſe Männer boten Alles auf, um die Gemüther auf eine durchgreifende Reform vorzubereiten. Sie ſuchten vorerſt nur noch durch Abhandlungen, durch Bücher, durch Artikel der Encyklopädie, für den Zweck zu wirken, den ſie als Geſchäftsmänner damals noch nicht offiziell befördern durften. Türgot ſtudierte in dieſer Zeit Quesnays Schriften ſehr ſorgfältig, denn dieſer konnte für ſeinen menſchenfreundlichen Zweck mehr wirken, als einer der Miniſter, da er den König und die Pompadour gewiſſermaßen in ſeiner ärztlichen Hand hielt. Mit Gournay war Türgot durch die Geſchäfte verbunden und faſt täglich in ſeiner Geſellſchaft; er mußte daher ganz natürlich auf den Gedanken kommen, die beiden, nur ſcheinbar widerſtreitenden Wirthſchaftsſyſteme ſeiner beiden Freunde miteinander zu verbinden. Dies geſchah zuerſt in einigen Artikeln, die er für die Buchſtaben **E** und **F** der großen Encyklopädie lieferte. Dieſe Artikel (ex-

pansibilité, existence, étymologie, ſoire, fondation) ſind vollſtändige Abhandlungen, welche eine Reihe von Bogen füllen. Die Artikel foire und fondation, wie der vierte bis ſiebente Band von Türgots 1810 erſchienenen Werken, enthalten den vollſtändigen Inbegriff der Lehre, die er aus der Vereinigung der Grundſätze Gournays und Quesnays durch die Anwendung des weſentlichen Inhalts ihrer Schriften auf die Verbeſſerung der franzöſiſchen Staatswiſſenſchaft und Staatswirthſchaft bildete. Seinen Schulcameraden Morellet, der ſich auch an die ſogenannten Philoſophen angeſchloſſen hatte und durch ſie in die Academie gebracht war, ſonſt aber zu den vielen gewandten Franzoſen gehörte, die jeden gegebenen Gegenſtand, der nicht gerade tiefes Denken oder ausgebreitete Gelehrſamkeit erfordert, ſtyliſtiſch behandeln können, führte er bei Gournay und Trüdaine ein, damit ſie durch ihn das Publikum, wie man das nennt, bearbeiten ließen. Morellet ward von dieſen praktiſchen Oekonomiſten für ihre Zwecke auf dieſelbe Weiſe gebraucht, wie die Miniſter in unſern Tagen, beſonders in England und Frankreich, Hunderte von Menſchen im Dienſt haben, um für das Publikum Wahrheit zu fabriziren.

Den letzten Punkt wollen wir zunächſt verfolgen, weil ſich bei der Gelegenheit ergiebt, daß die bis dahin ganz verachtete öffentliche Meinung, die in unſern Tagen ſehr oft mächtiger iſt, als Beamte, Bajonnette, Polizei, Cenſur und Gensdarmerie, ſchon damals von den Miniſterien benutzt wurde, um die Macht des Vorurtheils durch künſtliche Rede zu bekämpfen. Morellet ward zuerſt von Trüdaine auf dieſelbe Weiſe gebraucht, wie ſich ſpäter Türgot ſelbſt ſeiner bediente. Trüdaine machte nämlich um 1758, auf Veranlaſſung Gournays, der im folgenden Jahre ſtarb, den erſten Verſuch, wenigſtens die Aufhebung derjenigen läſtigen Handelsbeſchränkungen durchzuſetzen, welche durch deſpotiſche Maßregeln, ja, durch Hausſuchungen u. ſ. w. aufrecht erhalten werden mußten. Die Vertheidiger der Vorurtheile und Privilegien, denen ſolche Männer wie Trüdaine und Türgot, die unendlich weit von jeder Leichtfertigkeit entfernt waren, ver-

haßter waren als die Holbachs und Diderots, (bekanntlich verehrte ja die große Welt den Helvetius als ihren Propheten) bezahlten ebenfalls Sophiſten, welche jedes Vorrecht, jedes durch die Zeit zum Recht gewordene Unrecht, jede Beſchränkung des Bürgers mit Scheingründen zu vertheidigen ſuchten. Gegen einen dieſer Schriftſteller, gegen Moreau, mußte Trüdaine Morellet ſo gebrauchen, wie Voltaire durch ein Wortſpiel (mordsles) zu verſtehen gab, daß man ihn gegen die Obſcuranten gebrauchen könne. Moreau hatte ſich gegen die Encyklopädiſten und gegen den Urheber der neuen Staatswiſſenſchaft auf dieſelbe Weiſe erhoben, wie ähnliche Leute unter uns ſich jetzt für den Glauben des Mittelalters oder für die hölzerne Dogmatik des ſiebenzehnten Jahrhunderts erheben. Gegen ſolche Leute iſt jede Waffe der geſunden Vernunft unbrauchbar, ſie laſſen ſich nur mit Hohn und Spott bekämpfen. Man ſieht, damals wie in unſern Tagen, konnten am Ende nur Skoptiker und Skeptiker das Feld behaupten, denn wer vernünftig und gemäßigt redete, ward verfolgt oder in die Baſtille geſetzt. Dies widerfuhr Marmontel und widerfuhr auch Morellet, der, nachdem er zuerſt über eine mit Politik und Religion nicht in der entfernteſten Verbindung ſtehende Frage, den Vertheidiger jedes Vorurtheils, Moreau, bekämpft hatte [8]), mehrere ähnliche Schriften für die neue Staatspolizei gegen die alte ſchrieb. Uebrigens war Trüdaine ſelbſt ein Beiſpiel, wie es unter der alten Regierung in Frankreich zu gehen pflegte. Er ließ durch Morellet ſchreiben, er ſelbſt handelte wenig, denn die Intendantenſtelle war von ſeinem Großvater an ſeinen Vater und von dieſem an ihn übergegangen.

Das Handelskollegium und alle verſtändigen Männer in Frankreich waren für das ſeit 1754 aufgeſtellte Syſtem gewonnen, die Kaufleute, welche die Vortheile des Syſtems der Hem-

8) Morellet ſchrieb im März 1758 im Auftrage des Commerzcollegiums die Schrift: Reflexions sur les avantages de la libre fabrication et de l'usage des toiles peintes en France.

mungen, Beſchränkungen, Hinderungen genoſſen, waren dagegen; das Miniſterium ſelbſt war genöthigt, die öffentliche Stimme bei jedem Schritt anzurufen, den es thun wollte, um Verbeſſerungen zu machen. Schon 1762 wollten z. B. die Mitglieder des Handelscollegiums alle Zölle an die Gränzen verlegt haben, es ſollten zugleich alle Schutzzölle, wie man ſie nennt, aufgehoben werden, welches Letztere allerdings ſehr übereilt geweſen ſeyn würde, es erhob ſich aber ein mächtiges Geſchrei dagegen. Der Widerſtand kam nicht von denen, welche Recht gehabt hätten zu proteſtiren, daß mit den Reichsbürgern nach einem im Cabinet ausgeheckten Syſtem Verſuche gemacht würden, ſondern von einer ganz andern Seite. Die Kaufleute, die mit den durch Zölle im Innern geſchützten Waaren Handel trieben, hatten einen größern Einfluß, als die Fabrikanten in Lothringen und Bar, welche durch die Aufhebung der Schutzzölle gewinnen ſollten. Das Miniſterium ſuchte durch Morellet das Geſchrei der Begünſtigten vermittelſt der öffentlichen Meinung zum Schweigen zu bringen. Türgot als Intendant in Limoges gab das unerhörte Beiſpiel, daß man aus ſeinen Schreiben, Verordnungen, Einrichtungen, ein Handbuch der Verwaltungslehre nach menſchenfreundlichen, aufgeklärten, aber zugleich der beſtehenden Religion und den hergebrachten Sitten angepaßten Grundſätzen zuſammenſetzen konnte, ſein Studiengenoſſe Morellet mußte, was eben ſo unerhört war, auf Veranlaſſung einer Behörde ans Volk appelliren. Die Handelsleute nahmen ebenfalls ihre Zuflucht zu einem Schriftſteller, und es ſchien einige Zeit hindurch, als ob ſchon mit dem Ende des ſiebenjährigen Kriegs die Zeit beginnen werde, wo öffentliche Angelegenheiten auch öffentlich verhandelt würden. Zu Gunſten der Kaufleute, auf deren Seite auch Necker ſtand, ſchrieb nämlich derſelbe Coſter, der zur Zeit der Verſammlung der Notabeln für Necker gegen die Parlamente ſchrieb, damals ein Buch gegen Morellet und Türgot.

Leider war der damalige Zuſtand von Frankreich in jeder Rückſicht mit dem jetzigen von Deutſchland zu vergleichen; man

erkannte nämlich freilich das Alte nicht mehr an, das Neue konnte aber auch keinen Platz gewinnen. Wenn es in einem Augenblick den Anſchein hatte, als wenn man einen neuen Weg betreten wolle, ſo erſchien gleich hernach plötzlich der ganze alte Despotismus wieder in ſeiner furchtbarſten Geſtalt. Dies zeigte ſich in Beziehung auf öffentliche und wiſſenſchaftliche Verhandlung der Staatswiſſenſchaft und Staatswirthſchaft und der damit verbundenen Staatspolizei, ſobald ein theologiſcher Juriſt Finanzminiſter geworden war. L'Averdy war nämlich kaum zum Controleur der Finanzen ernannt, als er um 1764 ein Decret (arrêt du conseil) erließ, welches nach der damaligen Verfaſſung volle Kraft eines Geſetzes hatte, worin bei Strafe einer Verfolgung der Polizei, nicht der ordentlichen Gerichte, wo man ſich vertheidigen kann und nur nach bekannten Geſetzen verurtheilt wird, verboten ward, irgend etwas über Verwaltungsſachen oder über die Regierungsmaßregeln überhaupt drucken zu laſſen. Gegen dieſe Verordnung wollte Morellet beſcheidene Einwendungen drucken laſſen, ſeine Schrift mußte aber erſt L'Averdy mitgetheilt werden, damit er Erlaubniß zum Druck gäbe, dieſe verweigerte er in einer Randbemerkung, welche wir unten wörtlich mittheilen, weil die Abfaſſung ſo ungemein viel Aehnlichkeit mit dem Styl und mit dem übermüthigen Ton hat, in welchem noch jetzo in Deutſchland die decretirenden Juriſten auch ſogar in unſern Kammern oft zu reden pflegen [9]. Unmittelbar auf dieſe despotiſche Zeit eines L'Averdy und dü Terray folgte unter dem Einfluß der Oekonomiſten wieder eine Aufregung zur philanthropiſchen Reformation des Beſtehenden, die von den Behörden ſelbſt veranlaßt ward. Schon zwei Jahre nach jener ſchnöden Bemerkung L'Averdys ließ Malesherbes durch Morellet Beccarias Werk über die philanthropiſche Verbeſſerung der Criminalgeſetz-

9) Die Worte waren: pour parler d'administration, il faut tenir la queue de la poële, être dans la bouteille à l'encre et que ce n'est pas à un écrivain obscur, qui n'a pas cent écus vaillant, à endoctriner les gens en place.

gebung des Mittelalters, der peinlichen Halsgerichtsordnung Kaiſer Carls V. und der cannibaliſchen Juſtiz der franzöſiſchen Parlamente (das Buch dei delitti e delle pene) ins Franzöſiſche überſetzen, und zehn Jahre nachher ließ das Miniſterium eine ganze Fluth von Schriften ausſenden. Wie verblendet die Leute waren, welche, wenn nicht die Revolution ſie zugleich mit ihrem Syſtem vertilgt hätte, allen Forderungen der Zeit zum Trotz, alles Alte unter neuer Form würden feſtgehalten haben, kann man daraus ſehen, daß die grundgelehrten aber barbariſchen Juriſten der Parlamente, bis zu deren Auflöſung auch nicht das Geringſte an ihrer Juſtiz änderten, obgleich ſchon in den ſiebenziger Jahren Beccarias neues Syſtem ſo freudig begrüßt ward, daß Morellets Ueberſetzung innnerhalb ſechs Monaten ſieben neue Auflagen erfuhr.

Im Jahre 1769 wollte man, den neuen Grundſätzen angemeſſen, die oſtindiſche Geſellſchaft, alſo eine gewiſſe Art privilegirten Handels aufheben, die Gegner der Compagnie hatten auch in dieſer Sache Necker, der damals ſchon angefangen hatte, Türgots Syſtem zu beſtreiten, gegen ſich, der Controleur d'Invaux nahm daher aufs neue zu Türgots Verfechter, Morellet, ſeine Zuflucht. In dieſer Sache ward der Streit ganz wie in conſtitutionellen Staaten durch Schriften geführt; ein Theil des Hofs war für Necker, ein anderer für den Controleur, der, wie jetzt zu geſchehen pflegt, ſeinem Vorfechter auch alle offiziellen Actenſtücke mittheilte. Gleich im folgenden Jahre 1770 gebrauchten ihn Choiſeul und Trüdaine im Sinne des ökonomiſtiſchen Syſtems, um gegen Galianis berühmte Schrift über den Getreidehandel (dialogues sur le commerce des blés) für die völlige Freiheit dieſes Handelszweigs zu ſchreiben.

Aus dieſen Notizen über die Verbindung des ökonomiſtiſchen Syſtems mit der öffentlichen Behandlung der Materien des Staatsrechts, der Staatspolizei, der Finanzen von philoſophiſchen Köpfen, die nicht Beamte, ſondern gewiſſermaßen Repräſentanten der Intelligenz ihrer Zeit waren, während der härteſten und finſterſten Zeit, geht von ſelbſt hervor, welche hiſtoriſche und po-

litiſche Bedeutung Türgots Syſtem erhielt, als er Miniſter geworden war. Von dem Augenblick an war es unmöglich, daß ein blos in der Praxis und durch die Praxis gebildeter Mann aus dem Dunkel ſeines Cabinets, ohne Theorie und ohne den Beiſtand von Schriftſtellern, das überall und von allen Seiten gefährdete Schiff des Staats ſteuern konnte. Nach Türgot folgte Necker, und als dieſer entfernt ward, konnten Joly de Fleury und d'Ormeſſon mit der alten Weisheit von Parlamentsräthen nicht ausreichen, man mußte in Calonnes Perſon einen Mann wählen, der mit leicht fließender Rede und mit einer geübten Feder ſeine Sache, wenn auch nur mit Scheingründen, vertheidigen könnte. Dies nöthigt uns, der folgenden politiſchen Geſchichte wegen noch einmal auf Türgots Syſtem zurückzukommen, weil Necker von Handlungs- und Bankgeſchäften zu den Staatsgeſchäften übergegangen, als Schriftſteller eine andere Theorie und als Miniſterialdirector eine andere Praxis vertheidigte und übte als Türgot.

Türgot hatte als Intendant, oder wie wir ſagen würden, als Civilgouverneur der Generalität von Limoges, Gelegenheit, durch die Anwendung ſeiner Grundſätze auf einen gewiſſen beſtimmten Landſtrich, beſonders den Theil ſeines Syſtems, der aus Quesnay geſchöpft war, anzuwenden und die Wohlthätigkeit der neuen von ihm vorgeſchlagenen Methode der Verwaltung zu erproben. Wir haben daher ſchon oben bemerkt, daß die zahlreichen Actenſtücke ſeiner Verwaltung des Limouſin, nicht blos zeigen, was er hernach als Miniſter in Frankreich durchſetzen wollte, ſondern auch als Handbuch ſeines ganzen ökonomiſtiſchen Syſtems betrachtet werden können. Ein Theil dieſer von Düpont in unſerm Jahrhundert herausgegebenen Actenſtücke z. B. die Umlaufſchreiben an ſeine Unterintendanten, an die Steuer-Commiſſarien, an die Polizeibeamten, an die Municipalräthe, an die Pfarrer ſeiner Generalität, ſind unter Napoleons Regierung ſowohl von Düpont, als von andern ihm ähnlichen, edlen und würdigen Verwaltungsbeamten praktiſch benutzt worden. Ein anderer Theil begreift die Rathſchläge und Vorſchläge

im königlichen Rath (Avis au conseil) und dieſe ſind auf eine andere Art, nämlich hiſtoriſch, brauchbar. Man lernt daraus die ſchauderhafte Ungleichheit des Drucks des damaligen Steuerſyſtems, die er hervorhebt, und deſſen verderbliche Wirkung er ins Licht ſetzt, um die dringende Nothwendigkeit einer Reformation zur Vermeidung eines gewaltſamen Zerreißens des Staatsbandes dem Könige ſelbſt einleuchtend zu machen. Er ſchlägt daher eine beſſere Vertheilung der Hauptſteuern vor; er dringt dabei beſonders auf einen noch bis auf den heutigen Tag in vielen Gegenden Frankreichs vernachläſſigten Punkt. Er macht nämlich aufmerkſam, daß dem eigentlichen Landbau zu wenig Sorgfalt gewidmet werde, und daß man nicht genug darauf achte, daß dem Bauernſtande zu viel Menſchen entzogen würden, worüber man noch gegenwärtig oft klagen hört. Vieles von dem, was er anführt, iſt freilich durch die Revolution weggeſpült worden und unter dieſem die Frohnden und Zehnten, deren nachtheiligen Einfluß im alten Frankreich man beſonders aus dieſen Vorſtellungen Türgots kennen lernt. Wie ſich das alte Syſtem der großen Landgüter und der Unzertheilbarkeit derſelben zu der Vertheilung in kleine Stücke verhält, lernt man ebenfalls aus ſeinen auf Erfahrung in Limoges gegründeten Berichten über den Unterſchied der Cultur bei größeren und kleineren Gütern.

Türgot lebte nur für die ſeiner Pflege Empfohlenen, er fühlte, wie wohlthätig ſein Syſtem dem Limouſin war, er ſchlug die bedeutenderen Intendantſchaften, die ihm in Rouen, Lyon und an andern Orten angeboten wurden, aus, weil er gern die Frucht von dem ſehen wollte, was er geſäet hatte. Man zählt ihn freilich zu den Philoſophen und Encyklopädiſten, doch war er von der himmelſtürmenden Frechheit, die man vielen von ihnen mit Recht vorwirft, unendlich weit entfernt. Als vortrefflicher Beamter ſah er den praktiſchen Nutzen des religiöſen und moraliſchen Gefühls, welches durch einen verſtändigen Cultus genährt wird, zu gut ein, um ſich einzubilden, daß er ohne Religion Volksglück gründen könne. Er bewies, wie Condorcet, den größten Unwillen gegen die gottloſe ariſtokratiſche egoiſtiſche

Philoſophie des Helvetius und eben ſo viel Achtung gegen die Einrichtungen der katholiſchen Kirche und gegen würdige Seelſorger, als Abneigung gegen Fanatismus, Jeſuitismus und Papismus. Aus dem erſten Bande von den in neun Bänden herausgegebenen Schriften Türgots kann man ſehen, wie große Verdienſte er und ſeine Schule ſich um die Reform der ganzen franzöſiſchen Staatsverwaltung zur Zeit des ſiebenjährigen Kriegs erworben haben. Man ſieht dort zugleich, wie traurig es damals um die Verwaltung des Reichs und ſeiner Finanzen ausſah. Man findet nämlich in dieſem Bande den weſentlichen Inhalt und die Beziehung der in den folgenden Theilen abgedruckten Actenſtücke ſeiner Amtsverwaltung und ſeiner Geſchäftsarbeiten angegeben.

Türgot gebrauchte als Miniſter Morellet, um ſeine Ideen in einem Gewande zierlicher Rede dem großen Publikum vorzuſtellen und ihn ſelbſt gegen die Angriffe der wüthenden Vertheidiger alles Alten und aller Vorurtheile zu vertheidigen. Er unterſchied ſich dadurch von ſeinen Vorgängern, daß er edel genug war, ſeine Gegner nicht durch die Macht, die ihm als Miniſter zu Gebot ſtand, niederſchlagen, ſondern durch Gründe widerlegen zu wollen. Die Frage über Getreidehandel, über Sperre nach Außen, über Hinderniſſe des Verkehrs der einen Provinz mit der andern kam zuerſt zur öffentlichen Verhandlung. Bei dieſer Gelegenheit kämpfte der Advokat Linguet, der noch in den achtziger Jahren eine ſolche Celebrität hatte, daß ſich ſogar Kaiſer Joſeph **II.** ſeiner bediente, gegen Türgot. Dieſer war leicht widerlegt, weil ſeine Redekunſt flache Declamation war, und man offenbar ſah, daß er um Wahrheit und Recht unbekümmert, nur Paradoxen ſuche, um an ihnen ſeine Sophiſtik zu beweiſen. Die erſte Probe ſeiner Advocatenkunſt, die ihn berühmt machte, noch ehe er durch ſeine vielfältigen Abentheuer bekannt ward, hatte er abgelegt, als er die Vertheidigungsſchriften für den Herzog von Aiguillon und die für den Grafen von Morangies ſchrieb; auch in dem Streit über den Getreidehandel nahm er die Partei der Freunde des Alten. Wie weit man

ſchon damals in Frankreich den Mißbrauch der redneriſchen Schriftſtellerei treiben durfte, lernt man nicht beſſer, als wenn man Linguets alberne Schrift gegen Brod und Brodkorn und gelegentlich gegen die Freiheit des Handels durchſieht. Er verfolgte nämlich mit einem wüthenden Haſſe die Mitglieder der Academie und die Encyklopädiſten, und greift ihr Steckenpferd an, blos um ſie ſelbſt hart mitnehmen zu können.

Einen ſolchen Gegner wie Linguet konnte man leicht widerlegen; aber auch Necker erhob ſich gegen Türgots Theorie. Dieſer war damals Mittelpunkt eines glänzenden Kreiſes, der ſich bei ſeiner Gemahlin verſammelte, und entzückt war, daß ein Mann, deſſen Anſehen in Paris faſt eben ſo groß war, als das der Oekonomiſten, ihre Meinung und ihren Vortheil gegen den Miniſter verfechten wollte. Stolz auf ihren Beifall vertheidigte er in dem Buche über Geſetzgebung in Beziehung auf das Getreide und auf den Kornhandel im Allgemeinen ein Syſtem, welches dem von Türgot aufgeſtellten gerade entgegengeſetzt war, und ſuchte Türgots Gründe zu widerlegen. Das Buch machte großes Aufſehen und Türgot glich darin allen Syſtematikern und Doctrinärs, alſo auch ſeinem Gegner Necker, daß er ſehr von ſich ſelbſt eingenommen war, und daher auch ſchnöde ablehnte, vor dem Druck mit Necker über den Inhalt zu disputiren. Er fand hernach gleichwohl, daß Necker eine Autorität für die Salons ſey und bot deßhalb ſeinen Morellet aufs neue auf, um eine Widerlegung Neckers abzufaſſen.

Dieſer Streit der beiden Miniſter Türgot und Necker, welche beide, aber auf verſchiedene Weiſe, dem Beſtehenden entgegen waren, weil es ihnen unhaltbar ſchien, wird dadurch beſonders hiſtoriſch wichtig, daß jeder von ihnen eine gewiſſe Partei und eine Meinung, welche Reformen forderte, repräſentirte, und daß bei der Gelegenheit über Regierung und Geſetzgebung zur Zeit abſoluter Herrſchaft öffentlich, von ihnen und ihren Freunden in gedruckten Schriften debattirt ward. Necker war freilich damals noch Privatmann, er war aber ein angeſehener Bankier, der nicht blos mit der Theorie des Handels-

weſens ſehr vertraut war, ſondern auch große Erfahrung hatte, er war daher eine bedeutende Auctorität. Morellet erkennt dies nicht an, er wirft Necker vor, was oft den Genfern wegen ihres doctrinären Treibens, ihrer Eingebildetheit von ſich ſelbſt und ihres Wortſchwalls vorgeworfen wird. Er ſagt nämlich in ſeiner Schrift von Neckers dickem Buche: Es würden darin gar viel Worte und Phraſen gemacht; alles Gerede führe aber doch am Ende zu einem ganz unbedeutenden Reſultat. Morellet gab daher ſeiner Schrift auch nur den Titel einer Rezenſion des Neckerſchen Buchs (Analyse de l'ouvrage de la législation et du commerce des blés).

Wir ſollten jetzt noch von einigen andern, von Mirabeau, Beaumarchais, Briſſot, La Clos oder richtiger de la Cloſe, Louvet, Condorcet, der Frau Roland und andern reden, dieſe aber gehören ſchon der Revolution an, wir können ihrer daher erſt im folgenden Bande gedenken.

Des zweiten Abſchnitts drittes Capitel.

Deutſche Literatur im Verhältniß zum deutſchen Leben.

---

§. 1.

Deutſche Univerſitätsphiloſophie und Theologie bis auf Fichte.

A. Philoſophie.

In die Geſchichte der philoſophiſchen Wiſſenſchaft einzugehen iſt dem Zwecke eines Werks, welches ſich nur mit den Erſcheinungen des menſchliſchen Lebens, nicht mit dem Weſen deſſelben, beſchäftigen ſoll, eben ſo fremd, als Aufzählung von Büchern und Syſtemen; keines von beiden darf man im Folgenden ſuchen. Wir reden blos von der Bildung, welche die Claſſe von Menſchen, die ſich mit Literatur beſchäftigten, und deren Zahl bis nach dem ſiebenjährigen Kriege, wie Sulzer bezeugt, ſelbſt in Berlin ſehr klein war, durch den Unterricht, der auf den Univerſitäten ertheilt ward, erhalten, und durch Lehre, Predigt, Schriften unter dem Volke verbreiten konnte.

Die Nation nahm an dem literariſchen Leben wenig oder gar keinen Antheil, die zahlloſen Bücher, aus denen das Volk jetzt einen faßlichen Unterricht über alle Theile der Wiſſenſchaft und geiſtige Unterhaltung ſchöpfen kann, waren entweder noch nicht geſchrieben, oder doch nur wenigen Privilegirten zugänglich; das gab den Orakeln der Studenten eine ganz andere Bedeutung, als ſie jetzt haben können. Die Enge des deutſchen Lebens, die unzähligen erbärmlich kleinen Höfe mit großen Prä-

tenſionen, die Reichsſtädte mit ihrer Pedanterie und ihrer Krämerei, der Mangel einer Hauptſtadt nöthigte die auf den Univerſitäten gebildeten Männer, in dem proſaiſchen Geſchäftsleben, in Kanzleien und an Höfen ihr ganzes Leben hindurch geiſtig von dem zu leben, was ſie ehemals im Hörſaale irgend eines ſogenannten berühmten Docenten niedergeſchrieben hatten. Dies iſt es, was dem gröſten Theile der an und für ſich vielleicht unbedeutenden Männer, deren wir hier erwähnen wollen, in Beziehung auf Nationalbildung eine große Wichtigkeit gibt. Es mußten ja ſelbſt die Decretirmaſchinen der Gerichte und Cabinette, die vielen gelehrten Formelmänner der Kanzleien, die Aerzte, ja ſogar die vornehmen Herrn, die ſich des Studierens wegen mit ihren Hofmeiſtern auf den Univerſitäten aufhielten, **collegia philosophica** gehört haben. Auch nahm, wie man bei Pütter ſehen kann, die Nobleſſe und die zu ihr gehörenden Publiciſten an der auf Univerſitäten geltenden ſyſtematiſchen Theologie, als an der Stütze aller kleinen Throne, großen Antheil.

Da jeder deutſche Gelehrte, das heißt, jeder der nicht die Cavaliers-Bildung hatte, welche durchaus und ausſchließend franzöſiſch war, das Syſtem der Univerſität ſeines Landes und des berühmten Mannes auf derſelben, bei dem er gehört hatte, ſein ganzes Leben durch als Leitſtern ſeines Denkens und Handels betrachtete, ſo ſollten wir hier eigentlich alle kleinen und großen Univerſitäten Deutſchlands aufzählen. Wir ſollten, weil nur von der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die Rede iſt, die Lehrer der Philoſophie, welche in Roſtock, Erlangen, Altdorf, Tübingen, Ingolſtadt, Aufſehen machten, ebenſowohl aufzählen, als die Männer, welche nacheinander oder neben einander in Göttingen, Leipzig u. ſ. w. Epoche machten, wir verſchmähen aber dieſe Vollſtändigkeit und erwähnen nur was uns paſſend für unſern ganz beſondern Zweck ſcheint. Gelegentlich müſſen wir jedoch bemerken, daß gerade in dem Zeitraum ſeit Wolfs Rückkehr von Marburg nach Halle bis auf Reinholds und Fichte's Auftreten in Jena, zum erſten Mal eine nicht vom Catheder und von Univerſitäts- und Studentenpropheten gepre-

digte Philoſophie in lesbaren Büchern, nicht in Compendien, in gutem Deutſch, nicht in einer nur Adepten verſtändlichen Terminologie der deutſchen Nation, gelehrt ward. Wir meinen Leſſing, Mendelsſohn, Herder und Jacobi.

Was die Philoſophie der deutſchen Bildungsanſtalten angeht, ſo hatten die Pietiſten durch die Verfolgung, welche ſie über den Philoſophen Wolf durch den orthodoxen König Friedrich Wilhelm von Preußen verhängen ließen, die deutſche Philoſophie von Halle nach Marburg getrieben, wohin die Zuhörer dem vertriebenen Lehrer gefolgt waren. Als Friedrich II. den baroniſirten Philoſophen zurückrief, fand er den Zulauf der Studenten, den er früher gehabt hatte, zwar in Halle nicht wieder, dafür ward er aber als Schriftſteller deſto berühmter. Er ſtiftete eine philoſophiſche Secte, welche bis auf Kants Zeit die zahlreichſte in Deutſchland war. Er befriedigte die deutſche Vorliebe für Gründlichkeit und bis ins Kleinſte gehende Genauigkeit und Ausführlichkeit dadurch, daß er das Gold und Silber eines Leibnitz mit ſeinem eignen Kupfer verſetzt, in zahlreichen Quartanten, die in furchtbarem Latein geſchrieben waren, ausmünzte. Er war urſprünglich Mathematiker, er nannte ſeine Methode die mathematiſche, trieb aber das ſogenannte Demonſtriren ſo weit, daß endlich die armen Deutſchen, als ſie ihrem Orakel blindlings folgten, wenig dadurch gewannen, daß durch Wolf die ſcholaſtiſche Methode und die ſcholaſtiſche Lehre des Mittelalters von den Kathedern nicht blos der proteſtantiſchen, ſondern auch der katholiſchen Univerſitäten verbannt ward.

Man müßte ganz im Tone der Satyre reden, wenn man beſchreiben wollte, auf welche Weiſe zur Zeit des ſiebenjährigen Kriegs die Wolf'ſche Philoſophie, ſo wie ſpäter die Kant'ſche die deutſchen Köpfe verwirrte und in allen Fächern ein höchſt lächerliches Demonſtriren hervorrief. Auf allen Kanzeln wurden Predigten in mathematiſcher Methode gehalten, in theologiſchen und andern Lehrbüchern wimmelte es von Axiomen, Lehrſätzen, von Theorien, Definitionen, Diviſionen, Diſtinctionen und haarſcharfen Beweiſen ſolcher Dinge, die ſich zwar glauben, anſchauen,

empfinden, aber niemals mathematiſch demonſtriren laſſen. Um Gründlichkeit, Ordnung, Deutlichkeit erwarb ſich Wolf, gerade, weil er vom mathematiſchen Wiſſen ausgegangen war, große Verdienſte, darauf legten aber die Nachbeter und Bewunderer viel weniger Werth, als auf die Erfindung einer beſtimmten Terminologie und auf die Breite und die Anmaßung, alles Wiſſen in die Begriffe ſeines Syſtems zu preſſen. Es kam dahin, daß in jener Zeit jeder Wolfianer, wie ſpäter der Kantianer, Fichtianer, Schellingianer, wenn er einige Bücher über reale oder über hiſtoriſche und Erfahrungswiſſenſchaften durchblättert hatte, über alles Mögliche entſcheidend abſprechen durfte, ſobald er die Orakel und die Terminologie des Mannes, der ihn entzückt hatte, auswendig wußte und fertig anwendete.

Daß Wolf zuerſt die philoſophiſche Allwiſſenheit der deutſchen Sectenhäupter und ihrer jugendlichen Schüler begründete, geht ſchon aus dem Verdienſt hervor, welches ihm die Deutſchen allgemein zugeſchrieben haben, daß er nämlich zuerſt eine Encyklopädie der philoſophiſchen Wiſſenſchaften aufgeſtellt habe. Seine Quartanten behandelten nämlich die theoretiſche Philoſophie in folgenden Abtheilungen: Logik, Ontologie, Pſychologie, Kosmologie, Theologie (die letzten vier unter dem allgemeinen Namen Metaphyſik); die praktiſche Philoſophie in folgende Fächer getheilt: allgemeine praktiſche Philoſophie, Ethik, Naturrecht, Politik. Wir haben ſchon im erſten Bande, an der Stelle, wo von Bodmer und Breitinger die Rede war, bemerkt, daß erſt Wolfs Schüler, Baumgarten, auch Kunſt und Poeſie der ſpeculativen Philoſophie und den Syſtemen der Schule unterwarf. Herder leitete hernach die Philoſophen darauf, auch in den hiſtoriſchen Wiſſenſchaften ihre ſtrengen Gebote geltend zu machen. Er trug Geogonie, Ethnographie, Geſchichte und was damit zuſammenhängt, auf den ſeraphiſchen Schwingen ſeiner Art Philoſophie und auf den cherubiſchen der Poeſie zu luftigen Höhen empor. Wolfs praktiſche Philoſophie behauptete ſich länger als ſeine Speculation und ſein mathematiſches Demonſtriren, und machte, des alten Gewandes beraubt, noch am Ende des Jahr-

hunderts zwei Männer, bei unſerer an Moraliſiren gewöhnten und dem Eudämonismus günſtigen Nation, ſehr berühmt. Dieſe Männer waren Platner und Garve, welche das Weſen der Wolf'ſchen Philoſophie beibehielten, Form, Darſtellung und Richtung aber änderten, und deshalb hier auch nur im Vorbeigehen erwähnt werden dürfen.

Halle war damals, trotz aller Bemühungen Friedrichs II. Pflanzſchule für pietiſtiſche Lehrer und für orthodoxe Theologen, bis Semler ſpäter eine andere Richtung angab und Friedrichs aufgeklärte Miniſter und Räthe Eberhardt anſtellten, Wolfs Philoſophie erhielt ſich dort nur in theologiſcher Form. Siegmund Jakob Baumgarten übernahm als Profeſſor der Theologie das ſchwere Geſchäft, die Theologen mit Wolfs Syſtem auszuſöhnen und wandte das neue Syſtem auf die alte Theologie und Aſcetik an, ohne dieſen im Geringſten wehe zu thun, während ſein Bruder, Alexander Gottfried, Wolfs Syſtem in die praktiſchen Fächer brachte, und eine Aeſthetik erfand.

Jakob Siegmund Baumgarten fand in Halle den Pietismus und die ſtrenge lutherſche Orthodoxie in Zwieſpalt, er wußte ſeines Lehrers Wolf Demonſtrir- und Definirmethode anzuwenden, um ſie zu vereinigen und philoſophiſch zu machen. Baumgarten benutzte in ſeinen Vorleſungen bald einmal Freylingshauſens Grundlegung der Theologie, bald des berüchtigten Lange, der durch ſeine Cabalen Wolf aus Halle vertrieben hatte, Oekonomie des Heils (**Oeconomia salutis evangelica etc.**). Er zog die Theologen nach Halle, wie ſein Bruder die Juriſten nach Frankfurt a. d. Oder. Die beiden Baumgarten führten aus, was Bilſinger, Reuſch, Winkler, Baumeiſter, Canz, Cramer, Gottſched, jeder in ſeiner Art verſucht hatten, und was Ploucquet und Lambert hernach auch ſpäter noch mit Glück fortſetzten, als die Popularphiloſophie ſchon anfing, die Kathederphiloſophie Deutſchlands aus der Literatur zu verdrängen. Alexander Gottlieb Baumgarten machte durch ſeinen Vortrag die neue Schulphiloſophie beſonders berühmt. Die Juriſten und die Freunde der Literatur und Kunſt

gingen nach Frankfurt a. d. Oder, um dort die modifizirte auf Naturrecht und Theorie der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften angewendete Wolfſche Philoſophie vom Erfinder der Aeſthetik zu lernen. Daß Baumgarten als Lehrer, (denn von ihm als Schriftſteller läßt ſich nicht daſſelbe ſagen) ſehr wohlthätig auf die deutſche Bildung ſeiner Zeit wirkte, wird niemand leugnen, der daran denkt, daß Nicolai, Sulzer und Töllner den Kern ihres philoſophiſchen Wiſſens dem Wundermann der frankfurter Univerſität verdankten. Der Buchhändler Nicolai, der hernach die Dreiſtigkeit hatte, unter den Philoſophen als Philoſoph aufzutreten, als ſolcher in der berliner Academie vornehm und zugleich grob mit Fichte zu ſtreiten, nachdem er früher allerdings große Verdienſte um unſere Nation, um Aufklärung und geſunden Menſchenverſtand erworben hatte, preiſet in einer übrigens höchſt anmaßenden Schrift [9a]), Baumgarten als erſte Quelle ſeiner philoſophiſchen Kenntniſſe. Er hatte zwar nicht ſelbſt bei ihm gehört, weil er nicht in Frankfurt ſtudirte, ſondern dort nur die Buchhandlung erlernte, hatte aber ſeine Hefte geleſen. Sulzer war freilich als Client der Bodmer und Breitinger der Philoſophie Wolfs, welche Gottſched begünſtigte, nicht durchaus gewogen, er konnte ſich aber doch der von Baumgarten ergrübelten und von deſſen Schüler Meier verbreiteten Aeſthetik nicht ganz entziehen. Töllner ſchöpfte den Stoff der Moraltheologie, wodurch er berühmt ward, ganz aus Baumgarten.

Frankfurt a. d. Oder, blieb auch nach Baumgartens Tode, am Ende des ſiebenjährigen Kriegs eine der Philoſophie wegen ſtark beſuchte Univerſität. Aeſthetik mußte man freilich ſeit dem Tode ihres Erfinders anderswo ſuchen; allein nur in Frankfurt

---

9 a) Ueber meine gelehrte Bildung, über meine Kenntniß der kritiſchen Philoſophie und meine Schriften dieſelbe betreffend und über Herrn Kant, J. B. Erhard und Fichte. Von Friedrich Nicolai. Eine Beilage zu dem neuen Geſpräch zwiſchen Chriſtian Wolf und einem Kantianer. Berlin und Stettin 1799, volle 266 Seiten.

fand man einen Mann, der durch ſeinen Vortrag anzog und was unglaublich ſcheint, praktiſche Jurisprudenz mit einer Philoſophie verband, die ſich geltend zu machen wußte, obgleich ſie kein Zweig der Modephiloſophie d. h. der Wolfſchen war. Die Stadt Frankfurt nämlich, welche im ſiebenjährigen Kriege ſehr viel von ihrem Wohlſtande verloren hatte, bat den König von Preußen ihr wieder einen Profeſſor zu rufen, wie Baumgarten geweſen ſey, d. h. einen, der ſich auf einer andern Univerſität ſo berühmt gemacht habe, daß er die reichen Studenten, von denen die Bürger gewinnen könnten, nach Frankfurt ziehe. Der König, der ihnen wohlthun konnte, ohne daß er Unkoſten davon hatte, bewilligte ihren Wunſch und da der zu berufende Lehrer ein Philoſoph ſeyn ſollte, befragte er ſeinen Geſellſchafter den Oberſten Guichard (Quintus Icilius), der ſich mit wolfſcher Philoſophie zu beſchäftigen pflegte. Guichard empfahl gleichwohl keinen wolfſchen Philoſophen, ſondern einen Mann, der ihm als Freimaurer, als der Freund vieler Großen und beſonders als derjenige bekannt war, der Jena blühend und die jenaer Bürger wohlhabend machte. Dieſer Mann war Joachim Georg Darjes, deſſen wir hier erwähnen müſſen, weil er ohne etwas Bedeutendes in der Wiſſenſchaft ſelbſt zu leiſten oder ſie als Schriftſteller glänzend zu behandeln, faſt ein halbes Jahrhundert hindurch die deutſche Jugend philoſophiſch gebildet hat. Er verſammelte in Jena und ſeit 1763 in Frankfurt a. d. Oder hunderte von Zuhörern um ſich und iſt gleichwohl beinahe verſchollen. Wie vergänglich der akademiſche, ängſtlich geſuchte Ruhm ſey, kann man daraus ſehen, daß ſogar der ſonſt ſo genaue Tennemann Darjes zwanzig Jahre früher ſterben läßt, als er in der That geſtorben iſt, und doch hatte dieſer das ſeltene Glück, daß er trotz der Veränderung aller Dinge bis an ſeinen Tod (1792) wirkſam bleiben konnte.

Da hier nur vom Verhältniß deutſcher Wiſſenſchaft zum deutſchen Leben, nicht von der Wiſſenſchaft ſelbſt die Rede iſt, ſo müſſen wir von Darjes ſelbſt einige Winke über das deutſche philoſophiſche Treiben entlehnen, wie es zu ſeiner Zeit

war und leider zu unſerer Zeit wieder geworden iſt. Wir meinen, wie die bei uns zünftigen Wiſſenſchaften ſo leicht zu einer Partheiangelegenheit gemacht werden, wie leicht der Schüler durch Kunſtausdrücke getäuſcht wird. Darjes nämlich hat ſelbſt in einer Vorrede zu Bielefelds Anleitung zur Staatsklugheit (Jena 1764) den Gang ſeiner Bildung und ſeiner Schickſale bis auf den Augenblick, wo er in Frankfurt ohne fremde Augengläſer ſehen lernte, mit einer unter Gelehrten ſeltenen Aufrichtigkeit erzählt. Wir deuten indeſſen nur ein Paar Puncte an, welche ein Licht auf den innern Zuſtand unſerer Nation vor und während des ſiebenjährigen Kriegs werfen können.

Ohne alle klaſſiſchen Studien, ohne Kenntniß der Alten, blos mit einer Fertigkeit im barbariſchen Schullatein und mit einigen dürftigen mathematiſchen Kenntniſſen verſehen, lernte Darjes in Roſtock die ariſtoteliſch ſcholaſtiſche Philoſophie, welche in den Schulen herrſchte, ward in ihrer dialektiſchen Kunſt geübt, und alſo übermüthig und keck gemacht, wie Schulphiloſophen zu ſein pflegen. Er war auf dieſe Weiſe vortrefflich auf die demonſtrirende Weisheit Wolfs vorbereitet und Carpov, der ſpäter nach Weimar kam, weihte ihn in Jena in die Geheimniſſe der wolfſchen Philoſophie und in deren Anwendung auf alles mögliche Wiſſen gründlich ein. Die Wirkung, welche ſeine aller hiſtoriſchen und realen Kenntniſſe, des Gefühls, der Erfahrung, der Poeſie entbehrende Bildung auf ihn hatte, beſchreibt Darjes ſehr aufrichtig. Wir ſetzen ſeine Worte hieher, weil jedes neue Schulſyſtem bis auf unſere Tage dieſelbe Wirkung gehabt und daher deutſche Philoſophie Weltleuten und Ausländern lächerlich gemacht hat [10]. Dies war um 1735

10) Nun kam ich, ſagt er in der angeführten Vorrede, als ein junger Wolfianer nach Hauſe. Wer mir etwas wider die wolfiſchen Lehrſätze ſagte, war mein Feind, und in meinem Herzen hielt ich ihn für einen Menſchen von blödem Verſtande. — — — — Ich bekam hohe Gedanken von mir und nach dieſen war ich damals wirklich gelehrter als ich jetzt bin. Die Anlage war da zu einem philoſophiſchen Klopffechter. Ich war klüger wie andere; anderer Lehren konnte ich mit der ſchönſten Wendung gefährlich ſchildern, und

als Wolf von den Pietiſten und von den Orthodoxen des Syſtems der ſymboliſchen Bücher verfolgt ward; auch Darjes ward daher verdächtig, er ſah ſich des Glaubens wegen mit einer Verfolgung vor Gericht bedroht, und flüchtete ſich zur Jurisprudenz. Von 1737—1763 lehrte er praktiſche Philoſophie, Naturrecht, Politik, Staatsrecht mehr in Beziehung auf Leben und Geſchäft, für den Gebrauch und zum Verſtändniß der Zuhörer eingerichtet, als nach dem Wolfſchen Syſtem oder um als Erfinder zu glänzen. Er hatte in Jena und auch ſeit 1763 in Frankfurt hunderte von Zuhörern. Es klingt faſt fabelhaft, wenn man uns berichtet, daß er in dem kleinen Jena gewöhnlich vier bis fünfhundert Zuhörer hatte, und daß im Sommer, weil auch der größte Saal ſie nicht faßte, nicht blos die Treppen beſetzt waren, ſondern auch Leitern an die Fenſter geſetzt wurden, um außerhalb Plätze zu ſchaffen. Er war übrigens nicht der Einzige unter den deutſchen Univerſitätslehrern, der ſich von Wolf unabhängig machte; Cruſius in Leipzig bildete vielmehr ſogar ein dem Wolfſchen feindliches Syſtem, deſſen Ruhm und Anſehn unter den Gelehrten größer war und noch iſt, als Wolfs Demonſtrationen und Darjes praktiſche Lehren, obgleich es viel weniger Anhang hatte und weniger Lärm oder Aufſehn erregte, als die Einen oder die Andern.

Cruſius war ein ſcharfer Denker und Dialektiker; aber im eigentlichſten Sinn ein Grübler; Kant ſagt jedoch ausdrücklich, daß derjenige, der die alte dialektiſche Philoſophie, die er mit ſeiner Kritik beleuchtete, gründlich kennen lernen wolle, Cruſius, nicht aber Wolf oder einen Wolfianer ſtudiren müſſe. Eine ganz ſtreng ſyſtematiſche, trockne Logik von etwa zwölfhundert

---

wer nicht lehrte, was Wolf gelehrt, der war in meinen Augen verächtlich. Ich konnte auch vortrefflich ſchimpfen. Nur eine einzige Eigenſchaft eines philoſophiſchen Klopffechters fehlte noch — ich konnte von Andern in ihrer Abweſenheit nicht übel reden, ich konnte hinter ihrem Rücken ihre Lehren nicht ſo ſchildern, daß ſie ihnen ſchaden konnten u. ſ. w.

Seiten, eine noch corpulentere und wo möglich noch trockenere Metaphyſik, und ein pedantiſcher Vortrag konnten aber in einer Zeit, wo Deutſchland endlich einmal der Feſſeln ſeiner Schulpedanten und kleinen Tyrannen aller Art entledigt werden und das Licht des Lebens mit freiem Auge ſchauen wollte, unmöglich Glück machen. Cruſius ward bewundert, er fand Anhang und Secte, es gab Cruſianer; aber nur die Theologie empfand die Wirkung des ſpitzfindigen Grüblers, welcher der großen Leſewelt ganz unzugänglich war und deſſen Vorleſungen von Weltleuten wenig beſucht wurden. Er war daher als Erfinder zwar berühmt, leitete Darjes, der auf Erfindung keinen Anſpruch machte, auf den Weg goldner Mittelſtraße an Wolf, dem er früher gehuldigt hatte, vorbei zu einem eignen Syſtem; er ward aber ſelbſt nie frei. Auch als Philoſoph bedurfte er ſogar des Poſitiven, er konnte die Freiheit nicht begreifen, er bedurfte einer Perſon, welche im Reiche der Freiheit poſitive Geſetze gebe, wie die beiden Friedrich Auguſte und ihre Flemming und Brühl, unter denen er geboren war und lebte, ſie in ſeinem Sachſen gaben. Ein ewiges und göttliches Geſetz, Engeln und Menſchen als weſentliche Ausſtattung Gottes inwohnend, und durch Vernunft und Verſtand, ja im innern Gefühl erkennbar, iſt ihm ganz unbegreiflich. Er macht das ganze Sittengeſetz vom Grübeln der Philoſophen über Gott, oder von den vorgeblichen Eingebungen der Theologie und ihrer Quellen abhängig, nicht von Betrachtung der innern Natur des Menſchen und von ſeiner Geſchichte. Er meint, das Bedürfniß eines Geſetzes führe auf die Nothwendigkeit eines Geſetzgebers und Oberherrn, es ſey daher nur dasjenige gut, nur dasjenige oberſtes Prinzip und Geſetz menſchlicher Pflicht, was mit den Vollkommenheiten Gottes und mit ſeinen Abſichten übereinſtimme. Den Cirkel in dieſem Fortſchreiten von Begriff zu Begriff, von Schluß zu Schluß ſahen Cruſius Schüler ſo wenig, als die Schüler einiger Sophiſten unſerer Zeit; denn theils hüllte er ſich in grübelndem Dunkel, theils wollten ſeine Zeitgenoſſen, wie die Gläubigen unſerer Zeit, vorſätzlich blind ſeyn.

Die deutſche Schulphiloſophie der Univerſitäten ward endlich zwiſchen den Jahren 1760—1770 von allen Seiten her erſchüttert. Die neue Literatur war ganz unvereinbar mit Wolfs Diviſionen, Definitionen und Demonſtrationen und mit Cruſius dunklerem Grübeln, die Philoſophie ging daher als ſolche eine Zeitlang ganz unter und ward erſt durch Kant wieder erweckt. Reimarus, Leſſing, Herder, Mendelsſohn und ſogar Haller ſtellten keine Syſteme auf; ſie wurden aber darum nicht weniger als Philoſophen anerkannt und viel geleſen, während die lateiniſchen oder barbariſch deutſchen Bücher der Kathederweiſen nur von ihren Schülern und von Altgläubigen benutzt wurden. Wieland und ſpäter Jacobi brachten ſogar das, was ſie Philoſophie nannten, in Briefe für Damen und in Romane. Die hochadlige fürſtliche und gräfliche Jugend und ihre ſie begleitenden Hofmeiſter bildeten mit Verachtung ihrer bürgerlichen Landsleute ihre an franzöſiſche Unterhaltung von Jugend auf gewohnten Seelen durch die geiſtreiche, wenn gleich höchſt leichtfertige und oberflächliche franzöſiſche Philoſophie der Encyklopädiſten. Feder, der um 1760 ein Paar Barone auf die Univerſität Erlangen führte, rühmt zwar ſeinen Lehrer Succow, der ihm ein Heft über Leibnitz-Wolfſche Philoſophie dictirte, außerordentlich, gibt ihm aber geringen Einfluß auf die Studien, den Geſchmack und den Ton der Leute, denen damals Rang und Geburt ausſchließenden Anſpruch auf alle höheren Stellen gab. Er ſagt: Auf der erlanger Univerſität ſtudirten damals nicht viele von Adel und die Wenigſten waren Muſter des Fleißes. Das Beſuchen der in den angeſehenſten Familien abwechſelnden Geſellſchaften, der Concerte und Redouten nahm ihnen ſo viel Zeit weg. Der herrſchende Ton in den Geſellſchaften war nach franzöſiſcher Sitte geſtimmt und faſt zu frei. Voltaire, Rouſſeau, Helvetius waren die Claſſiker der Zirkel. Letztern pries mir auch eine galante, damals ſchon ziemlich verblühte Frau mit franzöſiſcher Rede als den ächten Philoſophen an*).

*) Voilà la vraie philosophie, c'est là qu'il faut puiser.

Pütter, Heyne und der Herr von Münchhauſen hatten jeder beſondere Gründe, keinen ſyſtematiſchen Philoſophen, keinen Mann, der entſcheidend aufträte und ſeine Zuhörer fortreiße und dem Praktiſchen entfremde, auf ihre Univerſität zu rufen; auch war außer Darjes Keiner, den ſie hätten rufen können, ſie zogen deßhalb 1768 Feder nach Göttingen, von dem ſie nicht mit Unrecht vorausſetzten, daß er dem Geiſte der Zeit gemäß eine populäre Philoſophie lehren werde. Er hatte ſchon in Coburg Darjes Manier gebilligt und befolgt, er hatte zugleich Wolfs Lehre, Hollmann und ſogar Cruſius benutzt, er ſchien daher der rechte Mann, um den Dilettantismus, damals Eclecticismus genannt, in Göttingen und durch Göttingen geltend zu machen. Dies gelang ihm auch wirklich bis auf die Zeit, als Kant eine neue Philoſophie begründete.

Feder ſelbſt gibt uns eine Vorſtellung von dem traurigen Zuſtande des philoſophiſchen Unterrichts auf der erſten Univerſität Deutſchlands, wo damals alle Celebritäten in allen andern Fächern verſammelt waren. Er fügt hinzu, daß er damals ſelbſt gefühlt und ausgeſprochen habe, daß die Deutſchen aufgehört hätten, ihr Heil in Syſtemen, im Grübeln und Speculiren zu ſuchen, daß ſie ſich vielmehr der Poeſie, den Künſten und dem Studium des claſſiſchen Alterthums zugewendet hätten. Dies ſcheint uns Feder ſchon durch den Titel ſeiner Antrittsrede, über die Zugeſtändniſſe, welche die Philoſophie dem Zeitgeiſte machen müſſe, auszuſprechen, beſonders aber durch den von ihm angeführten Satz aus dieſer Rede, den nach ihm der eingebildete Heyne für ein Anerkennen des Vorzugs ſeines philologiſchen Handwerks vor der erſten aller Wiſſenſchaften genommen hatte [10a]. Dies wird begreiflich, wenn man von ihm hört, wer die Leute waren, welche damals Philoſophie in Göttingen lehrten, oder doch hätten leh-

---

10 a) Der Satz lautet: **Philosophia nuper imperium tenuit, nunc literae dominantur elegantiores.**

ren ſollen. Feder ſagt: Weber, ein Wolſianer, der hernach als Profeſſor der Theologie in Kiel ſtarb, war in der öffentlichen Meinung ſehr geſunken; Becmann, ein eifriger Cruſianer, hatte keinen Vortrag. Hollmann war vielleicht zu gelehrt für die jungen Leute, vielleicht auch zu alt, und nach dem damals herrſchend gewordenen äſthetiſchen Tone zu trocken; nach dem Urtheile eines aufblühenden Genies in einem Briefe an mich, ein palaeologus, der Gellerts Fabeln in Schlüſſe auflöſet. Auf Erſuchen las Käſtner Metaphyſik.

Feder huldigte hernach als Lehrer und Schriftſteller dem Geiſte der Zeit, er näherte ſich den franzöſiſchen Philoſophen der beſſern Art, nahm Manches von Rouſſeau, germaniſirte es aber und genoß anfangs eines ähnlichen Beifalls wie Darjes. Er mußte oft bei offenen Thüren leſen, der Vorſaal war ganz gefüllt; es mußten viele Zuhörer abgewieſen werden. Dieſe Zeit war längſt vorüber geweſen, als der Verfaſſer dieſer Geſchichte ihn kennen lernte, er war verlaſſen, ohne daß er darum weniger tüchtig oder die Studenten philoſophiſcher geworden wären; ſoviel vermag überall die Mode.

Der Zuſtand der Gleichgültigkeit und des Verfalls, welcher in Beziehung auf Philoſophie von 1767—1787 eingetreten war, ward der allgemeinen deutſchen Literatur ſehr vortheilhaft, weil das Philoſophiren einmal von den Pedanten an die Belletriſten kam, denen wir auch Leſſing, Jacobi, Mendelsſohn und Schloſſer beizählen. Die neue wiſſenſchaftliche Philoſophie, welche von Kant ausging, entſtand übrigens gerade in dieſem Zeitraum, wenn ſie gleich erſt ſpäter ans Licht kam. Wir glauben, daß die Revolution des ganzen deutſchen wiſſenſchaftlichen Lebens, welche durch Kants Philoſophie bewirkt ward, und der Einfluß derſelben auf alle Zweige der Literatur, ſowie auf alle philoſophiſche Syſteme bis auf unſere Zeit eine Kenntniß der Entſtehung derſelben nöthig machen, wir wollen daher dabei durchaus den Gang derſelben bezeichnen, uns aber auf das Aeußere beſchränken. Man darf übrigens nicht außer Acht laſſen, daß ſo wenig ſich auch Humes Einfluß auf Kant leugnen läßt, ſeine Philoſophie doch eine ganz eigentlich deutſche war.

Ehe wir von Kant reden, müſſen wir zuerſt einen Blick auf die Bewegungen werfen, welche von 1768 — 1787 aus dem Bedürfniß einer neuen gründlichen Schulphiloſophie hervorgingen und zum Theil nicht einmal durch Schriften kund wurden; ſondern aus den in unſerm Jahrhunderte gedruckten Briefen einzelner denkenden Männer müſſen errathen werden. Die Briefe und kleinen Schriftchen, die wir hier benutzen müſſen, ſind ſo verbreitet, daß wir die Bekanntſchaft mit denſelben vorausſetzen dürfen und daher nur hie und da einmal auf eine einzelne Stelle zu verweiſen brauchen. Wir müſſen übrigens in Preußen und in den Oſtſeeprovinzen des ruſſiſchen Reichs den Urſprung und das Bedürfniß einer neuen philoſophiſchen Bildung ſuchen, weil man im eigentlichen Deutſchland mit Dilettantismus und ſchöner Rede zufrieden war.

Die Lehrer der ſüddeutſchen Univerſitäten und zum Theil auch von Jena und Halle quälten ſich noch lange, bis auch zu ihnen der Eclecticismus kam, mit einer Art von Wolfianismus oder Cruſianismus; Feder in Göttingen ſuchte eine Moralphiloſophie zu begründen, wie Darjes in Frankfurt an der Oder eine Rechtsphiloſophie; aber beide waren den Gelehrten nicht gelehrt und ſpeculativ genug. Sie konnten dem Zeitbedürfniß nicht, wie Abt, Herder, Mendelsſohn durch Form und Darſtellung erſetzen, was ihnen an Tiefe und an Schärfe der Begriffe abging. Baſedow und Wieland befriedigten jeder nur das Bedürfniß einer gewiſſen Claſſe des großen Publikums. Wieland gab freilich den Ton an Höfen und in Hauptſtädten an; aber nur allein darum, weil er auf franzöſiſche Weiſe philoſophirte, und ſogar die griechiſche Philoſophie in franzöſiſche Form brachte, oder franzöſiſche Philoſophie lehrte, während er griechiſche zu lehren vorgab. Auch Mendelsſohn, ſo gründlich und gelehrt er war, befriedigte die ſpeculativen Köpfe n i c h t g a n z, die grübelnden im eigentlichen Preußen aber, von wo hernach das neue Syſtem ausging, ganz und gar nicht. Man konnte alſo, weil die Zeit eine Philoſophie forderte, welche den Gebildeten genüge, ohne die Gelehrten ganz unbefriedigt zu laſſen, von Mendels-

ſohns ſämmtlichen Schriften, wie ſpäterhin von F. H. Jacobis Philoſophie, ſagen, was Hamann in einem Briefe vom Juli 1767 von der Vorrede zu Mendelsſohns Phädon ſagt: „Ich habe die Vorrede zum Phädon durchgeleſen und denke, daß ſie ſchöner geſchrieben als gedacht iſt.“ Wenn die Frommen, die ſo gern jeden Traum des Gefühls, oder jede unter den Menſchen herrſchende fromme Meinung von Gott und Unſterblichkeit für mathematiſch beweisbar gehalten hätten, ſo von Mendelsſohns Beweiſen dachten, was ſollten ſie erſt von den andern ſagen? Es entſtand daher ein allgemeiner Kampf, aus dem eine ganz neue Wiſſenſchaft hervorgehen mußte, weil er Leben weckte und Kräfte übte.

Die franzöſiſchen Philoſophen und Wielands galliſches Griechenthum verſchmähten nicht blos Leſſing, Herder, Hamann, Schloſſer und ſehr viele andere; ſondern es war auch als Produkt des ſchwelgenden Adels biedern Bürgern verhaßt. Nicolais Derbheit und Arroganz und die Art, wie er und die unter ſeinen Fahnen dienenden praktiſchen Männer ſeines berliner Heers mit der Volksreligion umgingen, mußte wohl auch einem Leſſing zuwider ſeyn, da er durch Schriften bewieſen hat, wie viel vortrefflicher die ſcholaſtiſche Conſequenz eines Petrus Lombardus iſt, als das Geſchwätz eines preußiſchen Eberhard. In dieſer Zeit galt einmal keine Terminologie und keine Phraſeologie in Deutſchland als Philoſophie, und keines Meiſters unverſtändliches Schibolet ward von Schülern wie von Papagaien nachgebetet; aber dauern konnte der Zuſtand nicht, wenn nicht alles ernſte Streben ſich in leeres Geſchwätz auflöſen ſollte. Für den Uebergang vom ſogenannten Eclecticismus und Nicolaismus zum tieferen Denken ſind Leſſing, von dem wir weiter unten ausführlich reden werden, F. H. Jacobi, Herder und Schloſſer, von denen wir ebenfalls weiter unten handeln, beſonders aber Johann Georg Hamann wichtig. Der Letztere beſonders darum, weil wir aus ſeinen in unſerm Jahrhundert gedruckten Briefen und aus den mit dieſen neu gedruckten und geſammelten Schriftchen lernen, daß er im Stillen eine Kritik übte, die faſt wirkſamer

war, als die öffentliche. Die Schriftchen waren alle wunderlich und unverſtändlich, ſie hatten aber alle, wie die ganz klaren und einfachen Privatbriefe, einen kritiſchen und ſatyriſchen Zweck. Hamann fühlte das Mangelhafte einer Verſtandesreligion und das Ungenügende einer Reflectionsphiloſophie, er ſpottete darüber und deutete Beſſeres an, dies verſchaffte ihm einen Einfluß auf die verſtändigen Männer, der ſich bei den Schwärmern und Myſtikern ſeiner Zeit aus ſeinem Myſticismus und ſeinem blinden Glauben erklären läßt. Man wird daher begreifen, wie er zugleich für Kant und für Herder, und ſpäter für Jacobi als ein im Stillen und unmerklich einwirkender Freund und Kritiker wichtig ſeyn, und ſogar Kant zuerſt mit Nicolai in Verbindung bringen konnte, mit dem er damals noch leidlich gut ſtand [10 b]. Der Verkehr zwiſchen Hamann, Kant und Hippel iſt dabei ganz anderer Art, als der zwiſchen Hamann und Herder, und auf eine wieder ganz verſchiedene Weiſe wirkt hernach Hamann auf F. H. Jacobi. Wenn er übrigens zuletzt mit der Bande der zarten Freunde der Gallizin in Verbindung kommt, ſo ſieht man aus dem, was er über Hemſterhuys Philoſophie ſagt, daß er dieſe Leute weit überſah.

Zur Zeit des Eclecticismus erkannte auch ſogar Herder Kant als den Mann an, der den Schulpedanten und den philoſophiſchen Schwätzern den Untergang bringen werde. Man muß ſich daher wundern, wie derſelbe Mann, der in ſeiner Jugend ſo edel, ſo offen, ſo wahr eingeſtanden hatte [11], daß er nicht zum Philoſophen geboren oder gebildet ſey, ſich ſpäter gegen die Philo-

---

10 b) Hamann ſchreibt am 26. Jun. 1763 an Lindner: Weymann hat Kants einzig möglichen Beweisgrund zur Demonſtration des Daſeyns Gottes widerlegt. Ich habe das Manuſcript ſo wenig hinten als vorn geſehen. Letzterer hat Urſache, ſich vor ſeinem Gegner zu fürchten und verdient eine exemplariſche Ruthe. Vor einigen Wochen ſchon habe ich einen Brief an Nicolai angefangen, worin ich den M. Kant dem Verf. der philoſophiſchen Schriften empfohlen, mit der Verſicherung, daß unſer Landsmann ein Mann iſt, der die Wahrheit eben ſo ſehr liebt, als den Ton der guten Geſellſchaft.

11) Herder ſchreibt im Jahre 1766 an Hamann: Meine ganze Bildung gehört zu den widernatürlichen, die uns zu Lehrern macht, da wir Schüler

ſophie erheben mochte, welche Kant vierzig Jahre lang durchdacht hatte, ehe er ſie ans Licht brachte. Kant ward, wie wir aus den Briefen der wenigen Männer ſehen, die ſich in jener durchaus belletriſtiſchen Zeit ernſtlich und eifrig um philoſophiſche Wiſſenſchaft und Forſchung bekümmerten, ſchon viele Jahre lang als Meiſter im ganzen Umfange des menſchlichen Wiſſens anerkannt, ehe noch dem Publikum, welches ſpäter alle unſere Sectenhäupter creirt hat, bekannt war. Das heißt mit andern Worten den Studenten und den Leuten, die gern ohne Mühe des Lernens über Alles abſprechen wollen und mit Redensarten und Terminologien prunken, war kaum ſein Name bekannt, als er ſchon alle ſeine Zeitgenoſſen überragte. Königsberg lag fern vom Innern Deutſchlands, beſonders da Berlin noch nicht Univerſität war, und da Frankfurt an der Oder und Halle, oder mit andern Worten, Darjes und Wolfs Schüler, einen Wall gegen Kant bildeten. Gerade aus dieſer Urſache bewirkte die Kantſche Philoſophie, als ſich endlich der Hauptlehrer auf einer philoſophiſchen Univerſität und die literariſchen Journale, die damals noch einen Einfluß hatten, den ſie jetzt verloren haben, ihrer annahmen, eine vollſtändige Revolution in der ganzen deutſchen Bildung. Weil dieſe Revolution unſerer ganzen Literatur durch die Kantſche Philoſophie mit der politiſchen Revolution in Frankreich zuſammenfiel, können wir hier nur den Urſprung derſelben andeuten, die Geſchichte des Fortgangs gehört in den folgenden Band.

ſeyn ſollten. Haben Sie Mitleiden mit mir, lieber Freund, daß mich das Schickſal in einem pedantiſchen Morungen hat geboren werden laſſen, daß ein *einſeitiger* Treſcho meinen erſten Funken weckte, und daß ich in Königsberg mir mit dem Scepter des Dionyſus meine Galgenfriſt zum Studiren habe erwerben müſſen. Hätte ich außer einem Kant auch noch *Pedanten* hören können, die meine Hitze abgekühlt und mir Schulmethode hätten lehren ſollen; hätte ich durch den Umgang mir den Weltton angewöhnen können, hätte ich mehr Uniformes mit der Univerſität und dem Gros meines Standes angenommen; ſo würde ich vielleicht *anders* denken; aber auch nicht *daſſelbe* denken — — — Meine Studien ſind wie Zweige, die durch ein Ungewitter *mit einmal* ausgetrieben worden. Aber wiſſen Sie auch, daß ich noch nicht im Alter der *Reife*, ſondern der *Blüthe* bin?

Daß wir nicht mit Unrecht die Erſcheinung von Kants erſtem Hauptwerke als Urſache einer Revolution bezeichnet haben, könnten wir aus Tieftrunks Vorrede zu ſeiner Ausgabe von Kants kleineren Schriften beweiſen, denn dieſe erſchien, als das Ereigniß noch ganz neu war. Tieftrunk ſagt dort wörtlich: „Man erblickte, als die Kritik der reinen Vernunft erſchien, darin allgemein einen neuen Morgen des Philoſophirens. Der Plan war nicht auf eine Reform der gangbaren Lehrbegriffe, ſondern auf einen gänzlichen Umſchwung der philoſophiſchen Denkungsart, nicht auf eine Cenſur des beſtehenden Syſtems, ſondern auf eine Kritik des Erkenntnißvermögens ſelbſt angelegt, und der Denker ſah ſich in Schwierigkeiten verwickelt, in welchen ſich zu finden und welche zu überwinden eine anhaltende Arbeit und ein entſchloſſener Muth erfordert wurde. Es konnte zu nichts dienen, das, was hier gegeben wurde, nur zu lernen und in eine hiſtoriſche Erkenntniß aufzunehmen, der Leſer mußte ſich ſelbſt zu der Höhe eines eignen Blicks in ſein eignes Vernunftvermögen erheben und die Idee des Ganzen in allen ſeinen Gliederungen durch Selbſtanſtrengung erarbeiten, und er fand ſich hier auf den kritiſchen Punkt geſtellt, entweder Alles oder Nichts zu verſtehen."

Schon als junger Mann, noch ehe es in Deutſchland tagte, fühlte Kant die Mangelhaftigkeit des ganzen philoſophiſchen Treibens, er empfand alſo das Bedürfniß einer Revolution der Wiſſenſchaft in allen ihren Zweigen eben ſo viele Jahre voraus, als Rouſſeau und Montesquieu das Bedürfniß einer Staatsumwälzung des franzöſiſchen Reichs. In dieſer Beziehung ſagt er in der Schrift Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte und Beurtheilung der Beweiſe, deren ſich Herr von Leibnitz und andere Mechaniker in dieſer Streitſache bedient haben, die er 1747, alſo ſechs Jahr vor ſeiner erſten Anſtellung in Königsberg herausgab, Folgendes über die alte Metaphyſik: Unſere Metaphyſik iſt wie viele andere Wiſſenſchaften in der That nur an der Schwelle einer recht gründlichen Erkenntniß. Gott weiß, wann man dieſelbige wird überſchrei-

ten ſehen. Es iſt nicht ſchwer, ihre Schwäche in Manchem zu ſehen, was ſie unternimmt. Man findet oft das Vorurtheil als die größte Stärke ihrer Beweiſe. Nichts iſt mehr hieran Schuld, als die herrſchende Neigung derer, welche die menſchliche Erkenntniß zu erweitern ſuchen. Sie wollten gern eine große Weltweisheit haben; allein es wäre zu wünſchen, daß es auch eine gründliche ſeyn möchte". In dieſer Anſicht ward er hernach durch das Studium von David Humes philoſophiſchen Schriften befeſtigt, konnte aber nicht, wie dieſer bei der bloßen Skepſis ſtehen bleiben. Wir übergehen ſeine allgemeine Naturgeſchichte und Theorie des Himmels, welche er, (nachdem er 1750 Profeſſor in Königsberg geworden war) um 1755 herausgab, weil ſie uns in die Reihe der Schriften, wodurch er ſich als künftigen Urheber einer Revolution der philoſophiſchen Wiſſenſchaften im Gange ſeiner Entwickelung kund gibt, nicht zu gehören ſcheint, obgleich auch in dieſer Schrift manches gegen hergebrachte Meinungen geſagt wird. Er gab damals vorerſt nur allein in ſeinen Vorleſungen kund, was er beabſichtige und ward deshalb in Preußen, Liefland und Curland, von einem Hippel, Scheffner, Herder, Hamann längſt als ein großer Mann anerkannt, als man ihn in Deutſchland nur noch aus den Literaturbriefen und durch Vermittelung der Nikolaiten kannte. Im Jahre 1762 ſchreibt er indeſſen ſchon in einem Briefe an den großen Mathematiker Lambert, der unſtreitig neben Bilfinger der ſchärfſte Denker unter den Wolfianern war, daß alle bisherigen Syſteme der Metaphyſik nur Dunſt und Sophiſtereien ſeyen, und daß es nur einen einzigen Weg gebe, zu einer Metaphyſik zu gelangen, welche den Forderungen der Vernunft mehr Genüge leiſte als die bisherigen gethan hätten.

Was er in dieſem Privatbriefe ausſprach und ſeinen Zuhörern mündlich verkündigte, deutete er im Jahre 1762 auch in einer Schrift an, welche viel Aufſehen machte. Sie hat den Titel: die falſche Spitzfindigkeit der vier ſyllogiſtiſchen Figuren erwieſen. Dieſe Schrift war beſtimmt, die

Logik zuerſt wenigſtens von unfruchtbaren Spitzfindigkeiten zu ſäubern, ſie auf ihre Principien zurückzuführen und auf dieſe Weiſe den Weg zu bahnen, um ſie innerhalb der ihr durch ihren Begriff beſtimmten Gränzen einzuſchließen. Er ſelbſt ſagt in dieſer Beziehung gegen das Ende der Schrift: Ich würde mir zu ſehr ſchmeicheln, wenn ich glaubte, daß die Arbeit von wenigen Stunden hinreichend ſeyn werde, den Coloß umzuſtürzen, der ſein Haupt in den Wolken des Alterthums verbirgt, und deſſen Füße von Thon ſind. Meine Abſicht iſt nur Rechenſchaft zu geben, weswegen ich in dem logiſchen Vortrage, in welchem ich nicht alles meiner Einſicht gemäß einrichten kann, ſondern manches dem herrſchenden Geſchmacke zu Gefallen thun muß, in dieſen Materien nur kurz ſeyn werde, um die Zeit, die ich dabei gewinne, zur wirklichen Erweiterung nützlicher Einſichten zu verwenden. Es gibt noch eine gewiſſe andere Brauchbarkeit der Syllogiſtik, nämlich vermittelſt ihrer, in einem gelehrten Wortwechſel dem Unbehutſamen den Rang abzulaufen. Da dieſes aber zur Athletik der Gelehrſamkeit gehört, einer Kunſt, die ſonſten wohl ſehr nützlich ſeyn mag, nur daß ſie nicht viel zum Vortheil der Wahrheit beiträgt, ſo übergehe ich ſie hier mit Stillſchweigen.

Dies geht die Logik an, in Beziehung auf Reform der Metaphyſik gab Kant Winke über das, was er im Stillen vorbereitete, durch zwei im Jahre 1763 herausgegebene Schriften, von denen die Eine die Evidenz der metaphyſiſchen Wiſſenſchaften überhaupt und die Zweite den Grund der ganzen ſogenannten natürlichen Theologie aus einem kritiſchen Standpuncte betrachten lehrte. Die Erſte enthielt eigentlich die Beantwortung einer von der berliner Akadamie aufgeſtellten Preißfrage und führte den Titel: Unterſuchungen über die Deutlichkeit der Grundſätze der natürlichen Theologie und Moral, die Andere handelt von dem einzig möglichen Beweisgrunde zur Demonſtration des Daſein Gottes. In dieſen beiden Schriften ward angedeutet, mit welcher Revolution Ontologie, Kosmologie und Theologie der alten Metapyſik von

dem Urheber der kritiſchen Philoſophie bedroht waren. Die 1766 bekannt gemachten Träume eines Geiſterſehers erläutert durch Träume der Metaphyſik gaben dem größern Publikum zu verſtehen, daß die ſogenannte Pneumatologie der Metaphyſiker ein Irrlicht ſey, welches die im Dunkeln wandelnden Grübler und Schwärmer in Moraſt locke. Dieſe Abhandlung und der Anhang über Swedenborg und Swedenborgianer hielt freilich Cruſius nicht ab, Schröpfers Gaukelſpiel und Betrügerei durch ſeine Philoſophie zu unterſtützen und mit tiefem Grübeln und dunklem Orakeln auf den Teufel und ſeine Engel zurückzuführen. Im erſten Hauptſtück dieſer Schrift fordert Kant in Beziehung auf den Ausdruck Geiſt alſo auch Seele eine Prüfung, welche bis auf den heutigen Tag ſtets umgangen wird, wenn man Geiſtertheorien erfindet und beim gewöhnlichen Unterricht ſich die Sache außerordentlich leicht macht. Kant ſagt (denn wir wollen die Stelle einrücken, weil ſie einen Wink enthält, der noch immer nicht beachtet iſt): Wenn Alles dasjenige, was von Geiſtern der Schulknabe herbetet, der große Haufen erzählt, der Philoſoph demonſtrirt, zuſammengenommen wird, ſo ſcheint es keinen kleinen Theil unſeres Wiſſens auszumachen. Nichts deſto weniger getraue ich mich zu behaupten, daß wenn es jemand einfiele, ſich bei der Frage etwas zu verweilen, was denn das eigentlich für ein Ding ſey, wovon man unter dem Namen eines Geiſtes ſoviel zu verſtehen glaubt? er alle dieſe Vielwiſſer in die größte Verlegenheit verſetzen würde. Das methodiſche Geſchwätz der hohen Schulen iſt oft nur ein Einverſtändniß durch veränderliche Wortbedeutungen einer ſchwer zu löſenden Frage auszuweichen, weil das bequeme und mehrentheils vernünftige: Ich weiß nicht, auf Akademien nicht leichtlich gehört wird. Gewiſſe neuere Weltweiſen, wie ſie ſich gern nennen laſſen, kommen ſehr leicht über dieſe Frage hinweg. Ein Geiſt, heißt es, iſt ein Weſen, welches Vernunft hat. So iſt es alſo denn keine Wundergabe Geiſter zu ſehen, denn, wer Menſchen ſieht, der ſieht Weſen, welche Vernunft

haben. Allein, fährt man fort, dieſes Weſen, welches im Menſchen Vernunft hat, iſt nur ein Theil vom Menſchen und dieſer Theil, der ihn belebt, iſt ein Geiſt. Wohlan denn: ehe ihr alſo beweiſet, daß nur ein geiſtiges Weſen Vernunft haben könne, ſo ſorget doch, daß ich zuvörderſt verſtehe, was ich mir für einen Begriff von einem geiſtigen Weſen zu machen habe. Dieſe Selbſttäuſchung, ob ſie gleich grob genug iſt, um mit halb offenen Augen bemerkt zu werden, iſt doch von ſehr begreiflichem Urſprunge. Denn, wovon man frühzeitig als ein Kind ſehr viel weiß, davon iſt man ſicher, ſpäterhin und im Alter nichts zu wiſſen und der Mann der Gründlichkeit wird zuletzt höchſtens der Sophiſt ſeines Jugendwahns. Ich weiß alſo nicht, ob es Geiſter gibt; ja, was noch mehr iſt, ich weiß nicht einmal, was das Wort Geiſt bedeutet. Wie ganz anders Kant die Philoſophie betrachtete, als alle die Leute, die ſich ſpäter durch den Lärm, den ſie unter Studenten und Weltleuten machten, zum Anſehn von Propheten und Sectenſtiftern erhoben und bis auf den heutigen Tag als Hof- und Reſidenz-Sophiſten glänzen, ſieht man am beſten aus ſeiner Correſpondenz mit Lambert. Er dachte auch dann noch nicht daran mit ſeiner Reform der ganzen theoretiſchen Philoſophie zu prahlen, als ſie ſchon ganz fertig gearbeitet war; er ließ noch mehr als zehn Jahre verfließen und arbeitete indeſſen an der Begründung einer neuen Ethik. Nur ſeine näheren Freunde und unter dieſen der Mann, der den geiſtreichſten Schriftſtellern jener Zeit mit ſeinem Rathe nützlich ward, Johann Georg Hamann, waren mit dem Gange ſeiner Arbeiten bekannt, denn der Letztere ſchreibt ſchon im Februar 1767 an ſeinen Freund Herder: „Herr Kant arbeitet an einer Metaphyſik der Moral, die, im Contraſt der bisherigen, mehr unterſuchen wird, was der Menſch iſt, als was er ſein ſoll.“ Er äußert dabei freilich nach ſeiner Art das Bedenken: „Wenn ſich das Erſte füglich ohne das Letztere im eigentlichen Sinn beſtimmen läßt.“ Erſt im Jahre 1770 gab er in einer lateiniſchen Diſſertation de mundi ſenſibilis atque intelligibilis forma et princi-

piis, welche er nach dem Gebrauche der Zeit beim Antritte der ordentlichen Profeſſur der Logik und Metaphyſik im Auguſt des Jahrs vertheidigte, die Grundſätze kurz an, die er zu befolgen gedenke. Darüber erklärt er ſich in einem Briefe, den er im September 1770 an Lambert ſchrieb, in folgenden Worten ganz beſtimmt: Seit etwa einem Jahre, ſchreibt er, bin ich, wie ich mir ſchmeichele, zu demjenigen Begriffe gekommen, welchen ich nicht beſorge, jemals ändern, wohl aber erweitern zu dürfen und wodurch alle Art metaphyſiſcher Quäſtionen nach ganz ſichern und leichten Kriterien geprüft und in wiefern ſie auflöslich ſind, oder nicht, mit Gewißheit kann entſchieden werden. — — — Ich habe mir vorgenommen, dieſen Winter meine Unterſuchungen über die reine moraliſche Weltweisheit, in der keine empiriſchen Prinzipien anzutreffen ſind, und gleichſam die Metaphyſik der Sitten in Ordnung zu bringen und auszufertigen; ſie wird in vielen Stücken den wichtigſten Abſichten bei der veränderten Form der Metaphyſik den Weg bahnen und ſcheinet mir überhaupt bei den zur Zeit noch ſo ſchlecht entſchiedenen Prinzipien der praktiſchen Wiſſenſchaften eben ſo nöthig zu ſeyn. Nach Vollendung dieſer Arbeit werde ich mich der Erlaubniß bedienen, die Sie mir ehedem gaben, meine Verſuche in der Metaphyſik, ſoweit ich in denſelben gekommen bin, Ihnen vorzulegen.

Schon ehe er auf dieſe Weiſe zur Kritik der praktiſchen Vernunft, wie er es ſpäter nannte, ganz im Stillen den Grund legte, hatte er den Plan einer Reform der Aeſthetik entworfen und die Principien, die er zu befolgen gedenke, in einer kleinen Schrift wenigſtens angedeutet. Dieſe Schrift waren die 1764 bekannt gemachten Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen, welche beſonders von Schiller mit Dankbarkeit als Winke anerkannt werden, denen er theoretiſch und praktiſch ſehr viel verdanke. Er rühmt in ſeinem Briefwechſel mit Göthe (1. S. 108) nicht blos die darin enthaltene neue Grundlegung einer neuen Aeſthetik, ſondern

ganz beſonders die vielen in derſelben enthaltenen Winke über den Menſchen und die Natur des menſchlichen Geiſtes.

Im großen Publikum wurde wenig von Kant geredet, weil auch ſogar Hippel, der ſich erlaubte, Kants Vorträge und Hefte und ſogar das Reſultat ſeines perſönlichen Verkehrs mit ihm in populärer Form ſeinen Romanen einzuverleiben, dies nach ſeiner Art d. h. verſtohlen und ohne weder vor oder nachher darüber mit Kant zu reden, oder ihn zu nennen gethan hatte. Dies gilt beſonders von dem Büchlein von der Ehe und von den Lebensläufen in aufſteigender Linie. Dieſe verdankten einen großen Theil des Aufſehens, welches ſie erregten, und beſonders der ganz ausgezeichneten Aufmerkſamkeit, welche ihnen alle diejenigen widmeten, denen weder Wielands noch der Franzoſen Philoſophie noch der Eclecticismus oder die berliner Weisheit genügte, dem Umſtande, daß ſie lange vorher, ehe Kant ſeine Hauptwerke bekannt gemacht hatte *), die intereſſanten Reſultate der neuen Philoſophie verkündigten. Das myſtiſche Dunkel, worin Hippel ſein Leben und ſeine Moralität mit vollem Rechte, ſeine Schriftſtellerei aber ohne eigentliche Urſache hüllte, veranlaßte daher die Vermuthung, daß Kant dem berühmten Humoriſten bei ſeinen Romanen geholfen habe. Dieſe Meinung war für Hippel, der aus allem Nutzen zu ziehen wußte, in Beziehung auf das Lob, deſſen er ſich im Stillen freute, weil er ſich nie zu ſeinen Büchern bekannt hat, ſehr erwünſcht, Kant dagegen eilte nach ſeines Freundes Tode deſſen Verfahren, ohne gerade ſein Andenken zu kränken, ins rechte Licht zu ſetzen. Wir fügen den weſentlichen Theil von Kants Erklärung vom 6. Dez. 1796 in der Note bei [11a]).

---

*) Die Lebensläufe erſchienen 1778.

11 a) Es iſt allerdings wahr, ſagt er, daß in Hippels Schriften viele Stellen vorkommen, welche mit vielen Stellen meiner ſpäter als die Kritik der reinen Vernunft herausgekommenen Schriften buchſtäblich übereinſtimmen, dies iſt aber daher zu erklären, daß ich mein ganzes Syſtem erſt 1770—1780 ausgearbeitet; fragmentariſch aber während dieſer Zeit und ſchon früher meinen Zuhörern vorgetragen habe. Die Hefte der nachgeſchriebenen freien Vorträge über Logik, Moral, Naturrecht u. ſ. w., beſonders über Anthropologie,

Als endlich im Jahre 1781 im Juni die Kritik der reinen Vernunft gedruckt ward, zeigte ſich bei der Gelegenheit, wie wenig Männer in Deutſchland fähig und geneigt ſeyen, die gewöhnliche Bahn des Philoſophirens zu verlaſſen und die hergebrachten und geltenden Ausdrücke, Begriffe, Methoden wiſſenſchaftlich zu prüfen. Das geſteht ſogar der Meiſter des Dunkeln und Verworrenen, der wunderliche und verworrene Hamann, in ſeiner Anzeige oder Rezenſion des eben erſchienenen Werks, welche man im ſechsten Theile ſeiner von Roth herausgegebenen Schriften gleich vorn leſen kann. Er ſucht zwar das Buch zu empfehlen, von dem er in ſeinen Briefen an Herder um dieſelbe Zeit durchaus nicht vortheilhaft ſpricht, giebt aber doch am Schluſſe zu verſtehen, daß das Buch ſeines tranſcendentalen Inhalts wegen nur von einigen werde gelobt, obgleich von Allen gekannt werden, daß jedoch blutwenige ſeyn möchten, die es verſtänden. Selbſt in der lobenden Anzeige des Inhalts ſagt Hamann, der gerade damals Humes Schrift über natürliche Religion (dialogues on natural religion) überſetzte, ziemlich ironiſch: Die Kritik der reinen Vernunft iſt die vollſtändige Idee einer Tranſcendental-Philoſophie. Unter dieſem neuen Namen verwandelt ſich die verjährte Metaphyſik aus einem zweitauſendjährigen Kampfplatz endloſer Streitigkeiten endlich einmal in ein ſyſtematiſch geordnetes Inventarium aller unſerer Beſitze durch reine Vernunft — und ſchwingt ſich auf den Fittigen einer ziemlich abſtracten Genealogie und Heraldik zu der monarchiſchen Würde und der olympiſchen Hoffnung, als die einzige aller Wiſſenſchaften ihre abſolute Vollendung und zwar in kurzer Zeit zu erleben, ohne Zauberkünſte, noch magiſche Talismane.

---

hat Hippel benutzt und für ſeine Zwecke gebraucht; jedoch dieſer Benutzung der Hefte wie ſeiner eignen Schriftſtellerei nie im Geſpräche erwähnt.

Da hier vom Inhalt des Werkes und von philoſophiſcher Wiſſenſchaft nicht die Rede ſeyn darf, ſo haben wir nur anzudeuten, welche unerhörte Bewegung das Werk zuerſt unter den Gelehrten erregte, wie es allgemein mißverſtanden ward und auf welche Weiſe es hernach von Jena und Weimar aus, durch die auf die neue Philoſophie gewiſſermaßen gegründete jenaer Literarzeitung Evangelium aller derer ward, die unter uns Deutſchen auf Bildung Anſpruch machen wollten. Was die Dunkelheit angeht, worüber allgemein geklagt ward, ſo verzweifelte, wie wir aus Hamanns Briefen ſehen, der Verleger Hartknoch in Riga, der doch in den Oſtſeeprovinzen auf die zahlreichen Schüler und Bewunderer Kants rechnen konnte, am Abſatze, und Kant wollte einen Auszug drucken laſſen, um dem Publikum das Weſentliche mitzutheilen, ohne es zu ermüden [11b]. Was das Mißverſtändniß angeht, ſo haben uns Nicolai, der ſpäter der heftigſte Feind der kantſchen Philoſophie und ihrer Töchter ward, und Fülleborn, der von Kant zu Fichte überging, darüber die beſte Auskunft gegeben. Der Eine erklärt mit der craſſen Keckheit, mit welcher er über alle Dinge zu urtheilen pflegte, welche weit über ſeinem durchaus praktiſchen und dürren Begriffe waren, er habe geglaubt, Kant wolle in der Kritik alles Wiſſen auf Erfahrung zurückbringen, was ihm ganz recht geweſen ſey; Fülleborn aber bekennt, daß er ſich zum Dolmetſcher aufgeworfen habe und von dem deutſchen Publikum als ſolcher

---

11 b) Hamann ſchreibt an Hartknoch: Kant redet von einem Auszuge ſeiner Kritik der reinen Vernunft in populärem Geſchmack, die er für die Laien herauszugeben verſpricht. Ich wünſchte ſehr, liebſter Freund, daß Sie ſich nicht abſchrecken, wenigſtens keine Gleichgültigkeit gegen ihn merken ließen, und ſich um ſeine fernere Autorſchaft, ſo viel ſich thun läßt, zu bekümmern ſchienen. Wenigſtens iſt er bona fide mit ihnen zu Werk gegangen und ſchmeichelt ſich damit, daß je älter ſein Werk werden, deſto mehr Leſer finden wird. Der Zug von der Michaelismeſſe wird ihnen Licht geben und vielleicht Anlaß — — eine kleinere populäre Schrift zu ihrer Schadloshaltung von ihm zu erbitten, um ihn mit reinem Wein zu berauſchen, oder aufzumuntern, zu einem kleinen Buche, das mehr nach dem Geſchmack des Publici iſt; denn dieſer war zu abſtract und zu koſtbar für den großen Haufen.

erkannt worden ſey, ohne daß er ſelbſt gewußt habe, was er eigentlich ſagen wolle. Was Nicolai angeht, ſo rücken wir eine längere Stelle aus ſeiner Lobſchrift auf ſich ſelbſt ein (Ueber meine gelehrte Bildung u. ſ. w. Seite 46 u. 48), weil daraus zweierlei hervorgeht, zuerſt, welches Aufſehen Kants Buch in Deutſchland machte, und zweitens, wie wenig die Berliner geeignet waren, es zu verſtehen: „In Kurzem, ſagt er, erſchallte in deutſchen gelehrten Journalen und gelehrten Zeitungen das allgemeine Rühmen, daß durch dieſes Werk das Geheimniß von der wahren Beſchaffenheit und von den nothwendigen Gränzen der menſchlichen Vernunft ganz entſchleiert und nun darüber kein Zweifel mehr möglich ſey. Auch ich ward alſo ſehr begierig, ſo wichtige Wahrheiten von ganz neuer Art kennen zu lernen, um ſo mehr, da ich gern bekenne (und wir gern glauben), daß mir von jeher keine Art der Philoſophie über überſinnliche Gegenſtände völlige Genüge gethan hat. Ich ward zum eifrigen Studium der Kritik der reinen Vernunft angetrieben, da die allgemeine Stimme faſt in allen Journalen und in einer Menge kleiner Schriften ſagte: Herrn Kants Abſicht ſey zu beweiſen, daß im Tranſcendentalen alles nur Schein hingegen blos in der Erfahrung allein Wahrheit zu finden ſey, wie denn auch Herr Kant dieſes ſelbſt an mehreren Stellen ſeiner Schriften ſagt. Dieſer Gedanke hatte mir längſt eingeleuchtet, und ich war ſehr begierig, ihn von einem ſo ſcharfſinnigen Mann durch neue Gründe beſtätigt zu ſehen. Er verſichert auch in der Vorrede zu ſeiner Kritik der reinen Vernunft: Er habe durch dieſes Werk der Speculation ihre Gränzen und ihren rechten Weg angewieſen und habe dadurch die arroganten Anſprüche der Schulen vertilgt.

Auf ganz entgegengeſetzte Weiſe irrte ſich Fülleborn mit faſt allen denen, die in der erſten Zeit als Erklärer der Kritik auftraten, über den Sinn und den Zweck derſelben. Dieſer ſagt im dritten Stück der Beiträge zur Geſchichte der Philoſophie von ſich ſelbſt: „Ich lernte in meinem erſten Univerſitäts-

jahre zufällig Kants Kritik der reinen Vernunft kennen, las ſie und nahm die peinliche Empfindung mit mir hinweg, wenig von ihr verſtanden zu haben. Ich verſuchte, von der Schwierigkeit gereizt, die Leſung von neuem, ſchrieb mir einen kleinen Abſchnitt auf, blätterte umher nach Stellen, die Aehnlichkeit mit dieſem Abſchnitte hatten, oder ihm zur Erläuternng dienen konnten, ſtoppelte alles in eine Abhandlung zuſammen und glaubte, weil ſie in Cäſars philoſophiſchen Denkwürdigkeiten einen Platz fand, mich in die Reihe der Philoſophen ſtellen zu dürfen. — — — Von dieſer Verirrung brachten mich gewiſſermaßen Reinholds Briefe im deutſchen Merkur zurück; denn ſeine Berufung auf andere Philoſophen vermochten mich, Leibnitz, Boden, Platner, Jacobi zur Hand zu nehmen; aber auf der andern Seite entzweite ich mich immer mehr mit mir ſelbſt und der Kantſchen Kritik, denn die genannten Schriftſteller ſchienen mir alle Recht zu haben und ſollten es doch von Rechtswegen nicht.

Garve und Feder erhoben ſich gegen die neue Philoſophie, der ſie Beide wiſſenſchaftlich nicht gewachſen waren, weßhalb die ausführliche, ohne alle Heftigkeit abgefaßte Rezenſion, welche Feder in die göttinger Anzeigen einrücken ließ, ihn um den Ruf eines wiſſenſchaftlichen Lehrers brachte, und ſeine Zuhörer verſcheuchte, obgleich er in ſehr vielen Stücken Recht haben mochte. Allgemein war indeſſen die Klage, daß die Ausführlichkeit und Dunkelheit der Kritik die Verbreitung derſelben unmöglich mache. Kant meinte, er könne ſelbſt das Studium ſeines Buchs erleichtern, und arbeitete deßhalb eine Schrift aus, welche aber eben ſo wenig populär war, als die Kritik ſelbſt, was ſchon daraus hervorgeht, daß er faſt anderthalb Jahre auf ihre Ausarbeitung verwendete und ſie ganz und ſtreng philoſophiſch abfaßte. So entſtanden ſeine *Prolegomena zu jeder künftigen Metaphyſik, die als Wiſſenſchaft wird auftreten können*. 1783 (222 S. 8). Er beginnt die Erläuterung der Kritik der reinen Vernunft, welche in dem Buche gegeben werden ſoll, damit, daß er ſagt, er habe durch die Kritik der reinen Vernunft die Frage der Möglichkeit einer Metaphyſik löſen wol-

len. Die Aufgabe, allgemein ausgedrückt, fährt er fort, laute folgendermaßen: Wie ſind ſynthetiſche Sätze überhaupt möglich? Schon aus dieſen erſten Worten ſieht man, daß er Alle, welche an Garve, an Feder, an irgend einen Nicolaiten, an Mendelsſohn, oder gar an einen Meiners und ſelbſt an Jacobi gewöhnt waren, um von Wieland und Conſorten nicht zu reden, ſogleich abſchrecken mußte. Herder und Hamann zuckten aus andern Gründen die Achſeln. Die erſte gleich durch ihre Form das große Publikum abſchreckende Frage läßt er hernach in vier andere zerfallen. Dieſe ſind: Wie iſt reine Mathematik möglich? Zweitens: wie iſt eine Naturwiſſenſchaft möglich? Drittens: wie iſt eine Metaphyſik überhaupt möglich? Viertens: wie iſt Metaphyſik als Wiſſenſchaft möglich? Schon aus dem Angeführten geht deutlich hervor, daß für die ſtaunende Menge, welche das Neue liebt, weil es neu iſt, hier ſo wenig geſorgt war, wie für die Studenten. Dieſe beteten hernach erſt Reinhold, dann Fichte, dann Schelling als jenenſiſche Kathedergottheiten an, weil ſie ſie ſchön redeten; ſie verkündigten in der Heimath den ſtaunenden Landsleuten das Unverſtandene und Unverdaute in hochtrabender Rede als neues Evangelium. Für die wenigen Männer von Fach wäre wohl geſorgt geweſen, allein leider iſt das Fach in Deutſchland zum Handwerk geworden, die Männer von Fach ſcheuten daher die Mühe, das durchdachte, ſtreng conſequente Syſtem eines originellen Denkers zu prüfen. Kants Freunde riethen ihm, als auch die Prolegomena ihres Zwecks verfehlten, einem ſeiner Schüler die Sorge zu überlaſſen, eine neue, verſtändlichere Einleitung abzufaſſen. Dies Geſchäft übernahm der Hofprediger Schulze in Königsberg unmittelbar unter Kants Augen und mit ſeiner Beihülfe, am Ende des Jahrs 1783, und das Buch erſchien um 1784 unter dem Titel: Erläuterungen über des Herrn Profeſſor Kants Kritik der reinen Vernunft. Dies Buch hatte an und für ſich ſelbſt keinen Werth ſollte auch nach der Abſicht des Verfaſſers keinen haben, es leiſtete aber in Beziehung auf deutſche Köpfe, Univerſitäten und

Bücher mehr, als je zu erwarten geweſen war. Dazu trugen zwei Umſtände beſonders viel bei. Der erſte Umſtand war, daß man damals in Weimar und Jena, wo ganz zufällig die ausgezeichnetſten Schriftſteller der neuen deutſchen Literatur verſammelt waren, den Plan machte, durch Errichtung einer neuen, auf jede Weiſe auszupoſaunenden Literaturzeitung der Dictatur der berliner Allgemeinen deutſchen Bibliothek, und ihres Verlegers Nicolai ein Ende zu machen. Dies ward dadurch erleichtert, daß nach dem Tode des alten Königs von Preuſſen der Obſcurantismus in Berlin obſiegte und die Freiheit der Preſſe in religiöſen Dingen aufhörte. Ein zweiter, durchaus zufälliger Umſtand, welcher zur allgemeinen Verbreitung der Kant'ſchen Philoſophie beitrug, war der, daß Karl Leonhard Reinhold zum Proteſtantismus übertrat, Wien verließ, von dem damals im nördlichen Deutſchland, beſonders in den ſächſiſchen Herzogthümern und in Braunſchweig allmächtigen Freimaurerorden kräftig unterſtützt um 1783 nach Weimar kam, dort Wielands Schwiegerſohn ward und ſich der neuen Philoſophie annahm, ſtatt daß Nicolai die alte zu vertheidigen ſuchte.

Schulze nämlich hatte eigentlich in ſeinem Buche nichts weiter gethan, als den Inhalt der Kritik ſo entfaltet, daß er vor dem Publikum erörtert werden konnte, ſtatt daß er vorher durch den Vortrag verſteckt ward. Er hatte den Inhalt deutlich angegeben, er hatte die Terminologie erklärt, er hatte die Winke und Erläuterungen, welche ihm von Kant ſelbſt mitgetheilt waren, eingerückt und verdeutlicht. Die drei Zeitſchriften, welche damals die deutſche Literatur beherrſchten und deren Urtheile in den verſchiedenen Kreiſen der Geſellſchaft nachgebetet wurden, verkündigten dann Kants Lehre jede auf ihre Weiſe. Wielands belletriſtiſcher deutſcher Merkur machte die elegante Welt aufmerkſam, d. h. die beiden gelehrten Tribunale, welche als Orakel galten, die berliner allgemeine Bibliothek und die in Jena neu errichtete allgemeine Literaturzeitung empfahlen die Kritik den Gelehrten. Der Philolog Schütz, der die Letztere mit einer bewundrungswürdigen Schlauheit und Kenntniß der Gelehrten und ihrer Gemeinheit und Ei=

telkeit gegründet hatte, ward ſelbſt Kantianer; Nicolai erkannte Kant wenigſtens als einen geiſtreichen Mann an. Wie geſchickt ſich Schütz Auctorität verſchaffte, zeigen die an ihn gerichteten von ſeinem Sohne bekannt gemachten Briefe, und würde noch klarer ſeyn, wenn der dritte Theil der Briefe hätte gedruckt werden dürfen. Er rückte im Julius-Heft ſeiner neuen Literaturzeitung für 1785 bei Gelegenheit der *Erläuterungen* von Schulze eine Abhandlung ein, welche eine Art Abriß der neuen Philoſophie bildete. Es ward darin nicht ſowohl das angezeigte Buch rezenſirt, als vielmehr ein Buch über die neue Philoſophie unter der Form einer Rezenſion in das große Publikum der Literaturzeitung gebracht. Auf eine andere Art ſorgte die berliner Bibliothek für die allgemeine Verbreitung der von Kant ausgehenden Revolution, ſie zeigte nämlich den Anhängern der alten Lehre und Methode, daß ſie, wenn ſie ſich behaupten wollten, ſchlechterdings Kant ſtudiren müßten. Die Bibliothek erkannte, wie auch Nicolai bei aller Plattheit in dem Büchlein über ſeine gelehrte Bildung zu thun ſucht, die Bedeutung der Kant'ſchen Leiſtungen und die Vorzüge der neuen Philoſophie mit Achtung an; allein ſie ſuchte in dem langen Artikel, den ſie bei Gelegenheit der Anzeige von Schulzes Buch bekannt machte, doch die ältere Philoſophie zu retten und zu vertheidigen.

Der deutſche Merkur, der als Organ der diplomatiſchen und politiſchen Weisheit Wielands das deutſche Publikum behandelte, wie Perikles das Volk von Athen, nahm ſich der neuen Philoſophie als einer Familienangelegenheit an. Reinhold nämlich war ſeit 1783 in Weimar, und ſtand mit Wieland, deſſen Tochter er heirathete, in den vertrauteſten Verhältniſſen, als er im Jahre 1785 aufmerkſam auf die Kant'ſche Philoſophie ward, und im Herbſte 1785 das Studium derſelben begann. Er geſteht ſelbſt, daß die Kritik der reinen Vernunft, wovon hier zunächſt die Rede iſt, damals im Ganzen wenig Eingang gefunden gehabt. Er nahm das Buch, wie er ſagt, mit Mißtrauen in die Hand, weil die berühmteſten deutſchen Philoſophen, Eberhard, Garve, Tiedemann, Feder, Platner und andere erklärt

hatten, daß das Werk in Beziehung auf ſeinen Hauptzweck mißlungen, mit Spitzfindigkeiten und Dunkelheiten angefüllt ſei. Er geſteht offenherzig, daß er lange im Dunkeln geblieben ſei und nicht zum Verſtändniß habe kommen können. Man wird es daher ſeinen Zeitgenoſſen nicht übel nehmen, daß ſie überraſcht waren, als er ſchon nach acht Monaten als begeiſterter Deuter des neuen Evangeliums und als deſſen redneriſcher Verkünder auftrat. Er erklärte, er ſey in den wenigen Monaten zu der Ueberzeugung gelangt, die Organiſation des menſchlichen Geiſtes ſei durch Kant entdeckt, der Inhalt und Umfang des menſchlichen Erkennens durch ihn angegeben, die Hauptaufgabe aller Philoſophie nicht allein in einer bis dahin unerhörten Klarheit aufgeſtellt, ſondern auch gelöſet worden. Er verkündete zugleich die Wunder, welche dieſe Philoſophie, wenn ſie nur erſt verbreitet ſey, in der Welt bewirken werde. Dieſe Verbreitung mußte dann der Götterbote ſeines Schwiegervaters, der in allen Künſten der Klugheit Meiſter war, und in die Cabinette der Gelehrten, wie in die Salons der Reſidenzen und in die Putzzimmer der Damen allerlei glatte Botſchaften zu bringen pflegte, zu Gunſten des Schwiegerſohns übernehmen. Die Beſtimmung des Merkurs forderte durchaus, daß, wer darin von Philoſophie reden wolle, wenn auch nicht geziert, wie Jacobi, doch zierlich und verſtändlich ſchreibe; dies verſuchte Reinhold zu thun und erreichte den gewünſchten Zweck, daß bald in ganz Deutſchland von Kants Philoſophie geredet ward, wie von dem neueſten Roman.

Reinhold kleidete ſeine Erläuterungen der Kantiſchen Philoſophie in die dilettantiſche Form von Briefen, von denen die erſten zwei, denen ſechs andere folgten, im Auguſtſtücke des Merkurs von 1786 erſchienen. Reinholds Sohn hat im Leben ſeines Vaters Abſicht und Inhalt der Briefe angegeben, wir ſetzen daher deſſen Worte unter den Text, um dieſe wichtige Erſcheinung in unſerer Literatur auf die vortheilhafteſte Weiſe zu charakteriſiren [11c]. Dieſe Briefe wurden hernach um 1790, als Reinhold

11 c) K. Leonhard Reinholds Leben S. 43. In dem erſten Briefe wird

ſchon ſeit 1787 mit ganz unglaublichem Beifall und unter einem faſt noch größern Zulauf, als ihn ehemals Darjes gehabt hatte, als Profeſſor der Philoſophie in Jena lehrte unter dem Titel: Briefe über die Kantiſche Philoſophie, als ein beſonderes Buch herausgegeben. Der weimariſche Miniſter hatte recht gut gerechnet, als er Reinhold nach Jena berief. Er machte gleich bei ſeinem Auftreten im Auguſt 1787 großes Aufſehen, in den folgenden Jahren begeiſterte er durch Vortrag und Schriften ganz Deutſchland für die neue Philoſophie, für Jena und für ſich in ſolchem Grade, daß man lächerlicherweiſe die Philoſophie, die der Schule angehörte, ins Leben und in die ganze Literatur brachte. Dies bewirkte, daß ſowohl die Proſa des deutſchen Le-

---

das Erforderniß einer Unterſuchung des Gebiets der menſchlichen Erkenntniſſe aus dem damaligen Zuſtande der Philoſophie nachgewieſen. In dem Zweiten wird das Reſultat der Kantſchen Kritik in Hinſicht von der Ueberzeugung von Gottes Seyn mitgetheilt. Es wird gezeigt, daß die Fragen: „enthält die Vernunft apodictiſche Beweiſe für dieſes Seyn" und „kann es einen Glauben an daſſelbe geben, der keiner Vernunftgründe bedürfte?" beide von der Kritik verneinend beantwortet werden. Denn die Unmöglichkeit jener wird in ihr aus dem Weſen der theoretiſchen Vernunft bewieſen; dagegen aus dem Weſen der praktiſchen Vernunft die Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit eines Glaubens an Gott dargethan. Was dann weiter folgt, iſt eine Ausführung dieſer Sätze, die der Leſer am a. O. nachleſen muß, hernach heißt es S. 44 weiter: Die übrigen Briefe, die vom erſten Quartal des Jahres 1787 bis zum dritten einander folgten, legen das Reſultat der Vernunftkritik über den Zuſammenhang zwiſchen Religion und Moral dar. Es wird in ihnen der Gedanke ausgeführt, daß die Religion durch Hinwegräumung der ſcheinbaren demonſtrativen Beweiſe für Gottes Seyn nichts Geringeres gewinne, als einen einzigen unerſchütterlichen allgemeinen Erkenntnißgrund, der auf dem Wege der Vernunfterforſchung die Vereinigung zwiſchen der Sittlichkeit und Gottesverehrung vollende, welche durch den Stifter des Chriſtenthums auf dem Wege einer dem Gefühle klaren, unmittelbar das Herz in Anſpruch nehmenden Darſtellung eingeleitet worden ſey u. ſ. w. u. ſ. w. Reinhold ſchließt ſeine Erörterung mit der durchgeführten Behauptung, daß die in der Geſchichte aufgetretenen Vorſtellungsarten von der Natur der Seele durch den jedesmaligen Grad der Einſicht in die Natur des Erkenntnißvermögens beſtimmt worden ſind, und weiſet nach, wie jene Vorſtellungsarten bei den Griechen durch das Mißverſtändniß des Unterſchieds zwiſchen Denken und Empfinden modificirt waren.

bens, als die Poeſie der Philoſophie lächerlich, und die guten Deutſchen arge Träumer und Spielballen der Sophiſten wurden. Dies zu erklären, und durch Beiſpiele anſchaulich zu machen, es auf verſchiedene Gattungen der Literatur, des Styls und der Manier anzuwenden, gehört in den folgenden Zeitraum, da wir hier nur die Zeit vor dem Ausbruch der franzöſiſchen Revolution behandeln. Wir werden im nächſten Zeitraum von der politiſchen Revolution in Frankreich und von der philoſophiſchen in Deutſchland ausführlich handeln müſſen, erwähnen daher nur noch kurz der Schriften, wodurch Reinhold der Kantſchen Philoſophie die Herrſchaft verſchaffte, und der Werke Kants, durch welche er auf den in der Kritik der reinen Vernunft gelegten Grundlagen ein ganz neues Gebäude errichtete.

Reinhold gab, während er als Orakel der neuen Philoſophie in Jena Aufſehen erregte, und ſich als den einzigen Dolmetſcher der dunkeln Schriften Kants geltend machte, um 1789 in Prag ſeine Theorie des Vorſtellungsvermögens heraus; er ließ 1790 ſeine im Merkur gedruckten Briefe erſcheinen und ſchrieb die Beiträge zur Berichtigung bisheriger Mißverſtändniſſe der Philoſophie. Im erſten Bande dieſer Beiträge war die Schrift enthalten, welche nächſt den Briefen am mehrſten zur allgemeinen Verbreitung des Kantſchen Syſtems beigetragen hat, und deshalb auch 1791 bei Mauke in Jena als ein eignes Buch erſchien. Dies Buch führt den Titel: Ueber das Fundament des philoſophiſchen Wiſſens von C. L. Reinhold, nebſt einigen Erläuterungen über die Theorie des Vorſtellungsvermögens. Kant vollendete indeſſen, ermuntert durch daſſelbe Publikum, welches ihm bis dahin ungünſtig geweſen war, den Plan der Reform der ganzen philoſophiſchen Wiſſenſchaft durch eine ganze Reihe unter ſich eng zuſammenhängender Arbeiten. Er hatte nämlich die Kritik der reinen Vernunft als Propädeutik zu der Art Metaphyſik, die er übrig laſſen wollte, vorausgeſchickt, ihr ſollte die Metaphyſik des ſpeculativen und praktiſchen Gebrauchs der reinen Vernunft folgen, oder mit andern Wor-

ten, er wollte eine Metaphyſik der Natur und der Sitten aufſtellen, und zwiſchen beiden ſollte ſeine Lehre vom Schönen und Erhabenen, und von der Empfindung deſſelben, oder die Kritik der Urtheilskraft vermitteln. Ehe er mit dem Syſtem ſeiner Ethik hervor trat, gab er 1786 die Grundlegung zur Metaphyſik der Sitten heraus. In dieſem nur acht Bogen ſtarken Büchlein ſtellt er zum erſten Mal ſein neues Prinzip der Moral auf, oder handelte von dem hernach von Klinger und von Nikolai auf gleiche Weiſe ganz unverſtändig verſpotteten, im gewöhnlichen Leben und im Katechismus freilich nicht zu gebrauchenden kategoriſchen Imperativ. Es erſchienen dann zahlloſe Streitſchriften und Spottſchriften, welche beweiſen, daß ganz Deutſchland rege geworden war, und daß Berufene und Unberufene, Fähige und Unfähige für eine Sache in den Kampf zogen, die nur wenige beurtheilen können, wenn gleich das Reſultat alle angeht. Kant trat indeſſen mit ſeinem ganzen Syſtem hervor. In demſelben Jahre, mit der Grundlegung zur Metaphyſik der Sitten erſchienen die metaphyſiſchen Anfangsgründe der Naturwiſſenſchaft, ſpäter erſt die Kritik der praktiſchen Vernunft. Erſt im Jahre 1790 gab er die Kritik der Urtheilskraft heraus, welche, weil damals die Kantſche Philoſophie ſchon auf allen Univerſitäten herrſchend war, den bedeutendſten Einfluß auf unſere ſchöne Literatur hatte, weil die Häupter derſelben, Göthe und Schiller, jeder auf ſeine Weiſe den neuen Lehren über das Schöne huldigten und Kants Grundſätzen folgten, ohne Kantianer zu ſeyn. Auch die vorzüglichſten Theologen unter den ſogenannten Rationaliſten begrüßten mit Freuden eine Philoſophie, welche den Menſchen ſelbſtſtändig machte und den Glauben an Gott und Unſterblichkeit nicht mehr allein auf Theorie der Offenbarung gründete.

B. Theologie.

So wie in dem Zeitraum, deſſen Geſchichte wir behandeln, die deutſche Philoſophie nicht blos eine neue Geſtalt erhielt, ſon-

derganz und durchaus in ihrem Weſen erneuert ward, ſo ward auch die Theologie der Proteſtanten ganz verändert und ſogar die katholiſche Kirchenlehre, welche ihrem Weſen nach unveränderlich iſt, ſpürte wenigſtens in Rückſicht ihrer Form und Behandlung, den Einfluß der Wolfſchen und ſpäter der Kantſchen Philoſophie.

Der proteſtantiſchen Theologie, wie ſie Luther und Calvin predigten, ward von jeher von ihren Gegnern der Vorwurf gemacht, daß ſie von der veränderlichen Lehre der Profeſſoren der verſchiedenen Univerſitäten abhänge; man hatte daher auch verſucht, ſie durch poſitive Schranken von der fortſchreitenden Entwickelung des Geiſtes und ſeiner Bildung ganz unabhängig zu machen. In der reformirten Kirche war in Holland durch die Dordrechter Synode, in England durch die Artikel der Anglikaniſchen Kirche eine Art politiſchen Glaubenszwangs eingerichtet, wie in Deutſchland unter den Lutheranern durch die ſymboliſchen Bücher; allein es trennten ſich in England ſchon im ſechzehnten Jahrhundert die freier Denkenden von den eigentlichen Anglicanern, und in Deutſchland half man ſich durch die Ausflucht, daß man die ſymboliſchen Bücher nur in ſo fern als Norm anerkenne, als ſie mit der nach eines jeden beſter Einſicht zu deutenden Schrift übereinſtimmten. Nichts deſto weniger ward, als ſich in den deutſchen Schulen der Philoſophie ein neuer Scholaſticismus gebildet hatte, die ariſtoteliſche Philoſophie bei Lutheranern und Reformirten ſchon im ſiebenzehnten Jahrhundert auf die Dogmatik angewendet, ſtatt, daß Luther, als Feind der Spitzfindigkeiten der Schule, die Bibel allein zur Norm nahm und Calvin in ſeinen Inſtitutionen dem Spinoza weit näher kommt, als dem Ariſtoteles.

Leibnitz verbarg ſeine wahre Meinung, die wir nicht in der Théodicée, ſondern in einer nur den denkenden und gründlichen mathemathiſchen Gelehrten verſtändlichen Abhandlung (**De ipsa natura seu de vi insita actionibusque creaturarum, pro dynamicis suis confirmandis illustrandisque Acta Erudit. ann. 1698**) finden, und ſuchte zu zeigen, daß die, welche ſeiner Lehre huldigten, leicht jede Art chriſtlichen Volksglaubens in Philoſophie verwandeln könnten. Ob er dies mit Bewußtſein that,

oder ob der geiſtreiche Mann ſich ſelbſt von dem überzeugt hatte, was er mit ſo vielem Talent darzuſtellen wußte, mag unentſchieden bleiben, ſeine Theologie, welche in unſern Tagen von Jeſuiten in Mainz zum Druck befördert und dem Verfaſſer dieſer Geſchichte von einem ſehr eifrigen Jeſuiten geſchenkt ward, beweiſet wenigſtens, daß er den Verſuch der Vereinigung der Religionen durch die Philoſophie ſehr weit trieb. Leſſing hat gezeigt, wie geiſtreich er die Ewigkeit der Höllenſtrafen vertheidigte, auch die Brodverwandlungslehre nahm er in Schutz. Die Dreieinigkeitslehre iſt bekanntlich nicht blos von ihm, ſondern in allen Zeiten und von allen denkenden Männern als der Gipfel menſchlicher Einſicht in die Deutung des göttlichen Weſens betrachtet worden. Leſſing hat, ehe er mit dem hamburger Hauptpaſtor in Streit gerieth, ſeinen Spott über die Nationaliſten ſeiner Zeit auf Sätze gegründet, welche Leibnitz denen entgegengeſetzt hatte, die von der Kirchenlehre ſeiner Zeit abwichen. Wolf, der aus dem, was Leibnitz gelegentlich vorgetragen hatte, ein Schulſyſtem machte, hielt ſich von der Theologie der Frommen, die er nach den Erfahrungen, welche er gemacht hatte, unmöglich lieben konnte, ziemlich fern; ſeine vornehmſten Schüler dagegen ſuchten ſein Syſtem und ſeine Methode auf Dogmatik anzuwenden, was Stattler in Ingolſtadt ſogar in Bezug auf katholiſche Theologie zu thun wagte.

Was Wolf nicht gewagt hatte, that, wie wir vorher gezeigt haben, S. J, Baumgarten und eine bedeutende Zahl deutſcher theologiſcher Profeſſoren, unter denen Ribov, Carpov, Canz die bedeutendſten ſind; ſie behandelten alle theologiſchen Fächer in mathematiſcher, oder Wolfſcher Manier. Die Predigten der Geiſtlichen ſogar wurden zu trocknen Abhandlungen, Definitionen, Diſtinctionen, Demonſtrationen; doch fiel dieſe Verwandlung der Theologie in Wolfſche Demonſtration glücklicher Weiſe in eine Zeit, wo das Volk endlich in der Literatur eine Stimme erhielt und die Univerſitäten nicht mehr Geſetze geben, ſondern ſich nach den Forderungen des großen Publikums richten mußten. Dies fühlten ſchon Mosheim und Jeruſalem.

Jeruſalem und Mosheim ſuchten durch Nachahmung engliſcher Theologen eine Religion der eleganten Welt, ſtatt der Lehre der dürren Compendien und der Wolfſchen Demonſtration zu begründen; die Univerſitäten blieben aber dem alten Syſtem getreu, bis Semler im pietiſtiſchen Halle, ohne es zu wollen oder zu wiſſen, die Grundlagen der beſtehenden Theologie auf dieſelbe Weiſe prüfte und morſch fand, wie Kant die der beſtehenden Philoſophie. Um ſeine Wirkſamkeit recht zu würdigen, dürfen wir nur noch einen Blick auf den Zuſtand der theologiſchen Lehranſtalten Deutſchlands werfen, ehe wir zu Semler übergehen.

In Wittenberg, Roſtock, Tübingen, Altdorf, Erfurt ward die Dogmatik des ſiebenzehnten Jahrhunderts entweder ſcholaſtiſch oder Wolfiſch gelehrt; in Gießen war C. F. Bahrdt eine vorübergehende Erſcheinung, und Carpzov in Helmſtädt billigte nicht einmal die elegante Theologie eines Mosheim und Jeruſalem, die man in Braunſchweig in hohen Ehren hielt. F. Sailer in Erlangen huldigte etwas mehr als Carpzov in Helmſtädt dem herrſchenden Geſchmack. Er ſuchte Popularität, und weil bei ihm nur vom Volksglauben die Rede war, wo das Feſthalten am Ueberlieferten immer der ſicherſte Weg iſt, um die Reſultate der Philoſophie der Maſſe nützlich zu machen, wandelte er auf beſſerem Wege als Carpzov. In Leipzig war Cruſius zugleich Theolog und Philoſoph und wußte mit großem Scharfſinn Glauben und Aberglauben als Reſultate ſeines Grübelns aufzuſtellen. Neben ihm verbreitete in Leipzig damals ſchon ſein College Erneſti ein neues Licht über das neue Teſtament, wie gleichzeitig mit ihm Michaelis in Göttingen über das alte.

J. A. Erneſti war ein Wolfianer, konnte aber als Denker und Syſtematiker mit ſeinem Collegen Cruſius nicht verglichen werden, war alſo nicht eigentlich wiſſenſchaftlicher Lehrer einer conſequenten Theologie, er war aber als Kenner der griechiſchen und lateiniſchen Sprache und als vortrefflicher Erklärer der Alten ausgezeichnet, gründete daher vorſichtig und behutſam in Leipzig eine Schule bibliſcher Theologen. Er ſuchte durch eine nach

der Art, wie er die Alten kritiſch zu erkären pflegte, eingerichtete Deutung der Schriften des neuen Teſtaments das Licht des achtzehnten Jahrhunderts über die erſtarrte Theologie zu verbreiten, ohne der beſtehenden Dogmatik Eintrag zu thun oder ſeine orthodox-lutheriſchen Sachſen zu ärgern. Er deutete furchtſam an, daß man die Schrift erklären müſſe, wie jedes andere Buch, trieb aber dies freilich oft ſo weit, daß die Erklärung zwar immer ſehr gelehrt blieb, aber doch dabei gar zu oft nüchtern ward, was ihm freilich auch beim Homer nicht ſelten begegnet iſt. Selbſt die Nüchternheit war aber der Aufklärung Deutſchlands und der Bildung von Schullehrern, die mit unbefangenen Augen das Alterthum betrachteten, und von Gottesgelehrten, die verſtändlich lehren und predigen wollten, vortheilhaft, weil es die Wiſſenſchaft dem gewöhnlichen Leben, welches in Deutſchland höchſt nüchtern war, näher brachte.

Erneſti benutzte den großen Ruf, worin er als Philolog ſtand, um in Beziehung auf die zu ſeiner Zeit übliche Schrifterklärung die Mängel der alten Methode zu zeigen, wenn er gleich keine neue gründen konnte und wollte. Er war nur Wortkritiker und Worterklärer, blieb alſo in dieſer Rückſicht weit hinter Semler zurück. Er kann auch ſchon darum nicht mit Semler verglichen werden, weil er, um es mit dem herrſchenden Syſtem nicht zu verderben, ſeiner Forſchung und ſogar ſeiner Ueberzeugung dogmatiſche Schranken ſetzte. Er erfand einen eignen Kunſtausdruck, um den Erklärer der ſogenannten heiligen Bücher in einen Glaubenskreis zu bannen, wovon bei andern Büchern die Rede nicht ſeyn kann. Er nannte Glaubensanalogie oder Glaubensregel, was am Ende nichts anderes war, als die Verpflichtung, jede Glaubenslehre, die einmal im Syſtem aufgenommen ſey, auch in der Bibel zu finden und aus ihr herauszubringen. Man blieb alſo in Leipzig noch ganz dem Alten getreu, während Semler ſchon vor 1770 eine Schule in Halle gebildet hatte, welche die Kritik der auf guten Glauben als ächt angenommenen Schriften der erſten Kirchenlehrer und die Erklärung der unter dem Namen der Evangeliſten und

Apoſtel in Umlauf gebrachten Erzählungen und Briefe ganz anders behandelte, als Erneſti in Leipzig und J. D. Michaelis in Göttingen.

Semler ward ſpäter den Freunden des Neuen und den Anhängern des Alten unverdient verhaßt. Die Altgläubigen hatten ihn zuerſt als Neuerer verwünſcht und verflucht; als er hernach für den alten Glauben zu eifern begann, hatte ſich ſchon der Geiſt der Zeit ſo ſehr verändert, daß er auch vom neuen Geſchlecht verkannt und ſein übertriebener Eifer für Rechtgläubigkeit von Bahrdt und andern zum Vorwande genommen ward, um ihn einen fanatiſchen Träumer zu ſchelten. Er wollte nämlich endlich Schranken ſetzen, über welche hinaus das Forſchen und prüfen der Quellen der Kirchenlehrer und der Kirchenlehre ſelbſt nicht dürfte fortgeſetzt werden. Seine Gegner hatten indeſſen ohne Zweifel beide Mal Unrecht; denn als man über ſeine vorgeblich frevelhafte und zweifelſüchtige Kritik klagte, war er ſelbſt immer beſorgt, er möchte etwas Sündliches befördern, und ſpäter mußte es nothwendig den alten Mann ärgern, daß Bahrdt und ſeines Gleichen und auch ſogar der wolfenbüttler Fragmentiſt mit Chriſtus und mit den Apoſteln, wie mit vorſätzlichen Betrügern, umgingen. Semler ſelbſt hatte faſt alle einzelnen Lehren des alten dogmatiſchen Syſtems in einzelnen Abhandlungen, welche freilich nur für Gelehrte lesbar ſind, da ſelbſt der Styl ſeiner Lebensbeſchreibung wahrhaft fürchterlich iſt, gewiſſenhaft kritiſch geprüft, viele nicht haltbar gefunden und dies laut verkündigt. Seine Kritik wirkte um ſo mehr, als die angeſehenſten Gelehrten, auch die der katholiſchen Kirche, ſeinen Fleiß, ſeinen Ernſt und ſeine Verdienſte um die Quellen der chriſtlichen Lehre dankbar anerkannten. Er hatte außerdem durch die Kritik des Texts der neuteſtamentlichen Schriften, welche hernach Griesbach, in ſeine Spuren tretend, zur Vollendung brachte, ſo wie durch die kritiſche Beleuchtung der für die älteſten Denkſchriften der chriſtlichen Kirche geltenden Reſte der erſten oder apoſtoliſchen Väter gezeigt, wie mißlich es um die vorgeblich neben der Bibel als göttliche Eingebung zu betrachtende kirchliche Ueberliefe-

rung und um die älteſte Geſchichte der Chriſtengemeinde ſtehe. Dies mußte, von ihm ausgeſprochen, um ſo mehr Eindruck machen, als er eine in der älteſten Kirche fortdauernde außerordentliche Wirkung des göttlichen Geiſtes und eine Eingebung der Lehre der apoſtoliſchen Väter nicht läugnete.

Er half ſich durch die ganz beſcheiden vorgetragene Lehre, daß ſelbſt Gott und ſeine Heiligen ihre Lehre dem menſchlichen Bedürfniß des Augenblicks angepaßt hätten, was er Accomodation nannte. Man dürfe daher, meinte er, das, was für einen gewiſſen Augenblick beſtimmt geweſen ſey, wenn der Augenblick vorüber wäre, anders verſtehen. Dadurch ward dann ſelbſt der gläubigen Forſchung ein weites Feld eröffnet, denn Semler wendete den Grundſatz auch auf die Bibel ſelbſt an. Er erklärt daher ohne Bedenken das A. T. für ein jüdiſches Religionsbuch, welches nicht aus dem chriſtlichen N. T. erklärt und nicht als chriſtliches Religionsbuch gebraucht werden dürfe. Semler bahnte auf dieſe Weiſe durch ſeine unermeßliche Gelehrſamkeit den ſogenannten Rationaliſten, zu denen er nicht gehörte, einen Weg, der ſie hernach weiter führte. Er bewies unwiderſprechlich, obgleich man ſich jetzt wieder unterſteht, das Gegentheil zu behaupten, daß weder in den erſten Zeiten des Chriſtenthums, noch ſpäterhin jemals eine feſte und gleichförmige Form, ſey es nun in Rückſicht der Lehre oder der Kirchenzucht, beſtanden habe, doch fügte er einen Satz hinzu, den jeder unpartheiiſche Kenner der Geſchichte der chriſtlichen Kirche ebenfalls zugeben wird: Bei aller anſcheinenden Verſchiedenheit, ſagt er, und jeder, der das Weſen des Chriſtenthums kennt, wird ihm beiſtimmen, blieb das Weſen des Chriſtenthums immer daſſelbe, denn es kam dabei gar nicht auf eine Uebereinſtimmung der Dogmen, ſondern auf ein chriſtliches Leben an.

Wir würden Halle und nicht Jena und Göttingen als die Univerſität nennen, wo man, um das Chriſtenthum gegen die Angriffe von Bahrdt, Reimarus und Leſſing zu ſichern, noch einen Schritt weiter ging, als Semler gegangen war, wenn

nicht Eberhard, deſſen wir weiter unten gedenken wollen, und der dort ohne Rückhalt einen reinen Deismus für Chriſtenthum ausgab, erſt 1778 nach Halle gekommen wäre. Auch der Schüler des frankfurter Baumgarten, der Profeſſor der frankfurter Univerſität, J. G. Töllner, machte einen Verſuch, die alte Kirchenlehre mit der neuen Philoſophie in einige Uebereinſtimmung zu bringen, weil er den ganzen blinden Glauben unhaltbar fand. Er wagte ſich aber kaum ſo weit als Erneſti, geſchweige daß er Semler erreicht hätte. Töllner hatte übrigens eine ganz eigne Manier, das Fortſchreiten des religiöſen Unterrichts mit der Zeit zu fördern; er war auf eine Methode gekommen, die proteſtantiſche Lehre und ihre Quellen zu behandeln, wodurch er erreichte, was weder Semler noch J. D. Michaelis, noch Erneſti durch ihre Methode zu erreichen im Stande waren. Er faßte die Sache philoſophiſch von der einen, theologiſch von der andern Seite und konnte daher philoſophiſch beſtreiten, was er theologiſch gelten ließ. Um dies zu rechtfertigen, behauptete er, worin er unſtreitig Recht hatte, die Theologie laſſe ſich weder mit Wolf mathematiſch demonſtriren, noch wie Cruſius wollte, ſcholaſtiſch ergrübeln, ſie beruhe blos auf hiſtoriſchen Zeugniſſen und es komme Alles darauf an, daß wirklich hiſtoriſcher Beweis göttlicher Zeugniſſe da ſey. Er nahm dabei die göttliche Eingebung der Schrift in einem weit ſtrengeren Sinn als Erneſti oder Semler. Eben deßwegen ſtellte er eine ſtrenge exegetiſche und philoſophiſche Prüfung aller der Lehren an, welche der gewöhnliche Lehrbegriff aus der Schrift ableitet und bewies hernach von vielen derſelben, daß ſie in der Schrift gar nicht zu finden wären.

Töllner ſuchte einen ſonderbaren Gedanken geltend zu machen, um zugleich den Forderungen der Zeit und der noch immer herrſchenden Strenge des Glaubens an ſymboliſche Bücher genügen zu können. Der Sinn der heil. Schrift, lehrte er, ſey zuſammengeſetzt aus dem Sinn der Verfaſſer, welcher mangelhaft ſeyn und der philoſophiſchen Kritik unterworfen werden könne, und dem Sinn des heil. Geiſtes, der in jeder Rückſicht vollkommen,

klar, richtig, gewiß und lebendig ſeyn muß. Beide können oft verſchieden ſeyn, widerſprechen können ſie ſich einander nicht, obgleich der Sinn des heil. Geiſtes auch ſogar dem Verfaſſer des Buchs, zu dem er mitwirkte, dunkel geblieben ſeyn kann. Wir dürfen hier in die Sache ſelbſt nicht weiter eingehen, ſondern nur Fingerzeige geben, wie ſich die erſten Reformationsverſuche der erſtarrten Lehre neues Leben zu geben, die in Halle, Leipzig, Frankfurt, von Semler, Erneſti, Töllner gemacht wurden, zu einander verhielten; wir haben deshalb nur angedeutet, auf welche Weiſe Töllner hinter Semler und Erneſti zurückblieb.

Was die Univerſität Göttingen angeht, ſo war J. D. Michaelis in der Bibeldeutung ziemlich freiſinnig, in der Dogmatik ganz und durchaus rechtgläubig. Michaelis erlangte außerdem ſeinen wohlverdienten Ruhm in ganz Europa nicht auf theologiſchem Wege, ſondern er gewann ſeinen großen Beifall durch einen ſehr profanen Kathedervortrag. Wer gehört hat, wie er in ſeinem Vortrage alle möglichen Dinge, Wiſſenſchaften und Anecdoten in die Erklärung der Schrift miſchte, wer ſeine Einleitungen ins alte und neue Teſtament und ſein Moſaiſches Recht lieſet, wird auf ſeine Religionslehre nicht viel Bedeutung legen, doch müſſen wir ihn in einem Punct als fortſchreitenden Exegeten hervorheben. Ein Mann, der, wie Michaelis, die obengenannten Bücher geſchrieben hatte, konnte unmöglich, wie man in unſern Tagen hie und da wieder anfängt, die Schlange vor dem Sündenfalle auf der Spitze des Schwanzes gehen, oder Elias im feurigen Wagen in den Himmel fahren laſſen.

Mosheim war durch Predigten und Kirchenhiſtorie neben Michaelis als Theolog in ganz Europa berühmt; er war aber ein ſehr vorſichtiger Gelehrter und Schriftſteller, der in lateiniſcher Sprache ſchrieb. Der Gedanke einer Reform war ſo weit von ihm als von dem grundgelehrten Walch, der gelehrte Kirchenhiſtorie trieb. Als Plank an ihre Stelle kam, eröffnete er ſeine Laufbahn mit einem Werke, welches die Urheber der ſogenannten ſymboliſchen Bücher der Proteſtanten in ihrer ganzen Blöße darſtellte. In ſeiner Geſchichte der Entſtehung des proteſtantiſchen kirchlichen Lehrbe-

griffs bewies Plank handgreiflich, daß die Concordienformeln der Proteſtanten ihnen durch eben ſo unerlaubte Mittel aufgedrungen worden, als die Concilienſchlüſſe der älteren Kirche durch die byzantiniſchen Kaiſer zum Geſetz gemacht waren, und daß in beiden Fällen herrſchſüchtige Pfaffen, Miniſter und Fürſten ein ſchlechtes Spiel ſpielten. Spittler, der hernach einige Zeit neben Plank ſtand, der aber bald die theologiſche Laufbahn verließ, begann damit, daß er aus den Urkunden der ältern Kirche geiſtreich und gelehrt bewies, daß es noch weit mißlicher um die älteſte Kirchenlehre und Kirchengeſchichte ausſehe, als Semler zu ſagen für gut gefunden habe.

Man wird ſich übrigens nicht wundern, daß die neue Theologie nicht von Göttingen ausging, das war ſchon der hannöverſchen immer die platte aber ſichere Mittelſtraße haltenden Politik entgegen, das gab ferner des höchſt orthodoxen Königs Georg III. Göttingen ſorgſam bewachende Aufmerkſamkeit nicht zu, das hätte auch der neben Heyne in Hannover begünſtigte und in Göttingen herrſchende Reichspubliciſt Pütter nie zugelaſſen. Pütter war bekanntlich, wie man in ſeinem Leben leſen kann, auf ſeinen einzigen Weg zur wahren Glückſeligkeit und auf ſeine chriſtliche Religion in ihrem wahren Zuſammenhange faſt ſtolzer und von ihrem mächtigen Einfluß überzeugter, als vom Nutzen irgend eines ſeiner zahlreichen juriſtiſchen Gutachten.

J. D. Michaelis war, was damals niemand auffiel, in der Exegeſe ein ganz anderer Mann als in der Dogmatik. In der Dogmatik blieb er überall im Weſentlichen ganz beim Alten ſtehen; während ſein College Heilmann ſchon des claſſiſchen Lateins wegen, in welchem er ſeine Dogmatik ſchrieb, noch mehr aber, weil er Wolfſcher Philoſoph war und dieſe Philoſophie auf die Dogmatik anwandte, das craſſe Dunkel des neuen Scholaſticismus wenigſtens etwas erhellen mußte. Zachariä umging die kirchliche Dogmatik, die er von allen Seiten erſchüttert ſah, gänzlich, und kam von ihr auf die Bibel zurück. Er ſchrieb zu der Zeit, als von Wolfenbüttel aus die furchtbaren Angriffe auf

das Chriſtenthum und auf die Urkunden gemacht wurden, in denen es enthalten iſt, als Bahrdt von Teller in Schutz genommen ward, als König Friedrich II. dem von den Orthodoxen verfolgten Eberhard erſt eine Pfarre und dann eine Profeſſur in Halle gab, alſo zu einer Zeit, wo jedermann die alte Form der Lehre für unhaltbar hielt, eine bibliſche Theologie in fünf Bänden. Zachariä benutzte in ſeinem Werke die Bibelerklärung derer, welche damals, um das Weſentliche der Schrift zu retten, das Unweſentliche bei Seite zu ſetzen ſuchten. Er erwähnte daher mancher dogmatiſchen Spitzfindigkeit, von der er in der Bibel nichts fand, gar nicht; nahm ſich aber auch ſorgfältig in Acht, den Altgläubigen zu mißfallen.

Die Univerſitäten Deutſchlands änderten erſt dann ihre theologiſche Lehrweiſe ganz entſchieden, als ſich in Jena einige Zeit hindurch die tonangebenden Theologen und Philoſophen und in Weimar die Häupter der Proſaiſten und Dichter der Nation zuſammen vereinigten und neue Wege bahnten. Jena und Weimar wurden auf eine kurze Zeit die eigentliche Metropole Deutſchlands und erhielten die Bedeutung für unſere Nation, welche London und Paris für die Engliſche und Franzöſiſche haben, ſie hatten einen Ruf, den ſeit 1806 keine einzelne deutſche Stadt hat erlangen können. Die neue Religionswiſſenſchaft ward von dort aus verbreitet (denn auch Herder war ja der alten und geſchmackloſen Lehre abgeneigt), die in Königsberg erfundene Philoſophie ward ebenfalls von dort aus zehn Jahre ſpäter nicht allein allgemein verkündigt, ſondern gerade in Weimar und Jena auf eine ausgezeichnete Weiſe gebraucht, um unſerer ganzen Literatur einen von allen Nationen Europas bewunderten geiſtigen Gehalt und Schwung zu geben. Faſt alle diejenigen, welche die Religionswiſſenſchaft der Proteſtanten damals dem Bedürfniß der fortgeſchrittenen Cultur angemeſſen entwickelten, waren junge Männer aus Semlers Schule, und ihr Bemühen, ein neues Syſtem aus den alten Materialien mit Ausſcheidung der ganz unbrauchbaren zu errichten, war um ſo verdienſtlicher, als die Franzoſen, der Fragmentiſt, ein C. F. Bahrdt und viele Mitarbeiter der A.

D. B., ſchon damals ſehr viele im Volk auf den Gedanken gebracht hatten, daß weder der alte Bau noch die Materialien deſſelben für unſere Zeit mehr einen Werth hätten. Es ließe ſich übrigens, wenn man wollte, die freiere theologiſche Bewegung in Jena und in Weimar auch weiter rückwärts verfolgen und mit der Freimaurerei von Darjes Zeit und den in Logen unter dem Siegel des Geheimniſſes mitgetheilten freieren Anſichten in Verbindung bringen. Wie dem aber auch ſeyn mag, der jenaiſche Theolog Danov ſtand in ſeiner Zeit ziemlich allein.

Danov nämlich, obgleich es damals noch als eine große Sünde angeſehen wurde, ſich auch nur ein Haarbreit von den ſymboliſchen Büchern zu entfernen, folgte Heilmanns Grundſätzen und demonſtrirte, wie dieſer, in lateiniſcher Sprache die Vernunftmäßigkeit der alten Dogmatik, ungefähr auf dieſelbe Weiſe, wie der Abt Jeruſalem in zierlich gebauten deutſchen Perioden that. Er ging jedoch einen bedeutenden Schritt weiter, als Heilmann in Göttingen zu thun wagte. Er beleuchtete nicht allein die Dogmen nach ſeiner Art philoſophiſch, ſondern er ſcheute ſich auch nicht, viele Lehren des ſymboliſchen Lehrbegriffs, die Heilmann nicht antaſtete, zu beſtreiten. Der neue Weg, den hernach die folgende Generation von Lehrern betrat, um ein Chriſtenthum zu verkündigen, welches von allen Zuſätzen der ſpäteren Zeiten ganz gereinigt ſey, war philoſophiſch, kritiſch und exegetiſch ſchon gebahnt, ehe Herder, einer der ausgezeichnetſten Dichter unſerer Nation, der außerdem mit allen Altgläubigen in inniger Verbindung ſtand, von einer andern Seite her Aufklärung verbreitete. Dies wird erſt weiter unten erwähnt werden, da es nur eine beſondere Seite von Herders ganzer poetiſch-philoſophiſchen Thätigkeit iſt; hier handeln wir nur von Univerſitäten und Profeſſoren.

Unter den Letztern trat in Jena Griesbach ganz in ſeines Lehrers Semlers Spuren, und verfuhr ſogar noch vorſichtiger als dieſer, erlitt deßhalb auch keine Verketzerung, wie ſie Semler erfahren hatte. Er bereitete damals ganz im Stillen alle die Veränderungen vor, welche ſpäter im Lehrbegriffe vorgenommen

wurden. Neben ihm lehrte anfangs Eichhorn, und als dieſer nach Göttingen gegangen war, Paulus, freier und offner als J. D. Michaelis gethan hatte, wie man bei der Deutung der Schriften des jüdiſchen und chriſtlichen Alterthums den Wortſinn erforſchen und das Weſen des Inhalts von der Form der Einkleidung unterſcheiden müſſe. Dieſe Männer machten den Grundſatz geltend, daß man bei den jüdiſchen und chriſtlichen Schriften, wie bei den Werken des claſſiſchen Alterthums Kritik, Sprachgebrauch, Accommodation und Sitten des Orients berückſichtigen, den Vorurtheilen von wörtlicher Eingebung der Schrift aber entſagen müſſe. Griesbach [12]) ging einen Weg, der dem von Semler betretenen entgegengeſetzt war; er begann behutſam und endigte dreiſt, Semler begann dreiſt und ſtand hernach plötzlich ſtill. Griesbachs erſte Bücher waren nur den Gelehrteſten brauchbar, er überließ es andern, die überraſchenden Reſultate ſeiner kritiſchen Forſchungen in populärer Form und in einem anziehenden Gewande vorzulegen, bis er endlich ſelbſt das ganze Reſultat dieſer Forſchungen philoſophiſch zuſammenfaßte, und alles das, was er für Weſen des Chriſtenthums hielt, in einen kurzen Abriß vereinigte. Griesbach hatte alſo nicht blos wie Semler, vom Haſſe des Aberglaubens und des Betrugs beſeelt, überall nur das Falſche geſucht, um zu beweiſen, daß es falſch ſey, ohne etwas anders an die Stelle des erwieſenen Falſchen zu ſetzen, ſondern er ſuchte ein Chriſtenthum, welches den Forderungen der Vernunft eben ſo angemeſſen ſey, als den ächten Quellen der chriſtlichen Lehre und ihrer Geſchichte. Semler kam daher dahin, daß er zur Zeit ſeines Streits mit Bahrdt und mit dem Verfaſſer und Herausgeber der wolfenbüttler Fragmente ausdrücklich erklärte: „Er habe das Anſehen der ſymboliſchen Bücher der evangeliſchen

12) Die Theologie, ſo wichtig ſie für die Geſchichte auch iſt, gehört nicht hierher, wer daher das Nähere über Griesbach wiſſen will, den verweiſen wir auf die vortreffliche Charakteriſtik ſeiner Leiſtnngen, welche Paulus in den Heidelberger Jahrbüchern für 1812 im Intelligenzblatt No. VII. gegeben hat.

Kirche niemals erſchüttern, ſondern nur die theologiſche Gelehrſamkeit verbeſſern wollen.“ Er behauptete denſelben Satz, den auch manche verſtändige Eiferer für die veralteten Symbole in unſern Tagen zu behaupten pflegen: Daß die ſogenannten ſymboliſchen Bücher und Concordienformeln zur äußern geſellſchaftlichen Religion, zur Erhaltung der Einheit und der Ordnung in der Kirche nothwendig, daß ſie das äußere Vehikel ſeyen, welches dazu diene, den großen Haufen doch zu einer beſtimmten Religion anzuhalten, bei den Fähigeren aber die innere, freie, lebendige, moraliſche Religion zu entwickeln.

Die Theologen in Jena, wie hernach Eichhorn und Plank in Göttingen, verfuhren anders, ſie glaubten weiter gehen zu dürfen als Semler und Griesbach und gaben ſich vielleicht hie und da der Bewegung einer aufgeregten Zeit mehr hin, als den Lehrern einer poſitiven Staatsreligion zu rathen iſt, welche gewiſſermaßen beſoldete, an eine Inſtruktion gebundene Beamten ſind. Als daher Griesbach aus dem Dunkel ſeiner Gelehrſamkeit hervortreten und endlich das Reſultat ſeiner ohne alle Polemik fortgeſetzten Prüfung angeben wollte, ließ er die wiſſenſchaftliche Dogmatik unangetaſtet und ſuchte nur feſtzuſetzen, was dem Volke vorgetragen werden dürfe. Er wollte nicht, wie Semler, durch einen frommen Betrug, den man einſt, um die Einführung des Chriſtenthums zu erleichtern, Oekonomie des Glaubens nannte, das Volk in dem Wuſte des alten Irrthums laſſen, damit es nicht jeden Glauben verſchmähe, ſondern er wollte an die Stelle der alten Katechismus-Dogmatik eine populäre Glaubenslehre ſetzen, die er aufs vorſichtigſte faßte. Zu einer ſolchen Arbeit entſchloß ſich übrigens Griesbach erſt dann, als das, was jetzt Rationalismus geſchimpft wird, in populären Schriften über die Gränzen hinausgetrieben ward, innerhalb deren man bleiben muß, wenn nicht die Staatsreligion, oder der poſitive Glaube der unwiſſenden Menge, und mit ihr die Sittlichkeit gänzlich zuſammenſtürzen ſoll. Griesbach wandte ſich in ſeinem Buche an die Theologen als an künftige Seelſorger, nicht als an Gelehrte oder Philoſophen. Er ſchrieb

nämlich um 1786 die Anleitung zum Studium der populären Dogmatik für künftige Religionslehrer. In dieſem Buche lehrte Griesbach, auf welche Weiſe man beim Volksunterricht nicht blos, ſondern auch beim Unterricht künftiger Volkslehrer, ohne das Volk zu betrügen und ohne, wie jetzo geſchieht, zu Sophismen ſeine Zuflucht zu nehmen, die das Volk bald verachten lernt, Religion ohne Dogmatik lehren könne. Dies Buch ſcheint uns für unſere rückwärts ſchreitenden Zeitgenoſſen auch aus dem Grunde vor andern hiſtoriſch wichtig, weil Griesbachs nur zu raſch vorwärts ſchreitende Zeitgenoſſen daſſelbe mit ſo vielem Beifall begrüßten. Es wurden von dieſer Anleitung in drei Jahren drei Auflagen gemacht. Was er bezweckte, drückt Griesbach durch den Satz aus, daß dieſe Art Dogmatik, welche beſtimmt ſey, den praktiſchen Einfluß theoretiſcher Religionswahrheiten zu entwickeln, mit der rein populären ganz nahe verwandt ſey. Sowohl Griesbach als Eichhorn und Plank, und ſpäter auch Paulus, konnten übrigens nur auf den äußern, gelehrten und hiſtoriſchen Theil der Religionslehre einwirken, des Weſens derſelben bemächtigte ſich bald die neue Philiſophie. Aus Kants Philoſophie entſprang nämlich bald eine andere, welche man lange beſchuldigt hat, daß ihre Lehre, daß Alles Eins ſey, alle Religion in Dunſt und Spielerei mit Sätzen und Begriffen verwandele, und die Natur zum Gott und Gott zur Natur mache, von deren Urheber man aber jetzt die Wiederherſtellung des alten, wahren Glaubens erwartet.

§. 2.

Baſedow und die Philanthropiums zu Deſſau, Marſchlinz, Heidesheim. C. F. Bahrdt und ſeine Bibelüberſetzung. J. A. Eberhard und ſeine Apologie des Sokrates.

Wir haben im vorigen Bande der Rolle erwähnt, welche Baſedow als Verkündiger einer neuen Zeit, deren Geiſt von

ihm ausgehen ſolle, übernommen hatte, und beſonders im nördlichſten Deutſchland ſpielte. Er war ſchon am Ende der vorigen Periode von der Philoſophie und der Theologie, wo er es mit Leuten zu thun hatte, die ihm weit überlegen waren, zur Reformation des Unterrichts und der Erziehung übergegangen, deren Bedürfniß jedermann fühlte. Ihm waren Rouſſeau, la Chalotais und Fielding in ſeinem Tom Jones vorausgegangen, und ſchon Montaigne hatte im ſechzehnten Jahrhundert den Weg angedeutet, den Baſedow bahnen wollte; auch hatte er es dabei mit Leuten zu thun, denen er gewachſen war. Er wendete ſich vorerſt an das große, damals ſentimentale, Publikum und an Väter und Mütter. Baſedow war zum Umſtürzen, zum Stürmen, zum Lärmen, zur Aufregung und zur Erweckung eines halb rohen, halb ſentimentalen Volks der paſſende Mann, es iſt aber unbegreiflich und jedermann erſtaunte auch darüber, ſobald die erſten Anfälle des Erziehungsfiebers vorüber waren, wie man glauben konnte, daß ein Mann, wie er, im Stande ſeyn werde, eine neue moraliſche Erziehung zu begründen. Lieſet man von ſeinem täglichen Leben, von ſeiner Streitſucht, ſeiner ſteten Trunkenheit, ſeinem Betragen gegen ſeine ſentimentale Frau; hört man ſeine beſten Freunde über das Ausſehen ſeiner Perſon und ſeines Aufzugs, ſo wird man glauben, eher einen engliſchen Polizeibericht über einen der betrunkenen Irländer zu leſen, die jeden Morgen in London vor den Friedensrichter geführt werden, als die Schilderung des berühmten Gründers der neuen Erziehung. Wenn man indeſſen an Rouſſeaus Lebenswandel, verglichen mit ſeinen Schriften, an Mirabeaus, Marats, Dantons und anderer ſchauderhafte Laufbahn denkt, ſo überzeugt man ſich, daß keine radicale Reform durch moraliſche Werkzeuge ausgeführt werden kann, weil dazu entweder frevelhafte Unternehmungen, wie Dantons Thaten waren, oder unbegränzte Kühnheit, wie ſie Baſedow beſaß, erfordert werden.

Baſedow fand, als er öffentlich auftrat, den Schulunterricht, (wie man unter andern aus dem, was Semler und Nikolai in ihren Lebens-

beſchreibungen über den Unterricht am Pädagogium zu Halle, der bedeutendſten Anſtalt für Bildung der Jugendlehrer Deutſchlands, berichten, lernen kann) in demſelben Zuſtande, worin Mirabeau um 1789 die franzöſiſche Monarchie fand, und die häusliche Erziehung war noch elender. Die ſchon im zweiten Bande erwähnte, höchſt ſonderbare Pränumerationsforderung Baſedows für ſein Elementarwerk, welches alle Vortheile einer Revolution bringen, alle Wiſſenſchaften in eine Nuß drängen und alles mögliche Wiſſen praktiſch, jedem Kinde zugänglich machen ſollte, fand einen ganz unerhörten Fortgang. Er hatte ſchon im Mai 1771 fünfzehntauſend Thaler beiſammen, zu welcher Summe die Kaiſerin von Rußland tauſend Thaler, und viele andere Fürſten und reiche Privatleute ebenfalls bedeutende Beiträge gegeben hatten. Das ſogenannte Elementarbuch, welches dem Elementarwerk vorausging, ward daher mit demſelben Jubel aufgenommen, deſſen ſich alle ephemeren für den Augenblick berechneten Erſcheinungen zu erfreuen haben, wenn Buchhändler oder Verfaſſer die Kunſt verſtehen, einen rechten Lärm zu machen. Es mußte innerhalb drei Jahren d. h. bis zum Jahre 1773, drei Mal neu gedruckt werden, und der derbe Schlözer in Göttingen begann vergeblich darüber einen Kampf auf Tod und Leben mit dem bis zum wirklichen Boxen ſtreitfähigen Baſedow.

Schlözer enthüllte, freilich nach ſeiner Art zuweilen etwas derb, in ſeiner Vorrede zu dem aus dem Franzöſiſchen ins Deutſche überſetzten Buche von la Chalotais über den Kinderunterricht die ganze Scharlatanerie eines Baſedow und Wolke, und empfahl dagegen die von la Chalotais befolgte Methode; der gelehrteſte und verdienteſte Schulmann Deutſchlands erhob ſich ebenfalls gegen das windige Treiben; beides war vergeblich. Der Rector Schlegel in Heilbronn widmete nämlich mit der Aufopferung der erſten Verkündiger des Chriſtenthums alle ſeine Zeit und ſeine Arbeit der Bildung und Erziehung der Jugend, er leiſtete ganz im Stillen, im kleinen Kreiſe alles das, was Baſedow prahlend und ſchreiend verſprach und nie erfüllte, er ſuchte wie Schlözer den Deutſchen zu beweiſen, daß von Baſedows

Bilderbuch nimmermehr wahre und tüchtige Jugendbildung zu erwarten ſey; er predigte tauben Ohren. Die Zeit und ihr Bedürfniß trieben zu Baſedow hin, und dieſe ſind mächtiger als alle Gründe.

Um ſich den Enthuſiasmus zu erklären, den Baſedows Marktſchreierei erregte, muß man an den elenden Zuſtand denken, in welchen die von Melanchthon und ſeinen Schülern eingerichteten lateiniſchen Schulen des ſechszehnten Jahrhunderts geſunken waren, und die Qual kennen, welche die Schüler erdulden mußten, um Latein zu lernen, ohne mit den römiſchen Schriftſtellern bekannt zu werden. Griechiſch lernte nicht leicht ein Juriſt, und die Theologen blos um das neue Teſtament zu leſen. Baſedow beantwortete Schlözers Bemerkungen im Tone eines betrunkenen Matroſen, und doch hielt man ihn für fähig, eine Bildungsanſtalt für die geſammte Menſchheit in Deutſchland einzurichten. Die däniſche Regierung und der freundliche und menſchliche Fürſt von Deſſau, der die Anſtalt gern in ſeiner Hauptſtadt haben wollte, thaten mehr für Baſedow, als in jener an Beſoldungen ſehr kargen Zeit für die erſten Gelehrten Deutſchlands geſchah. Er durfte nämlich ſeinen däniſchen Gehalt von 800 Thalern beibehalten und erhielt, als er nach Deſſau kam, noch 1100 Thaler Penſion vom Fürſten.

Seit dem Augenblicke, daß das Elementarbuch in alle Familien gekommen war, und Anſtalten getroffen wurden, ein ſogenanntes Philantropium in Deſſau zu gründen, war in Deutſchland Baſedow und ſeine Erziehung das, was in unſern Tagen Eiſenbahnen und Monumente und Bauten gothiſcher Art geworden ſind. Man erwartete das Heil der Menſchheit damals eben ſo ſicher von empfindſamer Erziehung als jetzt von materiellen Fortſchritten. Das Sonderbarſte war, daß man Rouſſeaus Idylle des Lebens in die Schulen, ſeine Freiheit von allen conventionellen Banden und Rückſichten in die Familien bringen wollte, während das Staatsleben auf dem ganzen Continent in den ſchweren Feſſeln einer willkührlichen Polizei lag, und in den Gerichten die Tortur, als Mittel, die Wahrheit zu erforſchen,

und der Stock als Correctionswerkzeug an der Tagesordnung waren. Die religiöſen Grundſätze der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts lehrten, die Sinnlichkeit der Jugend, als Folge der Sünde der erſten Aeltern, mit Stock und harter Zucht und Entbehrung zu tödten; Baſedow und Rouſſeau geboten, der Natur mehr zu vertrauen als der Zucht, und nichts in die Seele zu pflanzen, was nicht in den nächſten Jahren Frucht bringe, nichts zu lehren, als was dem Kinde unmittelbar einleuchte. Wenn ſich nicht die Wohlthaten leicht anführen ließen, welche man ſchon in jener Zeit aus dem tollen und verkehrten Treiben von Leuten, wie Baſedow und Wolke, herleitete, ſo würde man nicht begreifen, wie man Leuten, wie dieſe waren, zutrauen konnte, daß ſie im Stande ſeyn würden, eine ſo große Anſtalt, wie das Philantropium ſeyn ſollte, verſtändig und haushälteriſch zu leiten.

Das Räthſel löſet ſich, wenn man bedenkt, daß es ſo weit gekommen war, daß wenn geholfen werden ſollte, eine Revolution, nicht eine Reform erfordert ward; zum Stürmen und Umſtürzen war aber Baſedow geboren, dazu paßte ſeine Rohheit. Im praktiſchen Leben erfahrene, ruhige, beſonnene Männer hätten ſtehen laſſen, was ſtand, ſie hätten das Alte verbeſſert und es wäre ſchnell in anderer Form wieder da geweſen, Baſedow ſchrie, tobte, prahlte, brachte alle Welt in Bewegung, ſtürzte den ganzen alten Bau: Campe, Salzmann und ganze Schaaren von Kinderſchriftſtellern errichteten hernach einen neuen. Durch dieſe Männer erhielt endlich der Bürgerſtand eine, wenn auch ſchwache und ſentimentale, doch ihm angehörige Literatur, Bürger- und Realſchulen wurden möglich. Aus dieſem Umſtande muß man wahrſcheinlich erklären, daß ſich Männer, wie Lavater und und Iſelin, der Sache Baſedows und ſeiner Schimären ſo angelegentlich annahmen. Iſelin ſtand in der Schweiz und im ſüdlichen Deutſchland als praktiſcher Staatsmann in den Fächern der Staatswiſſenſchaft im Anſehen, wie Lavater im religiöſen Fach; es arbeiteten an Iſelins Ephemeriden der Menſchheit Männer, wie J. G. Schloſſer, die von luftigem Project-

machen ſehr entfernt waren; auch dieſe nahmen ſich des Philanthropiums an.

Was zunächſt Lavater angeht, ſo war er, den man doch des conſervativen Jeſuitismus anklagte, bei dieſer Gelegenheit für die Fortſchritte der Bildung und des Unterrichts auf eine ſo eifrige und ſo rühmliche Weiſe thätig, daß er ſogar dabei ſeine religiöſen Vorurtheile ganz bei Seite ſetzte. Er führte nämlich denſelben Doctor Bahrdt, den der Paſtor Götze in Hamburg in gedruckten Schriften als einen Feind des Chriſtenthums verfolgte, als Director des erſten, nach Baſedows Manier eingerichteten, Philantropiums feierlich ein. Graf Ulyſſes von Salis zu Marſchlinz in Graubündten war theils eingenommen von Baſedows ſchwärmeriſchen Illuſionen, theils glaubte er aus einem Philanthropium eine Geldſpekulation machen zu können, er wollte daher, noch ehe des Philantropium in Deſſau eingerichtet war, eins in Marſchlinz errichten, und bot Baſedow die Leitung deſſelben an. Baſedow lehnte den Antrag für ſich ſelbſt ab, empfahl aber an ſeiner Stelle den ſaubern Doctor C. F. Bahrdt, deſſen man damals in Gießen entledigt zu werden ſuchte. Dieſer machte den nöthigen Lärm und errichtete mit großem Aufſehen und lärmender Feierlichkeit das erſte deutſche Philanthropium, als deſſen Director ihn Lavater einführte.

Das erſte vom Grafen Salis auf Marſchlinz geſtiftete, von Bahrdt eingerichtete Philanthropium hatte eine kurze und traurige Exiſtenz und verſchwand ſpurlos; das zweite von Bahrdt auf dem gräflich leiningenſchen Schloſſe zu Heidesheim in der Pfalz eingerichtete endigte ſchimpflich, als Bahrdt wie ein Gauner davon floh, und ſelbſt Baſedows eigne Anſtalt endigte nach kurzem Leuchten und Knallen wie ein Meteor, doch ließ es bedeutende Spuren hinter ſich und erleuchtete die Folgezeit. Die Wirkungen waren nur mittelbar, aber ſie waren darum nicht weniger bedeutend und umfaſſend. Das ganze Schulweſen mußte an einem Orte früher, am andern ſpäter, an einigen ſogar erſt in unſerm Jahrhundert gänzlich verändert werden, und es entſtand unter uns eine ganz eigene Art von

Literatur. Die lange ſchlummernden Behörden erwachten und ſobald Männer des neuen Geſchlechts Sitz in den Conſiſtorien erhielten, denen leider die Aufſicht der Schulen vertraut war, entſtanden deutſche Schulen, wo Realien gelehrt und Bürger gebildet wurden, wie ſie das Leben unſerer Zeit fordert. Das weibliche Geſchlecht, deſſen Bildung man vorher ganz vernachläßigt hatte, ward aus dem Mägdeſtand, zu dem es verdammt geweſen war, erlöſet.

Baſedows Philanthropium in Deſſau ſollte Reiche für viel Geld zu Menſchen bilden, Aermere für wenig Geld, unter dem Namen Famulanten, zu Schullehrern, aber weder die eine Claſſe, noch die andere hatte anfangs Zutrauen zu dem Marktſchreier, der indeſſen am 27. Dez. 1774 auch ohne Zöglinge ſein Philanthropium eröffnete. Im folgenden Jahr hatten ſich gleichwohl neun Penſioniſten und ſechs Famulanten eingefunden, obgleich Baſedow ſelbſt nichts für die Anſtalt that, ſondern im Bette liegend am Elementarwerk und an andern Büchern ſchreibſelig arbeitete. Es verhielt ſich mit dieſer Revolution der Erziehung leider, wie mit der franzöſiſchen Revolution; der edelſte Enthuſiasmus der würdigſten Menſchenfreunde, und die Bewegung einer nie ſo heiter und ſo jung wiederkehrenden Zeit ward von elenden Schreiern mißbraucht!! Baſedow wagte damals, während er praktiſch durchaus nichts leiſtete, was nicht jeder einigermaßen unterrichtete Dorfſchulmeiſter auch hätte leiſten können, der europäiſchen Menſchheit mit ſeiner Ungnade zu drohen, wenn ſie nicht Geld ſchaffe. Er erließ nämlich aus ſeinem Bette ein gedrucktes Schreiben, worin er drohte, daß er, wenn nicht bis Oſtern 1776 zehntauſend Ducaten für das Philanthropium eingingen, ſeine Hand von der Menſchheit abziehen, und eine Anſtalt, worauf er einen Theil ſeiner Zeit und einige tauſend Thaler gewendet habe, aufgeben wolle.

Für die Charakteriſtik des ganz jungen geiſtigen Lebens in Deutſchland, leider aber auch für die überſpannte Richtung, die Baſedow dem ſchönen und durchaus nationalen Enthuſiasmus aus Eitelkeit und eigner Ueberſpannung zu geben ſuchte, bemer-

kenswerth, ſowohl durch den ſonderbaren Inhalt als durch den Titel, iſt die im Nov. 1774 von ihm erlaſſene gedruckte Einladung zum Beſuch und zur Unterſtützung ſeiner neuen Penſions- und Erziehungsanſtalt für junge Zöglinge und ältere künftige Lehrer, deren ausführlichen Titel wir deßhalb unten beifügen [12a]. Wie vorher Lavater Bahrdts neue Anſtalt in Marſchlinz, ohne Rückſicht auf deſſen Glaubensirrthümer, blos aus Eifer für Menſchenwohl und für Beförderung einer beſſern Bildung durch ſeine thätige Theilnahme an der Einweihung gefördert hatte; ſo unterſtützte jetzt, durch gleiche Gründe bewogen, Iſelin die werdende Anſtalt Baſedows in Deſſau. Er ſchlug zwar den Antrag aus, neben Baſedow Curator zu werden; aber er bewog in Verbindung mit Lavater zwei edle und ausgezeichnete Männer, ſich für Baſedows Rodomontaden aufzuopfern. Simon und Schweighäuſer, zwei gelehrte, claſſiſch gebildete, wahrhaft begeiſterte Männer, ſchloſſen ſich von Lavater und Iſelin ermuntert an die beiden Empiriker und Schwätzer Baſedow und Wolke an, und errichteten einen förmlichen Schul- und Erziehungsbund oder Orden, wie man es nennen will, um auf dieſe Weiſe eine Art Propaganda ihres Schuleifers und ihrer Schulſyſteme zu ſtiften.

Der Schulbund ward förmlich als eine Art geiſtlicher Ritterorden oder Mönchsorden durch eine Regel gebunden, und ein ſogenanntes philanthropiſches Archiv als Programm der neuen Stiftung herausgegeben. Schon der Titel dieſes Archivs verkündete der geſammten Menſchheit, daß ihr Heil von Deſſau kommen werde. Das erſte Heft dieſes Archivs enthält die Or-

---

12a) Dieſer Titel zeigt den ſonderbaren Inhalt hinreichend an: Das in Deſſau errichtete Philanthropium, eine Schule der Menſchenfreundſchaft und guter Kenntniſſe für Lernende und junge Lehrer, Arme und Reiche. Ein Fideicommiß des Publikums zur Vervollkommnung des Erziehungsweſens aller Orten nach dem Plane des Elementarwerks. Den Erforſchern und Thätern des Guten unter Fürſten, menſchenfreundlichen Geſellſchaften und Privatperſonen empfohlen von J. B. Baſedow. Leipzig 1774. 96 S.

densregel dieſer neuen Verbindung [13]). Die beiden aus den Alten und durch dieſe gebildeten Männer gaben indeſſen der jungen Anſtalt eine wiſſenſchaftliche Bedeutung, und als der höchſt unpraktiſche und noch dazu ſehr gemeine und unmoraliſche Baſedow, ſeine Unfähigkeit, eine ökonomiſche Verwaltung zu leiten, einſah, ſchien das Philanthropium zu Deſſau auch die ökonomiſche Verlegenheit zu überwinden, worin es durch Baſedow gebracht war. Der nur zu ſehr (wenigſtens ſpäter als Haupt eines Penſionats in Hamburg) in Dingen des Haushalts bewanderte, durchaus praktiſche und rechnende Feldprediger Campe übernahm die Leitung, er ward an Baſedows Stelle Mitcurator. Der freundliche und humane Fürſt von Deſſau verſprach nicht blos Geld, ſondern auch ein Gebäude, und Alles nahm einen guten Gang, bis Baſedows Gemeinheit und Herrſchſucht die Männer, die ihm ausgeholfen hatten, verſcheuchte.

Campe und Salzmann begannen faſt zu gleicher Zeit ihre der Volksbildung eben ſo vortheilhafte, als der ächten Wiſſenſchaftlichkeit und der wahren Poeſie verderbliche Laufbahn als

---

13) Der Titel lautet: Philanthropiſches Archiv mitgetheilt von verbrüderten Jugendfreunden an Vormünder der Menſchheit, beſonders welche eine Schulverbeſſerung wünſchen und beginnen; auch an Väter, die ihre Kinder ins Deſſauiſche Philanthropin ſenden wollen. Was den Schulbund von Baſedow, Wolke, Simon, Schweighäuſer angeht, ſo machen die 4 im erſten Heft bekannt: 1) Sie widmeten ſich ſämmtlich dem Schulleben und wollten in ihrem ganzen Leben ſich mit nichts anderem beſchäftigen, als mit dem, was zur Verbeſſerung des Schulweſens dienen kann. 2) Die Unverheiratheten wollen nur ſolche Weiber nehmen, die das Werk mit fördern helfen. 3) Ihre Kinder werden von der Geburt an philanthropiſch behandelt und zu dem Zwecke der Väter erzogen. 4) Außer der Erfüllung menſchlicher und bürgerlicher Pflichten ſoll eines jeden tägliche Arbeit ſeyn: a) Unterricht und Regierung der Jugend. b) Verbeſſerung alter oder Verfertigung neuer Schulbücher. c) Correſpondenz oder Reiſen oder Berathſchlagung oder ihn ſelbſt vervollkommnender Fleiß zum Beſten des Schulweſens. Endlich machen ſie ſich verbindlich 5) Einer dem Andern Brudertreue und Bruderhülfe zu leiſten, während ſie am Inſtitut arbeiteten, und das Bruderbündniß ſo viel als möglich zu erweitern.

Erzieher und als Schriftſteller. Sie und ihre Nachfolger und Nachahmer überſchwemmten Deutſchland mit einer albernen Kinderliteratur, und ſuchten ganz kleine Kinder dadurch zu bilden, daß ſie Erwachſene zu Kindern machten. Sie eiferten mit Glück gegen die jeſuitiſche und pietiſtiſche Erziehung, weil ſie, gleich den Jeſuiten, Kinder und Aeltern in ihr Intereſſe zu ziehen verſtanden. Sie machten freilich der Pedanterei und zum Theil auch der Verwöhnung der Kinder ein Ende, wir ſchreiben aber doch ihrer Erziehung die Naſeweisheit eines allwiſſenden und eben darum unwiſſenden und anmaßenden neuen Geſchlechts der von ihnen oberflächlich gebildeten Jünglinge zu.

Die glänzende Periode des Philanthropiums zu Deſſau begann übrigens mit einer von jenen marktſchreieriſch eingerichteten Prunkfeierlichkeiten, wie wir jetzt deren in jedem Monat ein Paar aufführen und in den Zeitungen ausposaunen ſehen. Wir meinen die öffentliche Prüfung, welche am 13ten, 14ten und 15ten Mai 1776 von Baſedow veranſtaltet ward. Zu dieſer Prüfung entbot Baſedow in ſeinem prahleriſchen Styl alle Kosmopoliten Deutſchlands, er beſchrieb ſie im zweiten Stück des Archivs und der gelehrte Rector Stroth zu Quedlinburg widmete ihr eine eigene Schrift. Der Lärm, aber beſonders der rege Eifer eines Simon und Schweighäuſer, brachten die Anſtalt empor, und ſogar aus Frankreich kamen Zöglinge; doch ſah Baſedow ſelbſt ein, daß er zum Curator nicht tauge. Er zog ſich im Dez. 1776 von der Leitung zurück, behielt aber den Religionsunterricht, den er mit Beredſamkeit und Salbung ertheilte, er gebrauchte dabei oft ſein eigenes Beiſpiel als abſchreckende Warnung, wenn er in roher Trunkenheit grobe Exzeſſe begangen hatte. Leider! hatte er ſich außerdem noch allerlei unbeſtimmte Geſchäfte vorbehalten, und verurſachte hernach Campe, der die Leitung an ſeiner Stelle übernommen hatte, ſo vielen Verdruß, daß dieſer endlich ihn und ſeine Anſtalt ihrem Schickſal überließ.

Campe begann als Curator in Verbindung mit Baſedow ſtatt des Philantropiſchen Archivs die Pädagogiſchen

Unterhaltungen, die auf eine gemüthliche in kleinere Städte vertheilte Nation, wie die Unſrige, ſehr wohlthätig gewirkt haben, wenn gleich freilich der Großſtädter und der Weltmann über die Sentimentalität und die Idylle des Pfarr- und Amthauſes oft lächeln mag. Das Familienleben und die Erziehung ward idealiſirt und zur Freude der Mütter Ernſt und Strenge ganz von der Jugend und wo möglich aus dem Leben entfernt. Das Philantropium in Deſſau blühte anfangs unter Campe's Leitung ganz friſch empor, es hatte im Sommer 1777 fünfzig Zöglinge, der Fürſt von Deſſau wies ihm den Dietrich'ſchen Palaſt an, Baſedow erhielt die viertauſend Thaler wieder, die er hergegeben hatte, auch waren noch ſechstauſend Thaler in der Reſervekaſſe, als der zänkiſche Baſedow einen Streit nach dem andern erregte. Der wohlwollende Fürſt ſuchte dem Streit dadurch abzuhelfen, daß er Baſedow dahin brachte, wieder an der Curatel Theil zu nehmen, was anfangs in Friede zu Stande kam; es zeigte ſich aber bald, daß mit dem Trunkenbolde nicht auszukommen ſey.

Der Sturz des Philantropiums, der von dem Augenblicke an unvermeidlich ward, als Baſedow wieder das Curatorium übernahm, ward für die deutſche Erziehung, was die Verwirrung der Sprachen beim Thurmbau zu Babel für die erſte Cultur von Aſien geweſen ſeyn ſoll. Die Lehrer von Deſſau zerſtreuten ſich in alle Gegenden von Deutſchland, wendeten Baſedows Ideen jeder nach ſeiner Art an. Sie errichteten Inſtitute und machten zu einem Gewerbe, was vorher nur ein Amt geweſen war.

Campe ſchied ſchon im September 1777 von der Anſtalt in Deſſau; die beiden einzigen gelehrten, wiſſenſchaftlichen und durchaus tüchtigen Theilnehmer an dem Treiben in Deſſau, Simon und Schweighäuſer, gingen nach Straßburg; Wolke ward Hauptperſon im Philantropium, denn Baſedow trat um Oſtern 1778 noch einmal und dieſes Mal für immer ab. Salzmann übernahm Baſedows Antheil am Religionsunterricht. Unter den vielen Erziehungsanſtalten, welche hernach gleich Fabriken errichtet wurden, waren die Campeſche bei Hamburg und Salzmanns Inſti-

tut auf dem Schloſſe von Schnepfenthal bei Gotha die berühm=teſten. Sie hatten Gedeihen, weil ſie weniger coloſſal angelegt, und beſſer den Forderungen der Väter und Mütter angepaßt wurden, als das Philantropium in Deſſau. Das Letztere dauerte noch fünf Jahre kränkelnd fort. Es hatte aber ſeinen Zweck er=reicht, denn an allen Ecken und Enden von Deutſchland ward nach der von Baſedow und Campe und Salzmann empfohlenen Weiſe gelehrt, und ſchon zehn Jahre nach der Errichtung des Philanthropiums (1784—1788) führte man in der unterſten Claſſe einer am äußerſten Ende Deutſchlands gelegenen gelehrten Schule, am Strande des Nordmeers Baſedows Syſtem ein. Das Latei=niſche ward aus einer lateiniſchen Ueberſetzung von Campes Robin=ſon aus Schützes Elementarwerk, aus Gedikes Leſebuch erlernt, zum Glück für den Verfaſſer dieſer Geſchichte fügte jedoch hernach ein verſtändiger Rector den Cornelius Nepos wieder hinzu.

Obgleich man eingeſtehen muß, daß bei der übereilten Ein=führung der neuen Methode und der neuen Bücher die gelehrte und gründliche Bildung der höheren Claſſen der Geſellſchaft und des eigentlichen Gelehrtenſtandes nur in den Gegenden und Orten bedeutend gewann, wo die Realien ganz verſäumt, oder die Lehrer ganz ſchlecht waren, ſo war doch der Gewinn des Bür=gers und Bauers, alſo der Claſſen, welche bei Revolutionen gewöhn=lich die Betrogenen ſind, bei dieſer Revolution ſehr bedeutend. Baſedow und die ſpeculirenden Unternehmer der Penſionsanſtalten dachten freilich hauptſächlich an die Leute, welche bezahlen konnten, und waren mit den Mitteln, der arbeitenden Claſſe emporzuhelfen, wenig bekannt. Sie kannten die eigentlichen Bedürfniſſe des Volks und die Urſachen ſeiner Rohheit ſchon aus dem Grunde wenig, weil ſie weder Beamte geweſen waren, noch Staatswiſ=ſenſchaften getrieben hatten, wir müſſen daher, wenn vom eigent=lichen Volke die Rede iſt, zwei andere Männer nennen, welche einen Platz neben Peſtalozzi verdienen. Dieſe ſind der Oberbeamte des edlen und für das Wohl ſeines Landes unabläſſig bemühten, wahrer Aufopferung fähigen Markgrafen Carl Friedrich von Baden, der nachherige frankfurter Stadtſyndicus J. G. Schloſſer,

und der Erbherr der Herrſchaft Rekahn und Domherr von Halberſtadt, von Rochow. Der Erſte, obgleich er Platoniker war, erklärte ſich gegen alle utopiſchen Träumereien der Phantaſten, ſtellte aber ſelbſt ein Muſter auf, wie man, ohne zu revolutioniren, dem Volke helfen könne. Er ſchrieb nämlich im Geiſte eines Türgot und jener Oekonomiſten, deren Syſtem ſein edler Landesherr gleich dem Großherzog Leopold von Toscana zuerſt von allen Regenten praktiſch anzuwenden ſuchte, ſeine Sittenlehre für das Landvolk (um 1771), woraus Campe, der bekanntlich keine eignen Ideen hatte, hernach das Weſentliche ſeiner Sittenlehre für Kinder entlehnte. Schloſſers Buch gehört zu den vortrefflichſten Volksbüchern unſerer Nation und verdient einen Platz neben dem erſten Theile von Peſtalozzis Lienhard und Gertrud; Rochows Verdienſte ſind anderer Art. Er ſchuf als Gutsherr die erſten Muſterſchulen für Landſchullehrer, ließ die Lehrer der Schulen ſeiner Herrſchaft in Deſſau bilden, und ſchrieb auch ſelbſt eine Anweiſung zur Bildung des Landmanns.

Schloſſers Katechismus beſchränkt ſich auf die Sittenlehre, in von Rochows Verſuch eines Schulbuchs für Kinder der Landleute, oder zum Gebrauch für Dorfſchulen, wird von allen den Kenntniſſen gehandelt, welche dem Landmanne in ſeiner Sphäre nützlich ſeyn können. Das Büchlein ſoll ſowohl dem reichen Bauer als dem armen und auch ſogar dem Taglöhner den Weg zum Wohlſtande zeigen. Die Kinder erhalten hier Anweiſung, wie man auf die beſte Weiſe das Feld düngt, die Pferde füttert, das Wirthſchaftsgeräthe in Ordnung hält u. ſ. w. Die Schullehrer auf Rekahn wurden übrigens ausgezeichnet gut beſoldet und der Herr von Rochow war neben dem Fürſten von Deſſau der Einzige, der von der Gelegenheit Gebrauch machte, Schullehrer im Philantropium bilden zu laſſen; denn von den ſechs Famulanten des Inſtituts unterhielt der Herr von Rochow zwei und der Fürſt von Deſſau vier. Rochows Schulbuch machte viel Glück, es erſchien ſchon im Jahre 1776 eine ganz umgearbeitete Auflage mit Kupfern;

zu gleicher Zeit ſchrieb von Rochow den Kinderfreund, ein Leſebuch zum Gebrauch für Landſchulen, den er auf eigne Koſten drucken ließ, um ihn hernach ſehr wohlfeil in die Hände des Landvolks zu bringen.

Durch die Veränderung der Erziehung und des Unterrichts und durch das Erwachen des Bedürfniſſes einer von den Schlacken des Mittelalters völlig gereinigten Religion ward, wie das bei jeder Revolution der Fall iſt, einer Anzahl Menſchen das Feld geöffnet, welche auch die reinſte Bewegung der Zeit nur für ihre ſchmutzigen Zwecke zu benutzen ſuchten und ihre Talente und Kenntniſſe mißbrauchten. Unter dieſen Menſchen verdient ſchon des Aufſehens wegen, welches er zu erregen verſtand, C. F. Bahrdt, einen der erſten Plätze. Er benutzte ſowohl das erwachende Streben nach Befreiung vom Religionszwang der erſten Hälfte des Jahrhunderts, als den Wunſch ſeiner Zeitgenoſſen, die Jugend von der ſclaviſchen Zucht und dem pedantiſchen Unterricht gänzlich zu befreien, für ſeine ſchmutzigen Speculationen und für ſeine niedrige Gaunerei. Aus dieſes Theologen unverſchämt geſchriebener Selbſtbiographie, oder aus den zwei Bänden, welche Pott über ihn und ſeinen Wandel geſchrieben hat, verglichen mit den, in zwei verſchiedenen Bänden des Schlichtegrollſchen Nekrologs, dem Publikum mitgetheilten Nachrichten wird man durch Thatſachen lernen können, wie ſchmählich die deutſche Nation im Augenblick ihres Erwachens von einem gewiſſenloſen Schriftſteller irre geleitet ward. Bahrdt machte nämlich einige Zeit hindurch großes Aufſehen, weil er trotz ſeiner allgemein bekannten Immoralität den Ton zu treffen wußte, der für ein rohes Publikum paßte. Sein Vagabundenleben brachte ihn außerdem mit allen denen in Verbindung, die in Sinnlichkeit verloren eine Revolution des Religionsunterrichts wollten, weil die Idee einer Reform für ſie zu hoch war. Wo er ſich befand, in Erfurt, in Gießen, in Graubündten, am Rhein, in Halle beſtand ſtets eine Schule der Leichtfertigkeit.

Er ward Profeſſor der Philoſophie zu Erfurt, als dort F.

J. Riedel, vorher Genoſſe der Gemeinheit eines Klotz im Schriftſtellern und im wüſten Leben, den Ton angab. Schon hier in Erfurt ſpeculirte Bahrdt auf den Zeitgeiſt, der weil die Vertheidiger der Orthodoxie ſich lächerlich machten, ihre Gegner begünſtigte. Bahrdt verſtand die Kunſt, ſich das Anſehn einer Gelehrſamkeit zu geben, die er nicht beſaß, und wählte den Weg der Heterodoxie, weil ſie Mode war, Geld einbrachte und von den gegen die Obſcuranten und Heuchler erbitterten geiſtreichen und edlen Männern in Schutz genommen wurde. Er blieb indeſſen in der Dogmatik und Moral, die er in Erfurt herausgab, noch ſo ſehr innerhalb der Schranken der Schicklichkeit, daß auch der gute Semler ihn nur für einen Gegner der alten Finſterniß, nicht für einen Wolf in Schaafskleidern anſah und ihn zu einer theologiſchen Profeſſur in Gießen empfahl. Dort ward die Aufklärung und die Anwendung des freien Denkens auf Schrifterklärung und Glaubenslehre für ſeine Schriftſtellerei einträglich, weil er unter den Theologen noch ziemlich vereinzelt daſtand, des deutſchen Ausdrucks mächtig war, und aus der alten Schule noch eine bedeutende Maſſe poſitiven Wiſſens mitbrachte, das den ſpätern Rationaliſten oft mangelte. Er kannte die Bedürfniſſe der mächtigen Parthei, welche damals um jeden Preis Befreiung vom drückenden Joch pedantiſcher Rechtgläubigkeit erlangen wollte, er war im Stande, leicht, populär, moraliſch und allenfalls auch empfindſam zu ſchreiben, wie es die Umſtände oder der herrſchende Geſchmack forderte. Er fand daher Abſatz für ſeine Schriften und drückt ſich ſelbſt darüber wie ein Kaufmann aus, da er uns ſeinen Verdienſt dabei nach Gulden und Kreuzer vorrechnet.

Er begann mit Predigten, ſchrieb dann eine Homiletik, einen kritiſchen Apparat zum A. T. in lateiniſcher Sprache, als der Varianten ſammelnde Kennicott und J. D. Michaelis, Kritik des A. T. in die Mode brachten, einen Entwurf der Kirchengeſchichte des N. T., Vorſchläge zur Aufklärung und Berichtigung des Lehrbegriffs unſerer Kirche, Bemerkungen über Michaelis Bibelüberſetzung. Mit der fortſchreitenden Zeit ward er in dieſen

Büchern immer dreiſter gegen die Kirchenlehre, zu deren Verkündigung er doch eigentlich als Profeſſor und Prediger berufen war. Er widerlegte nicht ſowohl Irrthümer und ſuchte Wahrheit zu finden, als er dem, was ſeiner Gemeinheit nicht gefiel, Hohn ſprach und taſtete endlich mit frevelnder Hand und proſaiſchem Sinn auch die ehrwürdige Urkunde des Chriſtenthums und deſſen erhabene Poeſie an. Dabei ſpeculirte er, als er eine neue Ueberſetzung des N. T. ankündigte, ganz richtig auf die berechneten Fortſchritte einer durch Romane und durch populäre Schriften verbreiteten Aufklärung, auf den raſchen Fortgang der Veränderung der deutſchen Sprache und des Styls im achten Jahrzeynt des vorigen Jahrhunderts.

Dieſe neue Ueberſetzung, oder vielmehr dieſes von C. F. Bahrdt traveſtirte neue Teſtament, wurde in jener Zeit, wo Alles neu werden ſollte, innerhalb neun Jahren, d. h. bis zum Jahre 1783, in drei Auflagen und zwar beſonders in Norddeutſchland verbreitet, obgleich in unſern Tagen ſchon der Titel, der damals anlockte, davon abſchrecken würde. Dieſer Titel, welcher Leſer anlocken ſollte, iſt von den elendeſten Machwerken der Bücherfabrikanten jener Zeit entlehnt. Er lautet: das Neue Teſtament, oder die neueſten Belehrungen Gottes durch Jeſum und ſeine Apoſtel, ein Titel, der in der erſten Ausgabe durch den Zuſatz in Erzählungen und Briefen noch abentheuerlicher wurde. In dieſer Ueberſetzung wird man, wo man ſie auch immer aufſchlagen mag, die gottloſe Leichtfertigkeit wahrnehmen, mit welcher Bahrdt, wir wollen nicht ſagen, die Religion, ſondern auch ſogar das Alterthum und die orientaliſchen Geſchichten deſſelben behandelt hat. Jeder Hauch des Orients, jede Färbung der Nationalität iſt verſchwunden, jede religiöſe Empfindung wird durch die kalt verſtändige und zuweilen auch unverſtändige Proſa erſtickt.

Bahrdt nahm ſich keine Zeit, den Ausdruck abzuwägen, er löſete in den Stellen, wo ein Dialog eingeführt wird, dieſen als altfränkiſch klingend auf, und vertilgte alle durch Ueberlieferung, Gebrauch, Glauben mit dunkeln Gefühlen verbundenen,

durch eine myſteriöſe, aber doch auch oft wahrhaft religiöſe Bedeutung dem Gemüth theuer gewordenen Ausdrücke Luthers. Dahin gehören Himmelreich, Reich Gottes, Seligkeit, Seligmachen, Erlöſer, Weg des Heils, Heiliger Geiſt, Name Jeſu u. ſ. w. Es war damals übrigens noch nicht dahin gekommen, daß man die im kirchlichen Lehrbegriffe hergebrachten und durch den kirchlichen Gebrauch geheiligten Ausdrücke hätte entbehren wollen; es erhob ſich daher ein furchtbarer Sturm gegen Bahrdt, der ihn um ſo mehr aus der Nähe bedrohte, als der darmſtädtiſche Miniſter C. F. von Moſer auf eine ganz ſonderbare Weiſe eine Art von politiſchem Liberalismus mit Pietismus verband. Bahrdt wäre auch ſicherlich ſchon vor ſeiner Abreiſe nach Marſchlinz von allen Freunden religiöſer Aufklärung aufgegeben worden, wenn nicht die unverſtändigen Vertheidiger des Veralteten ihm durch ihr unvernünftiges Toben unter den edeln Freunden verſtändiger Religionsanſicht Vertheidiger und Schützer verſchafft hätten. Wie wenig übrigens das damalige deutſche Publikum, welches unſer an Schimpfworten, wie Carbonari, Jacobiner, Communiſt, Chartiſt, Radicaler, reiches Zeitalter wahrſcheinlich das junge nennen würde, Anſtoß daran nahm, daß man ſich gegen geſunden Verſtand und reinen Geſchmack verſündigte, wenn man ſich nur das Anſehn gab, im modernen Geſchmack zu ſchreiben, wird man aus einigen unten beigefügten Stellen der Bahrdtſchen, in drei Auflagen verbreiteten Ueberſetzung ſehen können [14]).

---

14) Math. V. Vs. 4. lautete in der erſten Auflage: Wohl denen, welche die ſüße Melancholie der Tugend den ſüßen Freuden des Laſters vorziehen; in der vor uns liegenden dritten Auflage (Berlin 1783) lautet der Vers: Wohl denen, welchen dieſe Erde wenig Freuden gewährt, ſie werden reichlich dafür getröſtet werden. Die bei Luther unvergleichliche Stelle Math. IIX. Vs. 19. u. 20. lautet: Und indem kommt ein gewiſſer jüdiſcher Gottesgelehrter . . . . aber Jeſus gab ihm Folgendes zur Antwort (Du biſt in falſcher Erwartung) Ein Fuchs hat ſeine Grube und ein Vogel ſein Neſt, aber ich, ſo wie Du mich ſiehſt, bin ein armer Menſch, habe nicht ſo viel Eigenthum, als erfordert wird, mein Haupt darauf zu legen. Die Stelle Marc. II. Vs. 28. Alſo iſt des Menſchenſohn ein Herr auch des Sabbaths, wird in der erſten Ausgabe

In Marſchlinz ſpielte hernach Bahrdt den kleinen Baſedow, jedoch mit dem Unterſchiede, daß in ihm auch nicht ein Funke von Baſedows wahrhaftiger, wenn auch oft unverſtändiger und lächerlicher Begeiſterung für die Sache der Menſchheit war. Bei Bahrdt war alles erkünſtelt, gemein und auf die gemeinſten Zwecke berechnet. Nichtsdeſtoweniger ward er vom Grafen von Leiningen als Generalſuperintendent nach Dürkheim berufen, um auch dort im Schloſſe zu Heidesheim die Comödie der Errichtung eines dritten ephemeren deutſchen Philanthropiums aufzuführen (1776).

Wir erwähnen der Schickſale und der Schriften dieſes Mannes hier blos, um an ihm zu zeigen, wie groß das Bedürfniß jener Zeit war, dem Geiſtesdruck endlich zu entgehen und freier zu athmen. Dies würde noch deutlicher einleuchten, wenn wir näher in ſeine Schickſale eingehen, ihn durch ſeine Gaunereien in Heidesheim und durch ſeinen ganz verworfenen Wandel und ſeine ganz offenbaren Betrügereien mit der deutſchen Union in Halle verfolgen dürften. Man würde dann ſehen, daß er, wohin er auch kam, als Mann von Talent geprieſen und als Märtyrer ſeines Eifers für religiöſe Aufklärung betrachtet ward. Dies geht auch beſonders daraus hervor, daß ihm ein Mann, wie Teller war, in Preußen Schutz verſchaffte, und daß der Unwille der Freunde der Aufklärung über den blind zelotiſchen hamburger Paſtor auch ſogar einen Mann wie Semler traf, der im Grunde nur gegen Bahrdts Perſönlichkeit proteſtirend, gegen freie Meinungsäußerung zu proteſtiren ſchien.

Doctor Bahrdt nämlich hatte ſeine Rolle in Heidesheim gerade ausgeſpielt, hatte Bankerott gemacht und war als ein Abentheurer in England geweſen, als zugleich ein lutheriſcher

---

überſetzt: Folglich müſſen die Pflichten des äußerlichen Gottesdienſtes den Pflichten des Menſchen allemal untergeordnet bleiben. In der dritten Ausgabe finden wir jedoch: Der Sabbath iſt um des Menſchen willen da, nicht der Menſch des Sabbaths willen. Folglich gehet der Menſch und deſſen Bedürfniſſe dem Sabbath vor.

Pfaffe in Hamburg Wehe über ihn rief und der Reichshofrath ihn ächtete. Kaiſer Joſeph II. hatte ſich übereilt, als er Bahrdt mit Verletzung der Rechte des Reichs und der Evangeliſchen durch den Reichshofrath verfolgen ließ, dies verſchaffte ihm den Schutz von Perſonen, die ſich ſonſt ſeiner nie würden angenommen haben. Die Freunde der Aufklärung glaubten, daß zwei ganz beſchränkte Zeloten, ein proteſtantiſcher und ein katholiſcher, in Bahrdts Perſon den Gebrauch der Vernunft in Glaubensſachen verfolgen wollten; das ſchaffte ihm die Hülfe der Verſtändigen. Was den hamburger Paſtor Göze angeht, der damals durch die Art und Weiſe, wie er den lutheriſchen Lehrbegriff verſtand und vertheidigte, die herrſchende Religion der Predigten und Katechismen bei allen Verſtändigen verhaßt oder lächerlich machte, ſo hatte er früher gegen die erſte Ausgabe von Bahrdts Ueberſetzung des N. T. eine Schrift herausgegeben. Sie hatte den Titel: Augenſcheinlicher Beweis, daß des Dr. Bahrdt Ueberſetzung des N. T. nichts anders als wahre Gotteslästerung iſt; durch dieſe liebreiche Schrift ward Bahrdts Suspenſion und nachfolgende Entfernung aus Gießen veranlaßt. Die Gründe, die er dort gegen Bahrdt geltend gemacht hatte, waren nicht beſſer als die, welche hernach der Weihbiſchof von Worms, der lange ruhig zugeſehen hatte, ohne ſich zu regen, anführte, um ihn aus Heidesheim zu treiben. Der perſönlich beleidigte und durch einen Pfälzer, den Bahrdt beleidigt hatte, aufgeregte Weihbiſchof erklärte nämlich, daß Bahrdt außer dem Geſetze ſey, weil er eine Lehre verkündige, welche mit den Lehrſätzen keiner der drei im Reiche geſetzlich beſtehenden Confeſſionen übereinſtimme. Dieſe Beſchuldigung, welche der Weihbiſchof als Büchercommiſſarius des Kaiſers in Frankfurt a. M. vorbrachte, machte der Reichsfiscal, den er anrief, beim Reichshofrath geltend, und dieſer wagte ohne Vorladung, ohne förmlichen Prozeß, ohne den Landesherrn des Beklagten, ohne das Corpus Evangelicorum zu fragen, einen bis dahin ganz unerhörten Schritt.

Der Reichshofrath erklärte ohne alle weitere Prozedur,

Bahrdt des Zweifels an der Dreieinigkeitslehre u. ſ. w. ſchuldig, entſetzte ihn (was doch nur ſein Landesherr zu thun befugt war) ſeiner Aemter und legte ihm auf, ſeine Irrthümer zu widerrufen oder das Reich zu räumen. Sein Reichsgraf nahm ihn zwar in Schutz, er war aber ein kleiner Herr, der noch dazu gern den Fürſtentitel haben wollte, das machte den Reichshofrath dreiſt genug, ein Mandat an ihn zu erlaſſen, worin Bahrdts Entlaſſung befohlen wurde.

Dadurch ward die Sache Bahrdts eine Angelegenheit des Reichs und der freien Meinungsäußerung der Proteſtanten, und Bahrdt wandte ſich in dieſer Sache an die zwei angeſehenſten Vertheidiger freier und unbefangener Bibelforſchung, an den Probſt Teller in Berlin und an den Theologen Semler in Halle; der Erſte bewirkte dann, daß man ſich in Berlin ſeiner annahm. Er ward mit Geld unterſtützt und durfte in Halle Vorleſungen halten; nur keine theologiſchen. Semler eiferte heftig gegen Bahrdts Zulaſſung zum Lehrer in Halle. Er galt ſeitdem als Obſcurant; obgleich ihn vorher derſelbe Göze, der Bahrdt verfolgte [15]), als Erzketzer, Verfälſcher der Lehre und Vergifter der Jugend ausgeſchrieen hatte. Man hätte dies Mal Semler wohl entſchuldigen ſollen, daß er einen Mann, deſſen Gegenwart überall wie eine ſittliche Peſt betrachtet ward, nicht gern auf einer Univerſität dulden wollte, wo Klotz ſchon ſeit der Mitte des Jahrhunderts eine Schule furchtbarer Unſittlichkeit gegründet hatte, die auch ſogar, wie das auf Univerſitäten zu ſeyn pflegt, nach ſeinem Tode nicht ausging. Semler konnte und wollte freilich dieſen Grund nicht anführen, er verlor daher die ganze Gunſt der öffenlichen Meinung, weil es ſchien als wenn er ſich an Göze, an den Weihbiſchof von Worms, an den Reichsfiscal und an den Reichshofrath anſchließen wolle.

---

15) Wie ärmlich die Gründe waren, welche Göze gegen Bahrdt vorbrachte und welchen armſeligen Fetiſchismus er als Lutherthum vertheidigte, wird man aus einem einzigen Beiſpiel ſehen. Er wirft Bahrdt vor, er habe durch die Art, wie er die bekannte Stelle: „Ich bin bei euch alle Tage u. ſ. w." überſetze: Eine tröſtliche Beweisſtelle für die Allgegenwart der menſchlichen Natur Chriſti den Gläubigen rauben wollen.

Bahrdt hatte nämlich ein Glaubensbekenntniß aufgeſetzt, welches Teller (1779) drucken ließ, dieſes mißbilligte Semler nicht blos heftig, ſondern er klagte den Verfaſſer deſſelben als einen Feind des Glaubens an. Das war eben ſo übereilt als überflüſſig, weil jeder Verſtändige einſah, daß ein Menſch wie Bahrdt nie irgend etwas anderes geglaubt habe und glauben werde, als was ſeinen ganz rohen und ſinnlichen Genüſſen dienen könne. Es war alſo ganz lächerlich, auf irgend etwas, das von ihm kam, die geringſte Bedeutung zu legen, und doch that dies Semler. Er griff in Schlözers Zeitſchrift, welche nicht ſowohl von Theologen, als von Beamten, von Staatsleuten und von allen denen, die mit der Staatspolizei zu thun hatten, geleſen ward, Bahrdts Perſon ſo heftig an, daß ſelbſt Schlözer dafür hielt, er müſſe auch Bahrdts Gegenerklärung aufnehmen, um das Recht freier Rede nicht der Reichspolizei unterwerfen zu laſſen *). Auch die Behörden zu Berlin nahmen ſich wie Schlözer nicht ſowohl der unwürdigen Perſon Bahrdts an, als ſeiner Sache, ſoweit ſie die Sache des erſten Rechts jedes Staatsbürgers war. Es ſchien den Berlinern dabei auf die unbeſchränkte Freiheit, die chriſtlichen Religionsbücher nach beſten Einſichten zu deuten, anzukommen.

Semler bebte damals vor dem Radicalismus in Religionsſachen, deſſen er Bahrdt anklagte, um ſo mehr zurück, als er, wie einige beſchränkte Zeloten unſerer Tage, von der Zeitphiloſophie Gefahr für das Weſen des Chriſtenthums füchtete. Eitele Furcht! dies Weſen iſt, wie der Stifter des Chriſtenthums geſagt hat, auf dem Felſen unſeres eigenen Weſens gegründet, den die Pforten der Hölle nimmer erſchüttern. Wer Gott im Geiſte geſchaut hat, wird Religion mit eiteln Grillen eingebildeter Theologen nie verwechſeln. Semler bebte vor Voltaires und der Encyklopädiſten Witz, vor Leſſings mächtiger Skepſis,

*) Semler ließ in Schlözers Briefwechſel No. XXIX. S. 332 einen Artikel gegen Bahrdt einrücken, Schlözer nahm daher auch Heft XXXII. S. 82 Bahrdts Antwort auf Semlers Widerlegung ſeines Glaubensbekenntniſſes auf.

vor des wolfenbüttler Fragmentiſten furchtbarer Kühnheit und ganz beſonders vor dem Gedanken, daß Bahrdt von ſeiner Seite den Deismus in Halle fördern werde, den der Verfaſſer der Apologie des Sokrates als Profeſſor der Philoſophie und der natürlichen Theologie damals dort lehrte.

J. A. Eberhard, der Verfaſſer der erwähnten Apologie des Socrates, war proteſtantiſcher Theolog, hatte aber, ſeitdem die Apologie 1772 gedruckt war, von den damals noch in den Conſiſtorien herrſchenden Rechtgläubigen keine ordentliche Beförderung erhalten können, ſondern hatte ſich mit ein Paar elenden Pfarreien behelfen müſſen, bis ſich derſelbe Teller, der auch Bahrdt durchhalf, ſeiner annahm. Er bewog den Miniſter Zedlitz, ihm durch Friedrich II. eine Stelle in Charlottenburg zu verſchaffen, wo er um 1776 durch ſeine *allgemeine Theorie des Denkens und Empfindens* den von der berliner Akademie ausgeſetzten Preis gewann. In dieſer Schrift entwickelte er ſein, wenn man will, philoſophiſches Syſtem und ward deßhalb, eigentlich gegen ſeinen Wunſch, um 1778 zum Profeſſor der Philoſophie zu Halle ernannt. In Halle war die Richtung und die große Mehrzahl der Studierenden theologiſch, Eberhard wandte alſo ſein Syſtem auf Theologie an. Er ward hernach einer der ärgſten Vielſchreiber, was bekanntlich für einen Philoſophen ein ſchlechter Ruhm iſt, ſtand aber, weil man es damals mit der Schärfe der Dialektik und der Tiefe der Gedanken nicht ſo genau nahm, als Menſch und als Gelehrter im beſten Rufe. Er begann zur Verbreitung ſeiner deiſtiſchen Lehre ein eignes Journal, und erſchütterte durch die in denſelben Grundſätzen geſchriebene *Apologie des Sokrates*, wovon ſchnell hintereinander drei vermehrte und verbeſſerte Auflagen gemacht wurden, die Altgläubigkeit der heranwachſenden, nach Baſedows und Rouſſeaus Manier erzogenen Jugend in ihren Grundlagen. Er wirkte nicht ſowohl wiſſenſchaftlich auf Denker und Forſcher als redneriſch auf das große Publikum, mehr in die Breite als in die Tiefe.

Eberhard war ein ruhiger, vielſeitig gebildeter, gemäßig-

ter Mann, er paßte ganz für den damaligen Zuſtand der Literatur und machte auch dort Eindruck, wo man den ſittenloſen Bahrdt verachtete und von ſeiner glatten, leichten, oft im Romanenſtyl vorgetragenen Moral nichts hören wollte. Eberhard richtete ſich in ſeinem Hauptwerke eigentlich abſichtlich gegen die alte Dogmatik und bewies, oder wollte wenigſtens von allen ihren Hauptlehren beweiſen, daß ſie durchaus unhaltbar ſeien; er machte ſich aber die Sache auf ähnliche Weiſe leicht, wie die franzöſiſchen Akademiker, wenn gleich mit dem Unterſchiede, daß er ernſt und würdig und dieſe ſpaßhaft redeten. Eberhard behauptete, und es war faſt niemand, der ihm gründlich widerſprach, als Leſſing, den man gleichwohl als einen Ungläubigen verſchrie, daß weder die Lehre von der Prädeſtination, noch die von der Genugthuung Chriſti, noch die von den Gnadenwirkungen und Höllenſtrafen, noch eine Anzahl anderer in der Schrift ihren Grund hätten, und daß ſie außerdem der Vernunft widerſprächen und der Sittlichkeit nachtheilig ſeyen. Dieſe Art Glauben und dieſe Art Philoſophie beförderte Nicolai in Berlin nicht blos als Schriftſteller und Verleger, ſondern er führte in ſeiner A. D. B. auch eine ganze Armee rüſtiger und kecker Verfechter derſelben aufs Schlachtfeld.

§. 3. a.

Nicolai und die allgemeine deutſche Bibliothek. Wieland, die Brüder Jacobi und der deutſche Merkur.

Die Kritik war in Deutſchland im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts und in der ganzen erſten Hälfte deſſelben in ſo elenden Händen, daß man faſt glauben ſollte, Gottſched ſey noch einer der beſſeren Kritiker geweſen, und wie verfuhr nicht dieſer und die Creaturen, die unter ſeinen Fahnen dienten!! Als Gottſcheds kritiſches Anſehn durch den gar zu groben Mißbrauch, den er und die Seinigen von ihren Journalen machten, untergegangen war, trieb Klotz das gemeine kritiſche Spiel von Halle aus, wie es Gottſched in Leipzig getrieben hatte. Auch Klotz, wie

Gottſched, benutzte die Kritik nur für niedrige, perſönliche Zwecke. Er poſaunte ſeine Clienten und Creaturen aus und ſuchte jeden guten Kopf, jeden Gelehrten, der die niedrige und gemeine Camaraderei verachtete, auf ſeine Art zu verhöhnen und herabzuſetzen; die guten Deutſchen ließen ſich aber bis auf unſere Tage, wo endlich alle kritiſchen Tribunale ihr Anſehn verloren haben, immer durch gelehrte Anmaßung leiten und in ihrem Urtheile beſtimmen. Die Literatur war der Reihe nach von Gottſched, von Klotz und dem elenden Riedel, von der allgemeinen deutſchen Bibliothek und von der allgemeinen jenaiſchen Literaturzeitung abhängig, wir müſſen deßhalb den Gang der Kritik hier noch einmal berühren.

Klotz und Riedel waren Leute ohne Grundſätze und ohne Sitten, ſie hatten aber Talent, und Klotz war Meiſter eines leichten und fließenden lateiniſchen Styls, was in jenen Zeiten noch viel galt, auch hatte er einen Anhang unter liederlichen Studenten, und unter denen, welche gern ſahen, daß den halleſchen Pietiſten ein Extrem der Leichtfertigkeit entgegenſetzt ward. Den Studenten gefiel das wüſte Leben, welches Klotz führte, der burſchikoſe Ton, worin er vom Katheder redete, die Renomiſterei ſeines Schriftſtellerns und ſeines kritiſchen Unfugs. Beide, Klotz und Riedel, herrſchten durch eine ganze Anzahl fliegender Blätter, die ihnen zu Gebot ſtanden, und Klotz galt für einen großen Kenner des Alterthums und der Kunſt, bis ihm Leſſing und Herder mit einer Heftigkeit entgegentraten, die ſein elendes Publikum beſtürzt machte. Sie beraubten den elenden Menſchen des ganzen Nimbus, den er zu der Zeit um ſich zu verbreiten gewußt hatte, als die Dämmerung der deutſchen Bildung noch nicht zum vollen Lichte geworden war. Da Klotz auch mit Nicolai und der allgemeinen deutſchen Bibliothek in Kampf war, ſo mußte ihm Riedels Hilfe beſonders ſchätzbar ſein. Dieſen berief der Kurfürſt von Mainz, welcher der Univerſitat Erfurt neuen Glanz geben wollte, dahin, wo er bewirkte, daß auch Wieland aus der biberacher Kanzlei nach Erfurt berufen ward. Auch Wieland ſuchte Klotz durch Riedel zu gewinnen; aber der praktiſche Schwabe war ein beſ-

ſerer Diplomat als beide. Er hielt ſie allerdings, ſo lange er ihrer Poſaunen bedurfte, bei guter Laune, ließ ſich aber auf keinen Bund zur Kritik ein, ſondern ſuchte ſich ſelbſt ſobald als möglich ein Organ zu verſchaffen, weil bei der Mehrzahl der Leſer immer der Recht hat, der am letzten, am lauteſten, am flachſten redet.

Riedel arbeitete, bis auch er mit Klotz zerfiel, an deſſen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, und gab zugleich ſelbſt eine philoſophiſche Bibliothek heraus, worin unter ſeiner Leitung auf ſeine Weiſe rezenſirt ward. Dabei blieb aber Riedel nicht ſtehen, er arbeitete auch noch an der Leipziger neuen Bibliothek und an andern Blättern, ließ auch daneben Pasquillen, Satyren, Schmähſchriften ausgehen, wodurch er ſich in Anſehen ſetzte, weil man ihn fürchtete. Der weltkluge Wieland mußte, wie ſchlecht Riedel war, er wußte aber auch, wie man in Deutſchland Ruhm macht und zerſtört. Er fürchtete Riedel, er gab ihm daher, wie wir aus ſeinem Briefwechſel ſehen, viel freundliche Worte, aber er ließ ſich klüglich nicht mit ihm ein. Sie paßten auch nicht zuſammen. Wieland war ein geregelter, rechtlicher Mann, Riedel ein Wüſtling.

Klotz hatte ſchon lange durch lateiniſche und deutſche Kritiken weit und breit über alle Magiſter geherrſcht, er hatte ſeine deutſchen Rezenſionen in den halleſchen gelehrten Zeitungen niedergelegt, er gründete endlich 1767 noch dazu ſeine deutſche Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, beſonders für die Zweige der Literatur, deren er in ſeinem lateiniſchen Journal (**Acta litteraria**) nicht erwähnen konnte. Es zeigte ſich aber an ihm, wie leicht der leere Dunſt eines erkünſtelten Ruhms zerſtreut wird, wenn ſich Männer erheben, die dem Coloß, der die Welt in Erſtaunen und Furcht geſetzt, die thönernen Beine aufdecken, worauf ſeine ungeheuere Maſſe ruhte. Als zugleich Leſſing und Herder heftig und unerwartet über Klotz herfielen, war jedermann erſtaunt, daß ſich Leute gefunden hatten, die ihm nicht blos an Geiſt, Kenntniſſen, das war leicht, ſondern ſogar an Heftigkeit und Derbheit überlegen waren, und ſeinen Grobheiten noch ſtärkere entgegenſetzten. Auch Nikolai im zweiten Stück der allgemeinen deutſchen Bibliothek und im achten Bande derſelben, that was er

konnte, um Klotz in ſeiner Blöße darzuſtellen. Klotz ſtarb daher gerade zu rechter Zeit, als es gänzlich mit ihm vorüber war (1771). Die Kritik, oder vielmehr die Vertheilung von Ruhm und Schimpf an deutſche Gelehrte ſchien dadurch ausſchließend an Nikolai und ſeine Bibliothek zu fallen.

Nikolai, der durch ſeine allgemeine deutſche Bibliothek das Urtheil des deutſchen Publikums beherrſchte, weil er die Bibliothek faſt allein leitete und machte, ward damals ſo keck, daß ſich endlich auch gegen ihn viele Stimmen erhoben, und daß man der unumſchränkten Gewalt ein Ende zu machen ſuchte, die er als derber und eigenmächtiger Repräſentant des auf Wolfs Philoſophie trotzenden, flachen und reellen, aber geſunden Menſchenverſtandes ſich anmaßte. Er glaubte über Philoſophie, Theologie und ſogar über Poeſie, wovon er gar keine Ahnung hatte, wie über die Rezenſenten ſeiner Bibliothek herrſchen zu können. Nicht blos die von ihm verfolgten Schwärmer, Myſtiker, Orthodoxen und Windmacher erhoben ſich gegen ihn, nicht blos Hamann, Herder und Kant waren über ihn erbittert, ſondern ſogar Jakobi, der damals zwiſchen dem alten Syſtem und der berliner nach franzöſiſcher Art reflektirenden Weisheit einen mittlern Weg bahnen wollte; auch Wieland trug dazu bei, der Einſeitigkeit des neuen Tribunals entgegen zu wirken. Nikolai verfuhr mit der Dreiſtigkeit und Ueberzeugung von ſeiner Unfehlbarkeit, welche Empirikern, Autodidakten, und Halbwiſſern, die blos den Staats- und Hausgebrauch der Wiſſenſchaft im Auge haben, den ſteifen Syſtematikern eigen zu ſein pflegt. Da er nicht glauben konnte, daß irgend ein Ding außer ſeinem Geſichtskreiſe liegen könne, ſo ſtrich er nicht blos in den ihm eingeſchickten Rezenſionen das, was ihm nicht gefiel, ſondern änderte darin nach Belieben, und ſchickte ſogar den Rezenſenten eine Art Vorſchrift, wie die Kritik ausfallen ſolle. Er ſelbſt erzählt das ganz unbefangen, und klagt, wie viel Mühe und Arbeit ihm dieſe Obercenſur gemacht habe, wofür ihm niemand dankte. Weil er ſich einbildete, daß er das Publikum und den Zeitgeiſt zu leiten von Gott und der Natur berufen ſey, ward

er auch heftig erboßt, wenn irgend eine Erſcheinung, wofür ihm der Sinn fehlte, beſonders eine tiefere Philoſophie oder eine höhere Poeſie ſich ohne ſein Zuthun geltend machte. Er verſäumte dann nie, dieſelbe Art von Satyre, die ihm im Sebaldus Nothanker gelungen war, weil er dies Buch im Geiſte der Zeit verfaſſet und ſich zum Organ derſelben gemacht hatte, in einen platten Roman zu bringen. In dieſen elenden Romanen wagte er dann gegen den Geiſt der Zeit jedes Genie und jeden kühnen Schritt deſſelben, jede Abweichung von Sulzers Regel zu verſpotten. Die äſthetiſche Beurtheilung von Nikolais Romanen wird man hier nicht ſuchen, denn in dieſer Beziehung verweiſen wir nicht blos hier, ſondern überall im Folgenden auf Gervinus Geſchichte der deutſchen poetiſchen Literatur, wir haben es blos mit der nachzuweiſenden Richtung und Wirkung der Bücher auf das äußere Leben zu thun.

Der erſte Verſuch, den Nicolai mit einem ſatyriſchen Roman machte, war im Sinne der neuen Zeit gegen die alte; er machte, zu Gunſten der damals noch kleinen Anzahl der Freunde von Friedrichs Grundſätzen unter den Bürgern Berlins, das Syſtem Friedrich Wilhelms und die damals in Berlin der Zahl nach ſehr anſehnlichen Vertheidiger deſſelben lächerlich. Die eigentliche Macht der Zeloten war zwar gebrochen, aber die Amtskleidung, das Poltern auf den Kanzeln, das Seufzen und Achſelzucken machte ſie noch allmächtig im Volke, darum trifft Nicolais im gewöhnlichen und breiten Ton gehaltene Satyre auch vorzüglich dieſe Nebenſachen. Als Buchhändler gab er ſeinem Leben und Meinungen des Magiſter Sebaldus Nothanker dadurch einen Reiz, daß er den Roman durch Chodowiecki, der damals durch ſeine Küpferchen großes Aufſehen machte, mit Kupfern verſehen ließ, auf denen man an der Gebährde, am Hut, an der Gebährde, mit welcher er abgenommen ward, an der Art, den Mantel zu tragen, alle bekannte hyperorthodoxe berliner Pfarrer leicht erkannte. Das Buch hat freilich einen ſehr geringen äſthetiſchen Werth und macht, wie ſchon die angeführten Kupfer beweiſen, mehr einige an be-

ſtimmten Orten mächtige Geiſtliche und ihre orthodoxen Verkehrtheiten, als dieſe ſelbſt, lächerlich, ſonſt würde es jetzt wieder zu gebrauchen ſein, wenn auch Styl, Sprache und Ton ſich verändert haben. Das Buch iſt indeſſen für den Forſcher deutſcher Sitten, für die deutſchen Lebensverhältniſſe und die Literatur des achten Jahrzehents des vorigen Jahrhunderts auch darum bedeutender als Nicolais andere Romane, weil Alles, was ſich darauf bezieht, ganz innerhalb Nicolais proſaiſchem Geſichtskreiſe lag. Zu verwundern iſt nur, daß vom Sebaldus noch im Jahre 1799, als ſich Alles geändert hatte, eine vierte Auflage gemacht werden konnte.

Schon in der zweiten Auflage rühmt ſich Nicolai, daß ſein Roman ins Däniſche, Holländiſche, Franzöſiſche überſetzt ſei, was keineswegs beweiſet, daß der Roman vortrefflich iſt, wohl aber daß man ihn überall, wo man des Strohs der alten Dogmatik überdrüſſig war, gegen dieſe zu gebrauchen ſuchte. In dieſer zweiten Auflage (von 1774) erklärt er auch ausdrücklich, daß er nicht habe einen Roman dichten, ſondern nur belehren wollen; daß er nicht Begebenheiten erzählen, ſondern gegen Fanatismus, Aberglauben und Heuchelei eifern wolle. Mein Zweck iſt, ſagt er, die orthodoxen und heuchleriſchen Geiſtlichen der proteſtantiſchen Kirche dem Gelächter und der Verachtung blos zu ſtellen, und ans Licht zu bringen, daß ſie ſtets ihre eigene ſchlechte Sache zur Sache des Standes und der Religion, oder vielmehr des allmächtigen Gottes ſelber machen; zu zeigen, wie ſie über einreißende Irrthümer, über Unglauben und Gottesläſterung ſchreiend, indeſſen doch nur von ihrer eigenen Unwiſſenheit, Gleißnerei, Verfolgungsſucht und von der in den Mantel der Frömmigkeit gehüllten Bosheit ihres eigenen Herzens reden. Unglücklicherweiſe, fügt Nicolai hinzu, bedenken dieſe vorgeblichen Wächter Zions nicht, daß ſie durch ihr jämmerliches Geſchrei nur allzudeutlich zu erkennen geben, daß ſie ſelbſt zu der im Sebaldus gebrandmarkten und wollte Gott! weniger ausgebreiteten Familie der Stauziuſſe gehören, und ſich ſelbſt

verdammen, indem ſie ihrem Ankläger das Urtheil zu ſprechen meinen.

Sich ſelbſt, ſeine Manier und ſein Urtheil in Sachen des Geſchmacks und der Dichtung charakteriſirt übrigens Nicolai dadurch ſchon, daß er ein ſo plumpes Buch, wie er es ſelbſt in den aus ihm angeführten Worten ſchildert, in der Form der Fortſetzung eines leichten und leichtfertigen Scherzes einführt. Thümmels Wilhelmine ſoll nämlich durch dieſen derben Sebaldus fortgeſetzt werden, weil ja der Magiſter als Gemahl der Wilhelmine uns als alter Bekannter vorgeführt wird*). Nicolais Orthodoxen und ſeine Pfarrer, ſein Präſident des Conſiſtoriums, ſeine Stauzius und Truffelius ſind zu ſehr Carricaturen, als daß wir aus ihren Reden und Thaten irgend einen Zug ihres Zeitalters ableiten möchten. Hiſtoriſch wichtig und für Nicolais Perſönlichkeit bezeichnend iſt dagegen beſonders das zweite Buch des erſten Theils, wo uns Nicolai die ganze Literatur ſeiner Zeit, worüber er ſchon im erſten Buche nach ſeiner Manier geurtheilt hatte, mit der ihm eignen Keckheit vorführt. Aus der Art, wie er alles buchhändleriſch und von Außen betrachtet, wird man erkennen, wie übel es mit unſerer Literatur ausſehen mußte, ſo lange ein ſolcher Mann ohne ächte Philoſophie oder Poeſie unbedingt über ſie regierte.

Er giebt der von Voltaire gefertigten deutſchen Geſchichte vor allen gelehrten deutſchen Arbeiten den Vorzug, weil der Franzoſe wie jeder andere Fabrikant dem Publikum nur dasjenige vortrage, was es wiſſen wolle. Auf dieſelbe Weiſe zieht er auch Wolfs Logik in deutſcher Sprache, wo Denken gelehrt wird, wie Landmeſſen, der ganzen Philoſophie des von Kant geprieſenen und empfohlenen Cruſius vor. In dieſem Abſchnitt, ſowie im Anfange des folgenden in einem Geſpräche über Buchhandel kommen übrigens ganz vortreffliche Be-

*) Darüber hat Hamann in einem an Nicolai ſelbſt gerichteten Briefe ganz vortreffliche Bemerkungen gemacht. Er faßt das Pfropfen des Sebaldus auf Thümmels Wilhelmine noch von einer andern Seite als wir hier.

merkungen über deutſche Gelehrſamkeit, über unſere Gelehrten, wie man ſie noch immer findet, und über das ſchiefe Verhältniß der deutſchen Literatur zum Leben vor, die auch in unſern Tagen noch brauchbar ſind. Aus dieſer Urſache erwähnen wir des Buchs hier ſo ausführlich und mit Ausſchließung anderer, die, wenn man auf die Geſchichte, auf den Knoten des Romans, auf Satyre, Laune oder auch ſogar auf Styl und Sprache ſieht, viel eher einer Auszeichnung werth wären. In der vierten Ausgabe von 1799 hätte er billig ſehr vieles ändern und noch mehreres ganz weglaſſen müſſen, wenn er ſein nüchternes Urtheil denen hätte nützlich machen wollen, die den ganzen Plunder, deſſen er in der erſten Ausgabe erwähnt, längſt vergeſſen, oder vielmehr gar nicht mehr gekannt hatten. Mit der Satyre über Orthodoxie und Pietismus wird eine andere gegen die ſüßliche und höfiſche Dichtelei der Zeit, gegen die Faſeler in Petrarcas Manier und gegen ihren Repräſentanten, J. G. Jacobi, verbunden. Dies entzündete unverſöhnlichen Haß zwiſchen Nicolai und den eiteln Brüdern Jacobi. Nicolai hatte neben der Süßlichkeit und Zärtlichkeit des Dichters J. G. Jacobi auch das Vornehmſeyn und Vornehmthun F. H. Jacobis verſpottet, jedoch ohne den Einen oder den Andern zu nennen. Es erſcheint nämlich im dritten Abſchnitt des Sebaldus unter dem Namen des Herrn von Säugling, Neffen der gnädigen Frau von Hohenauf, J. G. Jacobi wie er leibte und lebte, und es wird bei der Gelegenheit das ganze feine und vornehme Leben der Jacobis, wie es im Pempelfort und hernach auch in München zu ſehen war, das Adlige neben dem Bürgerlichen ſcharf ironiſch durchgezogen. Wer alſo die vornehme Seite der damaligen Literatur kennen lernen will, und beſonders das Treiben der Jacobis, muß dieſe Stellen leſen. Viel Schulſtaub, heißt es, habe der Herr von Säugling nicht auf ſich, er verſtehe aber drei europäiſche Sprachen, habe viel Gedichte an Phyllis und Doris gemacht, und halte dabei ſehr viel von ſeiner eignen kleinen Perſon.

Dieſe Schilderung des Jacobiſchen Weſens und Treibens iſt eins der beſten Stücke im ganzen Sebaldus Nothanker, denn

das Vornehme, das Süßliche, das Galante und ſich ſelbſt und die lieben Verwandten und Bekannten Vergötternde wird eineſtheils hervorgehoben; aber doch das Gutmüthige, das Unſchuldige der ſo ganz harmlos eiteln Selbſtbewunderung dabei nicht vergeſſen. So heftig die Jacobis und ihre Freunde durch dieſe Schilderung gereizt wurden, ſo war ſie doch weniger hämiſch als das Verfahren gegen die orthodoxen berliner Geiſtlichen, deren Perſonen man nicht blos in Nicolais Beſchreibung, ſondern auch auf den beigefügten Kupfertafeln erkennt. Der Dogmatik und Aſcetik dieſer Herrn ſetzt Nicolai des Herrn von Rochow Grundſätze und wahres Verdienſt um Wohlſtand und Sittlichkeit des Volks entgegen. Dieſen führt er indeſſen namentlich an und preiſet ſein Verdienſt. Wieland war damals noch eben ſo erbittert als Nicolai über den Obſcurantismus proteſtantiſcher Theologen und über die Süßlichkeit gewiſſer Liederdichter und Sänger Platoniſcher Liebe in Petrarcas und Klopſtocks Manier, er lobte daher in ſeinem Merkur (II. S. 231.) den Sebaldus im Vorbeigehen, und wäre darüber bald mit den Brüdern Jacobi zerfallen, deren Hülfe er doch bei ſeiner neuſten Speculation benutzt hatte.

Wieland hatte ſich nämlich mit F. H. Jacobi vereinigt und hatte ſich mit deſſen Hülfe um 1773 ein Organ für belletriſtiſche Literatur erſchaffen, wie Nicolai an der allgem. deutſchen Bibliothek eins für das gelehrte Fach hatte. Wieland verſchmähte keine Art Politik, um ſeinen literariſchen Producten ein großes Publikum zu verſchaffen, ſo weit eine ſolche Politik nur immer mit ſeinem ſonſt ganz rechtlichen Character zu vereinigen war. In dieſer Beziehung war er ganz Südſchwabe oder Schweizer, welche beide bekanntlich nie den materiellen Nutzen irgend einer Unternehmung aus dem Auge verlieren. Dieſe Politik bewog Wieland, als er noch in der Kanzlei ſeiner Vaterſtadt der Erlöſung harrte, an Riedel in dem albernen und übertriebenen Ton überſchwänglicher Freundſchaft zu ſchreiben, den er ſchon damals nicht billigte, dieſelbe Politik hielt ihn aber auch ab, mit Klotz und Riedel in Bund zu treten, und bewog ihn, ſich an Jacobi anzuſchließen. Wieland erreichte ſeinen Zweck: wir wol-

len bei der Gelegenheit unter dem Text eine Stelle aus ſeinem Briefe an Riedel anführen, um zu zeigen, welchen Ton die Herrn damals unter einander und hie und da in der Geſellſchaft eingeführt hatten [16]. Derſelbe Ton herrſcht auch in der ganzen Correſpondenz zwiſchen Wieland und Jacobi. Riedel poſaunte übrigens Wieland nicht blos auf ſeine Weiſe als den einzigen wahrhaft großen Mann ſeiner Zeit aus, ſondern er bewog auch den Statthalter des Kurfürſten von Mainz (den Herrn von Breidbach) in Erfurt, ihn aus Biberach zu erlöſen und der neuen damals in Erfurt begründeten Bildungsanſtalt, die mit der beſtehenden Univerſität nur loſe zuſammenhing, einzuverleiben. Dieſer ephemeren Anſtalt müſſen wir hier gedenken, weil ſie zu den merkwürdigen Wirkungen und Erſcheinungen jener nach geiſtiger Bildung und nach Freiheit jeder Art ſtärker als nach materiellen Fortſchritten ſtrebenden Zeit gehört.

Man hoffte nämlich durch die Berufung einer Anzahl junger, dem Zeitgeiſt huldigender Männer dem alten Erfurt einen jungen Glanz zu geben, und Riedel, der den Statthalter ganz unbedingt leitete, rieth ihm an, durch Wielands Namen, der damals ſehr berühmt war, Studierende herbeizuziehen. Von Breidbach wollte ſogar einmal Riedel und Wieland an die Spitze der ganzen Anſtalt ſtellen. Außer Riedel und Wieland berief man Meuſel, zwei Schmid, Schorch und C. F. Bahrdt. Weder zu Riedels, noch auch zu Bahrdts und ihres Mäcenas wüſtem Leben paßte ein ernſter, geſetzter Mann wie Wieland, der gleichwohl, was man von dem Schwaben, der des Katheders nicht gewohnt war, kaum denken ſollte, als akademiſcher Lehrer das Seinige leiſtete. Er lehrte mit Beifall und fleißiger als

16) Er ſchreibt ihm: Ich liebe Sie mehr, als ich jemals einen vom Weibe Gebornen geliebt habe, denn niemals habe ich noch den gefunden, deſſen Seelengeſicht dem Meinigen ſo ähnlich geſehen hätte, als das Ihrige — Hudibras und Triſtram ſind Ihre Leibbücher — und Sie haben eine Dunciade fertig liegen — Sie haben den Trappen geſchoſſen (Anſpielung auf Riedels elendes Pasquill der Trappenſchütz), der mir trotz aller Nicolais und Soſias in der Chriſtenheit gefallen hat, ehe ich wußte, wer der Autor war u. ſ. w.

irgend einer der andern, auch zog er ein Paar hundert Studenten dahin, fand aber bald, daß er auf einer deutſchen Univerſität nicht an ſeinem Platze ſey, geſchweige denn in Erfurt, wie es damals war, und unter den lockeren Leuten, die man dort verſammelt hatte. Er nahm die ihm angebotene Stelle eines Erziehers des nachherigen regierenden Herzogs von Weimar gern an und zog nach Weimar. Hier machte er (1772), wie er uns ſelbſt geſteht, ſogleich den Entwurf, ſeiner Familie völlige äußere Unabhängigkeit durch literariſchen Erwerb zu ſichern, und leider! ward ſeine ganze Schriftſtellerei dieſem Plane angepaßt. Seine überzarte und ſchwärmeriſche Freundin, die Frau de la Roche, brachte ihn mit F. H. Jacobi in Verbindung, und ſie correſpondirten zuſammen, wie Oreſtes und Pylades hätten correſpondiren können, wenn ſie Bücher geſchrieben hätten.

Der Briefwechſel, den Jakobi und Wieland führten, nachdem ihre zartfühlende Freundin ſie zuſammengeführt hatte, iſt jetzt gedruckt zu leſen*), und zeigt wie die vielen andern gedruckten Briefe berühmter Gelehrten, wie heilſam es war, daß die ſogenannten Kraftgenies, denen ſich zuerſt ſogar Göthe anſchloß, dem Gewinſel und Gepinſel der Zarten, Derbheit entgegenſetzten. Der fade und ſüßliche Ton, der in den Briefen herrſcht, ward nämlich in allen nur einigermaßen gebildeten Familien angeſtimmt, die Jugend ward hineingezwängt, dies mußte Heuchelei hervorrufen, wie es der frühere pietiſtiſche und übermäßig ſtrenge religiöſe Ton gethan hatte. Wir ſehen gleichwohl aus dieſer Correſpondenz, daß die beiden Herrn, trotz aller Zartheit, dennoch das belletriſtiſche Journal, wodurch ſie ihre Arbeiten erſt als Proben ins Publikum bringen wollten, ganz diplomatiſch berechnet hatten. Wieland ſollte den Namen hergeben, weil er im großen Publikum beliebt war, F. H. Jakobi, der mit aller Welt in Berührung ſtand, ſollte nicht allein Mitarbei-

---

*) Friedrich Heinrich Jacobis auserleſener Briefwechſel. In zwei Bänden, Leipzig bei Gerhard Fleiſcher 1825. kl. 8.

ter werben, ſondern er erbot ſich auch, aus ſeinem eigenen Beutel dieſen Mitarbeitern das Honorar zu erhöhen, wenn anfangs der Ertrag des Journals nicht ausreichen ſollte. Wielands dem deutſchen Merkur als Aushängeſchild dienender Name ſollte F. H. Jakobis Arbeiten, aber zugleich auch die ſeines Bruders, Johann Georg, durch ganz Deutſchland verbreiten. F. H. Jacobis halbfranzöſiſche Bildung wollte das Muſter eines deutſchen Mercurs und des Tons, der darin herrſchen ſollte, von Paris entlehnen.

Jacobi ſchreibt, wenn auch nicht wörtlich, doch dem Sinne ſeiner Rede nach: Er denke, man müſſe, wie man neben andern pariſer Moden, um die Deutſchen zu den Franzoſen emporzuheben, den pariſer **Almanach des Muses** durch einen deutſchen Muſenalmanach unter die vornehme deutſche Welt verpflanzt habe, ihr auch in einem deutſchen Merkur den **Mercure de France** ſchenken. Dies ſind Wielands eigne Worte im Vorbericht zum erſten Stücke des Mercurs, und Jakobi hatte in der Stelle eines Briefs an Wieland, die wir unten anführen [17]), ausdrücklich ausgeſprochen, das Journal müſſe, wie der franzöſiſche Mercur, nur für die Toiletten der Damen und für parfümirte Herrn mit gelben Handſchuhen eingerichtet ſeyn. J. G. Jacobi ſollte dazu ſingen, wenn Wieland der ſchönen Welt unreine und F. H. Jacobi gekünſtelte Proſa darbrächten. J. G. Jacobi, Klamer-Schmidt und eine Anzahl Anderer, deren Mäcenas und Anacreon Gleim war, paßten zu Sängern bei der Toilette vortrefflich; Wieland war aber zu klug, um dieſe Platoniker und Petrarchiſten ſehr zu begünſtigen. J. G. Jakobi entſprach ganz dem Bilde, welches Nicolai im Sebaldus von

---

17) Er theilt (Briefe I. S. 67) Wieland am 10. Aug. 1772 mit, daß er gern an ſeinem Project, eine Buchhandlung zu errichten, Antheil nehmen wolle und ſeinen Bruder und Gleim dazu ziehen, denn der ſtehe mit der halben Welt in Verbindung; dann fügt er hinzu: Das Journal, wovon ich Ihnen von Coblenz ſchrieb, müßte ein Ding ſeyn, wie der **Mercure de France**. Wir müßten es ſo ſchreiben, daß es nicht für Gelehrte allein, ſondern auch für Damen, Edelleute u. d. m. intereſſant würde.

ihm entworfen hat. Er war von Halberſtadt bis nach und in Freiburg im Breisgau bei allen zarten Damen, bei allen ſüßen Herrn und in allen Kreiſen wo man Tableaux vorſtellt, Sprüchwörter aufführt, Romane und Gedichte am Theetiſche vorlieſet, ganz außerordentlich beliebt. Gleim hatte ihm ein Canonicat in Halberſtadt verſchafft, und er tändelte und winſelte in vielen Bänden von Gedichten viele Jahre lang fort, denn er iſt erſt 1813 in Freiburg geſtorben. Die Beurtheilung dieſer Gedichte, die erſt in unſerm Jahrhunderte in vielen Bänden geſammelt und neu aufgelegt wurden, alſo gewiß viele Bewunderer gefunden haben, gehört nicht in dieſes Werk; man muß die Bemerkungen, die Gervinus darüber macht, nachleſen. Es mag genug ſeyn, zu ſagen, daß ſie ganz im Ton und in der Manier der ekelhaft ſüßlichen und empfindſamen Correſpondenz mit Wieland geſchrieben ſind. Wieland mußte daher auch am beſten wiſſen, ob Nicolai das Bild Jakobi's und der großen Familie der von Hohenauf Deutſchlands im Sebaldus richtig getroffen habe. In den gedruckten Briefen F. H. Jakobis an Wieland herrſcht derſelbe ganz unnatürliche Ton, wodurch der Briefwechſel Klopſtocks mit ſeinen Freunden und Freundinnen dem durch Erziehung und Faſeln nicht gewöhnten Leſer, der nur wahre Gefühle kennt und erkünſtelte verachtet, unleidlich gemacht wird. Für dieſen Kreis arbeitete F. H. Jakobi ausſchließend, er vergeudete daher eine philoſophiſche Kraft, welche auch ſogar Fichte ehrend anerkennt*), an ein Publikum, welches, ſeiner ganzen Lebensweiſe nach, aller Einfalt feindlich geſinnt und jeder ernſten Philoſophie, welche kühn neue Bahnen bricht, ganz unfähig iſt. Eine ächte Philoſophie, eine Erhebung über das gewöhnliche Leben und ſeine faden Alltagsgenüſſe kann aus

*) Fichte, der ſonſt mit Jacobi in Streit war, gibt ihm ein ſehr vortheilhaftes Zeugniß in: Friedrich Nicolais Leben und ſonderbare Meinungen von Johann Gottlieb Fichte. Herausgegeben von A. W. Schlegel. Tübingen Cotta. 1801. S. 40—41. Wir führen die Stelle an, damit man nicht meine, F. H. Jacobi werde hier von uns heruntergeſetzt, weil wir für viele Leſer zu kurz ſind.

den Salons und dem eleganten Weibergeſchwätz, ſo gern wir ſelbſt Theil daran nehmen, niemals hervorgehen. F. H. Jacobi, ſo ſehr er in ſeiner Zeit auch berühmt und angeſehen war, hat daher auch kein Werk hinterlaſſen, welches genannt zu werden verdient, weil es noch jetzt ſeinem Verfaſſer einen bedeutenden Platz unter den Philoſophen oder Dichtern der Nation ſicherte. Wenn man fragt, wodurch er in ſeiner Zeit ſich auszeichnete, ſo muß man, ſo hart das ſcheint, antworten, durch einen eleganten philoſophiſchen Dilletantismus und durch einen künſtleriſch gebildeten Styl, den er wie Büffon zur Hauptſache macht. Er hatte darin inſoweit Recht, als es viele Menſchen gibt, die ſich an der bloßen und leeren Form ergötzen können. An dieſem Styl nimmt man überall wahr, was man an einem eigentlichen Kunſtwerke nie merken darf, mit welchem unermüdlichen Fleiße er bis zur Lächerlichkeit ſich in den ſogenannten academiſchen Styl der Franzoſen hineingearbeitet hat. Außer dem Styl war Jacobi's Hauptfach ein Ding, das halb Dichtung, halb Philoſophie war, jedoch für Philoſophie galt; die Halbheit und folglich die Anmaßung und Eingebildetheit ſeines Treibens erklärt ſich aber leicht aus ſeiner Bildung und Umgebung.

F. H. Jakobi war urſprünglich halb Kaufmann, halb Gelehrter, halb durch deutſche Lectüre, halb durch einen franzöſiſchen Gelehrten und durch genfer Bekanntſchaft gebildet; er war zufällig ſehr reich geworden, war gutmüthig, auf Pempelfort gaſtfrei, freundlich, auch wohl freigebig; ganz unbeſchreiblich für ſich eingenommen, aber in keinem einzigen Dinge eigenthümlich. Seine Schweſtern, alle ſeine Bekannten, ſeine Clienten, ſeine Freunde vergötterten ihn, ſie betrachteten ihn als ein wunderbares Weſen, und er orakelte mit einer imponirenden Majeſtät im Verkehr des Lebens, wie in ſeinen Büchern; alle Natur war ihm daher fremd geworden, Kunſt ward bei ihm zur Natur. Wieland, der in ſeinem ganzen Weſen und im Hauſe durchaus natürlich, einfach und liebenswürdig war, gebrauchte und behandelte ſeinen Freund Jakobi gerade ſo, wie er ſein gemiſchtes und verſchraubtes Publikum zu behandeln

pflegte. Die Freundſchaft blieb nur in den Zeiten ganz warm, als Jacobi noch nicht mit Hamann, mit den Stolbergs, mit der Gallizin u. ſ. w. Freundſchaften des Myſticismus geknüpft hatte. Doch war ihm ſelbſt der Myſticismus ſo wenig natürlich, daß er ihn ſpäter leicht wieder abſtreifte. In früherer Zeit theilte Jacobi Wieland Bemerkungen über den Styl, alſo aus ſeinem Fache, mit, und half ihm auch den Agathon ausbeſſern.

Der Gedanke, einen deutſchen Merkur als Nachahmung des franzöſiſchen zu ſtiften, kam übrigens den beiden Freunden erſt, als in Norddeutſchland (1772) Gotter und Boje mit ihrer Nachahmung des pariſer Muſenalmanachs Glück machten. Jacobi und Wieland faßten den Gedanken faſt zu gleicher Zeit ganz unabhängig von einander. Wieland ſowohl als Jacobi hatte die Abſicht, ſeine Schriften zuerſt durch dieſe Monatsſchrift zur Kenntniß des Publikums zu bringen, um ſie hernach verbeſſert mit Sicherheit herausgeben zu können. Jacobi's Bruder ſchien anfangs für das Publikum des Mercurs ein paſſender Sänger; Wieland, der das Einträgliche dabei ſcharf im Auge hatte, fand aber bald, daß ſein Publikum ein ganz anderes ſey, als das der zarten und ſüßen Sänger an der Weſer und Elbe, deren Arbeiten er ſelbſt in geringerem Werth hielt. Dies ſagt er ſogar ſelbſt gleich im erſten Stück des Mercurs, wo er den Verſen J. G. Jacobi's einen Platz eingeräumt hatte, in einer Nachſchrift, die dem zarten Dichter unmöglich gefallen konnte [18]). Auch den matten Aufſatz in Proſa Charmides und Theone, oder über die ſittliche Grazie, der durch mehrere Stücke hindurchläuft, nahm er ſehr kalt auf, ſo daß die beiden Brüder

18) Die Gedichte Jacobis füllen gleich die erſten Blätter des Mercurs, Wieland ſetzt aber Seite 31 einen Epilog hinzu, der mit folgenden Worten beginnt: Ich wünſche eben nicht, daß die Leſer dieſe poetiſchen Kleinigkeiten, (die man für nichts mehr gibt, als was ſie ſind) zum Maßſtabe deſſen, was ſie in dieſem Fache vom Mercur zu erwarten haben, nehmen mögen. Ich hoffe nicht nur, ſondern kann es auch zuverſichtlich verſprechen, daß von Zeit zu Zeit Stücke von weit beträchtlicherem Werth geliefert werden ſollen.

ſeine billigende Anzeige des Sebaldus mit ausdrücklicher Erwähnung des Herrn von Säugling im Julius-Stücke des Jahrs 1773 nothwendig als förmliche Mißbilligung ihrer vornehmen Zärtlichkeit anſehen mußten. Beide geriethen in große Wuth. Friedrich Heinrich drohte mit einem Bruche, und zeigte die Schwäche der Art Philoſophie, auf welche er ſtolz war, beſonders dadurch, daß er es als perſönliche Beleidigung anſah, wenn Wieland nur überhaupt Nicolai in irgend einem Stücke zu loben wagte, er ſcheute ſich ſogar nicht, ihm dies mit ausdrücklichen Worten zu ſchreiben [19]). Friedrich Heinrich fand es indeſſen vortheilhaft für den Ruhm, den er ſo ängſtlich ſuchte, bei Wieland zu beharren, und dieſer war froh, daß er der ſchwachen Proſa und den matten Verſen J. G. Jacobis in ſeinem Journal keinen Platz mehr geben durfte. Mit der Götterbötin Iris, welche J. G. Jacobi dem Götterboten Mercur entgegenſetzte, wollte es nämlich nicht recht fort.

Auch zwiſchen Wieland und Nicolai entſtand gleich darauf eine Spannung, als der Letztere zu anmaßend ward, und in ſeiner derben und platten Manier, ſeiner eignen Religion, oder dem Dinge, welches er Deismus nannte, zu Gefallen, die beſtehende Volksreligion und die in ihr enthaltene Philoſophie der Urzeit und des Orients mit einer ähnlichen platten Satyre verfolgte, wie die war, deren er ſich im Sebaldus gegen die herrſchſüchtigen und dummen Heuchler bedient hatte. In dem Streit, der über Nicolais neuen, durchaus platten und elenden Roman,

---

19) Die ſehr lange Expoſtulation beginnt (Briefe I. S. 125) mit den Worten: „Das uneingeſchränkte Lob, welches die A. D. B. zweimal im Mercur erhält, iſt mir ebenfalls im höchſten Grade anſtößig geweſen. Sie ſelbſt, mein lieber Wieland, geſtehen, es werde in dieſem Journal von Georg und ſeinen Werken in einem impertinenten Ton geſprochen; aber das iſt viel zu wenig geſagt. Alle Achtung, die man dem Genie ſchuldig iſt, wird darin launiſch unter die Füße getreten. Wie abſcheulich iſt nicht der ehrwürdige Gleim behandelt! Und den Herausgeber nennt Wieland öffentlich einen Mann von Verdienſt." Wie armſelig! Wenn Leute, welche Philoſophen ſeyn wollten, ſo redeten, was ſollten dann Juriſten thun, die über Preſſe und Polizei ariſtokratiſch herrſchten?

der auch ſogar dieſen ſo wohlfeilen Titel nicht einmal verdient, zwiſchen Nikolai und Wieland entſtand, deckten die beiden Herrn dem deutſchen Publikum ihre eignen Blößen völlig auf. Sie waren ſchon früher im Jahre 1775 in Streit gerathen, als Wieland ſeine Unzufriedenheit über die Art, wie ſeine Bücher in der A. D. B. rezenſirt würden, laut zu erkennen gab. Nicolai unterſtand ſich, in den vier Bänden von Johann Bunkels Leben Bemerkungen und Meinungen, ſeine eignen bürgerlichen und für ſeinen eignen Hausgebrauch vielleicht paſſenden, ganz unverdauten Vorſtellungen von Religion, untermiſcht mit den abgeſchmackteſten Geſchichten und Erzählungen, den Lehren der chriſtlichen Dogmatik mit frecher Keckheit entgegen zu ſetzen und einen berliner Bürgersmann ſeiner Art zum Ideal zu machen. Dieſe Gelegenheit ergriff Wieland, um ihn endlich aufmerkſam zu machen, daß nicht alle Welt urtheile, wie man vielleicht in der Mark und in Pommern zu urtheilen pflege. Bei der genauen Unterſuchung über Natur und Tendenz dieſes elenden Romans im Juli-, Auguſt- und Oktober-Stück des deutſchen Mercurs von 1778 fiel Wieland bei der Verdammung des Buchs und gelegentlich des Verfaſſers, der ſich darin keck und aufgebläht den Leſern aufdrängt, allerdings gegen ſeine Gewohnheit in einen unſchicklichen Ton. Er enthüllte indeſſen doch den deutſchen Gelehrten, wer der Mann ſey, der die Literatur damals leitete. Vergleicht man die gedruckten Erklärungen der beiden poetiſchen und induſtriellen Häupter der einen Seite der deutſchen Literatur, dann ſieht man erſt recht ein, wie glücklich Deutſchland war, daß die in Göttingen vereinigten Barden, Göthe, Herder, Leſſing, jeder für ſich eine andere Seite derſelben bildeten. Beide erſcheinen auf verſchiedene Weiſe gemein, denn Nicolai will auch die religiöſen Gefühle des Menſchen und die Speculation einer contemplativen Zeit unter die gemeine auf Eſſen, Trinken und ſinnliche Beluſtigung eines ganz gewöhnlichen Berliners abzielende Klugheit herabwürdigen, und der in Gedichten ſo leichtfertige Wieland ſpielt als Vertheidiger

des von Nicolai beſudelten Lehrbegriffes eine erbärmliche Rolle [20].

Wieland und Jacobi brachten indeſſen ihren Mercur glücklich in die Welt, und der Erſte wußte ihn, trotz der vielen Lückenbüßer, die er aufnehmen mußte, durch alle Künſte eines geübten Buchhändlers ins Publikum zu bringen und, was mehr war, ihn zu erhalten. J. G. Jacobi war mit ſeiner Iris nicht ſo glücklich, obgleich ſein Bruder Friedrich Heinrich ihn anfangs mit einem Artikel unterſtützte, der vielleicht zu ſeinen beſten Arbeiten gehört; auch ſogar Göthe ward bewogen, ſich zum Ton der Theetiſche der Göttinnen des zarten Dichters und ſeines Olymps herab zu laſſen. Auch Göthe vertraute das Product ſeiner Muſe der Bötin dieſer Göttinnen, der zarten Iris, an. F. H. Jacobi gab anfangs Allwills Briefe in ſeines Bruders Journal, er ließ aber weislich die Fortſetzung durch Wielands

---

20) Es iſt hier ganz allein vom deutſchen Leben und von der Verbeſſerung des Tons unſerer Geſelligkeit in Geſellſchaften und im häuslichen Kreiſe die Rede, ſo wie von der Entfernung gar zu kleinlicher deutſcher Küche- und Keller-Betriebſamkeit. Man muß zu dieſer Abſicht die Zergliederung des Romans in den drei angeführten Stücken von Wielands Mercur leſen und mit Nicolais ausführlichen Antworten vergleichen. Nicolai beantwortete Wielands ſcharfe Kritik der Bunkeliade zuerſt im Anhange zum 15ten bis 36ten Bande der A. D. B., auf 2 Bogen, und replicirte hernach, als Wieland ihm im Mercur erwiedert hatte, im 1ten Stück des 37ten Bandes der A. D. B. noch einmal auf 2½ Bogen. Dieſe beiden Schriftchen ſind dann hernach zuſammen gedruckt (72 S. 8.) Berlin und Stettin 1779 als Flugſchrift ausgegeben. Beide werfen ſich Ausspoſaunen und Geltendmachen ihrer Schriften durch gemeine Kniffe und Geldprellerei des Publikums vor, und Keiner weiß dem Andern genügend darauf zu antworten. Nicolais Gemeinheit liegt in ſeiner ganzen Manier; Wieland iſt gröber. Als Probe mag dienen, daß es heißt: „Dieſer Bunkel ſey das ſchaalſte, platteſte, impertinenteſte Buch, das aus dem Gehirne eines nonconformiſtiſchen, ſtoiſch-chriſtliche Moral ſchwatzenden und Bachanalia lebenden mißgeſchaffenen Dritteldings von Deismus, Pietiſterei und Epikureismus hervorgegangen." Dieſer Bunkel, heißt es ferner, ſei ein chriſtlicher Deiſt und ſeine ſogenannten, ganze Alphabete von gedruckter Maculatur füllenden Bemerkungen und Meinungen, ein wäſſerichtes, kahles, ſophiſtiſches Gewäſche gegen gewiſſe ihm verhaßte Artikel des chriſtlichen Lehrbegriffs, wovon nicht ein einziger Einwurf gegen die Orthodoxen nicht ſchon, wer weiß wie oft, von ſeines Gleichen vorgebracht worden.

Mercur verbreiten, weil die Iris keine Leſer fand. Göthe, der jedes Tons und jeder Manier Meiſter werden wollte, ſchrieb für die Iris, ihrem Publikum ſich anſchmiegend, ein Drama. Dieſes Drama in Jacobi's Art gab er hernach verbeſſert unter dem Ttel: *Erwin und Elmire, ein Schauſpiel mit Geſang*, 1776 in Berlin heraus.

In demſelben Jahre, in welchem Göthe ſein Stück aus dem kleinen Kreiſe der Leſer der Iris ins große Publikum brachte, erſchien auch F. H. Jacobi's poetiſch-philoſophiſches Product, deſſen Anfang er in der Iris unter dem Titel *Allwills Briefe* bekannt gemacht hatte, in verſchiedenen Stücken des Mercur vollſtändig. Er hat nach ſeiner Art hernach immer ſo viel daran corrigirt und friſirt, daß die Ausgabe in ſeinen Werken der erſten gar nicht mehr ähnlich ſieht. Dieſe ihrer Zeit ſehr berühmten ſentimental-äſthetiſchen, philoſophiſch genannten Briefe findet man in ihrer ganz und durchaus veränderten Geſtalt im erſten Theile der neuſten Ausgabe von Jacobis Werken. Wir können dem Büchlein keinen beſondern Einfluß auf die Zeit, wovon hier ganz allein nur die Rede ſeyn kann, zuſchreiben, bemerken daher nur beiläufig, daß uns immer noch der Brief, welcher eine Parallele des Schickſals des unglücklichen Ludwigs XVI. mit dem des Oedip auf Kolonos, wie es Sophokles beſchreibt, der vorzüglichſte ſcheint. Auch Jacobis zweiter philoſophirender Roman, *Woldemar*, erſchien zuerſt fragmentariſch in Wielands Mercur. Auch dieſer Roman fand ſein Publikum und ward nach und nach ganz umgeſtaltet, gab aber doch Schlegel Stoff zu einer ſehr ausführlichen Kritik, die jetzt, wie der Roman ſelbſt, längſt vergeſſen iſt. Man findet darin die ganze jacobiſche Familienumſtändlichkeit, das ſich Quälen über nichts, das Grübeln zum Zeitvertreib, das Wichtigmachen jedes Gefühls und jeder Aeußerung, die Vergötterung des Einen vom Andern. Jacobi und Wieland trennten ſich indeſſen bald nach der Errichtung des Mercurs, worin beide, wie die Frau Georges Sand jetzt in den Revüen,

ihre Arbeiten dem Publikum erſt ſtückweiſe vorlegten, ehe ſie beſonders erſchienen, weil ſich eine andere Generation von Dichtern und Schriftſtellern erhob, die Jacobi näher ſtanden als Wieland.

§. 3. b.

Göttinger Barden. Idylle. Empfindſamkeit, Zärtlichkeit mitten im deutſchen Leben. Werther, Siegwart, Campe, Salzmann, Peſtalozzi, Romanfabriken.

Um dieſelbe Zeit, als Wieland Jacobis Arbeiten und die ſeinigen in Deutſchland durch den Mercur verbreitete und mit Nicolai über ſchriftſtelleriſche Speculationen (1773—1785), worauf ſie ſich beide meiſterhaft verſtanden, in Streit gerieth, erhoben ſich in allen Gegenden Deutſchlands Schriftſteller, welche eine poetiſche Anſicht des Lebens verkündigten, während zugleich Pietismus und hölzerne Dogmatik des ſechzehnten Jahrhunderts geiſtreicher von Leſſing angegriffen wurden, als von Nicolai geſchehen war. Es bildete ſich in dieſem Zeitraum nach und nach eine ganz neue Aeſthetik, und auch ſogar auf den Univerſitäten und gelehrten Schulen nahm man nach und nach Rückſicht auf die Forderungen, welche von jenen Reformatoren des Unterrichts geltend gemacht wurden, an welche ſich zwei der berühmteſten deutſchen gelehrten Philologen, Simon und Schweighäuſer, angeſchloſſen hatten, und deren Sache ſpäter auch Schütz in Jena tapfer verfocht und eifrig beförderte. Das Studium der alten Sprachen ward nach und nach mehr auf den Inhalt der alten Schriftſteller, als auf Grammatik und Wortkritik gerichtet, und nicht ſowohl die Kunſt des Lateinſchreibens eingeübt, als vielmehr die Mutterſprache dadurch vervollkommt, daß man die Formen der alten Sprachen in der Mutterſprache wiederzugeben und zugleich dieſe zu bilden und tiefer in den Geiſt der Alten einzudringen ſuchte. Dadurch ward freilich oft der Sprache Gewalt angethan, und das Ohr des Ungelehrten beleidigt; aber der Gelehrte lernte doch, daß er bei Wieland, der

oft mit den Alten umging, wie ehemals die Franzoſen zu thun pflegten, nur den Schatten des Alterthums, und oft auch nicht einmal dieſen, kennen lerne.

Kritik und Aeſthetik waren bis zu dem Zeitpunkt, von dem wir reden, von Nicolai, von Ramler, von Sulzer mit ſehr großer Anmaßung geübt worden, und Ramler hatte die Dichtungen ſeiner Freunde, welche oft reine Ergüſſe augenblicklicher glücklicher Begeiſterung waren, corrigirt, wie ein Schulmeiſter die Exercitien ſeiner Schüler zu corrigiren pflegt. Ramler legte Batteux zum Grunde, Sulzer ging von Wolfs Lehre aus, wie ſie der frankfurter Baumgarten auf ſchöne Künſte und Wiſſenſchaften angewendet hatte, bis Leſſing ſich der redenden, Winkelmann der bildenden Künſte annahm. Dieſe beiden Gelehrten machten eine Theorie geltend, die dem Genie und den Fortſchritten der Poeſie und der Künſte günſtiger war, als die dürren Regeln der franzöſiſchen Academie und die Demonſtrationen der wolfſchen Philoſophie. Sowohl Leſſing als Winkelmann nahmen ihre Theorien unmittelbar aus der einzigen Quelle des ächten und einfachen Geſchmacks für die Völker germaniſchen Stamms, aus den mit ihnen ganz gleich organiſirten Griechen. Leſſing ſtudirte die alten Claſſiker und den Shakespeare zu ſeinem Zweck, Winkelmann betrachtete die Reſte der alten Kunſt und verglich ſie mit den Schriftſtellern. Beide, und zwar Winkelmann zuerſt, weil ſich ja Heyne nur auf deſſen Schultern ſtellte, ſpäter aber auch Leſſing, wirkten wohlthätig auf den Unterricht auf den höheren Schulen und den Univerſitäten in ähnlicher Weiſe, wie Baſedow, Wolke und die ganze Schaar der Educations-Männer, durch ihre Lehre und Schriften und ſelbſt durch ihre Marktſchreiereien und ihren Unſinn auf den niedern Unterricht und die häusliche Erziehung gewirkt hatten.

Was Deſſau nach Baſedows Plan für Erziehung und für den Unterricht in den realen Fächern, ſoweit ſie jedem gebildeten Mann nothwendig ſind, hatte werden ſollen, wurde Göttingen durch Heyne, durch die Geſellſchaft, die ſich um Boje ſam-

melte, und durch ſeinen Muſenalmanach für deutſche Poeſie und für die Gymnaſien. Heyne bildete nämlich in ſeinem Seminarium die Lehrer der höhern Schulen im Geiſte des neueren Lebens. Das Studentenweſen ſogar nahm dort einige Zeit hindurch eine günſtigere Geſtalt an. Es ward zwar damals, wie immer, in Göttingen nur Proſa und praktiſche Tüchtigkeit ausſchließend getrieben, doch ward zugleich zwiſchen dem Alten und Neuen eine breite Mittelſtraße geſucht, dies brachte die Univerſität zum Gipfel des Ruhms. Göttingen konnte dieſen Ruhm hernach nicht behaupten, weil einige Zeit hindurch Poeſie und Philoſophie ganz ausſchließend Nationalangelegenheit wurden. Michaelis zuerſt, dann Pütter und Heyne waren Orakel der hannöveriſchen gnädigen Herrn; ſie nahmen, wie dieſe, aus Staatsklugheit Antheil an den geiſtigen Bewegungen Deutſchlands, aber Begeiſterung war ihnen eben ſo fremd, lächerlich oder verhaßt, wie dieſen, ſie kannten nur die gewöhnliche Univerſitätspolitik. Als die neu erwachte Nation ſchwärmte, als ſie im Taumel der Freude über die endlich errungene Geiſtesfreiheit berauſcht ſchien, als Poeſie, Philoſophie, Sentimentalität, enthuſiaſtiſches Schwärmen an der Tagesordnung waren, ward die proſaiſch-praktiſche Geſchäftsklugheit der hannöveriſchen Herrn irre, und Heynes Accomodationsſyſtem reichte nicht mehr aus.

Heyne gehörte beſonders dadurch zu den Reformatoren des deutſchen Lebens, der Bildung und des Unterrichts, daß er Winkelmanns geniale Kunſtbetrachtung dem Bedürfniß der hannöveriſchen und ſächſiſchen nach Rom reiſenden oder die Kunſt beſchützenden Herrn anpaßte, und dieſe, wie die ganze gelehrte und vornehme Welt, in ſeinen archäologiſchen Vorleſungen für die höhere Converſation bildete. Seine Erklärung der Alten diente ebenfalls dem gewöhnlichen Leben ganz gut. Er begleitete die Alten mit erklärenden, oft an Minellius erinnernden, Anmerkungen, zeigte mit dem Finger auf die einzelnen Schönheiten, wie er ſie verſtand, ward dabei zwar oft trivial, das war aber für die Menge, die gern am Trivium verweilt, gerade recht nützlich und paſſend. Auf dieſe Weiſe entließ er aus ſeiner Schule ganze

Schaaren von Jugendlehrern, welche dann, als ihnen die Leitung der gelehrten Schulen oder Gymnaſien Deutſchlands vertraut ward, das Licht des achtzehnten Jahrhunderts in die Finſterniß des ſiebenzehnten trugen. Daß dieſe Lehrer ſehr oft auch das Alterthum verflachten, veranlaßte hernach den Streit, den Wolf ſowohl als Voß mit Heyne führten. Auch dies diente zum Heile deutſcher Bildung; denn wie ſehr man auch bedauern muß, daß der Streit mit Heyne ſo heftig und perſönlich geführt ward, ſo leuchtete doch ein, daß der Kampf ſelbſt der Bildung unſerer Nation und den claſſiſchen Studien ſehr vortheilhaft war. Von Voß ward freilich keine Schule gegründet, auch troß ſeiner Heftigkeit keine beſſere Mythologie gelehrt, als von Heyne, auch kümmerte ſich die Nation mit Recht weniger um Homers Geographie, wie ſie Voß herausbrachte, als um ſeine Ilias und Odyſſee; aber dieſe wurden dafür auch durch Voß zu deutſchen Gedichten und werden hoffentlich neben Luthers Bibel beſtändig in den Händen der deutſchen Jugend bleiben. F. A. Wolf arbeitete von Halle aus der von Heynes Schülern verbreiteten Seichtigkeit und Flachheit dadurch entgegen, daß er durch Tiefe und Gründlichkeit, durch ſtrenge grammatiſche und kritiſche Prüfung den Ernſt und die Kraft in das Studium der Alten zurückführte, welches ſpielend geworden war. Neben Heyne lehrten übrigens auch andere in Göttingen im Geiſte ihrer Zeit, die der dürren und nackten Gelehrſamkeit nicht günſtig war. Spittler und Plank zeigten dort, was eigentlich Geſchichte ſein ſolle, und wie ſich der Vortrag derſelben von Geographie, Ethnographie, Chronologie und Genealogie, womit ſich Gatterer vorzugsweiſe beſchäftigte, oder von Staatswiſſenſchaft, Statiſtik, Politik und Erforſchung der Urgeſchichten, worauf Schlözer ſie bezog, unterſcheiden müſſe, um das Fortſchreiten der aufſtrebenden Generation zu fördern. Als Eichhorn nach Göttingen kam, wagte er ſich ebenfalls einen Schritt weiter, als Michaelis. Er erklärte die Schriften des A. T. als Reſte der aſiatiſchen Urzeit und nicht als eine chriſtliche Religionsoffenbarung oder als geiſtliche Geſetzgebung. Ein Zufall brachte da-

mals eine Anzahl junger Freunde Klopſtocks in Göttingen zuſammen, die gegen den Willen der älteren Herrn und gegen die Praktik der Univerſitäten, ſowie gegen den Willen der hannöveriſchen Regierung, auf der Univerſität eine freie Poeſie und Wiſſenſchaft empor zu bringen ſuchten, wie in Jena ſeit 1787 die Philoſophen thaten.

Die jungen Männer, welche ſeit 1772 von Göttingen aus verſuchten, unſere Nation vom ſteifen und pedantiſchen Wiſſen zu wahrer innerer Bildung, welche von höfiſcher Dreſſur ſehr weit unterſchieden iſt, hinüber zu führen, uud ſie von Servilität, Hof- und Lohndienerei zur Freiheit, zum Selbſtgefühl und Nationalgefühl leiten wollten, erklärten Klopſtock für ihren Propheten. Sie wollten von Brodſtudium und von gelehrter Eitelkeit zur Poeſie, zur Begeiſterung für Liebe und Freundſchaft, für Natur, von Dogmatik zur Religion fortſchreiten und ihre Nation zu ſich erheben. Sie waren jung und neu im Leben, kannten damals noch keine Philoſophie, die ihrem Denken und Fühlen hätte Schärfe und Kraft geben können, ſie waren daher freilich empfindſam. Sie erkannten Gleims poetiſche Schule auch als die ihrige, ſie übertrieben ihren Abſcheu vor Wieland, der ihnen doch den Weg bahnte und das Intereſſe der Nation für die eigene Literatur weckte, ſie hatten große Abneigung vor Nikolai und waren gleichwohl mit Ramler befreundet; Alles das erklärt ſich aus ihrer Jugend und ihrem dichteriſchen Enthuſiasmus. Daraus muß man auch erklären, daß ſie ſich, ehe ſie es noch waren, für ſo bedeutend hielten, daß ſie Klopſtock und ſeine academiſchen Freunde nachahmten und aus ihren freundſchaftlichen göttinger Zuſammenkünften, wie jene aus ihren leipziger Geſellſchaften, einen heiligen Bund machten, den ſie, wie jene auch gethan hatten, unter dem Namen des Hainbundes in ihren Gedichten feierten.

Die jungen Männer, welche damals in Göttingen dem Studentenleben deutſcher Univerſitäten ein jugendlich poetiſches entgegenſetzten, alle aufzuzählen, ſcheint uns unnöthig, es waren aber unter ihnen Hölty, Voß, die beiden Stolberg, zwei Miller, Leiſewitz, und Boje obgleich älter an Jahren ſchloß ſich freund-

lich an ſie an. Käſtner, der ſtets Gegner ſeiner Collegen und ihre Geißel geweſen war, unterſtützte mit ſeinem damals unter Mathematikern und Freunden der Dichtkunſt gleich berühmten Namen die erſten Verſuche dieſer unſerer Nationaldichter. Mit Käſtners Hülfe führte Boje in dem von ihm unternommenen Muſenalmanach eine ganz neue Generation von Dichtern ins Publikum. Die Geſchichte der erſten Muſenalmanache, der göttinger Dichter und aller deren, die in ihren Ton einſtimmten (was ſogar Anfangs Göthe that, der ihnen allen unendlich überlegen war), iſt für die Geſchichte unſerer Sprache und Literatur eben ſo wichtig, als für Franzoſen die ſogenannte franzöſiſche Academie und die Geſchichte der pariſer und londoner Salons und der in ihnen und durch ſie herrſchenden Damen. Die mittlern Klaſſen der Nation, die damals noch reinen und moraliſchen bürgerlichen Kreiſe, erhielten eine Bildung, die nicht genial und überſchwänglich, aber dafür den Verhältniſſen des Lebens ganz angepaßt war, in welchem die göttinger Dichter und auch ihr Claudius geboren waren; dieſem Leben huldigten damals auch die Stolbergs. Die Hofleute, wie v. Thümmel und Wieland und die Genies ſpäterer Jahre, ſtimmten für die höheren und verdorbenen Kreiſe höfiſcher Müßiggänger freilich einen ſchlüpfrigeren Ton an.

Zu den Verbündeten in Göttingen, den keuſchen und reinen Dichtern, welche den empfindſamen Dichter der Meſſiade als Lehrer, Führer und Haupt erkannten, gehörte Bürger im eigentlichen Sinne nicht, obgleich er damals, ſchon im Amte, von ihnen als Dichter freundlich begrüßt ward. Er hatte das Unglück gehabt, in Halle von Klotz beſchützt und der Schaar ſeiner Clienten einverleibt zu werden, er ward alſo zu dem ſchmählichen Wandel, den Klotz mit ſeinen jüngern Freunden führte, gewiſſermaßen getrieben. Dadurch ward die Nation um den einzigen Mann betrogen, der, wie die Proben, die er geliefert hat, beweiſen, einzig und allein unter allen im Stande geweſen wäre, das eigentlich ſogenannte Volk für die Dichtkunſt volksmäßig zu gewinnen. Nur Göthe allein war es vergönnt, zugleich den

Reinen und Unreinen anzugehören, weil ein göttlich Genie jeden Ton trifft. Er konnte auch ſpäter zugleich eine Iphigenia dichten, konnte den Werther ſchreiben, und doch für kleine ſächſiſche Höfe Wahlverwandtſchaft und Kunſtromane dem Tone ihrer Geſellſchaften anpaſſen, er ward Allen alles, die einzelnen göttinger Dichter waren jeder nur für gewiſſe Gegenden, Stände, Stämme, Kreiſe und Sitten paſſend, und auch das war für uns Deutſche unendlich viel.

Ueber die einzelnen Dichter des Bardenvereins, über ihre Leiſtungen und über Vieles, was mit ihrer Wirkſamkeit zuſammenhängt, können wir uns kurz faſſen, weil zwei neuere Bücher darüber beſſere Auskunft geben, als hier der Raum erlauben würde [21]). Dieſe Bücher enthalten zugleich die äſthetiſche Würdigung der Producte ſelbſt, wir können nur einige Puncte andeuten, welche mehr das Aeußere betreffen, und nur einzelner Männer, nicht aller, Beziehung auf Leben und Bildung der Nation, die ihnen unendlich viel verdankt, anführen. Unter den Männern, welche in Göttingen als Schöpfer eines neuen Lebens unq einer neuen Poeſie vereinigt waren, werden auch die beiden Grafen Stolberg genannt, aber dieſe haben nie einen eigentlichen nationalen Einfluß oder Namen gehabt, obgleich man ihre Gedichte, wie die von hundert andern zwar guten aber nicht gerade großen Dichtern, viel und mit Vergnügen geleſen hat; theils weil ſie ſchon etwas über den bürgerlichen Kreis hinausgingen, theils weil ſie ſpäter einen ganz andern Ton anſtimmten, als früher. Des Ulmer J. Martin Miller würden wir als Dichter gar nicht erwähnen, wenn er nicht durch die Zeitumſtände vermittelſt eines Romans auf die bürgerlichen Kreiſe ſeiner Zeitgenoſſen und ihren Ton einen ſtärkern Einfluß erlangt hätte, als irgend einer ſeiner dichteriſchen Freunde. Wir werden unten zeigen, daß ſein mittelmäßiges Product auf ein geniales von den Zeitgenoſſen ganz verkanntes Werk von Göthe gepfropft, die

21) Wir meinen R. E. Prutz. Der göttinger Dichterbund, zur Geſchichte der deutſchen Literatur. Leipzig Otto Wigand. 1841. 406 S. 8. und den letzten Band von Gervinus Geſchichte der deutſchen Nationalpoeſie.

Stimmung der zarten Seelen, die ſchon durch die Klopſtockſchen Petrarchiſten entnervt waren, ganz weichlich machte, weil Miller die Götheſche geniale Dichtung durch ſeine weinerliche Proſe dem Bildungsgrad der empfindſamen Töchter unſerer Pfarrer, Amtleute, Apotheker und der Krämer erſten Rangs anpaßte.

Hölty und Voß waren beide, nur auf verſchiedene Weiſe, Sänger des ländlichen und bürgerlichen Lebens der mittlern Stände und Claſſen des nördlichen Deutſchlands, welche damals noch mit einfachen und zuweilen gar ärmlichen Verhältniſſen, (wie Voß ſelbſt im Anfange ſeines Hausſtandes) reges und zartes Gefühl und feinere Bildung verbanden. Hölty hatte weit mehr als Voß von jenem uralten ſcandinaviſchen und germaniſchen melancholiſchen Element in ſich, welches auch Macpherſon ſeinen Schotten im Oſſian zueignet, und ſelbſt Homer anerkennt (er ſagt bekanntlich: es iſt eine Freude auch im erſtarrenden Schmerz); Voß nahm von ſeinen Alten und vom Homer nicht das Dunkle, ſondern das Klare, daher ſeine Abneigung gegen den Orient und ſein heitrer Blick ins Leben. Hölty und ſein ſcandinaviſches Schwermuthsgefühl war dem orientaliſch-chriſtlichen, uns andern Norddeutſchen, auch wenn wir die Dogmatik verabſcheuen, ſo werthen Gefühl von Nichtigkeit und Vergänglichkeit unſeres Thuns und Treibens, viel näher als Voß, der mit ſeiner bürgerlichen Idylle Rouſſeau näher ſtand. Er paßte ſeine Lieder und ſeine Idyllen ganz dem Kreiſe an, in dem er lebte, deſſen Einfalt er auch, als er ſpäter reich genug war um ihn glänzender zu machen, beibehielt, weil er in ſeinem und ſeiner Freunde Leben ſeine Idylle ſah. Jeder von uns, der in dieſen Kreis trat und lebte, verſtand ihn daher vollkommen, andere nannten das Bürgerproſa. Voß ward daher von einem Theile des Volks, beſonders von dem, der als ſpäterhin Kreuz- und Querſprünge und Seiltanzen für Genialität galten, weder romantiſch noch humoriſtiſch wurde, verehrt und vergöttert, während er von den Genialen im Volke verachtet ward. Man erkannte weder von der einen, noch von der andern Seite, daß er weil ihm die eigentliche Philoſophie, d. h. alles Streben, das

innere Weſen der Dinge zu ergründen, fremd war und blieb, weder über die mittlern Höhen der Poeſie ſich erheben, noch den poetiſchen, ſymboliſchen und philoſophiſchen Geiſt des Chriſtenthums würdigen könne, daß er aber darum nicht weniger in ſeiner Sphäre groß ſey, nur mußte er auch innerhalb derſelben bleiben.

Was man übrigens auch immer von Voß Dichterfähigkeit halten mag, ſeine Wirkung auf unſere Nation, die jeder von uns im vorigen Jahrhunderte bemerkt, wenn auch nicht, wie wir, erfahren hat, bleibt darum doch dieſelbe und nur von dieſer haben wir hier zu reden, wo die Aeſthetik nicht in Betracht kommt. Mag man nämlich Voß als Dichter loben, oder wie viele gethan haben, hart ſchelten, mag man, wie in unſerer Jugend allgemein geſchah, ſeine Auffaſſung und Schilderung des Lebens in Gedichten und Idyllen als die wahre und ächte anerkennen, oder, wie ſeit der Zeit der tranſcendentalen Philoſophie und ihrer Töchter, der Romantik und der Genialität, Sitte ward, als proſaiſch und bäuriſch verachten, das hiſtoriſche Reſultat derſelben bleibt als Thatſache unläugbar. Er ſöhnte die mittleren Stände, die Familien mit ſehr mäßigem Einkommen, durch die ſüße Täuſchung einer Gattung Poeſie, die ihren Verhältniſſen angepaßt war, mit ihrem Schickſale aus, er lehrte ſie den anſcheinend ärmlichen Genuß idealiſch erhöhen und eine harte Entbehrung durch eine Spannung des Gefühls und einen Ausdruck, den man freilich Sentimentalität ſchalt und als kleinſtädtiſch belächelte, ſich und den Ihrigen nach Campes und Salzmanns Anweiſung verſüßen. Das Leben ward leichter und heiterer durch die der Proſe deſſelben näher gebrachte Poeſie, dadurch ward einer höhern Art von Dichtung der Weg eher gebahnt, als verſperrt. Ein Irrthum war es, daß Voß, mit einem eben ſo ausſchließenden Trotz, als ſeine Gegner gegen ihn übten, nicht zugeben wollte, daß für ein bewegteres und vielſeitigeres Leben als das, welches er Gelegenheit gehabt hatte, kennen zu lernen, eine ganz andere Art von Dichtung gehöre, als die ſeinige; er kämpfte daher oft mit Windmühlen.

Die Gedichte, denen Voß ſeinen erſten Ruhm verdankte, und auch ſogar noch ſpäter ſeine Luiſe, hatten nur einen bedingten Werth; dagegen erwarb er ſich durch ſeine Ueberſetzung der beiden großen Heldengedichte Homers um die deutſche Sprache und um die Dichtkunſt unſerer Nation unſterbliches Verdienſt auf einem Felde, wo nach ihm alle Andern nur eine Nachleſe mehr halten konnten. Voß leiſtete durch ſeine Ueberſetzung in Beziehung auf Sprache, Verskunſt und Denkungsart ſeiner Nation Aehnliches mit dem, was Luther durch ſeine Bibelüberſetzung geleiſtet hatte, weil ſein Sinn dem homeriſchen ebenſo verwandt war, als Luthers Geiſt dem der Propheten und Apoſtel.

Seit der Zeit, daß Voß die Aufgabe gelöſet hatte, Homers Vers, Sprache und Sinn, wenn auch vielleicht hie und da nicht ohne ſtarken Zwang und einigen Schein von Fremdartigkeit, genau im Deutſchen wieder zu geben, konnten die Gelehrten der ſaft- und kraftloſen Erklärungen entbehren, ſie durften nur Wolfs Text und Voß Ueberſetzung zuſammenhalten und ihre Grammatik gut erlernt haben, um den Geiſt homeriſcher Dichtung unmittelbar zu erfaſſen. Die Jugend, wenn ſie dichteriſchen Sinn hatte, wurde durch die bei aller Vortrefflichkeit immer noch der deutſchen Ueberſetzung ſchon des Wortlauts der Sprachen wegen anklebenden Härte zum Studium des Griechiſchen getrieben, um Sprache und Sprache, Urform und Abdruck vergleichen zu können. Unſere großen Dichter, beſonders Göthe und Schiller, wurden gerade durch das von Voß Geleiſtete zum Studium des Griechiſchen, und Göthe beſonders (denn Schiller blieb in Bezug auf Sylbenmeſſung und Sylbenwägung im Vertrauen auf den Reim ſtets ungemein nachläßig) ſah ein, wie wichtig das Mechaniſche des Versbaues und des Sylbenmaßes auch dem größten Dichter ſeyn müſſe.

Das Verdienſt der Einführung der Alten in den Kreis des deutſchen Lebens theilten die Stolberge mit Voß, obgleich ſie ſich auf eine andere Art verdient machten, da ſie eine Art der Uebertragung in's Deutſche vorzogen, welche zwiſchen der Manier, die Wieland gewählt hatte, und zwiſchen Voßens ſtrenger

Genauigkeit die Mitte hielt. Sie wählten die Tragiker, ſie ſuchten aber weder, wie Voß, eine neue Sprache zu ſchaffen, noch die Versmaße bis auf's Kleinſte nachzuahmen, noch ihr Original ohne Rückſicht auf die Uneingeweihten blos für die Kenner nachzubilden, ſie waren daher diejenigen, welche auch dem Theile des Publikums, dem Voß zu ſchwer, zu hart, zu rauh ſchien, eine Ahndung von griechiſcher Poeſie gaben, ohne ſie gleichwohl, wie Wieland und die Franzoſen thaten, ihres eigenthümlichen Weſens zu berauben. Der zahlreichen andern Ueberſetzungen, die Voß ſpäter arbeitete, gedenken wir nicht, weil ſie mit dem Erwachen der deutſchen Nation zu einem neuen Leben nichts zu thun haben, und davon iſt hier allein die Rede. Ein Umſtand darf jedoch nicht überſehen werden, wenn man etwa glaubt, daß in vielen der ſpätern Ueberſetzungen, welche Voß bekannt machte, der Gelehrte den Dichter verdrängt, oder doch bedrängt habe. Die Nation hatte ſeit der Zeit der Muſenalmanache Originaldichter erhalten, es war daher für den Ueberſetzer des Homer eine würdige Aufgabe, unſere Sprache bildſamer und weicher zu machen, zu verſuchen, was ſie vermöchte, und zugleich der Verflachung des Studiums der Alten, welches Heynes Schüler zu leicht nahmen, entgegen zu arbeiten.

Claudius gehört zu derſelben Gattung von Dichtern, zu denen wir die göttinger Freunde zählen; auch lebte er einige Zeit mit Voß in Wandsbeck zuſammen, und zog, wie dieſer, den demüthigen bürgerlichen und häuslichen Kreis dem Schlaraffenleben der großen Welt vor. Er wird wahrſcheinlich durch einzelne Lieder, vielleicht auch als gemüthlicher religiöſer Schwärmer, der Nation länger werth bleiben, als Voß, weil der Letzte mehr im Geiſte ſeiner Zeit, Claudius mehr im Geiſte der im Volke fortlebenden Art von Religioſität dichtete. Wenn man an Claudius Rheinweinlied, an ſein Wie iſt die Welt ſo ſtille und Anderes denkt, ſo wird man erkennen, daß der chriſtlich religiöſe Charakter und die Natürlichkeit, die ſich in ihm ausſprach, auch von denen unter uns, die einer andern Art

Philoſophie huldigen, als Claudius, ſo wie unter den Kindern und im Volke ſtets auf jede Weiſe muß gefördert werden. Uebrigens iſt dies Feld ein ſehr beſchränktes. Claudius erſchöpfte ſich bald und bildete ſich ein, daß er witzig ſey, wenn er gezwungen und manierirt war. Seine Witze konnten in einem Wochenblatte, wie der wandsbecker Bote, eine Zeitlang allerdings einer gewiſſen Claſſe von Leſern gefallen, einen bleibenden Einfluß konnten ſie nicht haben.

Claudius hat um ſo weniger mit der ſchnellen Enwickelung der Bildung unſeres Volks, von der hier allein die Rede iſt, zu thun, als er ſchon 1775 jedem Fortſchreiten den Krieg erklärte, und aufhörte, klar und verſtändlich zu ſchreiben, weshalb er denn auch mit Hamann innige Freundſchaft ſchloß. Er ſank, ſeitdem er St. Martins Buch in die Hände bekommen und überſetzt hatte *), in die ganz abgeſchmackte Myſtik der ſogenannten Martiniſten, welche von der Art iſt, daß ſie dem geſunden Verſtande, der heitern und unſchuldigen Lebensfreude und jeder Belehrung von Außen allen Zugang verſperrt.

Claudius und Hölty ſtanden ſonſt der Art Gefühlſamkeit am nächſten, welche ſich in den letzten ſiebenziger Jahren wie ein Nervenfieber über Deutſchland verbreitete, und welche einer von den göttinger Barden, J. Martin Miller aus Ulm, mächtig förderte. Wir betrachten übrigens den mittelmäßigen Roman, wodurch dies geſchah, als eine Wirkung der herrſchenden Empfindſamkeit, nicht aber als eine Urſache derſelben. Millers Roman, von dem wir weiter unten reden werden, würde indeſſen auch in jener empfindſamen Zeit unter zarten Jünglingen und beſonders beim weiblichen Geſchlecht nicht eine ſo erſtaunliche Wirkung gehabt haben, als er in unſerer Jugendzeit ſelbſt am Strande des Nordmeers hatte, wenn ihm nicht ein Meiſterwerk von Göthe vorausgegangen wäre. Millers Siegwart war eine Art Ueberſetzung des Werther in

*) Louis Claude de St. Martin des erreurs et de la vérité. Lyon 1775 und 1784. ward von Claudius 1782 deutſch herausgegeben.

die Sprache, die Gefühle, die Sitten des Publikums der zarten Petrarchiſten und Klopſtockianer, eine Proſa nach Art der Poeſie des Werther. Auf dieſe leztere müſſen wir daher zuerſt den Blick richten.

Göthe hatte ſeine Laufbahn ſeit 1772 gleichzeitig mit den göttinger Barden, aber unabhängig von jeder Parthei, ſogleich glänzend eröffnet. Jedermann war überraſcht, daß ein Einziger unter allen den unzähligen Dichtern jener Zeit, gleich wenige Jahre nach ſeinem erſten Auftreten faſt ohne Widerſpruch als der größte Geiſt der Nation und als ihre Hoffnung von allen verſchiedenen Partheien in allen Gegenden von Deutſchland, wenn gleich auf verſchiedene Weiſe anerkannt ward. Seine Geſchichte und die ſeiner einzelnen Arbeiten dürfen wir nach den unzähligen Büchern, die unter uns und im Auslande in den letzten Jahren darüber geſchrieben ſind, als bekannt vorausſezzen, eine bloße Andeutung iſt daher hinreichend. Seine kleineren Gedichte und Schriften, ſeine perſönliche Bekanntſchaft mit den ausgezeichnetſten Männern des jungen Deutſchlands, zu denen auch Schloſſer, Herder, Baſedow, Möſer und Moſer und der von Göthe ſelbſt geförderte Jung-Stilling und Lavater gehörten, hatten ſchon große Aufmerkſamkeit auf ihn erregt, als ſein Götz von Berlichingen, den er anfangs auf eigne Koſten hatte drucken laſſen, plötzlich ganz Deutſchland in Bewegung brachte.

Götz von Berlichingen ward, wie man aus Voß Briefen ſehen kann, von den göttinger Barden als ein Licht in tiefer Finſterniß, als Anfang einer ganz neuen Periode deutſcher dramatiſchen Dichtkunſt freudig begrüßt. Die jungen Freunde der Natur, der homeriſchen Einfalt und der griechiſchen Heldenkraft hofften wahrſcheinlich ſogleich, daß der Mann, welcher den Götz gedichtet habe, mit ihnen gegen die berliner Kritik und Aeſthetik und gegen Wielands Gallo-Gräcismus kämpfen werde. Die Idyllendichter überzeugten ſich, daß die Zierlichkeit und Leichtfertigkeit höfiſcher Rede und Verſe vor der Wahrheit und Derbheit des Lebens verſchwinden werde, welches Göthe auf die

Bühne bringen wolle. Göthe hatte damals ſchon ſeine Gedanken von Wielands Manier, mit den Griechen umzugehen, in dem witzigen, aber freilich etwas burſchikoſen Pasquill, Götter, Helden und Wieland, welches ſein Freund Lenz wider ſeinen Willen ins Publikum brachte, etwas gar derb ausgeſprochen. Er nahm in dieſem Aufſatz von der Alceſte Wielands Gelegenheit, den Mißbrauch, den Wieland auch in dieſer ſeiner Oper mit dem von ihm ſtets traveſtirten Alterthume trieb, lächerlich zu machen. Die Wirkung des Götz von Berlichingen und des Spotts über die Kraftloſigkeit der Nachahmer der Franzoſen zeigte ſich ſogleich. Es erhoben ſich unter den Deutſchen mitten unter der erſtarrenden Pedanterie der Gelehrten, eine Anzahl junger Männer, welche gegen alles Sentimentale Oppoſition machten, und durch den Kampf auf Leben und Tod, den ſie mit der berliner Kritik, mit Ramlers Regel, mit Gleims und Klopſtocks Dichterſchule, mit Wielands Leichtfertigkeit und mit deutſcher Pedanterie begannen, auch ſogar durch ihre Uebertreibung der deutſchen Bildung und ihrer Vielſeitigkeit unſerer Literatur ſehr nützlich wurden.

Die ariſtokratiſchen Magiſtrate unſerer ſogenannten freien Reichsſtädte, die ſteifen Höfe, die pedantiſchen Univerſitäten, die deſpotiſchen Beamten und die im Dunkeln, im Style des ſiebenzehnten Jahrhunderts, decretirenden Kanzleien erſchracken nicht wenig, als ihrer Polizei und Gravität zum Trotz ſich eine ultraliberale Generation von Schriftſtellern zu erheben drohte, die alle Regel und alle Ordnung und Zucht als altmodiſch verſchmähte. Dieſe Generation pflegt man mit dem Namen der Kraftgenies zu benennen, über deren Treiben man ſich aus Gervinus Buch über Geſchichte unſerer poetiſchen Literatur belehren mag. Unter den Leuten, die man zu dieſen Genies zählt, verſuchten ſich Lenz, der ſchon damals Anlage zum Wahnſinn zeigte, und Klinger, der ſpäter in vortrefflichen, nur von Wenigen verſtandenen Romanen die Fülle ſeiner Lebensweisheit niederlegte, beſonders im dramatiſchen Fach; andere auf andere Weiſe. Für Genialität iſt aber in den Engen des deutſchen

kleinſtädtiſchen Lebens (vielleicht zum Glück unſerer Nation) zu wenig Spielraum, wir berühren daher die Materie von den hypergenialen und von den humoriſtiſchen Schriftſtellern hier um ſo weniger, als ſie Gervinus ganz vortrefflich behandelt hat.

Nicht allein die Richtung der ſogenannten Kraftgenies und die Stimmung der Zeit, aus welcher das Streben und Treiben der Kraftgenies hervorging, hatte in einem poetiſchen Produkt des großen Nationaldichters einen Repräſentanten, ſondern er bemächtigte ſich ſogar jeder Begebenheit oder That, welche auf ſeine Zeitgenoſſen und Freunde einen ſtarken Eindruck machte. Dies war der Fall mit Beaumarchais, mit ſeiner Reiſe nach Spanien und mit dem Abenteuer, welches er dort beſtand und von dem die ganze Welt voll war. Göthe nahm davon gleich nach der Erſcheinung des Götz von Berlichingen Veranlaſſung zu einem andern Stück, ganz in einer entgegengeſetzten, keineswegs Shakspearſchen oder auch nur eigentlich genialen Manier. Was Beaumarchais ſelbſt angeht, ſo war er damals in der Mode. Er hatte in Paris Glück gemacht, er glänzte in den Geſellſchaften durch Geiſt und Witz, ein Bankier gab ihm Antheil am Geſchäft und er ward Franklins Freund, weil die franzöſiſche Regierung, ſo lange ſie ſich noch nicht für Amerika erklärt hatte, den Nordamerikanern die Subſidien durch ihn zukommen ließ. Später ward er durch ſeine Luſtſpiele, ſeine Prozeßſchriften, welche förmliche Satyren waren, und durch ſeine Schickſale ein Gegenſtand der allgemeinen Aufmerkſamkeit. Er hatte durch das Fragment einer Reiſe nach Spanien, welches F. H. Jakobi im zweiten Stück des ſiebenten Bandes von Wielands deutſchem Merkur deutſch bearbeitet bekannt machte, allgemeine Aufmerkſamkeit auch im gebildeten deutſchen Publikum, wie vorher im franzöſiſchen erregt. Dieſe Aufmerkſamkeit glaubte Göthe für ein Drama benutzen zu müſſen, und das mit Recht, da ein Drama nur dann Eindruck machen kann, wenn der Dichter eine herrſchende Stimmung des Publikums zu benutzen verſteht, und ſo entſtand der Clavigo.

Göthe entlehnte den Stoff ſeines Clavigo von Beaumarchais und arbeitete dieſes Stück eben ſo regelrecht und bedächtig, als Götz von Berlichingen in Anlage und Ausdruck genial war und der Regel trotzte. Das deutſche Publikum erſtaunte nicht wenig, daß ein und derſelbe Dichter ſo kurz hintereinander die Bewunderer Shakeſpeares und ſeiner Regelloſigkeit befriedigen und wiederum den Freunden der franzöſiſchen Bühne gefallen konnte. Man merkt freilich den hiſtoriſchen und franzöſiſchen Urſprung des Clavigo an den langen Reden und an der Art und Weiſe, wie der eigentlichen Geſchichte entgegen ein tragiſcher Ausgang des Stücks herbeigeführt wird; es ſollte aber auch, ſelbſt nach der Abſicht des Dichters, aus dem Stoffe kein tragiſches Meiſterwerk, ſondern nur ein gutes Stück gemacht werden. Daſſelbe würden wir von den zwei Stücken ſagen, die er in J. G. Jacobis Manier ſchrieb: wahrſcheinlich, um halb im Ernſt halb im Scherz zu beweiſen, daß ſich aus jeder Richtung der Zeit und aus jeder Stimmung der Menſchen etwas machen laſſe, wenn ein wahrhaft großer Geiſt ſich ihrer bedienen wolle.

Erwin und Elmire und Stella paſſen ganz für die Kreiſe, welche Nicolai im Sebaldus verſpottet, für die Herrn von Hohenaufs, ihre gnädigen Frauen, ihre Pfarrer und Beamte, für alle jene zartfühlenden Seelen, welche die Liebeleien bewunderten, deren ſüßen Sänger auch Hölty in der bekannten petrarchiſchen Bettlerode verſpottet [22]. Mit dieſen Stücken oder wenigſtens mit dem Geiſte der Zeit, aus dem ſie hervorgingen, hängt auch das zu ſeiner Zeit ganz mißverſtandene Meiſterwerk Göthes,

22) Dieſe bekannte Parodie auf das Lied, womit J. G. Jacobi den Teutſchen Mercur eröffnete und welches alſo anfängt:

Wenn im leichten Hirtenkleide
Mein geliebtes Mädchen geht

ſteht im Wandsbecker Boten und beginnt:

Wenn im leichten Hutfilzſöckchen
Meine braune Trutſchel geht.

der Triumph der deutſchen Sprache, Werthers Leiden, zuſammen, in welchem unſere hart und rauh geſcholtene, ſonſt nur wegen ihrer Kraft berühmte Proſa ſanft und mild wird, wie ein leiſer Hauch. Dieſe Leiden des jungen Werthers erſchienen 1774 und mußten ſchon im folgenden Jahre neu aufgelegt werden, es war aber gewiß nicht des Dichters Schuld, daß ſich von dieſem Augenblicke an die trübe, empfindſame, melancholiſche Stimmung gewiſſer deutſcher Kreiſe ſo ſehr vermehrte. Die Zeit war, wie Göthe ſelbſt ſehr treffend bemerkt hat, noch nicht fähig, ein ächtes Kunſtwerk als ſolches rein aufzufaſſen, d. h. dabei weder moraliſche Forderungen zu machen, noch die Geſchichte gewiſſen Orten und Zeiten anzupaſſen, wie man moraliſche Geſchichten für Kinder anzuwenden pflegt.

Einige Veranlaſſung zum Mißverſtand gab freilich Göthe dadurch, daß er, wie im Clavigo und ſonſt noch oft, ein zufälliges Ereigniß benutzte, um ſeiner Dichtung einen Platz an einem beſtimmten Ort und in einer beſtimmten Zeit zu ſchaffen, mit welchen beiden ſie ſonſt ſo wenig gemein hatte, als des Menſchen unſterblicher Geiſt mit ſeiner ſterblichen Hülle, obgleich auch dieſe nach Außen hin ſein Bild und ſogar ſein Organ iſt. Der Selbſtmord des jungen Jeruſalem (Sohn des Abts), der in Wetzlar damals den Reichsprozeß ſtudierte und in allen guten Häuſern in der ganzen Wetterau und in Frankfurt bekannt war, hatte ein ungemein großes Aufſehn erregt, weil man (wahrſcheinlich nicht einmal mit Recht) ihn der unglücklichen Liebe zu einer verheiratheten Frau zuſchrieb. Hegels Freund, Hölderlin, kein leerer eitler Burſche, (trotz deſſen, was Leſſing Gutes von ihm ſagt) wie Jeruſalem, ſondern Dichter und Philoſoph, ward bekanntlich am Ende des Jahrhunderts aus gleicher Urſache wahnſinnig.

Gerade dadurch, daß die großartige Dichtung Göthes in jener Zeit nicht blos für einen gewöhnlichen Roman, ſondern ſogar für die poetiſche Darſtellung wirklicher Verhältniſſe genommen ward, hatten Werthers Leiden auf ihre Zeit den mächtigen Einfluß, der uns veranlaßt, das Buch hier neben den Siegwart zu ſtellen. Beide Bücher trugen nämlich bei, das

ſehr proſaiſche bürgerliche Leben, welches die neue Erziehung und die Schriften der Educationsmänner in eine Idylle umſchaffen wollten, welches Voß und ſeine Freunde in ihren Gedichten als eine ſolche darſtellten, zu gleicher Zeit lächerlich und trübſelig zu machen. In ihren Wirkungen glichen ſich Werthers Leiden und der Siegwart, alſo nach Außen hin waren ſie völlig gleich, im Weſen waren ſie verſchieden, wie Natur und Affectation verſchieden ſind. Im Werther erſcheint die Liebe in ihren Wirkungen als mächtige Leidenſchaft, die einen ſchwachen Geiſt faßt und ihn hin und her treibt. Dieſe Leidenſchaft, die neben idealiſirten, bürgerlichen Verhältniſſen dargeſtellt wird, zeigt ſich dadurch in allen Richtungen und Formen deutlicher und wird zu einem äußeren Ding, daß für die Darſtellung die Briefform gewählt iſt, welche das ſchwache Gemüth ſelbſt unmittelbar vor uns in der Rede erſcheinen läßt, je nachdem es vom Sturme der übermächtigen Leidenſchaft hin und hergeweht wird. Gerade weil die Seele weder ſtark noch groß iſt, noch auch als ein Muſter aufgeſtellt werden ſoll, wird ſie endlich völlig zerſprengt.

Das Letztere ward gar nicht geahndet, man bewunderte nicht die unerreichbare Form, die Leichtigkeit der Sprache und die Gewalt der Leidenſchaft, die man an einer ſchwachen Seele allein bemerkt, weil eine ſtarke am Ende ſtets über die Leidenſchaft ſiegt, ſondern man machte vielmehr den Schwachen zum Helden und Märtyrer und fand in dem jungen Jeruſalem alberner Weiſe den Götheſchen Werther. Man machte aus der Lotte eine hiſtoriſche Perſon, wallfahrtete an Werthers Grab und trieb das Realiſiren jeder Perſon und jedes Worts in dem Roman auf einen Grad, den nur der begreift, der jene Zeit erlebt hat, oder in unſerer Zeit ähnliche Schwindel unpartheiiſch als ſolche zu erkennen vermag. Der anſteckende Schwindel, der im Werther und Siegwart ſeine Nahrung fand, iſt längſt verflogen, an Siegwart denkt Niemand mehr, und wer ihn lieſet, bemitleidet eine ganze Generation, die durch dergleichen Gewinſel bewegt ward; man iſt aber leider durch die Wahlverwandt-

ſchaften und Künſtlerwanderungen aus Göthes ſpäterer, adeligen Zeit auch gegen Werthers Leiden ſtumpf gemacht worden. Göthes erſter Roman wird indeſſen gerade dadurch ſtets ein unübertreffliches Kunſtwerk bleiben, daß eine an ſich ganz nichtige Leidenſchaft und ein unbedeutendes Weſen durch einen Dichter dichteriſche Bedeutung erhält, der damals noch nicht als kalter Künſtler, wie man jetzt ſagt, rein objektive Werke ſchuf, oder mit andern Worten, der wahrer Liebe und Freundſchaft noch nicht durch den Verkehr mit aller Welt und mit den Höfen abgeſtorben und in Egoismus geſunken war.

Wie weit man damals noch in Deutſchland zurück war, wie viel unſere Nation ſpäter noch durch Göthe und Schiller, durch die neue Philoſophie, durch die Schlegel, ſo lange ſie noch in Jena revolutionär in der Literatur wirkten, gewonnen hat, ſieht man aus der Aufnahme, welche das große Kunſtwerk unter dem empfindelnden Geſchlechte fand. Den Mangel an Begeiſterung, die gänzliche Unfähigkeit, irgend eine dichteriſche Schöpfung rein geiſtig aufzufaſſen, welche jenes von Salzmannſcher Erziehung nnd von Voß Idyllen mächtig bewegte Geſchlecht bei Gelegenheit des Werther bewies, hat Göthe ſelbſt am beſten ausgeſprochen. Wir verweilen daher ausdrücklich lange bei Werther und Siegwart, weil wir bei keiner andern Gelegenheit den innern Zuſtand der damaligen deutſchen gebildeten Kreiſe leichter und zugleich anſchaulicher vors Auge bringen können. Göthe ſagt in ſeinem Leben, an der Stelle, wo er von dem wahrhaft komiſchen Aufſehen redet, welches Werthers Leiden unter denen erregte, die gar keine künſtleriſche Idee zu faſſen im Stande waren und von dem Mißverſtändniß, welches unter den deutſchen Zeloten, den Rechtgläubigen in Hamburg, und den Irrgläubigen in Berlin, durch das Buch, in Rückſicht auf den zu beſorgenden moraliſchen Nachtheil veranlaßt ward: „Man kann von dem Publikum nicht verlangen, daß es ein geiſtiges Werk geiſtig aufnehmen ſolle. Eigentlich ward nur der Inhalt, der Stoff beachtet, was ich ſchon von meinen Freunden erfahren hatte, und daneben trat das alte Vorurtheil wie-

der ein, entſpringend aus der Würde eines gedruckten Buchs, daß es nämlich einen didaktiſchen Zweck haben müſſe. Die wahre Darſtellung hat keinen. Sie billigt nicht, ſondern entwickelt die Geſinnungen und Handlungen in ihrer Folge und dadurch beleuchtet und belehrt ſie.“

Da man den Mißverſtand des in ſeiner Art einzigen Götheſchen Werks auf eine ganz verſchiedene Weiſe in Schriften zu erkennen gab, ſo läßt ſich der Zuſtand der deutſchen Bildung jener Zeit und die geringe Fähigkeit der damaligen Machthaber der Literatur, ächte Poeſie auch nur zu verſtehen, an dieſen Schriften am beſten anſchaulich machen. Wir wollen indeſſen, der Kürze wegen, nur von drei Mißverſtändniſſen und ihren Aeußerungen reden. Es erhoben ſich nämlich die altlutheriſchen Rechtgläubigen dagegen, als gegen eine Sünde, die proſaiſch bürgerlich rechtlichen Spießbürger und die berliner trocknen Weiſen, als gegen eine moraliſche Irrlehre. Dieſe beiden Claſſen eiferten gegen das von ihnen nicht verſtandene Kunſtwerk; aber auch die Bewunderer deſſelben verſtanden es nicht recht. Die zarten und weichen Seelen nämlich vergötterten den Werther und ſeinen Verfaſſer, weil ſie ihn für einen der Ihrigen nahmen. Von den erwähnten Richtungen unſeres Volks, welche bei der Gelegenheit laut wurden, haben ſich zwei, die orthodoxe und die platt moraliſch-praktiſche, immer erhalten, und kommen jetzt, wo man das Alte unter neuen Formen herſtellt, an allen Ecken und Enden wieder hervor, die Dritte theilt ſich jetzt, nachdem ſie alle Veränderungen und alle Wechſel der Zeiten erfahren hat, in mancherlei Zweige, je nachdem in den verſchiedenen Subjecten, die ihr unterworfen ſind, die eine oder die andere Philoſophie vorherrſcht.

Alle Gläubigen des alten Syſtems, die Paſtoren, die juriſtiſchen Theologen, wie Pütter, die Conſiſtorien, die ehrenfeſten, damals noch ſehr zahlreichen reichsſtädtiſchen Magiſtrate, erblickten in dergleichen neuen Poeſie, wie die im Werther war, den Keim des Verderbens, in ihrer Verbreitung einen Sturm auf das Lutherthum, alſo auf die beſtehenden Verfaſſungen. Als

das unverſtändige Organ dieſer Conſervativen hatte ſich längſt Paſtor Melchior Göze in Hamburg aufgeworfen. Gözes Kreuzzug gegen Werthers Leiden iſt indeſſen beſonders darum merkwürdig für uns, weil wir bei der Gelegenheit ſehen, wie mächtig damals das jugendliche Streben und die edle Kraft der wenigen, aber eng verbundenen Freunde des in Deutſchland dämmernden Lichts waren. Die ganze vereinigte Maſſe der obgenannten herrſchenden Zeloten, Göze mit der Fahne des bedrängten Zions an ihrer Spitze, regten das Volk auf, das damals noch blind war, jetzt ſehend geworden iſt; es tobte. Der Städte und Fürſten Polizei war den Männern des Lichts feindlich — und dennoch blieb ihnen der Sieg; wir verzagen daher auch nicht, wenn die Wächter Zions jetzt aufs neue ſchreien. Melchior Göze war kaum inne geworden, welche unbeſchreibliche Wirkung der neue Roman, in welchem der Selbſtmord des jungen Jeruſalem nach ſeiner Meinung als Heldenthat geprieſen ward, auf den ihm ohnehin höchſt verdächtigen Theil der Herrn und Damen mache, die lieber ſolche neumodiſche Bücher als ſeine Predigten, als Benjamin Schmolkes Gebetbuch oder als ſeines Freundes Ziegra ſchwarze Zeitungen laſen, als er im Zorne entbrannte. Er erließ alſo nach ſeiner Art, gleich wie vorher der Erzbiſchof von Paris gegen Rouſſeaus Emil, eine Art Hirtenbrief (mandement) gegen den Werther.

Der Titel der liebreichen Schrift, die der fromme Mann im heiligen Eifer herausgab, lautete: Kurze aber nothwendige Erinnerungen über die Leiden des jungen Werthers, über eine Rezenſion derſelben und über gewiſſe nachher erfolgte Aufſätze (1775). Um in unſern Zeiten daran zu erinnern, wohin das fromme Toben der Zeloten führt, und wie lutheriſche blinde Orthodoxie mit Poeſie und Literatur der Nation umgeht, wenn ſie einmal Religion in mechaniſchen Dienſt und in Gedächtnißwerk verwandelt hat, wollen wir aus dieſer Schrift einige Sätze ausheben, und zwar die, mit denen der Paſtor ſeine Invective ſchließt: „Da mitten in der evangeliſch-lutheriſchen Kirche, ruft er aus,

Apologien für den Selbſtmord erſcheinen und in öffentlichen Zeitungen angeprieſen werden, ſo werden wir bald laudes Sodomiae, wenigſtens neue Auflagen oder gar Ueberſetzungen der Aloysa Sigaea ſehen. Es wird für kein Verbrechen gehalten werden, Andere, welche uns im Wege ſtehen, aus der Welt zu ſchaffen. Die Giftmiſcherei wird ſo eingerichtet ſeyn, daß die Beſtrafung derſelben unmöglich werden wird u. ſ. w." Damit man aber ſehe, wie man ſchon damals ſehr geſchickt, wenngleich ſehr grob, ohne Sophiſtik, wie jetzt ſehr fein und mit philoſophiſcher Terminologie, jede religiöſe Aufklärung als politiſches Vergehen darzuſtellen wußte, fügen wir hinzu, daß Göze, nachdem er auf dieſe Weiſe noch in einigen anderen Sätzen Göthe als Volksverführer und Sitten- und Polizeiverderber gemalt hat, ihm endlich Semler zur Seite gibt. „Kurz, ſagt er weiter unten, wenn nach den Semler'ſchen Grundſätzen die heilige Schrift zu Grunde gerichtet, oder wenn ſie nach den Bahrdtſchen moderniſirt, das iſt ſtinkend und lächerlich gemacht wird, was wird aus der Chriſtenheit werden? Ein Sodom und Gomorra."

Damit man nicht glaube, daß dies ein ohnmächtiges Geſchrei eines blinden Pfaffen geweſen ſey, wollen wir zeigen, daß ihn die theologiſchen Juriſten der Reichsſtädte und Alles, was an der Spitze der Staatspolizei ſtand, wirklich für den Repräſentanten der lutheriſchen conſervativen Partei hielt. Es arbeiteten nämlich gerade damals Männer wie Merk, Schloſſer, Göthe (leider! auch Bahrdt) an den frankfurter gelehrten Anzeigen, ohne auf ihre Arbeit daran gerade beſonderen Fleiß zu wenden, oder Bedeutung darauf zu legen. Einer von den Mitarbeitern hatte Gözes andächtige Betrachtungen auf eine ziemlich ſpöttiſche Art angezeigt, der frankfurter Magiſtrat fand die Anzeige höchſt ärgerlich, und glaubte Einhalt thun zu müſſen. Die Herren des frankfurter Raths waren ſo voll Achtung für den hamburger Zionswächter, daß ſie nicht allein aus eigener Bewegung den Verleger der Anzeigen beſtraften, ſondern ſich auch gegen jeden Verſuch, ein junges Frankfurt emporzubringen, mit den Worten erklärten: „daß in dieſen Anzeigen

ein höchſt ärgerlicher, gegen alle dem Staat und der Religion ſchuldige Pflichten anſtoßender, Religionseifer zu ſpüren ſey." Dabei blieb aber ihre für das Lutherthum und ſeinen Repräſentanten eifernde Staatspolizei nicht ſtehen: „Man wolle ſchärfere Maßregeln vorkehren; anbei würden aber alle theologiſche Sachen betreffende Recenſionen gänzlich unterſagt." Göze war ſo gerührt von der Harmonie zwiſchen ſeiner Theologie und der frankfurter Polizei, daß er einen eigenen Dankſagungsbrief an Bürgermeiſter und Rath der Stadt Frankfurt richtete, worin er dieſen verſicherte: „Es leuchte aus dieſer Maßregel aller Welt in die Augen, daß noch der rechte Gott in dem frankfurter Zion ſey."

An der Spitze der andern, breiten und ſich breit machenden Parthei der auf der Heerſtraße der proſaiſchen Moral des gewöhnlichen bürgerlichen Lebens auch in der Poeſie und Philoſophie fortwandelnden Deutſchen, ſtand ſeit langer Zeit Nicolai eben ſo päpſtlich, als Göze in Hamburg an der Spitze der Altlutheraner. Im Hannöverſchen, in Brandenburg, in Sachſen, in allen Gegenden Deutſchlands, wo Wieland als der Erſte unter unſern Claſſikern galt, war auch Nicolai und ſeine allgemeine deutſche Bibliothek Orakel des Geſchmacks und der Kritik; allein bei Gelegenheit von Werthers Leiden täuſchte ſich doch auch Nicolai über ſeinen Einfluß auf ſein beſchränktes, aber nicht, wie Gözes Anhänger, ganz blindes Publikum. Nicolais Hirtenbrief gegen Werthers Leiden war eine Schrift, die er für eine Satyre hielt, die aber doch auch ſogar ſeine Freunde für das erkannten, was ſie war, für eine Maſſe von Plattheiten, unter dem Titel Freuden und Leiden des jungen Werther, 1775. Der Verſuch, die Geſchichte Werthers auf eine gemeine Weiſe durch einen lächerlichen und höchſt platten Ausgang zu traveſtiren, war ſo mißlungen, daß der kluge Speculant, um nicht ſein eignes Publikum gegen ſich zu haben, ſchon in der Selbſtanzeige ſeiner Parodie eingeſtehen mußte, daß er zu weit gegangen ſey. Wieland, obgleich ihn Göthe kurz vorher durch das oben angeführte Pasquill heftig beleidigt hatte, und er eigent-

lich näher bei Nicolai ſtand, als bei Göthe, unterſchied doch den wahren Dichter von der großen Anzahl ſentimentaler Romanſchreiber auch bei dieſer Gelegenheit. Man kann es daher Göthe wohl verzeihen, wenn er Nicolais im Intereſſe der Moral, wie er ſagte, verfaßte Schrift etwas cyniſch durch das Spottgedicht Nicolai auf Werthers Grabe beantwortete. Nicolai ſelbſt ſagt in der Ankündigung ſeiner Schrift in der A. D. B. ausdrücklich, ſie enthalte keine Satyre auf Göthe, den er achte und als Meiſter anerkenne, ſondern er habe nur die trübe und empfindſame Manier und die Art der Vertheidigung des Selbſtmords lächerlich machen wollen. Gelegentlich giebt er freilich auch zu verſtehen, daß ihn die Artikel der frankfurter Anzeigen geärgert hätten, worin ſowohl über das berliner Laternenlicht, als über die Hamburger Dunkelheit geſpottet war.

Als Repräſentanten der dritten Richtung der Zeit, der ſentimentalen und der zärtlichen, oder der unzähligen Menſchen, welche Göthe zu verſtehen glaubten, weil ſein Styl ſo leicht war, ihn aber gleichwohl gänzlich mißverſtanden, betrachten wir J. M. Miller in Ulm. Er gehörte wie Hahn und Leiſewitz und Hölty zu den göttinger Barden, machte auch ganz artige Gedichte, wir würden aber weder dieſer, noch anderer Arbeiten, noch ſelbſt des Siegwarts erwähnen, wenn wir nicht nachweiſen müßten, auf welche Weiſe das, was in Göttingen idylliſcher Ton und Schilderung häuslicher Scenen geweſen war, als Schwärmerei nach Schwaben kam und durch den Siegwart in ganz Deutſchland verbreitet ward. Man muß übrigens Siegwart, eine Kloſtergeſchichte, welchen Roman Miller, der um 1775 von Göttingen nach Ulm zurückgekommen war, ſchon 1776 ſchrieb, von den ſpätern Romanen, die er fabrikmäßig auf den Kauf verfertigte, wohl unterſcheiden. Zu dieſen rechnen wir den Briefwechſel dreier akademiſchen Freunde, den Karl von Burgheim, die Emilie von Roſenau u. ſ. w. Der Siegwart verdankte allerdings das Glück, das er machte, und das Aufſehen, das er erregte, Werthers Leiden, doch würde man irren, wenn man ihn für eine Nachahmung dieſer Dichtung

anſehen wollte, er ging nur aus derſelben Stimmung der Zeit mit dieſer hervor, gehörte dabei aber mehr der göttinger elegiſchen Richtung an. Man konnte etwa ſagen, der Siegwart ſey die elegiſche Idylle eines Dichters, der ſich unter den göttinger Barden gebildet hatte.

Dieſer Roman machte ein unbeſchreibliches Aufſehen und ſelbſt an den äußerſten Enden Deutſchlands, am Strande der Nordſee und an der Weſer, alſo gerade in der größten Entfernung vom Schwabenlande, vernahmen wir in unſerem Knabenalter das ausgelitten haſt Du, ausgerungen u. ſ. w. Der Siegwart war allgemein verbreitet und paßte ganz zu der norddeutſchen Idylle und zu der, durch Höltys und anderer Gedichte verbreiteten, ſchwermüthigen Stimmung. In Millers Gedichten, das heißt in ſeinen Idyllen, Elegien, Liedern, drückt ſich dieſelbe Richtung aus, welche wir im Siegwart wahrnehmen, und gerade die in dieſen herrſchende Stimmung der Zeit machte ja Millers Perſönlichkeit einem Voß und andern Göttinger Freunden, die von Melancholie und Schwärmerei nicht hören wollten, denen ein Kloſter verhaßter war, als ein Gefängniß, ſo ungemein theuer und werth. Uebrigens kann man, weil ſich der Siegwart doch von den übrigen, von Miller fabrikmäßig gefertigten Romanen durch weſentliche Vorzüge unterſcheidet, die deutſchen Jünglinge und Frauen wegen ihrer Bewunderung deſſelben einigermaßen entſchuldigen.

Miller hatte ja die Alten mit jenem edeln, nur reiner Menſchenbildung nachſtrebenden, von Gelehrtendünkel und von Handwerksgeiſt gleich entferntem Eifer geleſen, der das Leben des göttinger Bundes ſo vortheilhaft vom Treiben der Studenten unterſchied; er hatte ſich mit den alten ſchwäbiſchen Dichtern bekannt gemacht, dies gab ihm große Vorzüge vor andern Romanſchreibern. Nur wenige Schriftſteller unter denen, die damals für das große Publikum ſchrieben, waren der reinen und edlern Umgangsſprache mächtig, denn Nicolais Ton und Sprache war ganz platt und gemein, Wieland ſchrieb nie reines Deutſch, und

beide waren läſtig breit, Miller ſchrieb dagegen ſeinen Siegwart in gutem, fließenden, leichten Deutſch, anfangs nur in zwei Bändchen, erſt als der Roman Leſer gefunden hatte, zog er ihn ins Breite. Die Scenen des Romans ſind durchaus idylliſch ausgemalt und Miller hat dabei die Localitäten ſeines Schwabenlandes benutzt, wie ſeine ſaſſiſchen Freunde in ihren poetiſchen Idyllen die Ihrigen nutzten. Miller verlor auch ſeinen durch den Siegwart erworbenen Ruhm gar bald, als er ſeinen Roman gleich einem gelehrten Commentar, den ein Philolog herausgiebt, hernach unverſtändig vermehrte und in dem Briefwechſel dreier academiſchen Freunde in Styl, Ausdruck und Sprache platt ward.

Miller ſelbſt ſchildert uns die Quelle, aus welcher ihm und allen ſeinen Zeitgenoſſen die empfindelnde Richtung, die girrende Taubenliebe, die keine Leidenſchaft, ſondern ein Faſeln iſt, der weinerliche und melancholiſche Ton floß. Dieſe Quelle ſind die Gedichte des damals über den Homer erhobenen oder neben ihn geſtellten Klopſtock, es ſind die Gedichte der zahlreichen Liebesſänger in Petrarchas Manier, die ſich um Klopſtock ſammelten. Dieſe unterhielten ſich über die gewöhnlichſten Dinge des gemeinen Lebens in dem Ton, in welchem im Siegwart von einem Bauernburſchen geredet wird, der in ein Mädchen verliebt iſt: „Wohl dem Jüngling, heißt es, deſſen Seele ſich allein durch das Band der Liebe feſſeln läßt! Er und ſeine Freundin werden einſt mit Semida und Cidli, mit Petrarcha und Laura, mit Klopſtock und ſeiner Meta unter Lebensbäumen wandeln und ſich ihre Liebe in der Unterwelt erzählen.“ Aus dieſer Stelle kann man zugleich auf den in dem Buche herrſchenden Ton und auf den Ton der Leute ſchließen, von denen es ſo begierig geleſen ward; denn die einzelnen dargeſtellten Scenen, ſo wie die ins Lächerliche getriebene Vergötterung Klopſtocks ſind ganz aus dem damaligen Leben entlehnt, wie wir aus den zahlreichen, jetzt gedruckten, Briefen jener Zeit ſehen.

Die Proſa des Siegwart iſt von Göthes Proſe im Werther unterſchieden, wie der Styl in Geßners Idyllen von dem

in Rouſſeaus Heloiſe, denn ohne gerade poetiſche Proſa zu ſeyn, gleicht er doch Verſen ohne beſtimmtes Metrum. Dabei iſt Alles trübe und melancholiſch, man hört nur von Kirchhof, Tod, Thränen. Das Alter iſt dort ohne Reiſe, die Jugend hat keinen der Charaktere der Jugend; die Sinnlichkeit iſt ihrer Natur ganz entgegen, nicht auf Genießen, ſondern auf Anſchauen gerichtet. Läugnen kann man jedoch nicht, daß auch dies in vielen Gegenden wohlthätig wirkte, daß die moraliſche Bildung des Volks durch den vielgeleſenen Roman gefördert, Sinn für Poeſie geweckt und ſtatt herrſchender Rohheit Gefühle der Menſchlichkeit verbreitet wurden. Im ganzen Buche wird Religioſität und Sittlichkeit gefördert, und ſtatt der alten Dogmatik und der Katechismuslehre, die blos für das Gedächtniß waren, ein lebendiges Gefühl der Gegenwart der Gottheit im Gemüth und in der Natur untergeſchoben. Weil wir den Siegwart als eine Art Erbauungsbuch betrachten und zugleich den erſten Theil beſonders als eins der vorzüglichſten unter den vielen, damals für Kinder und für die reifere Jugend geſchriebenen Bücher anſehen, ſo haben wir ihn der neuen Erziehungsliteratur vorausgeſchickt, deren wir jetzt noch gedenken wollen.

Auch in den Schriften zum Unterricht oder zur Unterhaltung von Kindern, zur Belehrung der Aeltern, mit denen Deutſchland ſeit Baſedows Zeit überſchwemmt ward, wird man mehr oder weniger von der Lebensanſicht und Moral finden, welche im Siegwart gelehrt oder befolgt wird. Man erkennt darin überall den gutmüthigen Charakter der Nation; aber auch Kleinſtädterei, Pedanterei und Neigung zum Predigen, ſtatt zum Handeln. Einer der erſten Schriftſteller für Kinder und über Erziehung war freilich Weiſſe, wir übergehen aber ſeinen Kinderfreund, weil er ſich nur auf Kindererziehung und auf das Verhältniß zu dieſen beſchränkte; da hingegen Campe das ganze Leben und deſſen Verhältniſſe in ſeinen Kreis zog. Campe verſtand eben ſo gut als Kotzebue ſich auf den Standpunct der Leute zu ſtellen, die man Publikum nennt, das heißt, der ſogenannten Aufgeklärten, der durch Romanenleſen und oberflächli-

chen Unterricht Gebildeten. Er war Prophet der Claſſe von Leſern, welche zwar von einem Lichtenberg, Voß, Herder, Leſſing, Göthe, ſo unendlich verſchieden ſonſt dieſer Männer Anſichten waren, verſpottet oder doch verſchmäht wurden, die ſich aber hernach in großen Maſſen um Kotzebue drängten.

Campe hat freilich nichts Eignes oder Eigenthümliches ans Licht gebracht; allein er hat die allerverſchiedenſten Dinge unter der Maſſe des Volks verbreitet und dem Geſchmack und Begriff der eigentlichen Bürgerclaſſe, die vom gelehrten Unterricht ausgeſchloſſen war, angepaßt. Am nützlichſten iſt unſtreitig unſerer Nation ſeine Kinderbibliothek geworden, beſonders nachdem er in ſpäterer Zeit die Zahl der darin aufgenommenen Stücke bedeutend vermindert hatte, ſo daß jetzt nur die vorzüglichſten Proben der moraliſchen und erheiternden neuen Literatur der Deutſchen, welche Kindern und jedem aus dem Volke verſtändlich und lesbar ſind, darin vereinigt gefunden werden. Durch den Gebrauch dieſer Sammlung beim Unterricht und im Leben wurden Sprache und Geſchmack gereinigt, die Jugend gewann von Kindesbeinen an die vorzüglichſten Volksſchriftſteller, die ihr vorher nur im gelehrten Unterricht bekannt wurden, gewiſſermaßen neben den Spielen der Kindheit fürs ganze Leben lieb. Campe's Sittenlehre für Kinder war ein völliger Mißgriff und hing mit der Manier der neuern Erzieher, den jugendlichen Geiſt immer nur auf die unmittelbar brauchbaren Kenntniſſe hinzuleiten, zuſammen. Dieſen Mißgriff muß man damit entſchuldigen, daß man vom Extrem des Mittelalters plötzlich zum Extrem des Modernen übergehen wollte oder mußte. Es beſtand nämlich jene Sittenlehre für Kinder, die man an die Stelle der alten dogmatiſchen Katechismen ſetzen wollte, in einer falſchen Anwendung von Schloſſers Katechismus für das Landvolk auf den Kinderunterricht überhaupt. Campe und alle Weiſen ſeiner und unſerer Zeit, welche es dem unſterblichen und freien Geiſt gleich von Kindesbeinen an dadurch unmöglich machen, je frei in der Idee zu leben und in ihr ſelig zu ſeyn, daß ſie ihn durch Gedächtnißwerk oder auch durch den Nutzen unauf-

löslich an das Materielle binden, haben zugleich Recht und Unrecht, wenn ſie das Kind und das Volk auf gleiche Weiſe unterrichten wollen. Sie haben Recht, in ſo fern Leben, Lebensweisheit, Fähigkeit des Begreifens höherer Dinge bei beiden eine gleiche Methode erfordert; ſie haben Unrecht, weil die Menſchenclaſſen, die in civiliſirten Staaten Volk genannt werden, ſtillſtehend, derjenige Theil der Jugend aber, der nicht zu dieſen Claſſen gehört, fortſchreitend gedacht werden muß, und deshalb am Anfange der Reiſe des Lebens Vieles einſammeln ſoll, was er erſt in der Mitte derſelben gebrauchen lernt. Campes Robinſon, der jüngere, erinnert ſchon durch dieſen Titel an die Geſchichte des Alexander Selkirk, welche Daniel Defoe, der als politiſcher Schriftſteller und als Verfaſſer vielgeleſener Romane ſeiner Zeit (1665—1731) in England ſehr berühmt war, für ſeinen Robinſon Cruſoe benutzte, hinter welchem Campes Arbeit weit zurückbleibt. Campe war nicht einmal der Erſte, welcher Defoes Arbeit für den Zweck benutzen wollte, den er wie Baſedow und Rouſſeau im Auge hatten, nämlich den Menſchen unſerer Zeit wie den Naturmenſchen zu erziehen. Schon Rouſſeau hatte in ſeinem Emil die Geſchichte des ältern Robinſon als dasjenige Buch angeprieſen, wodurch man dem Zöglinge am beſten anſchaulich machen könne, welche Kenntniſſe eigentlich allein nützlich und nöthig ſeyen und wie man ſie erwerben ſolle. Campe hätte bei ſeiner educatoriſchen Bearbeitung des alten Robinſon nur manche Auswüchſe oder Geſchmackloſigkeiten und Unwahrſcheinlichkeiten weglaſſen, die alte Geſchichte durch ſeinen leichten, der Converſation der Gebildeten angepaßten Styl, und durch eine reine und richtige Sprache, deren er durchaus mächtig war, in den Familienkreiſen zum unterhaltenden Leſebuch machen ſollen, dadurch würde er den nach der neuen Methode Erziehenden und Erzogenen viel genützt haben, er ging aber weiter. Was er hinzufügte, war albern und machte albern. Campes Robinſon ward mit Recht, weil man kein paſſenderes in gutem Deutſch geſchriebenes Buch hatte, ein allgemeines Leſebuch für Kinder. Dieſe Geſchichte und das von

Campe hineingeſchobene Educationsgeſchwätz erſtickte die Poeſie des Jugendlebens in demſelben Jahrzehnt (1775—1785), als der Siegwart poetiſch religiöſe Träumerei und melancholiſches Schwärmen in die Mode brachte.

Sobald Campes Robinſon in den Händen aller Kinder der gebildeten Stände war, traten die bibliſchen Geſchichten zurück. Es ward dadurch in den Familien neben der praktiſchen Proſa unſerer kleinen Verhältniſſe auch noch eine theoretiſche herrſchend. Es erwuchs ein neues Geſchlecht nur aufs Handgreifliche, Häusliche, unmittelbar im äußern Leben Nützliche bedacht, voll kindiſcher Naſeweisheit. Luthers Bibelüberſetzung, verſtandene oder nicht verſtandene, doch die Phantaſie anregende Geſchichten und Poeſien des Orients gaben wenigſtens religiöſen Schwung, die langweilige Moralpredigt des neuen Leſebuchs drückte die Seele nieder, und drängte die zum Lernen trägen Knaben in Rouſſeaus Schule, wo der eigentliche Menſch nicht durch Fortſchreiten und im Fortſchreiten entſteht, ſondern als Naturmenſch vollkommen geboren wird. Von Campes Entdeckung von Amerika und von den caſtrirten und durchwäſſerten Reiſebeſchreibungen, die das Leben nicht ſo unmittelbar angehen und auch nie ſo verbreitet waren, als die andern genannten Bücher, darf hier nicht geredet werden. Auch Salzmanns ſeiner Zeit allgemein verbreitete Kinderbücher erwähnen wir nur im Vorbeigehn. Salzmann hält ſich weislich ganz innerhalb des engen häuslichen Kreiſes, und handelt nur von den bürgerlichen Verhältniſſen des ganz gewöhnlichen täglichen Lebens. Sein Elementarwerk, welches in unſerer Jugend die claſſiſche Lectüre des werdenden Geſchlechts nützlicher aber langweiliger Menſchen war, ſchildert den bürgerlichen Kreis einer behaglich lebenden deutſchen Familie mit aller Gemüthlichkeit, welche im deutſchen Nationalcharakter liegt, legt aber zugleich Bedeutung auf Kleinigkeiten, als ſollten ausdrücklich Pedanten und armſelige Kleinigkeitskrämer gebildet werden. Daß alle Kindereien in dem Buche mit großer Wichtigkeit behandelt werden, hat ſeinen Grund darin, daß das Publikum Klopſtocks

und des Siegwart jede Gelegenheit ergriff, Gefühle zu zeigen oder zu affectiren, die man für Tugend gelten ließ, wie bei der vorigen Generation Beten und Singen und in die Kirche gehen für Religion galt. Dadurch wurden die Kleinigkeiten des häus- lichen Lebens auf dieſelbe Weiſe durch ein Buch wichtig gemacht, wie vornehme Grillen und Launen durch Jacobis Woldemar. Uebrigens gewann auf der andern Seite durch dieſes Buch und durch ähnliche, nach ſeinem Muſter geſchriebene, das deutſche Leben an Klarheit, die Jugend ward dadurch von blindem und unpraktiſchen Gedächtnißwerk zu einer lebendigen und thätigen Erkenntniß gebracht, denn das Buch war einfach, klar, herzlich geſchrieben. Die Reiſen der Salzmannſchen Zöglinge waren we- niger verbreitet, ſind aber wie das Elementarwerk zu betrach- ten und haben mit dieſem einerlei Zweck.

Höher als alle die genannten deutſchen Educationsſchrift- ſteller und ihre Bücher ſteht ohne allen Streit der Schweizer Peſtalozzi, und ſein nicht ſowohl für Kinder als für's Volk ge- ſchriebener Volksroman. Peſtalozzis Lienhard und Ger- trud, ein Buch für das Volk, ſteht zwar in Rückſicht der Reinheit des Styls und der grammatiſchen Richtigkeit der Sprache den erwähnten deutſchen Büchern weit nach; dagegen iſt es durch den darin herrſchenden Charakter ächter Religioſität und durch die Dar- ſtellung des durch natürliches aber veredeltes Gefühl geleiteten Lebens der unter den drückendſten Verhältniſſen Gott und ſein Gebot ehren- den Seelen unübertrefflich. Das Buch würde noch mehr Werth ha- ben, wenn der Verfaſſer es in ſeiner urſprünglichen Geſtalt gelaſſen hätte, wie es blos auf dreihundert und ſiebenzig Seiten zu Berlin bei Decker erſchienen war. Bei dieſer erſten Auflage half eine ſehr geſchickte Hand dem Verfaſſer in Rückſicht auf Ausdruck und Sprache nach, ſpäter half jemand, der das Weſen und den ei- gentlichen Charakter dieſes unſterblichen, nicht mit dichteriſcher Phantaſie gedichteten, ſondern aus warmem Herzen, inniger Theilnahme am Schickſale der ärmſten Volksklaſſen und voller Ueberzeugung hervorgegangenen Werkes veränderte. Man machte das Buch zu einer Vorrathskammer von den aller verſchieden-

ſten Lehren und Belehrungen, wodurch ihm ſein Hauptvorzug, raſche Handlung und kurze Moral geraubt, und die im erſten Theile völlig beendigte Geſchichte in's Breite gezogen ward. Die erſte Auflage nämlich, die blos aus dem nachherigen erſten Theil beſteht, enthält die einfache Geſchichte einer armen Bauernfamilie des Kantons Bern aus jener Zeit, wo die Junker von Bern noch Gutsherrſchaften im deutſchen Sinne des Wortes und zugleich Schützer und Wohlthäter ihrer Bauern waren. Dieſe einfache Geſchichte wird auf eine ſolche Weiſe erzählt, daß nach und nach das ganze Dorf und alle Verhältniſſe einer Dorfgemeinde, ihr Schulze, ihr Wirth, ihr Pfarrer, ihr Gutsherr, die verſchiedenen Gemeindeglieder redend und handelnd eingeführt werden. Der Verfaſſer war durch ſeine innige Bekanntſchaft mit der Lage, der Denkart und den Verhältniſſen des Landvolks in den Stand geſetzt, in einer ganz einfachen Geſchichte das Leben deſſelben künſtleriſch darzuſtellen. Er verſteht, in den Handlungen und Charakteren der verſchiedenen auftretenden Perſonen, die verſchiedenſten Wirkungen, ſowohl die der ganz von Gewinnſucht beherrſchten Gemeinheit und der grob ſinnlichen Rohheit, als des dem Menſchen angebornen, oder von ihm durch religiöſen Unterricht erworbenen, feineren ſittlichen Gefühl handgreiflich und augenſcheinlich zu machen. Da alle Bewohner des Dorfs auf die Bühne gebracht werden, ſo gibt dies Gelegenheit, alle verſchiedenen Abſtufungen und Schattirungen der rohen Charaktere der blos auf äußern Vortheil erpichten Glieder der Gemeinde und der rechtlichen und religiöſen Geſinnung anderer vor's Auge zu bringen, und zugleich die Folgen der beiden entgegengeſetzten dem Landvolk eignen Handlungsweiſen anſchaulich zu machen. Es herrſcht zwar auch in dieſem Buche die Sentimentalität des Jahrzehents, in dem es geſchrieben ward, wir haben es deshalb mit den andern ſentimentalen Unterhaltungsbüchern verbunden, idealiſirt iſt aber Nichts darin und nur die Hauptfigur allein iſt etwas zu ſtark gezeichnet. Dies mußte ſchon des Zwecks wegen geſchehen; die andern Perſonen ſind alle Bildniſſe aus einem Kreiſe, den Peſtalozzi lange und genau beobachtet hatte. Sowohl der Pfarrer als der Gutsherr ſind

aus dem damaligen berner Leben genommen. Der berner wie der genfer Pfarrer hatte eine ganz andere Rolle in der Geſellſchaft, als der gewöhnliche deutſche Dorfpfarrer, und die berner Ariſtokraten, ſo ſtolz ſie ſonſt waren, mußten ſchon aus Politik gegen den Landmann gütig und herablaſſend ſein, obgleich wir keineswegs läugnen, daß ſie es auch aus Menſchlichkeit waren, da man ſie ja im Lande mit heiliger Scheu verehrte. Fremde Hülfe gebrauchte übrigens Peſtalozzi nur für Richtigkeit oder Zierlichkeit des Ausdrucks und der Sprache, denn den herzlichen Volkston hatte er ganz in ſeiner Gewalt, er konnte daher ſowohl die tragiſche und rührende Seite des niedern Lebens, als die burleske für ſeinen Zweck benutzen. Dieſem Zweck würde es übrigens nicht geſchadet haben, wenn eine große Anzahl der vorkommenden Flüche und Schwüre weggeblieben wäre.

Neben den angeführten ſentimentalen Romanen und den Educationsſchriften, die zum Theil ſchon eine Frucht der Speculation waren, welche man auf die veränderte Erziehung und Lebensanſicht gründete, müſſen wir noch kurz der Romanfabrikanten erwähnen, die ſich des neuen Geſchmacks bedienten, um berühmt zu werden oder Geld zu verdienen. Sie wurden fortan eine Peſt des deutſchen Lebens, das ſie verflachten, da ſie der ernſten und durchgreifenden Bildung einer Nation, die keine tonangebende Hauptſtadt hatte, dadurch ein unüberwindliches Hinderniß entgegenſetzten, daß ſie ſentimentale Geſchichten oder wilde Sprünge von Einem zum Andern für Genialität oder für Dichtung verkauften. Dieſe Fabrikanten machten Bücher, wie Weiber und Gimpel ſie wünſchten, ſtatt dieſe zu nöthigen, wenn ſie leſen wollten, ſich zu den Verfaſſern der Bücher zu erheben. So wurden dann von den Romanſchreibern die Väter und Mütter verbildet, wie die Verehrer Rouſſeaus und Baſedows die Kinder verzogen. Wir berühren die Klaſſe Romanfabrikanten für Leſegeſellſchaften nur kurz und erwähnen der Kraftgenies, Humoriſten und Romantiker gar nicht, weil wir in dieſer Beziehung auf die Geſchichte der poetiſchen Literatur ver-

weiſen können, welche neulich ſehr gut behandelt worden iſt. Wir würden aus eigner langer Erfahrung über den Einfluß der Modebücher auf den Ton der Familien des deutſchen Mittelſtandes viel berichten können, wenn wir nicht vorzögen, nur das Bekannte und Anerkannte für unſern Zweck zu gebrauchen.

Unter denen, die wir Romanfabrikanten nennen, verdienen unſtreitig der Ulmer Miller und Johann Gottwerth Miller in Itzehoe den erſten Platz. Die Romane des Erſten haben wir oben angeführt, wo wir nur auch noch den Carl Ferdiner unter den, nach dem Siegwart als Fabrikaten verfertigten, ziemlich langweiligen Unterhaltungsbüchern hätten nennen ſollen. Der Zweite hatte wenigſtens das Verdienſt, daß er die norddeutſchen Romanleſer und Leſerinnen vom Seufzen und Weinen zum Lachen zurückführte. Johann Gottwerth Miller zeigte in ſeinem Siegfried von Lindenberg eine Gattung von komiſchem Talent, welches dem ſchlechten Ton der Gegenden, aus denen er ſeinen erſten Helden nahm, ganz angepaßt war, er zeigte aber doch zugleich auch noch einige Menſchenkenntniß, wenn dieſe gleich auf pommerſche, holſteiniſche, meklenburger Landjunker, Pfarrer u. ſ. w. beſchränkt war. Das Einzige, was in Beziehung auf deutſche Bildung, Ton und Geſchmack jener Zeit als hiſtoriſch merkwürdig über den Siegfried von Lindenberg aus unſerer eigenen unmittelbaren Erfahrung aufbewahrt zu werden verdient, iſt, daß ein Buch voll ſo ſchlechter, oft ganz gemein ausgedrückter Witze im platten Ton verfaßt, ſo großes Aufſehen erregen konnte, als es ſeiner Zeit wirklich erregt hat. Auch im erſten Theile der Geſchichte der Herrn von Waldheim, welche ihrer Zeit ebenfalls Epoche machte, iſt noch einiger Witz von geringem Caliber, ſeit der Zeit ſank aber Miller völlig zu einem ermüdenden und langweiligen Vielſchreiber herab.

Bretzner, Iffland, Jünger, Großmann dürfen wir nicht ganz mit Stillſchweigen übergehen, weil ſie Stücke verfertigten und aufführen ließen, in denen der Ton der Erziehung ihrer Zeit, die Art Moral, die Campe und Salzmann lehrten, die weichherzige Tugend ohne Kraft und die falſche Gefühlſamkeit

der faden Romane in Handlung gebracht und bei der Aufführung vermittelſt des Auges und Ohrs den Seelen eingeprägt ward. Dieſe Verfertiger der ſogenannten rührenden Schauſpiele nach Diderots Rezept, kannten ihr durch Romane gebildetes Publikum und die Mittel, dieſes Publikum in Rührung zu bringen, wie ſie die Taktik der Bühne kannten; ſie waren desjenigen Witzes, der die gewöhnlichen Geſellſchaften oder auch die der Kaffeehäuſer erheitert, völlig mächtig; ſie leiſteten daher wenigſtens Etwas, welches ihre Nachahmer und Nachfolger nicht einmal erreichen konnten. Uebrigens bahnte Iffland, deſſen Mündel im Jahre 1784 und deſſen Jäger 1785 ſehr großes Aufſehen erregten, nur dem Meiſter in dieſer Gattung, dem Manne, deſſen Name in ganz Europa und auſſer Europa, im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts und in den erſten fünfzehn Jahren des neunzehnten in aller Theaterfreunde Mund war, dem Herrn von Kotzebue, den Weg. Was man daher auch von dieſem als Menſch und als Schriftſteller halten mag, als hiſtoriſche Erſcheinung iſt er wichtiger als hunderte von edlen Männern und wahrhaft großen Geiſtern, die nur von wenigen, die ſie verſtanden haben, im Stillen bewundert werden.

Kotzebues Wirkſamkeit, ſeine mehrſten Schriften und ſein Einfluß als Dramatiker auf das deutſche Publikum fällt über die Gränze hinaus, die wir der hier zu behandelnden Periode geſetzt haben, wir können daher nur der erſten Anfänge ſeiner Schriftſtellerei erwähnen, welche noch in dieſen Zeitraum fallen. Er begann um 1785 als ſentimentaler Romanſchreiber und machte gleich bei ſeinem erſten Auftreten durch dieſelben Talente und Eigenſchaften Aufſehen, die ihn ſpäterhin trotz der ſich gegen ſeine Arbeiten ſträubenden Aeſthethik, trotz der ihn ſtets heftig tadelnden Kritik zum Lieblingsſchriftſteller der Romanleſer und Theaterfreunde gemacht haben. Die Leiden der Ortenbergiſchen Familie, war der Roman, mit dem er ſeine Laufbahn begann. Schon in dieſem zeigt er dieſelbe Gabe der Erfindung von Scenen und Verwickelungen und Rührungen, dieſelbe Gefühlſamkeit, dieſelbe nicht ſehr erbauliche Moral, die-

ſelbe Sorgloſigkeit in Beziehung auf Sprache und Gedanken, welche die in den folgenden dreißig Jahren von ihm gefertigten Dramen und Geſchichten aller Art zum Gegenſtande der Bewunderung der großen Mehrheit des Publikums und zum Gegenſtande des Hohns, Spotts und bittern Tadels einer geringen Minderzahl machten. Dieſe Minderzahl ward freilich zu ihrer Zeit nicht gehört, hat aber doch am Ende Recht behalten.

Salzmann ſchloß ſich auch an die Romanfabrikanten jenes Jahrhunderts an, und ſchrieb den Carl von Carlsberg, oder über das menſchliche Elend. Dies platte Fabrikat verkündigt ſeine Tendenz ſchon auf dem Titelblatte. Weil noch ſo Vieles damals in Deutſchland mangelhaft war, was die Zeit verbeſſert hat, ſo ſollte man denken, das Buch könnte nützlich ſein, um die geſelligen Zuſtände jener Zeit kennen zu lernen; aber auch das nicht. In den langen ſechs Theilen werden ſo viele Armſeligkeiten oder zufällige und locale unbedeutende Mängel als menſchliches Elend aufgezählt, daß man ſich ſchämen müßte, einen ernſtlichen Gebrauch davon zu machen.

§. 4.

Leſſing und Herder. Verſtändiges und Poetiſches Chriſtenthum. Lavater und Lichtenberg. Schwärmerei und Satyre.

Wir haben in den vorhergehenden Paragraphen die nach und nach in Deutſchland erfolgte Beſetzung der Lehrſtühle der Univerſitäten mit freiſinnigen und frei denkenden Lehrern der Staatsreligion, die gänzliche Veränderung der Erziehung in den höheren und mittleren Ständen und die Entſtehung eines vom gelehrten Unterricht völlig geſchiedenen bürgerlichen berichtet; wir gehen jetzt zu den Streitigkeiten über, die dadurch veranlaßt und zu den Nationalwerken, welche wegen dieſes Streits und während deſſelben geſchrieben wurden. Es mußte ſchon aus dem Grunde unter den Proteſtanten Deutſchlands eine völlige Veränderung der Literatur mit der Veränderung der hölzernen Dogmatik des ſiebenzehnten Jahrhunderts verbunden ſeyn, weil die Letztere mit einer beſſeren Erklärung der Poeſie und der Geſchichte des Orients, wie ſie in den Quellen der chriſtlichen Religions-

geſchichte enthalten iſt, verbunden ward. Damit traf zuſammen, daß die ganze Literatur der früheren Zeit für ein Geſchlecht nicht mehr paßte, welches nach Büchern, die unmittelbar aus den Alten oder aus den franzöſiſchen Claſſikern des achtzehnten Jahrhunderts gefloſſen waren, unterrichtet ward. Leben und Bewegung unſerer ganzen damals noch ſo durchaus jugendlichen Literatur ward durch den Kampf der nur durch Verſtand und durch eigne Kraft ſiegenden Literatoren gegen den blinden Glauben und deſſen Vertheidiger, die damals noch überall die Regierungs- und Polizeigewalt für ſich hatten, ungemein vermehrt, und wie immer, auf beiden Seiten neues Feuer durch Reibung erzeugt.

Man kann die Verbeſſerer des proteſtantiſchen Lehrbegriffs und der ſich auf dieſen beziehenden Literatur zur leichtern Ueberſicht der Streitigkeiten darüber in drei Partheien theilen. Die Eine wollte alle Religion auf dürre Sittenlehre ohne alle Anregung der Phantaſie und geiſtiger Empfindung zurückbringen; die Zweite quälte ſich zu beweiſen, daß das Chriſtenthum reiner Deismus und Verſtandsreligion ſey, und drehte an den Worten der Schrift wie die Dogmatiker des Mittelalters, die ihren Scholaſticismus herein- oder herausbrachten, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie den entgegengeſetzten Sinn herausbringen wollte. Die dritte Partei wollte durch eine kritiſche und philoſophiſche Sichtung der Glaubenslehren etwas herausbringen, das ſie Urchriſtenthum nannte, ſo problematiſch es auch iſt, ob es je ein ſolches gegeben hat. Den letztern Weg hatte Semler betreten, Griesbach, Eichhorn, Paulus, Plank, Spittler folgten Semlers Spuren, wenngleich in ganz verſchiedenen und hie und da ſogar entgegengeſetzten Richtungen. Für den reinen Deismus kämpfte Eberhardt ſeit er in Halle lehrte, und ſeine Apologie des Sokrates, worin ſeine Anſicht des Chriſtenthums und ſeiner Lehren ausgeſprochen war, befand ſich in den Händen aller Gebildeten. Trocknes und mitunter plattes und langweiliges Moraliſiren ſetzten Campe, Salzmann, Nicolai und alle damaligen aufs Praktiſche allein bedachten Reformatoren der Erziehung an die Stelle der alten Dogmatik. Wie ungenügend dieſe dem neuen Geſchlecht ſchien, wie wenig die alte Methode ſie dem

Gedächtniß einzuprägen, ohne daran zu denken, ſie für Leben und Wandel fruchtbar zu machen, ferner ausreichen konnte, ſieht man am beſten daraus, daß auch ſogar der gottloſe Bahrdt für ſeine die Poeſie des N. T. profanirende Proſa und für eine Moralpredigt, der ſein ganzer Wandel widerſprach, ein zahlreiches Publikum fand. Bahrdts ſchnell hintereinander in drei Auflagen verbreitetes N. T. haben wir oben erwähnt; es galt aber auch ſeine Moral für den Bürgerſtand nicht blos allgemein unter denen, die den Verfaſſer verabſcheuten, für das beſte Buch, das aus ſeiner Fabrik hervorgegangen ſey, ſondern ſogar unbedingt für ein gutes Buch.

Ein einziger Mann unter den Reformatoren der deutſchen Literatur und neben Göthe ohne allen Streit der Größte unter ihnen, wenn er gleich nicht wie Göthe im eigentlichen Sinn für das große Publikum ſchrieb, Gotthold Ephraim Leſſing, der ſich nach den im vorigen Bande erwähnten Arbeiten auch der religiöſen Bildung unſeres Volks annehmen wollte, trat mit Entſchiedenheit allen drei angeführten Arten von Aufklärerei entgegen. Sonderbar genug war es und charakteriſtiſch für die Blindheit der Zeloten aller Zeiten, daß er darüber ärger angefeindet wurde, als die kühnſten Neuerer wegen ihrer Irrlehren. Er fand es eben ſo thöricht, daß die Häupter der drei angeführten Schulen des Rationalismus, wie man jetzt ſagt, der chriſtlichen Religion eine ganz andere, von ihnen herausgekünſtelte unterſchieben wollten, als daß die ſtumpfen, dogmatiſchen Gedächtnißmänner keinen Fortſchritt, kein Licht, keine Accommodation der Lehre an ein Bedürfniß der Zeit zulaſſen wollten, wie doch ſelbſt die alte Kirche bis auf das tridentiniſche Concilium gethan hatte. Er wollte ſich in die Mitte ſtellen und hatte das Schickſal, welches diejenigen zu haben pflegen, die ſich als Ruheſtifter in Schlägereien miſchen und zwiſchen die Kämpfer treten. Wenn man ihm nicht in den Weg getreten wäre, ſo hätte er die Theologie, wovon niemand mehr hören wollte, wieder intereſſant gemacht, denn er hatte ſchon durch ſeinen Berengarius von Tours gezeigt, daß er die ſeltene Kunſt beſitze, theologiſche Materien ſo

zu behandeln, daß jedermann Antheil daran nehme, als wenn es Gegenſtände der allgemeinen Literatur ſeyen.

Leſſing hatte Spinozas und Leibnitz Schriften und auch den Ariſtoteles zu gut ſtudiert, um nicht für die Scholaſtiker und für die Conſequenz des von ihnen geſchloſſenen dogmatiſchen Syſtems große Achtung zu haben. Er ſah ſehr gut ein, wie gut man die Lehre von der Dreieinigkeit und andere ähnliche philoſophiſch gebrauchen könne, und wie unhaltbar alles das ſey, was die Neuerer an die Stelle des alten conſequenten Syſtems ſetzen wollten. Leſſing nahm ſich daher auch anfangs der alten philoſophiſchen Dogmatik gegen die deiſtiſche Flachheit geiſtreich an, ſpäter machte er die blinden Zeloten durch derbe Winke aufmerkſam, wie leicht es ſey, ihren Uebermuth zu demüthigen. Beides that er zuerſt als Dolmetſcher Anderer, wobei er ſich das Anſehen gab, als wenn er nur die Pflicht eines Bibliothekars erfülle. Es ſchien, als wenn er nur die ihm anvertrauten Schätze von Handſchriften der ganzen Nation mittheilen wolle; aber er benutzte eigentlich nur dieſe Gelegenheit, um der Flachheit der ſogenannten Deiſten zu ſteuern und zugleich um bei der Behandlung eine trockne philoſophiſche Materie zu beleben, und die Kraft und den Adel unſerer Sprache, die er neu ſchaffen half, und ſeine unübertreffliche Kunſt, ſich derſelben zu bedienen, ans Licht zu bringen.

Die Sache der Rechtgläubigen vertheidigte Leſſing, als er Leibnitzens, unter den Handſchriften der wolfenbüttler Bibliothek gefundenen, Entwurf einer Vorrede zu einer Schrift zur Vertheidigung der Ewigkeit der Höllenſtrafen, auf zwei Seiten drucken ließ. Er benutzte auch dieſe Gelegenheit, um ſeine Meinnng über den Lärm der Neuerer vorzutragen. Den in den Beiträgen zur Literatur aus der wolfenbüttler Bibliothek abgedruckten wenigen Blättern von Leibnitz fügte nämlich Leſſing eine kurze, alſo nicht in der langweiligen Methode der Popularphiloſophen geſchriebene Abhandlung bei. In derſelben bewies er einleuchtend, daß die dogmatiſche Lehre der Scholaſtiker über die nothwendigen Folgen der Sünde conſequenter und philoſo-

phiſcher ſey, als die damals allgemein geprieſene Theorie, welche Eberhardt in ſeiner Apologie des Sokrates aufgeſtellt hatte. In eben den Beiträgen ließ er zu Gunſten der ſcholaſtiſchen Lehre eine andere Schrift abdrucken, welcher ebenfalls ein Aufſatz von wenigen Blättern von Leibnitz zum Text diente. In dieſer Schrift war von der Dreieinigkeit die Rede, und, ohne daß es gleichwohl darin ausgeſprochen wurde, richtete ſich Leſſing darin gegen eine andere Claſſe von Neuerern, gegen die Semler, die Jünger der berliner Schule, beſonders aber gegen die damals noch herrſchende Wolfſche Schule. Alle dieſe Leute und unter ihnen auch der in jener Zeit als Muſter philoſophiſcher Theologen und zierlicher deutſchen Schriftſteller geltende Abt Jeruſalem in Braunſchweig wollten aus dem alten Glauben eine Vernunftreligion machen, und Einiges in dem bewunderungswürdig conſequenten und in allen ſeinen Theilen innig verbundenen Syſtem aufgeben, um hernach alles Uebrige nach Wolfſcher Art mathematiſch demonſtriren zu können. Gegen ein ſolches Verfahren der Leute, die nach Wolfs und Baumgartens Manier den geiſtreichen Leibnitz in dicken Quartanten für die Schule und ihr Syſtem theologiſch ausmünzten, waren beide Schriften gerichtet.

In dieſen beiden ganz kleinen Schriften (auf die Maſſe kommt es bei dergleichen nicht an) zeigte Leſſing klar und populär, daß Leibnitz viel verſtändiger verfahren ſey, als alle die neuen Vernunfttheologen, die ſich gleichwohl chriſtliche Theologen nannten. Leibnitz habe, möge er nun an alle die Dogmen des Syſtems geglaubt haben oder nicht, denn darauf komme hiebei gar nichts an, weil das eine ihn perſönlich angehende Sache ſey, nur Möglichkeit und Conſequenz des ganzen alten Syſtems nachzuweiſen geſucht; es ſey ihm aber nicht in den Sinn gekommen, den wahren Glauben durch ſeine Demonſtration in den Seelen entzünden zu wollen, weil ja der wahre Glaube dem von ihm vertheidigten Syſtem zufolge blos eine Wirkung des heiligen Geiſtes ſeyn könne, dem es auch Leibnitz überlaſſen habe, ihn in den Seelen zu erzeugen. Dies drückt er in der ihm eignen witzigen Manier in der zweiten Schrift §. **XI.** mit

folgenden Worten aus: „Genug, ſagt er, Leibnitz fuhr fort, darüber zu denken, wie er in ſeiner Jugend war gelehrt worden. Nämlich, daß es zweierlei Gründe für die Wahrheit unſerer Religion gebe, menſchliche und göttliche, wie es die Compendien ausdrücken; das iſt, wie er es gegen einen Franzoſen ausdrückte, der unſere theologiſchen Compendien ohne Zweifel nicht viel geleſen hatte, erklärbare und unerklärbare, deren erſtere, die erklärbaren oder die menſchlichen, auf alle Weiſe unter der Ueberzeugung bleiben, welche Ueberzeugung oder deren Complement einzig und allein durch die andern, oder die unerklärbaren, bewirkt wird."

Dieſer Unterſcheidung fügt Leſſing eine eben ſo feine als bittere Ironie gegen die zu ſeiner Zeit ungemein zahlreichen unberufenen und ſeichten theologiſchen Vernünftler und Erklärer göttlicher Geheimniſſe hinzu: „Dieſe ſeine altväteriſche Meinung, fährt er fort, müſſen die Leute Leibnitz verzeihen. Denn, wie konnte er vorausſehen, daß ſie nun bald am längſten wahr geweſen ſeyn würde, und daß Männer aufſtehen würden, die ohne ſich viel bei jener Streitfrage aufzuhalten, ſogleich Hand ans Werk legen und alle erklärbaren, aber bisher unzulänglichen Gründe zu einer Bündigkeit und Stärke erheben würden, wovon er gar keinen Begriff hatte?" Leſſing war überhaupt, ſo wenig als Göthe und Jacobi, (der Letztere freilich aus ganz andern Gründen, als die beiden Erſten) den damaligen Schöpfern einer ſogenannten moraliſchen, d. h. durchaus proſaiſchen, Religion gewogen. Leſſing war den platten Moraliſten oder wie man ſie jetzt ſchimpft, Rationaliſten, die eine neue, aller Poeſie, aller Symbolik, jedes Anthropomorphismus beraubte Volks- und Staatsreligion (denn davon iſt immer nur die Rede, das Andere iſt Sache des Kämmerleins) machen wollten, viel abgeneigter, als den Zeloten für das Alte, die er nur bedauerte. Die Letztern waren ſelbſt ſchuld, daß er ſich gegen ſie richtete, weil ſie ſich herausnahmen, mit einem großen und denkenden Mann umzugehen wie mit ihren Beichtkindern. Göze, Ziegra und die andern Mitarbeiter an den der hambur-

ger Zeitung beigefügten gelehrten Nachrichten, die man, der Qualität des Papiers und des Inhalts wegen, nur die ſchwarzen Zeitungen zu nennen pflegte, machten es ihm endlich zu arg; darum allein zog er, in Verbindung mit ſeinem Freunde, dem edlen und gelehrten Reimarus, gegen dieſe lutheriſchen Inquiſitoren ins Feld.

In unſerm Jahrhundert iſt nämlich der Verfaſſer der wolfenbüttler Fragmente allgemein bekannt geworden, deſſen Name im vorigen Geheimniß geblieben war, obgleich aus einem jetzt gedruckten Briefe Hamanns hervorgeht, daß dieſer ihn ſchon im Nov. 1778 kannte und an Herder ſchrieb, Reimarus ſey Verfaſſer der ſogenannten wolfenbüttler Fragmente, zu denen er ſich freilich nie bekannt hat. Reimarus mußte ſich in Hamburg ein fanatiſches Lutherthum gefallen laſſen, mußte die Gedächtnißreligion, den mechaniſchen Gottesdienſt, die Unduldſamkeit und Herrſchſucht der Paſtoren ertragen, ſein Unwille über ſie machte ihn ungerecht, auch ſogar gegen das Chriſtenthum; er ſchrieb daher ganz im Stillen ein gelehrtes Buch gegen daſſelbe. Als Arzt, als Naturforſcher, als gelehrter Kenner und Forſcher der Alten, der Urſprache des A. u. N. T. mächtig, durch Philoſophie ausgezeichnet, war Reimarus im Stillen furchtbarer Feind der unvernünftigen Zeloten und ihrer hölzernen Dogmatik. Er war dabei aber als ein vortrefflicher, chriſtlicher Mann anerkannt und wollte nicht in der öffentlichen Meinung zum Bahrdt werden, legte alſo ſeine gelehrten Verſuche gegen die Urkunden des Chriſtenthums blos insgeheim ſchriftlich nieder. Er der Alles kannte, was je für und gegen das Chriſtenthum geſchrieben war, arbeitete im Stillen eine Schrift aus, die, als Leſſing plötzlich Stücke davon ins Publikum warf, alle Theologen in Verlegenheit brachte, weil ſich in der ganzen ungeheurn apologetiſchen Rüſtkammer keine Waffen dagegen vorfanden, ſondern erſt neu geſchmiedet werden mußten. Es ward in jener Schrift, deren Verfaſſer im vorigen Jahrhundert auf dieſelbe Weiſe unbekannt blieb, als der Verfaſſer von Junius Briefen bis auf den heutigen Tag, auf dieſelbe Weiſe gründlich und gelehrt gegen die

Wahrheit und gegen die Reinheit der Moral des Chriſtenthums, und zwar aus denſelben Quellen und mit derſelben Gelehrſamkeit und Schärfe geſtritten, womit die unzähligen Apologeten ſeit Origenes dafür gekämpft hatten.

Von der Schrift des Ungenannten lag eine Abſchrift auf der wolfenbüttler Bibliothek, auch waren davon insgeheim Abſchriften, die, wie das zu ſeyn pflegt, durch Einſchiebſel häßlich entſtellt waren, in Umlauf; Leſſing kam daher auf den Einfall, Stücke derſelben in ſeinen Beiträgen zur Literatur aus der wolfenbüttler Bibliothek drucken zu laſſen. Seine Abſicht war, die in der ganzen deutſchen Literatur herrſchende Bewegung und das geiſtige Fortſchreiten der Nation, welches er faſt in allen Zweigen der Wiſſenſchaft, Kunſt uud Poeſie anregte und mächtig förderte, auch in der Theologie neu zu wecken. Er ſtörte dadurch plötzlich auf eine höchſt unangenehme Weiſe den Schlummer der auf ihren apologetiſchen Lorbeeren ſanft ruhenden Theologen, die ihm das ungemein übel nahmen, obgleich er, als er das erſte Fragment drucken ließ, betheuerte, er wolle durch die Bekanntmachung deſſelben zwar Wiſſenſchaft, Streben und Forſchen fördern, im Uebrigen ſey er aber weit entfernt, mit dem Verfaſſer des Fragments übereinzuſtimmen. Die Handſchrift, aus welcher er das Fragment nahm, war nicht für das Volk beſtimmt, dem der Inhalt nur ſchädlich ſeyn konnte, auch ließ Leſſing das erſte, vorſichtig ausgewählte Fragment in den nur einigen wenigen Claſſen von Gelehrten bekannten Beiträgen u. ſ. w. abdrucken. Göze und andere armſeligen Zeloten waren diejenigen, welche den Prozeß darüber vors Volk brachten, wodurch ſie freilich Leſſing nöthigten, eine Sache des deutſchen Volks und ſeiner Literatur daraus zu machen und die Zeloten zu zermalmen. Es ward alſo, auf ähnliche Weiſe, wie zur Zeit der Reformation, aus Luthers Streit mit Eck und Emſer, aus dem Streit zwiſchen Leſſing und Göze ein Kampf des Lichts mit der Finſterniß.

Wie ihn einmal die blinden Eifrer heftig angegriffen und für eine fremde Arbeit verantwortlich gemacht hatten, verthei-

digte freilich Leſſing die Sache der Freiheit des Denkens und Forſchens bitter und heftig. Leſſing ließ, wie Luther, ſeitdem er den Kampf mit den Orthodoxen begonnen hatte, zermalmende fliegende Blätter ausgehen, die ſo ganz in Luthers Manier und mit der ganzen Kraft ſeines Styls und ſeiner Sprache geſchrieben ſind, daß wir ihnen nothwendig einen Platz in der Geſchichte des achzehnten Jahrhunderts geben müſſen. Der Streit iſt vergeſſen, Leſſings fliegende Blätter aber werden hoffentlich ſo lange von unſerer Nation geleſen werden, als kräftige deutſche Sprache und deutſcher, kräftiger Geiſt unter uns geachtet ſeyn werden, und wer ſollte nicht wünſchen, daß dies ewig ſo ſeyn möge? Im erſten Fragment (im dritten Beitrage 1774) war nur von Duldung die Rede, hernach folgten die Fragmente von Verſchreiung der Vernunft auf den Kanzeln, von der Unmöglichkeit einer Offenbarung, welche von allen Menſchen auf eine genügende Art geglaubt werden kann. In dieſem letzten Fragment geht freilich Leſſings Ungenannter, für deſſen Kühnheit man ihn verantworlich machte, mit den Apoſteln, beſonders mit Paulus, ſchon recht übel um; jedermann mußte aber doch ſehen, daß gerade hier Leſſing, der ja ſeinen Spinoza ſehr werth hielt, nicht mit Reimarus einſtimmig ſein könne. Nachher ward das Fragment gegen den wunderbaren Durchzug der Kinder Iſrael durch das rothe Meer und etwas ſpäter der Beweis, daß das alte Teſtament nicht geſchrieben worden ſey, um eine Religion zu offenbaren, in den Beiträgen gedruckt.

Schon wegen Herausgabe dieſer Stücke ward Leſſing von allen Seiten her angefeindet, und doch betrafen ſie eigentlich nicht die chriſtliche Religion, als aber im 4. Beitrag (1777) das Fragment erſchien, welches dieſe geradezu und ohne Schonung angriff, gerieth darüber Alles in Aufruhr, weil die alten Herrn auf Spott und Hohn gefaßt waren, dagegen auf gewaltige gründliche Angriffe doch nicht blos mit Schimpfen antworten durften. Der Angriff, der in dem erwähnten Fragment über die Auferſtehungsgeſchichte Chriſti auf die evangeliſche Geſchichte gemacht wurde, war zwar bitter und unge-

recht; allein das ärgerte die armen Theologen, die Jahr aus Jahr ein in Büchern, auf den Kanzeln und Kathedern daſſelbe Lied abzuleiern gewohnt waren, weniger, als daß ihre Weisheit und Gelehrſamkeit gegen Reimarus nicht ausreichte; dadurch wurden ſie ſchier in Verzweiflung gebracht. Dies Fragment iſt unſtreitig das Bedeutendſte von dem, was bis dahin je gegen die Geſchichten des N. T. vorgebracht war; denn der Verf. ſtreitet nicht mit den ſtumpfen Waffen der engliſchen und franzöſiſchen Deiſten, nicht mit dem Hohn und Spott der pariſer Academiker und Encyklopädiſten, ſondern er erſcheint in der vollen Rüſtung eines gelehrten deutſchen Exegeten und ausgerüſtet mit der Bildung gründlicher deutſcher Gelehrſamkeit. Das fühlten die armen Theologen Deutſchlands, vom ehrwürdigen, aber unſäglich ſchwerfälligen Semler und vom eleganten Abt Jeruſalem an bis zum Zionswächter Melchior Göze und ſeinem Mitſtreiter in Gott, dem Subconrector Behn in Lübeck.

Die Geſchichte des endloſen und heftigen Federkriegs, der über dies Fragment geführt ward, gehört in dieſe Geſchichte der geiſtigen Wiedergeburt Deutſchlands zwar nicht, ſie bleibt der Kirchengeſchichte überlaſſen; wir wollen indeſſen doch hier ſo viel davon erwähnen, als nöthig iſt, um den Anlaß der Schriftchen zu bezeichnen, welche Leſſing in der Sache ſchrieb. Dieſe Flugſchriften Leſſings bezeichnen ihn als den größten Redner in der beſten Gattung Beredſamkeit, in derjenigen, welche ohne Declamation und Wortſchwall nur mit ſiegender Dialektik und gedrängten Gründen ſtreitet. Dieſe Streitſchriften Leſſings ſind unſtreitig das Vollendetſte, was unſere Sprache in der Art leiſten kann, ſie verſetzten der alten Dogmatik den Todesſtoß, ohne daß darum Leſſing, gleich ſeinem damals ungenannten Freunde, die Rückſichten verletzt hätte, die jeder gebildete und denkende Mann für die chriſtliche Religion und für ihre Geſchichte haben wird und haben muß. In dieſer Beziehung erinnern wir daran, daß Leſſing ſchon vorher jedem von ihm bekannt gemachten Fragment Anmerkungen beigefügt hatte, wor-

aus nicht allein hervorging, daß er durchaus nicht der Meinung des Ungenannten ſey, ſondern worin auch das Beſte von dem enthalten war, was zur Widerlegung des Fragmentiſten vorgebracht werden konnte. Dieſes Alles fruchtete aber nichts, das machte Leſſing endlich ernſtlich böſe.

Von allen Seiten angegriffen und verſchmäht und von der Orthodoxie auch ſogar durch die von ihr aufgehetzte Staatspolizei verfolgt, gab Leſſing erſt zuletzt ein Fragment heraus, welches Reimarus wohl nur ſchrieb, um die verſtockten Zeloten durch einen übertriebenen Scherz zu ärgern und zur Verzweiflung zu bringen. Leſſing nach ſeiner Anſicht der Staatsreligion ſtimmte mit demſelben im Ganzen gewiß eben ſo wenig überein, als Paſtor Göze in Hamburg. Dies Fragment bildet ein eignes Buch unter dem Titel: Von dem Zweck Jeſu und ſeiner Jünger, noch ein Fragment des wolfenbüttler Ungenannten (1778. 276 S. 8). Dieſe Schrift iſt im Grunde viel leichter zu widerlegen, als das Fragment gegen die Auferſtehungsgeſchichte, weil es Beſchuldigungen und Anklagen vorbringt, da hingegen das andere Fragment nur Thatſachen beſtreitet. Wer anders als ein Ungenannter würde wagen, dem Stifter der reinſten aller Volksreligionen, dem Prediger der Lehre einer allgemeinen Menſchenliebe, welche der Sittlichkeit unter allen vorgeblichen Offenbarungen Gottes am nützlichſten geworden iſt, dem Propheten, der von jeder weltlichen Leidenſchaft und Begierde rein war, oder auch ſeinen erſten Schülern, die ſelbſt arm, nur den Armen predigten, offenbare Gaunerei und Betrügerei vorzuwerfen? Man wird indeſſen aus dem Folgenden ſehen, daß Leſſing erſt dann die Theologen durch den Druck dieſes Stücks ärgerte, als ſie ihn aufs ſchändlichſte geſchmäht und verfolgt hatten. Die wüthenden und blinden Anhänger des Alten wollten von keiner Philoſophie hören, keinen Rath annehmen, keinen Satz aufgeben, ſie ſagten von ihrer hölzernen Dogmatik, was der Jeſuitengeneral von ſeinem Orden ſagte (sit, ut est, aut

non sit), ſie erfuhren, was früher oder ſpäter alle blinden und tollen Verfechter des Veralteten werden erfahren müſſen und was auch die Zeloten unſerer Zeit erfahren werden, daß man Alles umſtürzt, um nicht genöthigt zu ſeyn, ſich gleich den zahlreichen Augendienern und Heuchlern, zu allem alten Wuſte zu bekennen, ſobald er neu aufgeſtutzt wird.

Was den mit großer Erbitterung geführten Streit der geſammten polemiſchen Theologen Deutſchlands mit Leſſing angeht, ſo erwähnen wir Leſſings Schriften gegen die Obſcuranten und Zänker nur als Meiſterwerke des Styls und der Sprache. Wir haben es nur mit dem Verhältniſſe derſelben zum Geiſte der Zeit, zum Zuſtande der Bildung des achten Jahrzehnts und zum Fortſchreiten aller Zweige der Literatur zu thun; wir können daher alle Schriften, ſowohl großer als kleiner Theologen übergehen, die nicht mit einer der meiſterhaften Flugſchriften Leſſings in Verbindung ſtehen. Unter den Erſten, welche gegen Leſſing in den Kampf zogen, war der Director Schumann in Hannover. Dieſer berief ſich in ſeiner Streitſchrift gegen das letzte Fragment auf einen Beweis, der zu Origines Zeiten recht gut ſeyn mochte, den er aber einfältiger Weiſe für unſere Zeiten aus Origines entlehnte. Dieſen Beweis nennt Leſſing in ſeiner Abfertigung von Schumanns Gewäſch den Beweis des Geiſtes und der Kraft. Leſſing behandelte in ſeiner Antwort (Ueber den Beweis des Geiſtes und der Kraft. 1777) dieſen von dem Kirchenvater entlehnten Beweis mit Recht ſehr ſpöttiſch. Er ſagt nämlich unter andern: Wenn man auch zugebe, daß die Nachrichten von erfüllten Weiſſagungen und geſchehenen Wundern, worauf ſich Origines und Schumann mit ihm berufen, ſo zuverläſſig ſeyen, als hiſtoriſche Wahrheiten nur immer ſeyn könnten, ſo könnten doch zufällige Geſchichtswahrheiten nie ein Beweis nothwendiger Vernunftwahrheiten ſeyn. Schumann ließ es, wie ſich von Leuten dieſer Art von ſelbſt verſteht, an einer Erwiederung auf Leſſings Schrift nicht fehlen, dies veranlaßte Leſſing zur Abfaſſung des vortrefflichen Dialogs über Chriſtenthum, als reine

Lehre ewiger Liebe, den er das Teſtament Johannes betitelte. In dieſem führt er ſich und Schumann redend ein, und erzählt, daß der ſterbende Johannes ſeinen Jüngern erklärt habe, es beſtehe die freudige Botſchaft, die Chriſtus den Menſchen vom Himmel gebracht (Evangelium), nur in der Verkündigung des Geheimniſſes der Liebe, welche die Bekenner des Chriſtenthums unter ſich und alſo auch mit Gott innig verbinde. Auf andere Weiſe ſagt Leſſing dies weiter unten, wenn er behauptet, die einzig wahrhaft chriſtliche Predigt ſey die, daß es unendlich viel ſchwerer ſey, ein ganzes langes Leben hindurch chriſtliche Liebe gegen Freund und Feind zu üben, als Dogmatik zu lernen, um das Gelernte zu glauben. Um dramatiſch anſchaulich zu machen, auf welche Weiſe Zeloten gegen dieſe Lehre der Liebe Worte und Sprüche der Bibel für ihr Publikum zu Gunſten ihrer Unduldſamkeit zu gebrauchen pflegen, läßt Leſſing ſeinen Gegner am Ende mit dem bekannten Spruch antworten: Wer nicht für mich iſt, der iſt wider mich, darauf erwiedert er dann bitter: Ja, allerdings. Das bringt mich zum Stillſchweigen. — O! Sie allein ſind ein wahrer Chriſt. — Und beleſen in der Schrift wie der Teufel.

Daß Leſſing keineswegs revolutioniren, ſondern daß er nur verbeſſern und dem entſtellten und mißbrauchten, von allen Parteien verkannten, wahrhaftigen Chriſtenthum nicht blos gegen Heuchler und Zeloten, ſondern auch gegen überkluge Rationaliſten und frevelnde Spötter wieder zu ſeinem damals ziemlich verlornen Anſehn bei denkenden Menſchen helfen wollte, bewies er mitten in dieſem Streite mit den Theologen. Er ſchrieb nämlich jetzt in Beziehung auf die Geſchichten des N. T. den zweiten Theil ſeiner Schrift von der Erziehung des Menſchengeſchlechts, wie er vorher den erſten Theil dieſer Schrift in den Beiträgen in Beziehung auf die Angriffe des Ungenannten auf die Geſchichten des A. T. bekannt gemacht hatte. Er hatte in dem erſten Theile bewieſen, daß das A. T. nicht die

letzten Offenbarungen Gottes enthalte, ſondern nur eine Vorſchule ſey, womit die Erziehung des Menſchengeſchlechts begonnen habe. Es enthalte alſo nach ſeiner Meinung das N. T. die den verſchiedenen Zuſtänden der Menſchheit bis auf Chriſtum angepaßten Lehren und Geſchichten. Dies wird im zweiten Theile ſeiner Erziehung des Menſchengeſchlechts auf die Zeiten nach Chriſto angewendet. Er führt in dieſem Theile der Schrift durch, auf welche Weiſe Gott, als der Glanz ſeiner den Juden bildlich verkündeten Lehre durch die eitle Weisheit der jüdiſchen Dogmatiker und Ceremonialiſten beinahe erſtickt und menſchlich geworden war, durch Chriſtum dieſe ſeine göttliche Lehre in ihrem alten Lichte wiederum unter den Menſchen leuchten ließ.

Weil unſere Zeitgenoſſen die Schriften des Meiſters unſerer Sprache und des Styls über dem Geliſpel der Schönſchreiber und dem Gepolter philoſophiſcher Phraſeologie vergeſſen zu haben ſcheinen, ſo wollen wir an dieſe Schriften erinnern, um klar zu machen, wie Leſſing das Verhältniß des Judenthums zum Chriſtenthum betrachtete, und wie er ſich die Beziehung beider Religionen zur Menſchheit überhaupt vorſtellte. Wir wollen zu dem Zweck eine Stelle dieſes zweiten Theils der Schrift über die Erziehung des Menſchengeſchlechts hier einrücken: „Jedes Elementarbuch, ſagt er, iſt nur für ein gewiſſes Alter. Das ihm entwachſene Kind länger, als die Meinung geweſen, dabei verweilen zu laſſen, iſt ſchädlich. — — Das gibt dem Kinde einen kleinlichen ſchiefen ſpitzfindigen Verſtand; das macht es abergläubiſch, geheimnißreich, voll Verachtung gegen alles Faßliche und Leichte. Die nämliche Weiſe, wie die Rabbinen ihre Bücher behandelten! Der nämliche Charakter, den ſie dem Geiſte ihres Volks dadurch ertheilten! Ein beſſerer Pädagog muß kommen, und dem Kinde das erſchöpfte Elementarbuch aus den Händen reißen. — — Chriſtus kam.“ Dieſer Text wird hernach von Leſſing in ſeiner meiſterhaften Weiſe in einer Sprache durchgeführt, die ein Deutſcher nicht oft genug leſen (manu diurna nocturnaque versare) kann, wenn er lernen will, was ſeine Mutterſprache ver-

mag; aber dafür hatten die Zeloten keinen Sinn; ſie tobten fort. Das tolle Treiben der mit dem Gedächtniß und dem Munde und der Feder frommen Katechismusgelehrten weckte den Unwillen Leſſings über ihren Unverſtand und über das Mißverſtehen ſeiner Erklärungen, und rief jene furchtbaren Flugſchriften hervor, welche dann freilich gleich Blitzen das alte von ſeinen Wächtern durch Schimpfen, Schelten, Verfluchen, ſchlecht bewahrte Zion vollends in Flammen ſetzten.

Die erſte Invective erging gegen den wolfenbüttler Superintendenten Reß, den Leſſing ſpöttiſch ſeinen Nachbar nennt, und deſſen gegen den Angriff des Ungenannten auf die Auferſtehungsgeſchichte gerichtete Vertheidigungsſchrift er ſchon auf dem Titelblatte ſeiner Gegenſchrift verächtlich abfertigt. Statt nämlich dieſe ſeine Gegenſchrift eine Replik zu nennen, betitelt er ſie Duplik, als wenn er und die Apoſtel der angegriffene Theil wären. Die Heftigkeit dieſer Schrift gegen einen alten einfältigen Mann würde den ruhigen Leſer befremden und vielleicht beleidigen müſſen, wenn nicht eine Stelle der Schrift, welche wir ausheben wollen, deutlich zeigte, daß Leſſing fühlte, was tauſende von Deutſchen gefühlt haben, aber Keiner ſo lebendig als Leſſing. Er empfand nämlich ſchmerzlich, daß die deutſche Verfaſſung jede freie Aeuſſerung der Meinung in allen bürgerlichen Angelegenheiten unmöglich mache, er glaubte daher, daß jeder Deutſche deſto heftiger die Freiheit des Denkens und Schreibens in religiöſen und wiſſenſchaftlichen Dingen behaupten und den Gegner derſelben als den Feind der Menſchheit befehden müſſe. Außerdem aber fühlte Leſſing, was jeder denkende Mann mit ihm fühlt, daß des Menſchen Weſen nicht, wie der alte Superintendent meinte, im Wiſſen oder im Glauben des Erlernten, ſondern im Streben und Ringen nach Erkenntniß, folglich nicht im Haben und Feſthalten der Weisheit, ſondern im Suchen derſelben und im Forſchen beſtehe. Dies ſpricht Leſſing in dieſer Schrift ganz vortrefflich aus, wenn er ſagt: Wenn Gott in ſeiner Rechten alle Wahrheit, in ſeiner Linken den immer regen Trieb nach Wahrheit, obſchon mit dem Zuſatze, mich immer und ewig zu irren, verſchloſſen hielte und ſpräche zu mir,

wähle! Ich fiele mit Demuth in ſeine Linke und ſpräche: Vater gieb! Die reine Wahrheit iſt ja nur für dich allein! Der Hauptkampf war indeſſen mit Göze in Hamburg und die gegen dieſen geſchriebenen Flugſchriften verdienen den erſten Platz unter den Meiſterwerken dieſer Gattung. Zu dieſen rechnen wir Luthers heftige Streitſchriften (nur ſind dieſe zu ſehr voll eigentlicher Grobheit, Gemeinheit und hie und da pöbelhaften Schmutzes); zu dieſen zählen wir Demoſthenes Reden gegen Philippus, und Ciceros Reden gegen Catilina, beſonders aber, weil ſie näher mit Leſſings Manier verwandt ſind, Junius Briefe und Rouſſeaus Brief an den Erzbiſchof von Paris, Chriſtophe von Beaumont.

Durch Leſſings unſterbliche Schriftchen gegen ihn hat auch Göze unverdienterweiſe die Unſterblichkeit erlangt. Er hatte nämlich in den berüchtigten ſchwarzen Zeitungen, oder Hamburger freiwilligen Beiträgen zu den Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrſamkeit (Nr. 55 bis 63 des Jahrs 1778) nicht ſowohl den Fragmentiſten angegriffen, als Leſſing wegen der Art, wie er dieſen zu widerlegen ſuchte, furchtbar und gleich einem Großinquiſitor geſchmäht. Welchen Ton er dabei annahm, wird man aus ſeinen eignen Worten lernen. „Er habe, ſagt er, Leſſings beigefügte, dem Fragmentiſten entgegengeſetzte Antitheſen mit viel größerer Betrübniß geleſen, als die Fragmente des gegen unſere allerheiligſte Religion ſo feindlich geſinnten, ſo grob, ſo frech läſternden Verfaſſers.“ Nicht zufrieden, dieſe Angriffe durch die Zeitungen, in allen Schenken und Dörfern zu verbreiten, ſammelte Göze dieſe Stücke und ließ ſie als lutheriſcher Pabſt oder Biſchof, gleich einem förmlichen Hirtenbriefe bei allen, damals noch ſehr zahlreichen Steif- und Starrgläubigen, d. h. bei dem ihm gleichgeſinnten Publikum, als Rundſchreiben verbreiten unter dem lächerlichen Titel: Etwas Vorläufiges gegen des Herrn Hofrath Leſſing mittelbare und unmittelbare Angriffe auf unſere allerheiligſte Religion und auf den einigen Lehrgrund derſelben die heilige Schrift von Johann Melchior

Göze 1778. Den hingeworfenen Fehdehandſchuh mußte denn freilich Leſſing nothwendig aufheben. Er that dies in einer Parabel und in einem Abſagebrief, welche beide eben ſo ſchneidend als kurz ſind.

Leſſings antigöziſche Parabel iſt lebendig, witzig, treffend, aber ruhig und gemäßigt. Der Abſagebrief iſt wie im Sturme mit furchtbarer Heftigkeit, mit fortreißendem Strome der Rede geſchrieben, doch ohne daß ein Schimpf- oder Schmähwort gebraucht wird. Wie furchtbar Leſſing den Großinquiſitor mit der Rede ſchüttelt, wird man aus einer einzigen unten angeführten Stelle hinreichend erkennen [23]. Nach dieſem erſten Schriftwechſel hofften freilich Leſſings Freunde, daß dieſer ſchweigen werde, das konnte er aber nicht, weil nicht blos Göze, ſondern auch deſſen elende Schildknappen, wie der Subrektor Behn in Lübeck, an einem Leſſing zu Rittern werden wollten. Die Volksreligion litt bei dieſem Streit um ſo mehr, als Leſſing den Verfechtern derſelben ſtets überlegen blieb und die Lachenden immer auf ſeiner Seite hatte.

Von Göze immer aufs neue gereizt, ſchrieb Leſſing eilf Mal hintereinander einen kurzen Hirtenbrief des geſunden Verſtandes, der Philoſophie und des guten Geſchmacks gegen die Hirtenbriefe des einfältigen Zionswächters, der ſeinen und ſeiner blinden Gemeinde Köhlerglauben einem denkenden Manne zumuthete. Jedes dieſer auf wenigen Blättern gedruckten Manifeſte Leſſings hatte den Titel Antigöze, nur ward eins von dem andern durch eine Nummer unterſchieden, jedes aber vernichtete durch Heftigkeit der Rede und Gewalt der Gründe den

---

23) Nicht daß ich jede hämiſche Anſpielung, jeden, wenn Gott will, giftigen Biß, jeden komiſchen Ausbruch ihres tragiſchen Mitleids, jeden knirſchenden Seufzer, der es beſeufzt, nur ein Seufzer zu ſeyn; jede pflichtſchuldige Paſtoralverhetzung der weltlichen Obrigkeit, womit ſie gegen mich von nun an ihre Beiträge ſpicken und würzen werden, aufmutzen, oder, wenn ich auch könnte, verwehren wollte. So unbillig bin ich nicht, daß ich von einem Vogel in der Welt eine einzige andere Feder verlangen ſollte, als er hat. Auch haben dieſerlei Pharmaka ihren Credit längſt verloren.

ſymboltreuen Paſtor und ſein fanatiſches Geſchrei über den Unglauben des großen Gründers der neuen deutſchen Literatur, des Schöpfers der neuen Sprache. In dieſen Manifeſten ward der Katechismusglaube und die Lehre der donnernden, an Redensarten voll Salbung reichen, an Gründen für einen philoſophiſchen Kopf armen Zeloten ganz anders erſchüttert, als durch den höhnenden Spott der in der That Ungläubigen und Undeutſchen hätte geſchehen können. Der Inhalt dieſer Manifeſte ward hernach freilich von einer nach bürgerlicher und religiöſer Freiheit ſtrebenden Generation, welche wußte, was es heißen wolle, unter der Gewalt der Pfaffen zu ſtehen (was unſere Zeit nicht zu wiſſen ſcheint), ganz anders verſtanden, als Leſſing wollte, der das Chriſtenthum ſchon als Philoſoph zu achten verſtand. Wie groß Leſſing als Redner war, wie meiſterhaft er Sprache und Styl zu gebrauchen verſtand, und wie dieſe in dieſem Streite, wie einſt in Huttens und Luthers Streit mit den Papiſten, unendlich viel gewannen, ſcheint uns vorzüglich aus der in der Note beigefügten Stelle aus dem Anfange des fünften Antigöze hervorzugehen [24].

Die Zahl der Schriften in der Sache des Fragmentiſten vermehrte ſich indeſſen, wie das in Deutſchland zu ſeyn pflegt, bis ins Unglaubliche, ſo daß man mit den Titeln ganze Seiten

24) O glückliche Zeiten, da die Geiſtlichkeit noch Alles in Allem war — für uns dachte und für uns aß! Wie gern brächte euch der Herr Hauptpaſtor im Triumph wieder zurück! Wie gern möchte er, daß ſich Deutſchlands Regenten zu dieſer heilſamen Abſicht mit ihm vereinigten! Er predigt ihnen ſüß und ſauer und ſtellt ihnen Himmel und Hölle vor! Nun, wenn ſie nicht hören wollen, — ſo mögen ſie fühlen. Witz und Landesſprache ſind die Miſtbeete, in welchen der Same der Rebellion ſo gern und ſo geſchwind wuchert. Heute ein Dichter, morgen ein Königsmörder. Clement, Ravaillac ſind nicht in den Beichtſtühlen, ſind auf dem Parnaſſe gebildet. Doch auf dieſem Gemeinorte des Herrn Hauptpaſtor laſſe ich mich wohl ein ander Mal wieder treffen. Jetzt will ich nur, wenn es noch nicht klar genug iſt, vollends klar machen, daß Herr Paſtor Göze ſchlechterdings nicht geſtattet, was er zu geſtatten ſcheint, und daß das eben die Klauen ſind, die der Tieger nur in das hölzerne Gitter ſchlagen zu können, ſich ſo ärgert

füllen könnte; die Sache des fixen Glaubens verlor aber dabei durch ihre Verfechter mehr als durch den Fragmentiſten, denn die mehrſten der Schriften waren ſchlecht, und alle langweilig. Leſſings Anſicht der Religion war im Nathan, dem Meiſterſtücke ſeiner dramatiſchen Poeſie, der alten und unduldſamen Lehre von Einheit eines Wort- oder Symbolglaubens ſo reizend gegenüber geſtellt, daß ſie bald dieſe finſtere und der Civiliſation des achtzehnten Jahrhunderts durchaus nicht angemeſſene Lehre des ſiebenzehnten gänzlich aus dem deutſchen Leben verdrängte. Was übrigens Leſſings eigne Anſicht der Religion angeht, ſo muß man in Beziehung auf den Gang der Vorſehung in der deutſchen Bildungsgeſchichte zur Zeit der erſten Blüthe unſerer Literatur ja nicht überſehen, wie wunderbar es ſich fügte, daß gleich von Anfang an neben Leſſings Verſtändigkeit und ihr gegenüber, ſtets unmerklich mit ihr kämpfend, Herders Ueberſchwänglichkeit daſtand und Leſſing Schritt vor Schritt folgte.

Leſſing ward ausſchließend vom Verſtande beherrſcht, er geſteht daher auch ſelbſt ein, daß der hohe Geiſt ſchöpferiſcher Dichtkraft zu großen Dichterarbeiten, zur hohen Tragödie, zum Epos oder der höheren lyriſchen Poeſie ihm von der Natur nicht gegeben ſey. Wir ſetzen aber hinzu, er hatte dagegen die eben ſo ſeltene Gabe erhalten, mit Beſtimmtheit angeben zu können, wo der hohe dichteriſche Geiſt ſey und wo er nicht ſey, und warum er nicht da ſey, wo ihn die Menge zu finden glaube. Zu gleicher Zeit kannte Leſſing ſelbſt innerhalb welcher Schranken ſein Geiſt ſchöpferiſch ſey, und ſchuf innerhalb dieſer Meiſterwerke. Derſelbe Fall war mit der jüdiſchen und chriſtlichen Religion, welche freilich Herder ganz anders faßte, als Leſſing, doch erkannte auch dieſer ihren Werth als Weg zum Wiſſen, als poſitives Geſetz einer gewiſſen Art des inneren Lebens in ſeinem Kampfe mit dem äußeren. Schon im zweiten Theile der Erziehung des Menſchengeſchlechts hatte er gelehrt, wie man die geoffenbarten Wahrheiten des chriſtlichen Glaubens, die der Vernunft ſchwer eingehen, als da ſind, Dreieinigkeit, Erbſünde, Gnadenwahl und andere, als bildliche Formen anſehen könne, ver-

möge deren man gewiſſe tiefe und gründliche Speculationen über die Natur des Menſchen und der Gottheit populär und erreichbar machen könne. Im Nathan geht er noch einen Schritt weiter.

Leſſings Nathan behauptet noch immer neben Göthes und Schillers Meiſterwerken in unſerer dramatiſchen Literatur den nächſten Platz, er iſt das vorzüglichſte Dichterwerk Leſſings, hat auch auf die ganze Nation den entſchiedenſten Einfluß gehabt, wir dürfen ihn daher in dieſer Geſchichte des deutſchen Lebens und der deutſchen Bildung nicht wie andere dichteriſche Producte ganz übergehen. Nachdem einmal in dieſem überall mit lautem Jubel begrüßten Meiſterwerke der deutſchen Bühne eine Anſicht des Verhältniſſes der Religion zur wahrhaft edeln Bildung und zum bürgerlichen Leben nicht blos ſchulmäßig gelehrt, ſondern durch den Zauber der Dichtkunſt und Sprache den Seelen ganz eigentlich eingeprägt war, mußte aus allen deutſchen Provinzen, außer etwa Cöln, Trier, Münſterland, Paderborn und Bayern, wohin nie ein Strahl der neuen Literatur drang, die alte unduldſame Lehre weichen. Die Wirkung der neuen Literatur, die von Leſſing ausging, und deren Geiſt ſich im Nathan ausſpricht, war ſo ſtark, daß ſelbſt König Friedrich Wilhelm II., Wöllner und Conſorten durch Gewalt und Geſetz die Stimmung der Zeit nicht ändern, oder blinden Glauben zurückführen konnten. Dies geſchah erſt als Leſſing und ſein Werk durch eine erkünſtelte Literatur verdrängt, und in unſern Tagen die Quellen der Wahrheit und des Lichts verſtopft, die Schleuſen eines Stroms der Sophiſterei geöffnet, freie Lehrer geſchreckt, eitle Lehrer und Schriftſteller mit Geld und Orden gewonnen waren.

Nathan ward ausdrücklich abgekürzt und für die Bühne eingerichtet, um das neue Leben auch durch die Augen in die Seele zu bringen, ſo daß durch Versbau, Styl, Sprache und Darſtellung auf der Bühne das Gehäſſige eines Lebens, wo Einer den Andern nach ſeinem Glauben, nicht nach ſeinem Wandel richtet, wo Pfaffen und Heuchler den freien Mann drücken, recht eindringlich gemacht ward. Es wird im Nathan durch die Handlung ſelbſt die alte mechaniſche Religionsübung im Contraſt

mit Liebe, wahrer und ächter Religioſität des Herzens in den Erſcheinungen des gewöhnlichen Lebens vor Augen und Sinne gebracht. Es bedurfte daher freilich, weil auch Leſſing mit den Rezenſenten der theologiſchen Schriften in der A. D. B. und mit den Erziehern und Moraliſten übereinzuſtimmen ſchien, eines Mannes wie Herder, um die Poeſie der Religion zu erhalten und zwiſchen Lavaters Schwärmerei und Leſſings Philoſophie zu vermitteln. Wir haben aus dieſer Urſache ſchon im zweiten Bande dieſes Werks Leſſing und Herder unmittelbar neben einander geſtellt und zugleich Einen dem Andern entgegengeſetzt. Wir haben ſchon nachgewieſen, welche Richtung Herder, der mit Hamann innig zuſammenhing, genommen hatte, um ſeine poetiſchen Gedanken geltend zu machen. Schon ehe er ſeine Reiſe nach Frankreich machte, und mit Göthe bekannt ward, war er als Dichter, als Meiſter der hebräiſchen Sprache und Literatur, als Aeſthetiker und Kritiker unter den Gründern einer neuen deutſchen Sprache und Literatur, durch eine eigenthümliche und geniale, von der Leſſingſchen in jeder Beziehung ganz verſchiedenen Proſa, Haupt einer neuen theologiſchen und äſthetiſchen Schule geworden. Als er mit Göthe bekannt ward, ſchienen die beiden ganz verſchiedenen Naturen anfangs vereinigt gegen die norddeutſche Schule und gegen Leſſing eine ſtille Oppoſition machen zu wollen, und Herder ſchrieb, mit Göthe verbunden, die fliegenden Blätter für deutſche Art und Kunſt. Seine Anſtellung in Bückeburg gab ihm aber wieder eine andere Richtung.

Da wir auch in Beziehung auf Herder mit Vertrauen auf Gervinus Werk verweiſen können, ſo begnügen wir uns mit einer Nachleſe und mit dem, was unſerem Zweck, der das äuſſere Leben angeht, näher liegt, als dem des Verfaſſers der Geſchichte der poetiſchen Literatur, der mehr das Aeſthetiſche im Auge behalten mußte. Herder wandte ſich in Bückeburg als Geiſtlicher, und weil er ſeinen Blick auf Göttingen richtete, zur Theologie, aber zu academiſchen gelehrten Studien war doch eigentlich ſein poetiſcher, jede Kenntniß ſchnell aber auch flüchtig auffaſſender und dichteriſch ſchaffender Geiſt nicht geeignet. Im

ſtrengen Sinn hiſtoriſche oder wiſſenſchaftliche Studien eines eigentlich gelehrten Theologen konnte Herder ſchon darum nicht machen, weil er ſelbſt zu der Zeit, als er an eine theologiſche Lehrſtelle dachte, in ganz verſchiedenen Fächern mit der ihm eigenen Entſchiedenheit aus flüchtig geſammelten Kenntniſſen überraſchende Werke ſchuf. In Rückſicht auf die Volksreligion, von welcher Seite wir ihn in Beziehung zu Leſſing zunächſt betrachten, war er zwar über die Neuerer ſeiner Zeit unwillig; allein er ſelbſt gab doch auch ſeiner Seits auf eine ihm eigenthümliche Weiſe der alten Lehre eine ganz neue Geſtalt.

Die Orthodoxen des alten Syſtems waren mit Herder im Anfange faſt eben ſo unzufrieden, als mit Leſſing, dies zeigte ſich beſonders, als ihn Heyne nach Göttingen bringen wollte. Man ſtieß ſich nicht bloß daran, daß ihm die eigentliche theologiſche Gelehrſamkeit mangle, ſondern man hielt ihn auch für der Ketzerei verdächtig. Nach Weimar berief ihn hernach zwar der Hof; aber da die Stadt wegen der Stelle, die er als Prediger erhielt, dem Herkommen gemäß zu ſeiner Berufung ihre Stimme geben mußte, äußerte ſie ebenfalls Bedenklichkeiten über ſeine Rechtgläubigkeit. Sonderbar genug ſtritt Herder zu derſelben Zeit auf eine nicht ganz anſtändige Weiſe mit dem beſſern Theil der berliner Rationaliſten, beſonders mit Spalding. Er fühlte hernach ſelbſt, daß er gegen Spalding geſündigt habe und nahm ſeine heftigen Ausfälle öffentlich zurück. Herders Heftigkeit verleitete ihn oft, gegen jeden, dem die Natur einen gemeinen ganz proſaiſchen Sinn gegeben hatte, in ſeiner poetiſchen Ueberſpannung jede Rückſicht zu vergeſſen. Nichts konnte aber weniger vereinigt werden, als Michaelis profane Deutung der heiligen Bücher des A. T. und Herders orientaliſcher Schwung und ſeine Begeiſterung für die älteſte hebräiſche Poeſie, oder Schlözers kalte und trockne, gewiſſermaßen ruſſiſche Art von Hiſtorie und Herders Manier im Fluge der Phantaſie poetiſch zu verbinden, was hiſtoriſch himmelweit auseinander liegt. Mit dieſen beiden Männern ging er daher auch übel um. Gegen Michaelis war er in der älteſten Urkunde des Menſchen-

geſchlechts höchſt ungerecht. Dies war ihm um ſo mehr zu verargen, da er und Michaelis auf einem ganz verſchiedenen Felde waren, alſo ganz gut jeder von ihnen ſeinen eignen Weg gehen und ſie beide in ihrer Art ausgezeichnet ſein und bleiben konnten. Schlözer pflegte mit ſeinen Gegnern ſehr unſanft umzugehen, Herders Angriffe in den frankfurter gelehrten Anzeigen ſetzten ihn gleichwohl in eine ſolche Wuth, daß er hernach nur noch ſteifer auf ſeinem Sinne blieb und die Proſa des Lebens noch eifriger predigte. Herders poetiſches Gemüth verfolgte mit Recht die göttinger Proſa, die nur Handgreifliches kennen und nur das unmittelbar Brauchbare dulden wollte, ihm war daher Meiners, was er auch uns zu ſeyn ſchien, ein Ideal des Landes Hadeln. Es ging ihm mit den göttinger Herrn gerade wie mit den Orthodoxen, die Letztern wollten nur von der Proſa ihrer Katechismen, die Erſten nur von der Proſa hören, die ihren eigenen Anſichten des Lebens entſprach, oder welche Meiners durch Compilation zuſammenbrachte. Herder wollte überall nur Poeſie, nur Schöpfungen ſeiner eignen Phantaſie, er befehdete daher ebenſowohl die berliner Schule als Leſſing und die göttinger Jünglinge, ſowohl die hannövriſche, als die rechtgläubige Proſa. Das beweiſet auch ſeine älteſte Urkunde des Menſchengeſchlechts.

Herders Gefühl empörte ſich mit Recht gegen die Manier des grundgelehrten Michaelis. Er glaubte, dieſer erſticke durch ſeine mit gemeinen Witzen und Anecdoten, mit Staatswiſſenſchaft und Staatswirthſchaft, mit Notizen über alle mögliche Dinge des äußern Lebens untermiſchte Deutung des A. T. auch noch den letzten Funken von Poeſie und Jugendfeuer, der in den Seelen göttinger Theologen übrig ſeyn möchte. Er ſetzte daher die älteſte Urkunde ſowohl der Lehre der alten Orthodoxen als der neuen des göttinger Orakels entgegen, und machte aus den erſten Capiteln des erſten Buchs Moſis eine uralte poetiſch philoſophiſche Urkunde oder Allegorie. Seine reiche Phantaſie gab ihm auf dieſe Weiſe zu einer Zeit, wo jedermann die Bibel moderniſirte, um den Volksglauben zu reformiren, ein Mittel, den Volksglauben zu ver-

theidigen und aufrecht zu halten, ohne zu heucheln oder zu ſophiſtiſiren, weil er ſelbſt ja von ſeiner Phantaſie eingenommen war und deßhalb andere mächtig fortriß. Er fand daher auch für ſeine Religionspoeſie, die er zur Religionsphiloſophie erhob, einen ſehr großen Anhang unter denen, welche den Fragmentiſten für frivol, Bahrdt für einen Mann ohne Geſchmack, die Rationaliſten für unbedachtſam und oberflächlich, die Vertheidiger des alten Glaubens für matt und den Forderungen der Zeit und ihrem Bedürfniß entgegenſtrebend hielten. Das Buch erſchien zu einer Zeit als Herder ſchon in Verbindung mit Göthe und deſſen Freunden an den frankfurter gelehrten Anzeigen gearbeitet und mit ihm die Blätter für deutſche Art und Kunſt herausgegeben hatte. In dieſe Zeit fiel auch ſeine nähere Verbindung mit vielen Schwärmern und Myſtikern. Er ſelbſt blieb in ſeiner Auffaſſung des Lebens ganz klar, er wollte nur dem Volksglauben durch eine eigne Art Poeſie eine neue Stütze geben. Seine myſtiſchen Verbindungen beſchränkten ſich darauf, daß er damals ſeine lange unterbrochene Correſpondenz mit Hamann aufs neue begann; daß er durch dieſen mit dem durch St. Martins Buch völlig zum Schwärmer gewordenen Claudius in nähere Verbindung gebracht ward; daß er mit Lavater correſpondirte; wie er ſich vorher mit Göthe der wunderlichen Produkte Jung-Stillings angenommen hatte, blos weil er, wie alle die andern begeiſterten Gründer unſerer Literatur, jede Originalität zu begünſtigen ſuchte. Es waren jedoch weder die Orthodoxen, noch der verſtändige Göthe mit der poetiſchen Urkunde zufrieden.

Wie ſich die altgläubige Proſa und die politiſche Religion, die man in Hannover und in London für Chriſtenthum hielt, ausgab und andern aufzwingen wollte, zu Herders Manier verhielt, ſieht man aus einem Briefe, den Heyne ſchrieb, als er Herdern gern nach Göttingen ziehen wollte, und die hannöverſchen Herrn deßhalb erſt in London anfragen mußten. Herder hatte damals erſt die älteſte Urkunde u. ſ. w., dann auch die Erläuterungen zum N. T. aus einer neu eröff-

neten morgenländiſchen Quelle und nach dieſen die *Briefe zweier Brüder Jeſu* drucken laſſen, um ſich als Theolog zu beweiſen; an dieſen Büchern nahm man Anſtoß. Es iſt der Mühe werth, und für die Charakteriſtik jener Zeit der Gährung wichtig, von Heyne zu vernehmen, daß ein Mann wie Herder, der ſtets gegen die Lehre, die man jetzt Rationalismus nennt, ſehr heftig eiferte, gleichwohl den Herrn hatte Anſtoß geben können. Dies kam daher, daß ihnen die ſymboliſchen Bücher gerade daſſelbe für die Religion waren, was ihnen Juſtinians Geſetzbuch für ihre täglichen Geſchäfte ſeyn mußte. Heyne bedauert nämlich freilich in ſeinem Briefe an Herder ausdrücklich die Beſchränktheit ſeiner hochgebietenden Herren in Hannover und in London, welche in Religionsſachen durchaus nicht weiter ſehen wollten, als ihr eigenſinniger und beſchränkter König, er thut dies aber, wie dies in ſeiner Art lag, mit einem bedenklichen Achſelzucken in Rückſicht der Stelle in Göttingen.

Heyne bemerkt, wie es in Hannover und in London übel aufgenommen worden, daß Herder in den erwähnten Büchern ſich gegen zwei Artikel der ſymboliſchen Bücher verſündigt habe. Er habe durch die Verwandlung der erſten Capitel des erſten Buchs Moſis in eine Allegorie, den Artikel *von der Schöpfung* verletzt, und habe gegen den Artikel *von der Schrift* dadurch geſündigt, daß in er dem Judas, welcher den Brief, der ſich im N. T. finde, verfaßt habe, nicht den Apoſtel erkennen wolle. Was Göthe angeht, ſo ſtieß er ſich an dem Poetiſiren der Geſchichte des A. T. aus andern und beſſern Gründen und ſpottete faſt eben ſo ſehr über den etwas marktſchreieriſchen Lärm, der über Herders neue Erfindung, die er in der älteſten Urkunde vorgebracht hatte, getrieben wurde, als über Bahrdts Evangeliſten im modernen Gewand [25]).

---

25) Die Verſe über Bahrdt, die dieſer keineswegs übel nahm, ſind bekannt, was Herder angeht, ſo wiſſen die Leſer, daß es ſich auf ihn bezieht, wenn im Puppenſpiel erſt der Doctor ruft:

Die Fortſetzung ſeiner Art poetiſcher Reform der bibliſchen Religion verſchob dann Herder einige Zeit, verſuchte ſich in andern Fächern mit Glück und ward in einer ihm faſt allein eigenthümlichen und zu verzeihenden Manier Schöpfer einer ganz neuen Art von Poeſie, Philoſophie und Geſchichte. Als Dichter lieferte er damals eins der bedeutendſten Meiſterwerke in unſerer Sprache, die zwei Bände Nationallieder; als Philoſoph bereitete er ſeiner nachherigen poetiſchen Philoſophie dadurch den Weg, daß ſeine Beantwortung von zwei aufgegebenen Fragen ihm von der münchner und von der berliner proſaiſchen Academie den Preis erwarb. Was die beiden Bände Nationallieder angeht, ſo enthalten ſie die beliebteſten und zugleich eigenthümlichſten Lieder der verſchiedenſten Zeiten von ihm auf eine meiſterhafte Weiſe in ihrem eignen Geiſte in die deutſche Sprache übertragen. Er unternahm etwas Aehnliches mit dem Hohenliede Salomonis und bewies bei der Gelegenheit aufs neue, daß ihm mehr an dem Ruhm eines ausgezeichneten Dichters, als an dem eines ächten und frommen Lutheraners liege. Schon der Titel, den er, der doch Prediger war, einem bibliſchen Buche gab, erinnerte peinlich an Bahrdt, und klang als wenn man profane Leſer durch ein profanes Aushängeſchild einladen wolle. Dieſer Titel lautet: Lied der Liebe, oder die älteſten und ſchönſten Lieder des Morgenlands.

Thut die Lichter aus,
Sind in einem honetten Haus.

Dann der Schattenſpielmann:

Lichter weg! Mein Lämpchen nur
Nimmt ſich ſonſt nicht aus.
Ins Dunkle da, Mesdames!

Dazu gehört, daß der Schattenſpielmann die Schöpfungsgeſchichte herleiert, wobei es heißt:

Ach wie ſie is alles dunkel,
Finſternis is,
War ſie alle wüſt und leer,
Hab' ſie all' nicks auf dieſer Erde geſehe u. ſ. w.

Das Buch ward in der neuen Geſtalt mit Recht als Dichtung bewundert, es wird unter unſere claſſiſchen Bücher gerechnet, als ein bibliſches Buch wird es aber ſchwerlich jemand in dieſer Geſtalt betrachten, ſondern um Urtext und Poeſie unbekümmert ſeinen Luther in die Hand nehmen. Herders Eigenthümlichkeit, ſein orientaliſcher Schwung, ſeine glühende Phantaſie und ſein immer in den Lüften und in fremden Regionen verweilender Geiſt mußte daher auch nothwendig jedes Mal ſcheitern, wenn er ſich an das N. T. wagte; dies widerfuhr ihm auch ſogar, als er die Offenbarung Johannis zu überſetzen unternahm, welche ſich doch von allen andern Büchern des N. T. durch ihren ganz orientaliſchen Charakter unterſcheidet.

Von dieſer Ueberſetzung, die den Titel hat, Maran Atha oder von der Zukunft des Herrn war ſehr wenig die Rede. Herder fuhr indeſſen fort, durch eine ganze Anzahl von Büchern ſeiner poetiſchen, Altes mit Neuem durch die Phantaſie verbindenden, Anſicht der jüdiſchen und chriſtlichen Lehren und Geſchichten Eingang zu verſchaffen. Seine Art Chriſtenthum fand beſonders unter den höheren Ständen und bei denen Eingang, welche dem Alten zu entgehen wünſchten, ohne dem Neuen zu huldigen, oder zu wenig tüchtige Verſtandesbildung, zu wenig hiſtoriſche und gelehrte Kenntniſſe hatten, um Leſſing, Plank, Spittler, Griesbach und Andern folgen zu können. Herder ſchrieb in dieſer Beziehung zunächſt ſeine Briefe über das Studium der Theologie, welche um 1780 und 1781 erſchienen. In dieſen Büchern ward den jungen Theologen Anweiſung gegeben, wie ſie zu jener Anſicht ihrer Wiſſenſchaft und ihres geiſtlichen Berufs gelangen könnten, welche ſie nach Herders Meinung abhalten ſollte, ſich mit Semler als gelehrte Forſcher oder mit Bahrdt, Campe und den neuern Erziehern als Prediger des im äußern Leben Brauchbaren anzuſehen.

Herders Briefe kamen zur rechten Zeit, denn Semlers Anweiſung für junge Theologen war von 1757, alſo veraltet, und Bahrdt und Campe ſchrieben die Ihrigen erſt, als die in vier

Theilen erſchienenen Briefe Herders unglaubliches Aufſehen in Deutſchland gemacht hatten, und zum zweitenmale aufgelegt wurden. Herder leitete auch hier mehr zum Fliegen an als zum ruhigen Gehen, er gab in den Briefen zugleich Regel und Muſter, immer aber mehr Poeſie als Dogmatik und Moral. Die Theologen ſollen nach dem Rath, den er in dieſen Briefen gibt, mehr den Geiſt und den Geſchmack, als den Verſtand und das Gedächtniß bilden; ſie ſollen, ohne ſich auf Diſputiren einzulaſſen, die Glaubenslehre ſo behandeln, daß ihr Vortrag dem jedesmaligen Culturzuſtande und der ganzen Richtung ihrer Zeit genau angepaßt ſei, und dies ſoll durch Poeſie bewirkt werden. Blos in dieſer Beziehung paßt auch Herders Styl in dieſen Briefen, der ſonſt als Lehrſtyl durchaus nicht zu empfehlen iſt, ſo originell er ſein mag, ſo ſehr der Vortrag durch lebendige Phantaſie belebt und durch die eingemiſchten überſetzten Stücke poetiſcher Bücher der Bibel unterhaltend gemacht wird.

Dieſer Briefe erwähnen wir übrigens nicht wegen der Theologie, deren Geſchichte wir nicht ſchreiben wollen, als weil ſich Herder durch dieſelben neue Verdienſte um die allgemeine Bildung der Nation erwarb, indem er dazu beitrug, einen poetiſchen, über den äußern Nutzen hinaus ſtrebenden, das Göttliche im Menſchen anerkennenden Geiſt unter den Deutſchen zu erhalten. Hiſtoriker, Statiſtiker, Philoſophen, wie Meiners und Eberhard, Pädagogen, und theologiſche Rationaliſten drangen darauf, es ſollte alle Erziehung ganz und durchaus proſaiſch auf einen äußern Zweck und auf unmittelbare Brauchbarkeit gerichtet werden; dem ſtrebte Herder entgegen. Wenn man Bahrdts und Campes gleich hernach erſchienene Anweiſungen mit den Briefen Herders vergleicht, erkennt man ſogleich, wie wohlthätig es war, daß ein Dichter wie er, Poeſie unter die Pfarrer warf. Bahrdt und Campe wollen beide den proteſtantiſchen Geiſtlichen zum Volke herunterbringen, nicht das Volk durch ihn heben. Nach ihrer Anweiſung ſoll er in dem Sinn Volkslehrer ſein, daß er mit gemeinnützigen, naturhiſtoriſchen, phyſikaliſchen, ökonomiſchen

Kenntniſſen ausgeſtattet, für Küche und Keller, Garten und Feld ſtets fertiger, ökonomiſcher oder ärztlicher Rathgeber ſein könne.

Kurze Zeit nach dieſen Briefen ſchrieb Herder das Buch über den Geiſt der Hebräiſchen Poeſie, worin aufs neue Poeſie und Religion auf die glänzendſte Weiſe verbunden war. Er mißfiel freilich dadurch ſehr oft den beiden Theilen, zwiſchen denen er ſich vermittelnd einſchob, den einſeitig verſtändigen Neuerern und den unverſtändig am Alten klebenden Dogmatikern, hatte aber doch einen großen Anhang, bis ihn erſt ſpäter Kants Philoſophie um ſeinen Einfluß brachte. Theologiſch iſt eigentlich dieſer Geiſt der hebräiſchen Poeſie nicht, er weckte vielleicht unter Theologen und Exegeten einen poetiſchen Sinn dies aber wirkte mehrentheils auf ähnliche Weiſe, wie Herders vorgeblich hiſtoriſche Arbeiten, welche in den jüngern Schriftſtellern und im Publikum hiſtoriſch-philoſophiſchen Sinn zu wecken ſchienen, im Grunde aber ganz vom hiſtoriſchen Boden wegleiteten. Dieſe Art hebräiſcher Poetik vermehrte den Hang unſerer leicht vom Leben und der Wirklichkeit auf dem Hippogryphen der Phantaſie ins Land der Schwärmer oder Romantiker fliegenden Nation, ſich den Träumen des Orientalismus hinzugeben. Herders Geiſt der hebräiſchen Poeſie lehrte Ueberſpannung, er führte an die Gränze eines Gebiets, wo aller Verſtand verſtummt und die Schwärmerei regiert, dort nahmen Lavater und Jung-Stilling die Seelen in Empfang und führten ſie in den Mond. Dies raubt indeſſen dem Buche, deſſen Wirkung ja Herder nicht zu verantworten hatte, nichts von ſeinem innern Werthe, der von der Art, wie es Buchmacher und eingebildete Genies gebrauchten und anwendeten, keineswegs abhängig gemacht werden darf.

Gleich im erſten Theile des Geiſtes der hebräiſchen Poeſie findet man eine vortreffliche Anleitung, wie man die Hirtenſagen des erſten Buchs Moſis zu entwickeln hat, um zur Erkenntniß der Sitten, Denkart, Poeſie irgend eines Urvolks auf ſiche-

rem Wege zu gelangen. Im zweiten Theile iſt man entzückt, von einem Dichter wie Herder (denn für einen Philoſophen, Theologen oder Hiſtoriker können wir ihn unmöglich erkennen) Anweiſung zu erhalten, wie man hebräiſche Dichter leſen und behandeln, ihre Bilder und Dichtungen entwickeln kann und ſoll. Er entſagt glücklicherweiſe in dieſem zweiten Theile der dichteriſch dialogiſchen Form des Erſten, welche es allen denen, die nicht mit einer großen Kraft des Einbildungsvermögens begabt ſind, oder, was einerlei iſt, ſich nicht einbilden, daß ſie es ſeyen, unmöglich machte, ihm auf ſeinem genialen Wege zu folgen. Wir andern ſind gewohnt, in Büchern, welche in Proſa geſchrieben ſind, nicht Spiel der Phantaſie, ſondern Belehrung des Verſtandes zu ſuchen. Die Letztere zu finden wird auch in den andern Theilen oft ſehr ſchwer, da Herders allmächtige Einbildungskraft und ſein ſchöpferiſches Dichtungsvermögen ſehr oft die für den Verſtand unendlich weit getrennten Gegenſtände durch ſinnreiche Combination innig verbindet. Er ſchreibt den Hebräern allein zu, was allen orientaliſchen Völkern überhaupt eigen iſt, verwiſcht in ſeiner Phantaſie den Unterſchied der Zeiten, und vermiſcht das Alte mit dem Neuen. Dieſelbe Kühnheit, ſeine Phantaſie in Sachen des Verſtandes aus luftigen Höhen orakeln zu laſſen, zeigt ſich darin, daß er den alten Offenbarungsglauben mit einer Art Rationalismus verbindet, Gedichte mehr nach ſeinem beſondern Geſchmack als nach feſtem Grundſatz und einer allgemein anerkannten Regel beurtheilt, und ſich bei ſeinen Arbeiten gar zu ſehr übereilt. Dieſe Uebereilung iſt in den beiden letzten Theilen des Geiſtes der hebräiſchen Poeſie ſehr merklich.

Die Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit in vier Theilen, deren Ueberſetzung ins Franzöſiſche in unſern Tagen mit der Verbreitung des jenſeit des Rheins wunderlich genug franzöſiſch geſtalteten deutſchen Romanticismus unter den Franzoſen verbunden war, behandeln die Geſchichte und die philoſophiſche Theologie nach der Manier, wie beide in Herders Phantaſie verbunden waren. Wem aber Chateaubriands

oder gar Victor Hugos und Alexander Dümas Schriften verſtändig und logiſch, wem ihre Sprünge und der Aberwitz mancher Stellen ſchön, wem der wunderliche Pantheismus anderer Romantiker und ihr lächerliches Preiſen des Mittelalters natürlich ſcheint, dem müſſen Herders Ideen als Licht in der Finſterniß vorkommen. Die hiſtoriſche Kritik der Herderſchen Ideen gehört hierher nicht, wir haben deshalb nur einen Fingerzeig zu geben über ihre Beziehung zu der damals herrſchenden, humoriſtiſchen, romantiſchen, hypergenialen Manier, welche jetzt auch in Frankreich herrſcht; weitere Belehrung muß man in der Geſchichte der deutſchen poetiſchen Literatur ſuchen. Herders Ideen, abgeſehen von der Geſchichte, müſſen wohl durch die Art der Behandlung der Geſchichte, einem Bedürfniſſe des großen Publikums entſprechen, und alſo gut ſeyn, denn es ſind ja unzählige Geſchichten in der Manier geſchrieben worden. Man hat übrigens bekanntlich die Anwendung der Poeſie und Philoſophie auf die an ſich trocknen Thatſachen in unſern Tagen hie und da viel weiter getrieben, als Herder gethan hat. Gelehrte, die, ſey es nun mit Recht oder Unrecht, eine proſaiſche, verſtändige nach chronologiſchen und logiſchen Geſetzen geordnete und verbundene, alſo eine der Herderſchen gerade entgegengeſetzte Geſchichte ſuchen, haben über die Ideen und über alle in ähnlicher Art abgefaßte Geſchichten gar kein Urtheil, weil ihnen die poetiſche oder philoſophiſche Inſpiration mangelt, welche erforderlich iſt, dergleichen zu ſchreiben, oder auch nur zu verſtehen. Wir wollen die einzelnen Theile flüchtig durchgehen, um zu zeigen, welche neue Art Geſchichte Herder durch dieſe Ideen ſchuf.

Im erſten Buch ſchon entſcheidet er über Dinge, denen ſeit ſeiner Zeit Aſtronomen, Phyſiker, Geologen und Ethnographen durch ihre fortſchreitende Wiſſenſchaft und durch neuere beſſere Erfahrungen ein ganz anderes Anſehen gegeben haben, als er ihnen aus eilig und obenhin geleſenen Büchern, die ihm der Zufall oder eine Empfehlung des Fachgelehrten in die Hand gab, geben konnte. Seinen Zeitgenoſſen und allen mit den Fächern Unbekannten imponirt er durch die Beſtimmtheit und Zuverſicht-

lichkeit eines Sehers, mit der er ſich in der Sprache orientaliſcher Propheten über die dunkelſten und ſchwierigſten Puncte, die ſich zum Theil gar nicht ausmachen laſſen, ausſpricht. Im dritten und vierten Buche ſchaltet er gebietend auf dem Felde des Naturforſchers in Dingen, denen dieſer oft ein ganzes Leben widmet, ohne aufs Klare zu kommen, macht dabei den Naturphiloſophen und geht endlich auf eine Art Theologie über, die er ſelbſt ſchafft. Dieſe Art Theologie, welche daher neulich den von einem Pantheismus eigner Art träumenden franzöſiſchen Romantikern ſehr willkommen war, wird von Herder auf der einen Seite der craſſen Rechtgläubigkeit Boſſuets, welche die göttliche Vorſehung ſich um Hunderte von Völkern und Tauſende von Millionen einzelner Menſchen gar nicht oder nur gelegentlich bekümmern läßt und den Gang des Weltalls an die Juden knüpft, auf der andern aber auch den wunderlichen Theorien Bonnets und anderer übertrieben frommen Teleologen und Phyſikotheologen entgegengeſetzt. Auf Inſpiration auch in den realen und exacten Wiſſenſchaften vertrauend, ſucht er nämlich in dieſem dritten Buche, auch ohne Naturforſcher, oder nur Naturkenner zu ſeyn, eine Fortbildung oder Stufenleiter der Geſchöpfe feſtzuſetzen, was eine unbegränzte Kenntniß aller Naturreiche vorausſetzen würde, wenn einer, der die Sache proſaiſch nehmen wollte, es auch nur zu verſuchen unternähme. Leichter möchte ſeyn, was er im vierten Buche unternimmt, des Menſchen Vernunftfähigkeit aus ſeiner Organiſation herzuleiten; aber Herder wagt ſich auch hier über das hiſtoriſche Feld des Nachzuweiſenden weit hinaus. Er lehrt, was als Thatſache gewiß genug iſt, was aber doch kein Anatom oder Phyſiolog zu demonſtriren, oder gar, wie Herder orakelnd, zu behaupten wagen würde, daß aus des Menſchen äußerer Bildung ſeine Anlage zur Humanität und Religion herzuleiten ſey. Dieſen Satz kann man aber doch in gewiſſer Beziehung gelten laſſen; wenn er aber auch ſeine Hoffnung der Unſterblichkeit daher leitet, alſo aus dem Endlichen Unendliches folgert, ſo gehört das in die Theologie oder Aſcetik. Erſt im fünften Buche kommt er endlich auf einen

Schluß aus dem Vorigen, worauf er eine neue theologiſche Anſicht der Geſchichte auf eine ganz andere Manier als Boſſuet gründen will. Er will nämlich aus dem Vorigen den Satz herleiten: „Daß der Menſch ein Mittelglied zweier Welten ſey.“

Schon zur Zeit der erſten Erſcheinung der das damalige Publikum vor Entzücken ganz außer ſich ſetzenden Ideen urtheilte ein denkender Naturforſcher über den Inhalt dieſes erſten Theils kurz und dabei ſehr treffend und gründlich: „Die Kühnheit, mit welcher Herder den Anatomen und Naturforſchern vorſchreibt, was und wie ſie unterſuchen ſollen, nöthigt dem ruhigen Leſer ein Lächeln ab.“ Der zweite Theil oder das ſechſte bis zehnte Buch, ſtellt aus flüchtig geleſenen Reiſebeſchreibungen geſammelte Notizen mit ungemeiner Kühnheit und Phantaſie auf dieſelbe Weiſe neue, mit ſchwülſtiger Rede vorgetragene Orakelſprüche zuſammen, wie im erſten Theile ähnliche aus den Arbeiten der Naturforſcher gemacht waren. In dieſem Theile wird die älteſte Urkunde des Menſchengeſchlechts mit vollem orientaliſchen Schimmer wiederum als Erklärung der erſten Capitel des erſten Buchs Moſis und als uralte, nicht blos als Herderſche Idee aufgeführt. Es werden Wiſſenſchaften, Künſte, Regierung von einer Kette der Bildung oder einer Tradition der Urwelt dichteriſch und gebietend abgeleitet, ohne daß die Exiſtenz derſelben irgendwo bewieſen würde. Da Herders Publikum auch in Sachen des Verſtandes nach Gründen nicht fragte, oder ſie langweilig fand, ſo ward es ihm leicht, nachdem einmal eine Kette der Traditionen fertig war, die Religion zur älteſten und heiligſten der vielen ererbten Traditionen zu machen. Wenn man hier genau zuſieht, ſo erkennt man leicht, daß die arme Schaar der treugebliebenen Frommen und ſpäter Wöllner und die von ihm überall eingeſetzten, den ſymboliſchen Büchern getreuen Conſiſtorien ſich Herders nicht ſehr freuen konnten, ſondern vielmehr dafür halten mußten, daß er den verſtändigen Ketzern Leſſings und den Rationaliſten gegenüber eine weit zahlreichere Gemeinde von phantaſtiſchen Ketzern ſammle. Wenn nämlich die Tradition wirklich Quelle der Religion war, ſo mußte man, wenn man

nicht durch Herders Brille ſah, durch die Geſchichte unfehlbar zum Pantheismus des Uralterthums gelangen. Unter den älteſten Völkern in Indien, Perſien, Aegypten, China, in Myſterien, Symbolen und Cultus iſt überall Pantheismus, von Tradition, von Einheit und Perſönlichkeit eines chriſtlichen Gottes iſt keine Spur.

Herder kannte aber ſein Publikum, das ſich einbildete, mit ihm zu fliegen, wenn es eigentlich tief unten ſtand, und mit weit aufſtehendem Munde ihn oben fliegen ſah, viel zu gut, um ſich ſtören zu laſſen, er fliegt daher kühnlich am ſymboliſchen Pantheismus und an dem Feuerdienſt, alſo am indiſchen und perſiſchen Cultus vorbei auf dem Pegaſus ſeiner Tradition unmittelbar zu Moſes herüber. Dieſer Uebergang hat einige Aehnlichkeit mit der poetiſchen Manier, wie Dante in ſeinem Gedicht, am Teufel herunter und doch zugleich heraufſteigend, ſich durch einen Gnadenſtoß Virgils über den Schwerpunct der Erde und der Hölle hinaus ins Purgatorium bringt. Herder weiß ſich des übrigen orientaliſchen Ballaſts bei dieſer Gelegenheit geſchickt zu entladen und geht, nachdem er vorher Alles, was auf die geiſtige Natur des Menſchen Bezug hat, von einer Urtradition hergeleitet, alle Traditionen, welche unſtreitig hiſtoriſch älter ſind, als Moſis Bücher, auf eine ſolche Weiſe durch, daß er am Ende die andern los wird, und nur die Eine findet, die er finden will.

Er ſelbſt hatte in einem andern Werke mit der ihm eignen Uebertreibung den Zend Aveſta, als Urkunde und Quelle der heiligſten Tradition geprieſen, das Alles wird hier in den Schatten geſchoben und Moſes allen denen, die aus dem Dunkel Herders leuchtendem Schauſpiele zuſehen, mit einem Perlenſchmuck der neueſten Wiſſenſchaft bekleidet, vorgeſtellt. Es wird die ganze neuere Naturforſchung unſerer Zeit, ſo weit ſeine natürlich ſehr mangelhafte Erkenntniß derſelben reicht, in die Moſaiſche Schöpfungsgeſchichte gelegt, die für ihn dann in dieſem Sinn eine Offenbarung iſt. Wie dreiſt er dabei der Rechtgläubigkeit und dem Wortſinne zum Trotz zu verfahren wagt,

zeigt er dadurch, daß er das „Es werde Licht“ der moſaiſchen Urkunde zum Behuf der geologiſchen Offenbarung, die er in ſeinem Text findet, im Sinne der Parſen oder Feueranbeter deutet. Es wird nach ihm unter dem Worte Licht ein, Gott weiß, welches, Elementarfeuer verſtanden, welches die Natur der Dinge zum Entſtehen gebracht und ausgebildet habe.

Dieſe Andeutungen reichen hin, die Stelle zu bezeichnen, welche Herder unter den großen Männern einnimmt, denen unſere Nation im achtzehnten Jahrhundert eine neue Bildung und ein neues Leben verdankte. Es wird leicht ſeyn, aus den angeführten Zügen, die wir ausgemachte Thatſachen nennen würden, die Bedeutung, welche die vielen weit verbreiteten, mit Begeiſterung geſchriebenen und von Begeiſterten geleſenen Schriften Herders für ſeine Zeit hatten, zu beſtimmen und die Art ihrer Wirkung anzugeben, ohne daß wir dabei länger verweilen. In der folgenden Periode erſt werden wir angeben können, welche Stellung Herder erhielt, als Kants Philoſophie ſich verbreitete, und er, während Göthe und Schiller die neue Philoſophie freudig begrüßten, ohne darum jedoch Kantianer zu werden, ſich mächtig genug glaubte, dem Strom entgegen zu ſchwimmen. Seit der Zeit ward ſein Verhältniß zur Literatur gänzlich verändert.

Wir glauben zunächſt neben Herder Lavater erwähnen zu müſſen, weil beide einander lobten und empfahlen. In der That hatte ihre Manier und Wirkſamkeit einige Aehnlichkeit, doch hatten ſie ganz verſchiedene Menſchenklaſſen im Auge und ſtimmten durch ihre Schriften ganz verſchiedene Perſonen zur religiöſen Begeiſterung. Herders Publikum beſtand aus der gebildeten Claſſe, aus allen denjenigen, die den alten Glauben in der Geſtalt, wie ihn die Göze und Ihresgleichen predigten, nicht mehr verdauen, aber doch auch nicht über ſich erhalten konnten, den Formen, die ſie in der Jugend erlernt hatten, förmlich zu entſagen, die alſo gern etwas dem alten Glauben Analoges, aber eigentlich doch ganz Neues unter den alten Formeln zu begreifen, lernen wollten. Lavater dagegen war das Orakel aller derer, welche die herrſchende Empfindſamkeit

der von Werther und Siegwart geſchmolzenen Seelen entweder mit religiöſer Schwärmerei verbinden wollten, wie Klopſtocks Freunde, oder auch religiöſe Schwärmerei an die Stelle der empfindelnden ſetzen, wie diejenigen, deren Apoſtel Jung-Stilling ward.

Lavaters erſtes Auftreten iſt ſchon in der vorigen Periode ausführlich erwähnt worden. Wir finden ihn daher in dieſer Periode ſchon als einen der berühmteſten Männer der Zeit, der von verſchiedenen Seiten her und durch ganz verſchiedene Eigenſchaften einen bedeutenden Einfluß auf ſeine Landsleute und auf ganz Deutſchland übte. Lavater ward als Prediger und Dichter und Schriftſteller in der von Klopſtocks Freunden bewunderten affectirt-geiſtreichen, ſentimental-declamatoriſchen Manier berühmt[26]. Er ward früh mit aller Welt befreundet und war eben ſo eitel, wenn auch nicht ſo hochmüthig, als ſein Freund und Landsmann Zimmermann in Hannover, der ſehr viel dazu beitrug, ihm unter ſeinen vielen vornehmen Freunden einen Namen zu verſchaffen. Zimmermann war Leibarzt in Hannover, mit ſeiner Geſchicklichkeit als Arzt haben wir hier nichts zu thun, gewiß iſt aber, daß er meiſterhaft verſtand, Alles, was ihm an eigentlicher mediciniſcher Wiſſenſchaft abgehen mochte, durch Scharlatanismus zu erſetzen. Auf dieſe Weiſe hatte er ſich auch in den ſchönen Wiſſenſchaften und in der damals beliebten Popularphiloſophie, worin jedermann pfuſchen konnte, durch harte Schweizerproſa, mit Bombaſt untermiſcht, einen Ruhm erworben. Als er in der vornehmen Welt einen bedeutenden Ruf erlangt hatte, machte er es, wie es Seinesgleichen überall und zu allen Zeiten zu machen pflegen, er poſaunte ſeinen Freund Lavater und dieſer ihn aus, und beide waren bald überall be-

26) Da wir vorausſetzen, daß Gervinus Geſchichte der deutſchen poetiſchen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts in den Händen unſerer Leſer ſey, ſo vermeiden wir, hier dasjenige zu wiederholen, was dort vortrefflich geſagt iſt. Wir deuten daher auch Lavaters Wirkſamkeit, wie die der Humoriſten, Kraftgenies, Jung-Stillings und anderer nur leiſe an, weil Gervinus Alles, was man darüber wiſſen muß, ſehr ausführlich und gründlich geſagt hat.

rühmt und Orakel der Art Leute, welche gewohnt ſind, gewiſſen Auctoritäten blindlings zu folgen. Lavater redete nie anders, als im Prophetentone, weil er gewohnt war, ſeine Einfälle als göttliche Eingebungen zu betrachten, und Zimmermanns Hochmuth ließ ihn nie an der Unfehlbarkeit ſeiner Ausſprüche den geringſten Zweifel hegen.

Die innige Verbindung zwiſchen Zimmermann und Lavater brachte damals den Letztern als Erfinder einer neuen Wiſſenſchaft in Ruf, welche in unſern Tagen der Craniologie und Phrenologie hat weichen müſſen, ſobald ſich für dieſe ähnliche Phraſenmacher fanden, als Lavater war. Dieſe Wiſſenſchaft war keine andere, als die Phyſiognomik, die von aller Welt von jeher und zu allen Zeiten zwar empiriſch betrieben ward und noch betrieben wird, aber doch immer nur als vermuthende oder errathende Uebung, welche aber Lavater zum Range einer unfehlbaren, prophetiſchen Wiſſenſchaft erheben wollte. Um eine ſolche an Magnetismus und Scharlatanismus nahe gränzende, den mediciniſchen Wiſſenſchaften verwandte, Wiſſenſchaft emporzubringen, war Zimmermann am beſten geeignet. Er war Arzt der vornehmen Welt und ward von allen Höfen conſultirt, er ward vieler Orden Ritter und war vieler Academien Mitglied, er war alſo am beſten geeignet, um durch den Wind, den er gemacht hatte, und wodurch er, wie Voltaire Correſpondent der Kaiſerin Catharina geworden war, auch andere Luftſchiffer emporzuheben. Lavater war allen den Großen, welche den Schein der Frömmigkeit um ſo mehr lieben, je weiter ſie von der Sache ſelbſt entfernt ſind, als genialer Schwärmer theuer und werth; er fand daher, als er ihnen auf dieſelbe Weiſe, wie Baſedow, für ihr Geld prächtige Bilder und eine neue Wiſſenſchaft anbot, Unterſtützung genug. Lavater, wie Baſedow, forderte alle Welt auf, ſich der von ihm erfundenen, für die Menſchheit ganz unentbehrlichen Wiſſenſchaft anzunehmen, beide machten ihre Wiſſenſchaft und durch dieſe die Menſchheit von einem von ihnen herauszugebenden Prachtwerke abhängig

und Lavater fand für ſeine Phyſiognomik, wie Baſedow für ſein Elementarwerk, zahlreiche Subſcribenten.

Was die Phyſiognomik angeht, ſo konnte die Welt der Salons dabei, wie bei Magnetismus, bei Craniologie, Phrenologie und Waſſercur, die Scharlatanerie der Wunderthäter und Debitanten unerhörter Weisheit vom Begründeten und Reellen um ſo weniger unterſcheiden, als ſich gewöhnlich ſehr geſchickte und angeſehene Modeſchwätzer und Declamatoren ſolcher Sachen annehmen. Beide, Zimmermann und Lavater, verſtanden jeder auf ſeine Weiſe vortrefflich zu prahlen und zu pochen, und ihrem Kupfer durch ganz dünne Vergoldung das Anſehen des ächten Goldes zu geben, ſie gingen daher auch bei der Verbreitung einer Wiſſenſchaft, die ihren Zwecken ſo gut entſprach, brüderlich Hand in Hand. Uebrigens verkündigte Lavater das phyſiognomiſche Evangelium zuerſt ſeinen zürcher Pfarrkindern, und ſchien anfangs erſchrocken, als es Zimmermann auf ſeinem deutſchen Markte ausſchrie, war aber hernach entzückt, als er ſah, daß alle, die ſich um Zimmermanns Bühne ſammelten, ſich auch zum Wunderdoctor Lavater bekehrten. Der Pfarrer Lavater las nämlich ſeinen Zürchern in ihrer naturforſchenden Geſellſchaft einen Aufſatz vor, worin er in ſeiner alle Dinge übertreibenden Manier ſchwülſtig, wie der Geſchmack der Zeit und beſonders der der Freunde Lavaters in Süd- und Norddeutſchland war, von der Phyſiognomik handelte. Dieſen ihm mitgetheilten Aufſatz ließ Zimmermann den ſämmtlichen, zahlreichen Bewunderern, welche der zürcher Prophet in Norddeutſchland hatte im Februar 1772 im hannöverſchen Magazin mittheilen. Lavater drückte Anfangs einige Beſorgniß aus, die frommen Seelen in Norddeutſchland, welche die poetiſche Proſa ſeiner Ausſichten in die Ewigkeit bewunderten und ihn als Propheten verehrten, möchten an dem, was Zimmermann bekannt gemacht, als an einem Dinge profaner Natur, Anſtoß nehmen, er merkte aber kaum, daß die Sache Effect machte, als er ſich eines Beſſern beſann.

Lavater ließ, als er ſah, daß ſein Aufſatz in Deutſchland

Lärm machte, nicht blos die von Zimmermann bekannt gemachte Vorleſung als ein eignes Buch drucken, ſondern fügte auch noch einen zweiten Theil hinzu, worin er mit dem ganz fertigen ſummariſchen Entwurf ſeiner ganzen Wiſſenſchaft hervorkam. In dieſem zweiten Theile ſeines Aufſatzes tritt er ganz entſchieden als Seher auf, denn er erklärt: die alte allen Menſchen bekannte Erfahrung, daß man aus den Zügen des Geſichts Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens errathen könne, ſey nunmehr von ihm zu einer unfehlbaren Wiſſenſchaft erhoben worden, vermöge deren man aus den Zügen und aus dem ganzen Aeußern jedes Menſchen Charakter und Weſen deſſelben unfehlbar erkennen könne. Er verwandelt ſeine neue Erfindung in eine ſyſtematiſche Lehre, deren erſter Theil das begreifen ſoll, was er empiriſche Phyſiognomik nennt. Dem zweiten Theil giebt er den Namen, theoretiſche oder transcendentale Phyſiognomik, welche die Urſachen und Gründe der Erſcheinung nachweiſe, oder den unmittelbaren Zuſammenhang zwiſchen dem innern Charakter und dem äußern Ausdruck erkläre. Lavaters Buch ward als Proſpectus ſeines großen, mit Kupfern und aller möglichen typographiſchen Pracht auszuſtattenden Werks von ihm, von ſeinem Zimmermann und ihren zahlreichen Freunden überall unter den Reichen, unter den damals ſehr zahlreichen Ueberſpannten, unter den Damen verbreitet und die Subſeription auf das große Werk hatte gleichen Fortgang mit der auf Baſedows Elementarwerk. Nicht blos in Deutſchland, ſondern auch in Dänemark, Frankreich, Schweden, in Rußland, ſchon um der Kaiſerin willen, und ſonſt überall, wo Phantaſie und ihre willkührlichen, jedes logiſche Geſetz verſchmähenden Gebilde mehr galten, als mathematiſche Strenge und ruhige beſonnene Prüfung, unterſchrieb man eifrig und ſchickte dem Seher, in deſſen Werk man als Kupfer oder Vignette gern unter den hohen, den edlen, den göttlichen Geſichtern glänzen wollte, Portraits oder Silhouetten nach Zürich oder pilgerte ſelbſt dahin.

Ehe wir anführen, was ein großer Mathematiker und

Phyſiker, der größte Satyriker der Deutſchen, gegen die neue Wiſſenſchaft vorgebracht hat, wollen wir ein glänzendes Zeugniß zu Gunſten der Erfindung Lavaters und ſeines Buchs anführen. Dies wird alle die über Lichtenbergs Spott tröſten, denen eine gedruckte Rezenſion, oder ein berühmter Name die höchſte Auctorität iſt. Die geiſtreiche Frau Düdevant, gewöhnlich George Sand genannt, bekam nämlich neulich auf einer Reiſe zufällig Lavaters großes Werk in die Hand und ſchildert uns in ihrem vorzüglichſten Buch, *den Briefen eines Reiſenden*, ihre Bewunderung auf eine meiſterhafte Weiſe. Wenn man Lavater und ſeine Phyſiognomik gern geprieſen hört, ſo muß man leſen, wie überraſcht und erſtaunt die geniale Frau war, deren Urtheil um ſo unbefangener iſt, als ihre religiöſen Meinungen gerade das Gegentheil von den lavaterſchen ſind, und als ſie von Lavater ſelbſt nichts wußte. Man kann von ihr am beſten lernen, wie geniale, von der Phantaſie beherrſchte Leute urtheilen, und ſich daraus erklären, wie Lavaters Declamationen und Exclamationen, ſeine Kupfer und ihre Deutung auf ſeine Zeitgenoſſen einen ſo mächtigen Eindruck machen konnten, daß Lichtenberg und alle Verſtändigen der Mühe werth hielten, ſich mit aller Gewalt dagegen zu erheben.

Von Lavaters angekündigtem Prachtwerke mit ſtolz beſcheidenem Titel erſchienen 1775 und 1776 die beiden erſten Bände und bis 1778 waren alle vier Bände ausgegeben. Der Titel lautet: *Phyſiognomiſche Fragmente zur Beförderung der Menſchenkenntniß und der Menſchenliebe*. Das Format iſt das größte Quart, viele und vortreffliche Kupfer und Vignetten zieren das Werk, welches durch Papier und typographiſche Pracht Alles übertraf, was die deutſche Preſſe bis dahin geleiſtet hatte. So viel ſich auch für und gegen Phyſiognomik ſagen läßt, ſo iſt doch klar, daß Lavater nicht der Mann war, der die Divination, welche man allenfalls dem geſchickten Deuter der menſchlichen Geſichtszüge, wie einſt dem römiſchen Deuter der Eingeweide der Opferthiere, zutrauen möchte, zu einer Wiſſenſchaft hätte erheben können, dazu fehl-

ten ihm die zwei erſten Eigenſchaften. Die erſte Eigenſchaft desjenigen, der eine Wiſſenſchaft auf Erfahrungen gründen will, iſt die Gabe beſcheiden und ruhig zu beobachten, damit hängt die zweite genau zuſammen, daß er nämlich im Stande ſey, einen ſtreng logiſch geordneten und in beſtimmten und klaren Worten ausgeſprochenen Vortrag über das Beobachtete und über den Zuſammenhang deſſelben zu halten oder niederzuſchreiben. Lavaters Manier iſt aber die theologiſche derer, die im Namen Gottes zu uns zu reden ſich unterſtehen, oder die der philoſophiſchen und überſchwänglich genialen Schulen, welche ſeit Herders Zeit ſich ſo hoch über Alles ſtellten, daß ſie aus den Wolken herab Machtſprüche ſtatt Gründe und vornehme Verachtung ſtatt Widerlegung herabſchleudern konnten. Dieſes Tons, der auch Lavaters ſcheinbar chriſtlich demüthigeſt Schriften auszeichnet, bedienen ſich ſonderbarer Weiſe in der Politik die Abſolutiſten und Carliſten unter den ganz blinden Verfechtern des Alten eben ſo dreiſt, als die wüthenden Demokraten aus Marats Schule; in der Theologie die blinden Papiſten, Schwärmer, wie Lavater und die Pietiſten, gleich den dürren Moraliſten wie Nicolai, oder den frechen Spöttern aus Voltaires und Diderots Schule. Alle dieſe Gattungen von Menſchen verzweifeln gleich vorn herein an ihren Gründen, und weil ſie nur durch Machtſprüche regieren wollen, ſo ſind ſie nur denen, welche dieſen gehorchen, ſüß, allen andern ſauer und bitter. Jeder, der nicht unbedingt ihnen nachſpricht, wird ſogleich für unfähig erklärt, über ihre Behauptungen zu urtheilen, weil dieſe viel zu hoch ſeyen, als daß ſein beſchränkter Geiſt dahin reiche.

Weil dieſe Manier, den Gegner durch den Schwulſt hochtrabender Rede todtzuſchlagen, von der leider! auch Herder nicht ganz frei war, ſeit Lavaters Phyſiognomik, trotz alles Spotts, womit Lichtenberg die ganze Manier überſchüttete, herrſchend ward und noch heutiges Tages nicht abgenutzt iſt, ſo wollen wir durch einige Stellen deutlich machen, auf welche Weiſe Lavater den Schwulſt und den lächerlichen Ton einführte,

deſſen ſich hernach alle Vernunfthaſſer bedienten. Wir wählen nur eine Stelle ganz auf den Zufall, da durch alle vier Quartanten dieſelbe Sprache und derſelbe Ton herrſcht. An dieſer Stelle (1. Thl. S. 171.) werden alle diejenigen aufgezählt, die der neuen, allen Menſchen unentbehrlichen, Wiſſenſchaft unwürdig und unfähig ſind und bleiben. Da heißt es dann: „Wer in Bodmers Arche (die, wohl zu merken, damals ſchon längſt auf dem Gebirge Ararat geſcheitert war) keinen Ort findet, wo ſein Fuß ruhen könne, in Klopſtocks Apoſteln nicht die edelſte Menſchheit, in ſeinem Eloah nicht den Erzengel, in ſeinem Chriſtus bei Samma nicht den Gottmenſch fühlt; wem Göthe nur witzig, Herder nur dunkel, Haller nur hart iſt — und auf dieſe Weiſe wird noch einige Zeit hindurch fortgefahren, um am Ende zu ſagen, daß alle ſolche der Lavaterſchen Wiſſenſchaft unfähig ſeyen [27]). Die burleske Manier, wie Lavater im Orakelton über ſein Werk und über deſſen Kupfer und Vignetten einen Strom bombaſtiſcher Rede ausgoß, den ſeiner Zeit alle genialen Menſchen, alle zartfühlenden Seelen entzückend ſchön fanden, hat, bei Gelegenheit der unten angeführten Stelle aus der Einleitung, Lichtenberg durch einen Spott, den wir ebenfalls beifügen [28]), hervorgehoben.

---

27) Dieſe Stelle perſiflirte hernach Lichtenberg in ſeiner Erklärung der Silhouette vom Sauſchwanz, deſſen Biegungen er, wie Lavater die Züge ſeiner Geſichter, mit Buchſtaben bezeichnet hatte. Lichtenbergs Anfang lautet: Wenn du in dieſem Schwanz nicht ſieheſt, lieber Leſer, den Teufel in Sauheit (obgleich hoher Schweinsdrang bei a iſt), nicht erkennſt den Schrecken Iſraels in e, nicht mit den Augen riechſt, als hätteſt du die Naſe darin, den niedern Schlamm, in dem es aufwuchs bei d, und nicht zu treten ſcheinſt in den Abſtoß der Natur und den Abſcheu aller Zeiten und Völker, der ſein Element war — ſo mache mein Buch zu, ſo biſt du für die Phyſiognomik verloren. Dieſes Schwein, ſonſt gebornes Ur-Genie, luderte Tage lang im Schlamm hin u. ſ. w.

28) Die Phyſiognomik, ſagt Lavater in ſeinem Bombaſt, reißt Herzen zu Herzen, ſie allein ſtiftet die dauerhafteſten Freundſchaften. Auf keinem unumſtößlicheren Grunde, keinem feſteren Felſen kann die Freundſchaft ruhen, als auf der Wölbung einer Stirn, dem Rücken einer Naſe, dem Umriß eines Mundes, dem Blick eines Auges u. ſ. w. An einer andern Stelle endigt die

Die Großen der Erde ſchickten ihm indeſſen ihre Silhouetten und Bilder, um Ideale der Tugend zu werden, denn an Schönheit fehlte es bekanntlich vielen in der Geſchichte, nicht gerade wegen ihrer Tugenden berühmten, Perſonen durchaus nicht. Man denke unter den Begünſtigten der Monarchie an Orloff und die Herzogin von Dino (Talleyrand), unter den Begünſtigten der Demokratie an die Theroigne de Mericourt; Lavater konnte daher Vorzüge und Tugenden genug austheilen, was auch nicht unterblieb. In Lavaters Buche fanden ſich eine große Anzahl von Bildern lebender Perſonen aus allen Gegenden, es ward der Welt im Orakelton der Zuſammenhang des Charakters der Begünſtigten mit ihrer äußern Bildung wiſſenſchaftlich entwickelt. Alle, die man gewinnen wollte oder ge-

---

Erſcheinung zweier häßlichen Vaganten auf eine höchſt burleske Weiſe den phyſiognomiſchen Traum, den er in lächerlicher poetiſcher Proſa geſchildert hat. „Wonnevoll, vor einem Beete der herrlichſten Blumen u. ſ. w. In dieſem ſüßen Gefühl ſtieg ich in meinen Gedanken zur lebendigen Thierſchönheit und ſo fort zum Menſchen empor. Ein herrlich Menſchenbild war vor meiner Stirne, das mein Herz mit hoher Wonne umfing. — Ein Geräuſch unterbrach mich. — Gott! Mit welchem Wehmuthsſchrecken traf mich das Bild! Ich ſah zwei Ideale von Landſtreichern!!“ Dieſe Manier, angewendet auf Lavaters Declamation über Silhouetten der Leute, die er ausposaunen wollte, verſpottet Lichtenberg ſehr bitter in der Erklärnng über den engliſchen Dogenſchwanz. „Der du mit menſchlichem warmen Herzen die ganze Natur umfängſt, beginnt er, mit andächtigem Staunen dich in jedes ihrer Werke hinführſt, lieber Leſer, theurer Seelenfreund, betrachte dieſen Hundeſchwanz und bekenne, ob Alexander, wenn er einen Schwanz hätte tragen wollen, ſich eines ſolchen hätte ſchämen dürfen. Durchaus nichts weichlich „hundſelndes, nicht damenſchöpfigtes zuckerndes“, mausknapperndes winziges Weſen. Ueberall Mannheit, Drangdruck, hoher erhabener Bug und ruhiges bedächtiges, kraftherbergendes Hinſtarren, gleichweit entfernt von unterthänigem Verkriechen zwiſchen den Beinen und hühnerhündiſcher, wildwitternder, ängſtlicher, unſchlüſſiger Horizontalität. Stürbe der Menſch aus, wahrlich, der Scepter der Erde fiele an dieſe Schwänze. Wer fühlt nicht an hohe menſchliche Idiotität angrenzende Hundheit in der Krümmung bei a. An Lage, wie nach der Erde, an Bedeutung, wie nach dem Himmel. Liebe, Herzenswonne, Natur, wenn du dereinſt dein Meiſterſtück mit einem Schwanze zieren willſt, ſo erhöre die Bitte deiues bis zur Schwärmerei warmen Dieners und verleihe ihm einen, wie B u. ſ. w.

wonnen hatte, erhielten ihren Antheil an Lavaters Ausrufungen. Ganz Deutſchland war erfreut, zu erfahren, daß es ſo viele ſeelenvolle Geſichter, ſo viele edle Menſchen in ſeinem Schooße ernähre, daß die vornehmen Leute, die ihr Bild geſchickt hatten, Muſter der Tugend, Genies, alle zuſammen unſchätzbare Männer und Frauen wären, und als ſolche durch Lavaters Commentar über ihre Bilder aller Welt bekannt werden ſollten.

Die neue Wiſſenſchaft und Lavaters Manier, ſie zu verbreiten und geltend zu machen, ward bald herrſchend wie die Siegwartſche Gefühlſamkeit. Man konnte ſogar in Niederſachſen, welches ſtets von göttinger Proſa und hannöveriſcher praktiſcher Klugheit gekühlt ward, die Anhänger der heißen züricher Schule zu tauſenden zählen; dies veranlaßte eine für unſere Literatur höchſt merkwürdige Oppoſition. Die Oppoſition des geiſtreichſten und witzigſten unter den deutſchen wiſſenſchaftlichen Männern des achtzehnten Jahrhunderts gegen Zimmermanns Obſcurantismus und Servilismus und gegen Lavaters Schwärmerei iſt auch dadurch wichtig, daß die ächte Satyre bei der Gelegenheit in Deutſchland einheimiſch ward. Bis dahin verſtand man nur ſchlechte Witze zu machen und grob zu ſchimpfen, wie denn auch Zimmermann Lichtenbergs Satyre blos mit elendem Schimpfen und Schmähen beantwortete. Lichtenberg war ein Geiſtesverwandter Hogarths, als deſſen Erklärer er ſich unter unſern ausgezeichnetſten Schriftſtellern durch kleine aber witzige Arbeiten berühmt machte, während er zugleich als gründlicher Kenner und Lobredner Shakespeares viel dazu beitrug, die Deutſchen auf die conventionelle Flachheit und Künſtelei des franzöſiſchen, von uns adoptirten Drama aufmerkſam zu machen. Sein kaltes, weder ſtrengen ſittlichen Grundſätzen, noch einem tiefen religiöſen Gefühl fortdauernd, wenn auch wohl von Zeit zu Zeit, gehorchendes Weſen machte ihn ganz geeignet, den Unſinn der Sentimentalität, der Schwärmerei und des Bombaſts jener Zeit mit ſeinem ſcharfen und treffenden Witz auszubeizen.

Lichtenberg zeichnet ſich vor allen deutſchen Gelehrten, die mit ihm ſowohl in mathematiſchen und phyſikaliſchen als in belletriſtiſchen Wiſſenſchaften etwa können verglichen werden, ganz vorzüglich dadurch aus, daß er nie Mißbrauch von ſeinem Ruhme gemacht hat. Das heißt, er hat nie, was doch ſelbſt Göthe und Schiller, wie aus ihrem Briefwechſel hervorgeht, nicht unter ihrer Würde hielten, und was Herder, wie die Maſſe ſeiner Schriften beweiſet, ganz in der Ordnung fand, auf das leſende Publikum buchhändleriſch ſpeculirt. Er ſchrieb nicht viele und dicke Bücher, er affectirte nicht, je nachdem es die Zeit forderte, bald ſpeculative Philoſophie, bald Frömmigkeit und Vielwiſſerei und wunderliche Empfindſamkeit, wie die andern Verfertiger witziger Bücher und Romane; er gebehrdete ſich daher auch nie wie die ſogenannten Humoriſten, als wäre er halbnärriſch, und redete nie, wie dieſe, eine unverſtändliche Sprache. Wir müſſen ſeines Kampfs mit den zahlreichen Phantaſten ſeiner Zeit hier um ſo mehr gedenken, als aus der Geſchichte deſſelben, beſonders aber aus ſeinen eignen Abhandlungen hervorgeht, bis zu welchem unglaublichen Grade das deutſche Publikum und ſeine Literatur von jeher ein Spielwerk der Scharlatans und Kameradſchaften war, welche ſich Einer den Andern loben, in Zeitungen und Journalen auspoſaunen — aber ſich auch doch glücklicherweiſe wieder befehden. Konnte doch gegen die eitle Bande ſchreiender Schwärmer und Empfindler ſelbſt ein großer Geiſt, wie Lichtenberg, nicht durchdringen, ſondern mußte ſich von einem hochmüthigen Apoſtel der Servilität, der weder eines geſunden und verſtändigen Gedankens, noch eines erträglichen Styls fähig war, vom elenden Zimmermann, im deutſchen Muſeum einen Calendermacher, Knips und dergleichen ſchimpfen laſſen. Der Zuſammenhang der Lichtenbergſchen Satyre mit dem Lärm, den am Ende des ſiebenten Jahrzehnts des Jahrhunderts Phyſiognomiker, Magnetiſeurs, Gaßner und Caglioſtro in Deutſchland machten, iſt übrigens folgender:

Lichtenberg hatte im September 1777 die Herausgabe des durch Kupferchen und durch kleine witzige Aufſätze unter ſeiner Redaction hernach ſehr ausgezeichneten göttinger Taſchenkalenders übernommen, welche vorher ſein Vorgänger in der Profeſſur der Phyſik, Errleben, gehabt hatte. Er eröffnete die neue Reihe dieſer Taſchenkalender mit einer ſehr feinen ſatyriſch-philoſophiſchen, aber alle Phraſen Lavaters und Zimmermanns völlig zermalmenden Abhandlung gegen die Phyſiognomik als Wiſſenſchaft betrachtet, wie ſie Lavater und Zimmermann den Deutſchen aufhängen wollten. Er erklärt ausdrücklich in der Vorrede zum beſonderen Abdruck der Abhandlung, den er im Januar 1778 herausgab, es ſey keineswegs ſeine Abſicht, ein bekanntes weitläuftiges Werk zu widerlegen. Wer dieſes thun wolle, müßte es wenigſtens nicht in Sedez bei einem Publikum unternehmen, bei welchem groß Quart ſo viel ſey als Demonſtration. Ich wollte nur, ſetzt er hinzu, einigen gefährlichen Folgerungen begegnen, die ſchon hie und da von Jünglingen und Matronen aus dieſem Werke gezogen zu werden anfangen. Ich wollte hindern, daß man nicht zur Beförderung von Menſchenliebe phyſiognomiſirte, wie man ehemals zur Beförderung der Liebe Gottes ſengte und brennte. In der ſpätern Erwiederung Lichtenbergs auf Zimmermanns Grobheiten, welche dieſer den, wie Lichtenberg ſich ausdrückt, von ihm aus Berlin verſchriebenen Gedanken Moſes Mendelſohns vorausſchickte, giebt er vortreffliche Aufſchlüſſe über deutſches literariſches Leben, wie es damals war und auch jetzt wieder zu werden ſcheint.

„Meine Leſer," ſagt er dort, „müſſen ſchlechterdings keine Namen anſehen; die ſind nichts. Man muß nicht, wie ein franzöſiſcher Abbé und ein engliſcher Clerk darauf ſehen, w e r etwas ſagt, ſondern w a s er ſagt. In Deutſchland iſt ja ohnedem bei dem eingeriſſenen Journal- und Zeitungs-Leſegeiſt der Ruhm eines ſchönen Schriftſtellers das ſchnödeſte Gut der Erde. Mit etwas Correſpondenz, panegyriſchen Prachtbriefen und einem ſchicklichen Wiederräuchern des Räucherers erwerben ſich tauſende eine Ehrenwache vor ihr Häuschen und den Namen eines ſchö-

nen Geiſtes. Am Ende iſt das blos Keller-Eſels Glück. Auch die heißen Tauſendfüße und haben eigentlich nur vierzehn. Das macht, der Eine kann nicht zählen, der Andere ſieht nicht ein, warum er zählen ſoll, und der Dritte mag des verhenkerten Füßelns wegen nicht zählen. Der Naturforſcher, der indeſſen gezählt hat, ſitzt ſtill, ändert wohl gar den Sprachgebrauch nicht einmal und denkt im Herzen: Der Tauſendfuß hat nur vierzehn Füße."

Soviel haben wir jetzt glücklicherweiſe gewonnen, daß man in unſern Zeiten keinen Begriff mehr davon hat, bis zu welchem Grade gutmüthige Deutſche, um nichts Schlimmeres zu ſagen, im achtzehnten Jahrhundert ein Spiel der elenden Künſte ſolcher Leute, wie Zimmermann waren. Solche Leute drängten ſich an Friedrich und an Catharina, an alle Fürſten und Großen, ſprachen und ſchrieben franzöſiſch, ließen ihre Silhouetten und Portraits von Lavater mit Bombaſt überſchütten und waren als die Zierde ihres Landes geachtet. Lichtenberg hatte daher ein unſterblich Verdienſt, als er dem Publikum die Augen darüber öffnete, wie ſchändlich man ſeine Vorurtheile und ſeine Einfalt mißbrauche. Bis zu welchem Grade man die dem Deutſchen angeborne Bewunderung des Vornehmen mißbrauchte, wird man unter dem Text aus der Stelle eines Buches ſehen, in welchem Marcard ſeinen Protektor Zimmermann als Wunder der Welt preiſet [29]). Zimmermann erkannte wohl, daß er ſich mit Lichtenberg auf einen Streit mit Gründen nicht einlaſſen dürfte, hatte aber erfahren, daß Moſes Mendelſohn Einiges zu Gunſten der Phyſiognomik, jedoch weder für Lavater noch gegen

29) Zimmermanns Verhältniſſe mit der Kaiſerin Catharina II. und mit dem Herrn Weikard. Nebſt einer Anzahl Originalbriefe der Kaiſerin von H. M. Marcard, Leibmedicus in Oldenburg und erſtem Arzt in Pyrmont. Bremen, bei Carl Seyffert. 1803. 396 S. 8. Ein ſervileres und auf eine ganz gemeine Anſicht menſchlicher Verhältniſſe ſchamloſer pochendes Buch wird man ſchwerlich leſen können; allein man wird auch daraus ſehen, welche Auctorttät für jene Zeiten Gunſt der Großen und leerer Ruhm war. Hauptzeuge für Zimmermann iſt nach dem Doctor — Orlof.

Lichtenberg geſagt habe, er ließ ſich, wie es Lichtenberg ausdrückt, dieſe Gründe aus Berlin kommen und im Märzhefte des deutſchen Muſeums von 1778 abdrucken. Den dort (März, S. 185—195) abgedruckten vier Seiten aus Mendelſohns Aufſatze ſchickt der hochmüthige, hofdienende Berner zwei Seiten voll Grobheiten und Ungezogenheiten gegen Lichtenberg als Einleitung voraus, die ſo ſchlecht, ſo gemein und ſchülerhaft abgefaßt ſind, daß, wer ſie jetzt lieſet, nicht begreift, wie ein Mann, der auch nur zwei Seiten ſo ſchreiben konnte, zu ſeiner Zeit ſo berühmt geworden war. Die Blätter Zimmermanns beantwortete Lichtenberg im Juli in einem ganz kurzen ſatyriſchen Brief, der durch ſeinen meiſterhaften Witz in Beziehung auf deutſches Vornehmthun, auf das Prahlen mit erſchlichenem Ruhm, auf Titel, auf Orden, auf erſchmeichelte Gunſt der Orlofs und der Großen aller Art und auf Einfluß an Höfen eben ſo merkwürdig iſt, als Leſſings Antigöze in Beziehung auf proteſtantiſches Pfaffenthum. Dieſer Brief und die fliegenden Blätter Leſſings gegen Göze ſind das Heftigſte, was die deutſche Sprache in der Gattung der gegen einzelne Perſonen gerichteten Beredſamkeit und bitterer Ironie (in der Rhetorik Invective genannt), die ſich gleichwohl des eigentlichen Schimpfens enthält, hervorgebracht hat. Es ſind zwei ganz verſchiedene Arten von Styl und von ſchneidender Rede, welche Lichtenberg und Leſſing gebrauchen, beide vollendet in ihrer Art. Unſere Sprache erhielt alſo faſt zu gleicher Zeit, in ganz verſchiedenem Style, Herders obengenannte proſaiſche Schriften, Göthes Werther, Leſſings eilf Antigöze, und Lichtenbergs polemiſche Satyren gegen Lavaters Manier und gegen Zimmermanns Perſon. Daß Lichtenberg ſo wenig als Leſſing den Hang der Deutſchen ſich ſervil anzudrängen, oder ſich gängeln und durch Namen täuſchen zu laſſen, ändern konnte, begreift jeder, der der Menſchen Natur kennt. Wir ſehen in Deutſchland, wie in Paris und London, noch alle Tage, wie man immer fortfährt, nach tönenden Phraſen, nach Journalen, Zeitungen, Orden, Titeln und Bekanntſchaften den Werth der Menſchen zu beſtimmen, und wie man tobenden Zeloten blinden Glau-

ben ſchenkt. Leſſings und Lichtenbergs Schriften hatten das Schickſal aller wahren Weisheit. Haben doch auch die Schriften der Propheten und Apoſtel das Menſchengeſchlecht nicht auf dem Wege des Heils erhalten können!

Lichtenberg ſpricht in dieſem Briefe von Moſes Mendelsſohns Abhandlung mit der größten Achtung und zermalmt blos Zimmermann wegen der groben einleitenden Worte. Er ſagt ſehr witzig, die Abhandlung mit der Einleitung verbunden, habe auf ihn einen Eindruck gemacht, den er früher in ſeinem Leben nur einmal empfunden, als man ihm nämlich einen Pſalter in die Hand gegeben habe, dem die Geſchichte des Till Eulenſpiegel vorgebunden geweſen ſey. Er fügt dann hinzu, daß ihn Mendelsſohns Aufſatz gar nicht angehe, da er ja nicht die Phyſiognomik an ſich, die jeder Menſch mehr oder weniger empiriſch treibe und treiben müſſe, habe beſtreiten wollen, ſondern nur des unwiſſenſchaftlichen Lavaters vorgebliche Wiſſenſchaft, oder vielmehr ſeine prophetiſch ſentimentalen Declamationen. Zimmermann hatte ſchon vorher Lavater ſo lange angetrieben, bis er im Aprilſtück des Muſeums ſeine Sache ebenfalls vertheidigte, doch nicht in Zimmermanns Manier, ſondern in der Seinigen, das heißt, nicht ſüß und nicht ſauer, ſondern aus beidem abwechſelnd gemiſcht. Auch dem gerade in demſelben Jahr (1778) gedruckten vierten Bande der Phyſiognomik fügte Lavater etwas gegen die Gegner der neuen Wiſſenſchaft bei.

Dieſe Apologie Lavaters beruht, was Lichtenberg angeht, ebenfalls auf einem willkührlichen oder unwillkührlichen Mißverſtändniſſe. Lichtenberg erinnert daher in ſeiner Antwort ganz paſſend, daß ſich Lavater drei Viertheile ſeines Aufſatzes habe erſparen können, wenn er nur daran gedacht hätte, daß man, wenn man die Widerlegung eines Gegners gar zu leicht finde, immer ſich ſelbſt fragen müſſe, ob man nicht etwa in dem Irrthum befangen ſey, daß, wer Einiges von dem angreife, was man behauptet habe, auch das Ganze beſtreiten oder gar verwerfen wolle.

Lichtenberg erreichte durch ſeine Satyren in dieſer Sache

um ſo viel eher und ſo viel beſſer einen erwünſchten Zweck, weil er ſich, wie jeder verſtändige Mann ebenfalls thun würde, weniger als einen Gegner Lavaters bewies, als der eiteln Manier, wodurch ſich der zürcher Prophet und der hochmüthige und eitle hannöverſche Leibarzt damals in ganz Deutſchland wichtig machten. Durch Abhandlungen und feinen Spott konnte man freilich auf das Publikum der Starkgläubigen, Servilen, Sentimentalen u. ſ. w. nicht einwirken, man mußte ihnen derb kommen. Nur völliger Sansculottismus, nur frecher Unglauben, nicht vermittelnde Klugheit können Bahn brechen, wenn einmal Sophiſtik, Beamtengeiſt oder Aberglauben in einer Nation völlig die Oberhand gewonnen haben. Lichtenberg gebrauchte daher auch das Mittel einer derberen Satyre, um Manier, Ton und Sprache der Lavateraner lächerlich zu machen. Daraus muß man ſich ſeine Silhouetten von Zöpfen, von Sau- und Hundsſchwänzen, und den dieſen beigefügten im traveſtirten Lavaterſchen Bombaſt abgefaßten Commentar darüber erklären.

Wie wichtig dies für unſere zur Schwärmerei und Uebertreibung geneigte Nation, die keinen Mittelpunkt hat, der ein Maaß oder ein Ziel in ſich hätte, in jener geiſtig bewegten Zeit war, ſehen wir aus der ſchnellen Verbreitung der neuen phyſiognomiſchen Schwärmerei. Dieſe blieb nicht blos auf die Kreiſe beſchränkt, wo man im Stande war, auf das große, prächtige Werk in Quart zu ſubſcribiren, weil man darauf rechnete, auch für ſich am Bombaſt des Commentars einen Antheil zu erhalten, ſondern ſie verbreitete ſich auch in den kleinen Städten. Selbſt in den kleinen ſächſiſchen Herzogthümern, wo claſſiſche Gelehrſamkeit und Intereſſe an der deutſchen allgemeinen Bildung vorzugsweiſe gefunden werden, wo aber eben deshalb auch viel Seichtes geleſen und geſchrieben wird, graſſirte das Lavaterſche Fieber. In Weimar beſonders, wo bekanntlich ſelbſt neben Göthe und Schiller erſt Wieland, dann Muſäus und ſein Schüler Kotzebue als Claſſiker galten, und ihre Arbeiten dem Geſchmack der Bildung und Erfahrung des kleinen und kleinlichen Publikums, das ſich groß wähnte, anpaßten, ſchien es ebenfalls nöthig

ſich dagegen zu erheben. Die Art, wie dies geſchah, kann dem, der dem Gange der deutſchen Bildung durch die kleinen Reſidenzen und ihre Höfe und deren Geſchmack folgen will, Gelegenheit geben, den Witz derſelben mit der großartigen und wahrhaft claſſiſchen Satyre Lichtenbergs zu vergleichen. Der beliebteſte Schriftſteller der Herzogthümer, Muſäus, richtete ſich nämlich ebenfalls gegen die Phyſiognomik, und ſuchte dieſe Krankheit der Zeit ſcherzhaft, oder, wie man das nennt, humoriſtiſch zu beſchreiben. Muſäus ſchrieb zu dieſem Zwecke die phyſiognomiſchen Reiſen. Dies Buch war, wie die andern Bücher dieſes beſonders von Kotzebue ſehr werth gehaltenen Mannes, ſeiner Zeit ſehr geſucht und ſehr geleſen; es hatte aber zu wenig innern Gehalt oder äußere Bedeutung, als daß wir es hier, wo nur von Wirkungen nach Außen die Rede iſt, anders als im Vorbeigehen erwähnen dürften.

Trotz aller Satyre erlangten jedoch Lavater und Zimmermann durch ihre Bemühungen um die Phyſiognomik ziemlich ihren Zweck. Sie wurden in ganz Deutſchland und in andern Ländern ſo berühmt, datz jeder vornehme Reiſende, der durch Hannover kam, nur nach Zimmermann fragte, wie uns Marcard berichtet, daß die Vornehmen, wie er mit den eignen franzöſiſchen Worten eines ſolchen Vornehmen hinzu fügt, behaupteten, Zimmermann ſey das einzige Merkwürdige in Hannover. Nach Zürich gingen gar ganze Pilgerzüge, wie nach Rom.

Seit dieſer Zeit ſtanden ſich in Deutſchland die Partheien viel ſchroffer gegenüber, als vorher, weil alle diejenigen, denen jede Neuerung, jedes Fortſchreiten im Styl und in der Sprache wie im Denken und im Handeln verhaßt war, ſich unter Lavaters Glaubenspanier ſtellten. Er ſelbſt ging mit den Jeſuiten Hand in Hand, da er ſogar, wie wir aus Bronners Leben ſehen, mit dieſen über Bronner correſpondirte, als er ſich aus ſeinem Kloſter nach Zürich geflüchtet hatte, ohne Proteſtant zu werden. Die Jeſuitenfeinde in Berlin ſchloſſen ſich daher auch ſeitdem enger zuſammen. Allerdings war damals Lavater gewiſſermaßen Sectenhaupt geworden, glaubte an Gaßners Wunder, wie an

die des Evangeliums, empfahl Sailers Andachtsbücher, unterhielt mit Stark Verbindung und förderte Jung-Stillings wunderliche Schwärmerei. Jeder, der in unſerer Zeit Lavaters Schriften, ohne Vorurtheil und ohne Schwärmer zu ſeyn, lieſet, zugleich aber ſein Wirken und ſeine Geſchichte kennt, wird begreifen, daß er als angeſehener, tüchtiger, Freiheit liebender Bürger, als Menſch, als Seelſorger, und innerhalb eines kleinen Kreiſes als Liederdichter ſehr geachtet ſeyn konnte, jedermann wird aber unbegreiflich finden, wie man ihm dreißig Jahre lang einen angeſehenen Platz unter Gelehrten und Schriftſtellern anweiſen durfte. Dies erklärt ſich nur daraus, daß er gewiſſermaßen Sectenhaupt war, der blindlings von ſeinen Anhängern verehrt ward und unbedeutenden, ſogar abgeſchmackten Leuten, die ſich ſeiner Sache annahmen, durch ſeinen Namen Bedeutung gab. Um anſchaulich zu machen, wie beſchränkte Menſchen ſich durch und an Lavater emporhoben, wollen wir nur an die Perſon und an die Schriften Pfenningers erinnern. Wir würden hier dieſes Mannes gewiß ſonſt nicht gedenken, wenn wir nicht an dieſem Collegen des zürcher Pfarrers recht klar machen könnten, wie weit man mitten unter der allgemeinen Aufklärung den Fanatismus trieb, wie man Lavater huldigte und welche Armſeligkeiten man ſeinen Freunden nachſah.

Pfenninger war Lavaters College, erſt an der Waiſenkirche, dann an Sct. Peter, und kämpfte für das von Lavater vertheidigte, ſinnliche Chriſtenthum nach Art der Kapuziner. Er ſprach, wie dieſe, wenn ſie vom heil. Antonius predigen, nur von Glauben und Wundern, ohne auch nur durch ein Wort zu verrathen, daß er ſeine Art Chriſtenthum kritiſch, hiſtoriſch, oder auch nur logiſch geprüft oder bewieſen zu ſehen wünſche. Er war dabei für Zürich ein bedeutender Mann, wie Lavater, doch auch dort mehr für einen engeren Kreis von näheren Freunden, als für die Stadt, mehr als eigentlicher Seelſorger, als wegen ſeiner Predigten. Nichts deſto weniger machten ſeine elenden Schriften in jener Zeit des Kampfs des Lichts und der Finſterniß bedeutendes Aufſehen, und Pfenninger ward neben Lavater und um

Lavaters willen ſeiner Zeit an allen Enden Deutſchlands genannt. Es war eine ſonderbare Art von Chriſtenthum, welches dieſe Züricher und ihr zahlreicher Anhang in Deutſchland der damals troz aller ihrer Bemühungen hereinbrechenden Aufklärung entgegen ſezten. Pfenninger und Lavater predigten nicht die hölzerne Katechismuslehre des verkezernden hamburger Hauptpaſtors, ſie legten auf manche Theile des herrſchenden Syſtems keine Bedeutung, und konnten daher, wie man ihnen auch vorwarf, einem Stattler und Sailer, die von ſtrengen Papiſten ebenfalls verkezert wurden, hie und da ſchwärmend die Hand reichen.

Sie predigten beide eine Weiſſagungsgabe der menſchlichen Seele, eine fortdauernde Wunderkraft mitten in unſerer nach bekannten ewigen und unwandelbaren Geſezen geordneten Sinnenwelt, eine Fortdauer einer außerordentlichen Wirkung des heiligen Geiſtes und viele ähnliche Dinge, die ſie eben ſo werth hielten und eben ſo eifrig verfochten, als irgend eine Wahrheit des Evangeliums. Die Berliner und Hallenſer lehrten einen kalten Gegenſaz gegen die heißen zürcher Theorien, es war daher ewiger Streit zwiſchen beiden, nnd der mit den Seinen demüthige und zu Hauſe ungemein ſanfte Pfenninger wüthete für ſeines Freundes Lehre wie ein Klopffechter. Der ſonſt liebenswürdige Mann ſchimpft, tobt, ſchmäht in ſeinen an Gründen durchaus armen Streitſchriften gegen die Berliner, gegen Leſſing, gegen jeden, der dem Verſtande nur das geringſte Recht in Religionsſachen einräumen und ſich nicht blind dem Gefühl überlaſſen will. Um zu zeigen, wie weit man das trieb, und ſich erklären zu können, warum nicht blos Lichtenberg Lavater verſpottete und Leſſing ihn bemitleidete, ſondern ſogar Göthe mit ihm brach, der ſonſt dergleichen Streitigkeiten, wie jede ihn nicht unmittelbar berührende Angelegenheit der Mitmenſchen, von oben her betrachtete und nie gegen Perſonen eiferte, wollen wir nur einige Beiſpiele anführen, wie Pfenninger Lavaters Sache führte. Er ſcheut ſich nicht, in einer der Streitſchriften gegen die Norddeutſchen ſeinen, d. h. Lavaters Freunden, zuzurufen:

„Glaubt, wo ihr n i ch t ſehet, hofft, wo ihr nicht glaubt,

hofft ohne Grund, wo nicht mit Grund zu hoffen iſt.“ In dem heftigen Streit, worin Pfenninger als ſeines Collegen Schildknappe ins Feld zog, als dieſer auf eine für Proteſtanten höchſt befremdende Weiſe Sailers Gebetbuch ſeinem vornehmen und zartfühlenden Anhange dringend empfohlen hatte (da es doch, ſo vortrefflich es auch ſeyn mochte, immer ein ſtreng katholiſches Andachtsbuch blieb), geht er in der unverſtändigen Theilnahme an Lavaters Eifer ſo weit, daß er in den lächerlichen Ausruf ausbricht: „Ich wollte eine Million Jahre meiner Seeligkeit daran ſetzen, daß keiner meiner Correſpondenten den Ankauf des braven Buchs bereuen wird.“ Man würde vielleicht ungerecht ſeyn, wenn man den Glauben und ganz beſonders das in allen praktiſchen, Vortheil bringenden, Dingen ſonſt ſo geſunde Urtheil der Schweizer, ihre Art Religioſität und vor allem ihren Geſchmack in Literatur und Sprache, darnach beurtheilen wollte, daß ihnen Lavater und Pfenninger gute Schriftſteller und tüchtige Religionslehrer ſchienen. Die Thatſache iſt indeſſen unläugbar, und ſie wurden in eben dem Grade immer ſtärker bewundert und ſogar vergöttert, je fader ſie ſchrien und gegen den Verſtand eiferten, ſeufzten, in Ausrufungen ausbrachen oder je ungezogener Pfenninger ſchimpfte. Wie weit der Letzte ſeine Polemik gegen den geſunden Menſchenverſtand und gegen den unſterblichen Repräſentanten deſſelben, den großen Gründer unſerer Literatur, trieb, kann man aus Pfenningers Sammlungen zu einem chriſtlichen Magazin lernen. Wir dürfen in einer allgemeinen Geſchichte die Armſeligkeiten des zürcher Pfarrers nicht aufnehmen, wir wollen daher in den Noten nur ein Stück ſeiner gereimten Polemik beifügen. In den in den Noten mittgetheilten Knittelverſen glaubt nämlich Pfenninger, und ſeine Schweizer mit ihm, daß er über Leſſing und über den in der Erziehung des Menſchengeſchlechts von dieſem geltend gemachten Gedanken geſpottet habe, daß Gott in Rückſicht ſeiner Offenbarungen daſſelbe Geſetz befolge, welches er in allen Erſcheinungen der Außenwelt befolgt hat. Dies Geſetz iſt, daß für endliche durch Raum und Zeit

beſchränkte Weſen, jede ewige Ordnung nur innerhalb dieſer Schranken gelte, daß alſo jede Offenbarung nur für eine beſtimmte Zeit ertheilt werde [30]).

Einen mächtigen Gehülfen erhielten die ſchweizer Theologen an einem Schneidergeſellen, der ſich hernach mit Augenquackſalberei abgab, bis er endlich Staatsökonom wurde. Dieſem war die Art, wie Lavater Gott und ſeine Vorſehung handgreiflich machte, viel natürlicher als dem ſchweizer Theologen. Jung-Stilling nämlich ward durch Göthe, Herder, Lavater, alſo von ganz verſchiedenen Geiſtern zu einer Bedeutung unter unſerer Nation gebracht, die mehr auf ſeinen ſonderbaren Schickſalen und auf der in ihm perſonificirten und ſpäter im idylliſchen und ſentimentalen Styl ſeiner Zeit vorgetragenen Denkart und Lebensweiſe einer gewiſſen Claſſe unſeres geringen Volks, als auf irgend einer ausgezeichneten Geiſteseigenſchaft beruhte. Die Menſchenklaſſe, welche Jung-Stilling repräſentirt, abgetrennt von allen andern Menſchen, iſt beſonders in Weſtphalen zu Hauſe. Sie iſt aus der Bibel, die ſie gerade ſo verſteht, wie das Wort lautet, belehrt und gebildet, ſie hat Theil an jenem Geiſte der Betrachtung, der in Weſtphalen ſeit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts fortlebt, und hat noch jetzt im Wupperthale ihre Metropole. Dieſe mußte nothwendig den Anſichten Lavaters ganz ausſchließend huldigen. Solche Leute haben von der Gottheit und von der Vorſehung

---

30) Die ſchönen Verſe Pfenningers gegen ein Meiſterwerk, wie die Erziehungsgeſchichte des Menſchengeſchlechts iſt, lauten folgendermaßen:

— — — wenn nun voll Zuverſicht
Ein Schöngeiſt, als aus höherm Licht,
In numerirten Sätzen ſpricht:
„Dies war der Nutzen, den es hatt'
„Wenn Schwächre etwas heller ſehen,
„(Und dies kann wahrlich bald geſchehen),
„Mag Gotteswerk dann untergehen.
„Mags jeder, wie ſein Decliniren
„Der Studioſus, fortſpediren.“
So ſpricht er trotz dem höhern Licht
Wahrhaftig, wie — — — ein Säugling ſpricht.

eine fixe, ſeit mehreren Jahrhunderten überlieferte Idee, welche ſowohl der Publiciſt und geübte Weltmann Pütter, als der Schneider und von der Welt entfernte Jung-Stilling in Weſtphalen mit der Muttermilch eingeſogen hatten. Sie, wie die Juden, von denen ſie im A. T. laſen, konnten nichts Befremdendes darin finden, daß der Gott der Chriſten eine Art menſchlichen Körpers habe, daß er fortdauernd körperlich und ſinnlich die Menſchen regiere, und gewiſſermaßen am Strick leite. Dieſe Anſicht iſt poetiſcher als die der Gebildeten, von ewigen unwandelbaren Geſetzen, von einer nur im Begriffe gegebenen, nur geiſtig zu ergreifenden Gottheit und führt doch am Ende den Denkenden zu demſelben Reſultat. Ein Mann, wie Jung-Stilling, der bei jedem Schritt und bei jeder Handlung nach dieſer Anſicht verfuhr und wirklich, nicht affectirt, jede Geldhülfe, die ihm zu rechter Zeit kam, als ganz unmittelbar von Gott kommend anſah, war Dichtern, wie Herder und Göthe, eine merkwürdige Erſcheinung. Die Art, wie er das Leben auffaßte, wie er ſeine Schickſale erzählte, wie er die Wege der Vorſehung verſtand, ſchien ihnen eine Idylle und eine Naturpoeſie eigner Art, weil ſie nicht gemacht ward, alſo nicht durch das Kunſtgebilde der Form den Hörer gewann, ſondern wie ein Gewächs aus einem ganz eigenthümlichen Boden entſproß.

Dies bewog die Dichter, die Jung-Stilling perſönlich kennen lernten, ihn zu vermögen, ſein Leben zu ſchreiben, oder vielmehr das Beginnen zu unterſtützen, ſeine Anſicht des Lebens dem Publikum mitzutheilen, ſo wenig er auch der Sprache der gebildeten Welt damals noch mächtig war. Sein Styl paßte zu der Art Geſchichte, die er ſchrieb, ſehr gut, und der erſte Theil ſeines Lebens wird immer das Beſte unter ſeinen vielen Büchern bleiben. Vier Theile eines ſolchen Lebens waren freilich zu viel; die beiden erſten 1778 und 1779 unter dem Titel: Jung-Stillings Leben und Wanderſchaft, erſchienenen Bände enthalten jedoch unſtreitig eine anziehende, aus Wahrheit und Dichtung gemiſchte, fromm empfindſame Idylle ganz eigner Art. Ein Leſer, der der gedrechſelten Perioden und der erkünſtelten Em-

pfindungen und Verwicklungen der zahlreichen Romane, der lächerlichen Sprünge der damaligen Kraftgenies und der nachherigen Romantiker, ſowie der oft an das Taumeln der Betrunkenen erinnernden Verzerrungen der ſogenannten Humoriſten müde und überdrüſſig iſt, ſieht ſich durch Jung wenigſtens in die Natur verſetzt, wenn dieſe auch oft an unreinlichen und ſumpfigen Stellen nicht gerade lieblich iſt. Man wandert trotz des elenden Styls, der durchaus unedlen Sprache und der oft gemeinen Anſicht des edelſten Theils vom menſchlichen Weſen und Streben nicht ungern an der Hand des originellen Mannes durch verſchiedene Stände, Orte, Verhältniſſe, mit denen man ſonſt, wenn man in Städten erwachſen und auf die gewöhnliche Weiſe gebildet iſt, ganz unbekannt bleibt. Der Ton biederer Herzlichkeit, das Tröſtende, welches der Verfaſſer in allen den ſonderbaren Lagen ſeines Lebens findet. Die Art, wie er Gott gebraucht, wenn er vom wandernden Schneidergeſellen zum Freund des vortrefflichen Carl Friedrich von Baden nach und nach durch die Fügung der Umſtände, oder, was einerlei iſt, durch die Vorſehung hinaufgeführt wird, ſöhnen uns mit der unſchuldigen Einbildung von ſich ſelbſt aus. Wir vergeſſen der Eitelkeit der Gotteskinder und der frommen, in ihren Büchern herrſchenden Klugheit, welche ſehr geſchickt Gott und alle Menſchen als bloßes Werkzeug zum Dienſte einer ganz kleinen Perſon zu gebrauchen verſteht.

Unſtreitig iſt übrigens, daß Stillings Leben und Wanderjahre, beſonders jedoch nur die zwei erſten Theile, in jener bewegten Zeit Epoche machten und gewiſſermaßen einen ganz eignen Kreis von Leſern anzogen. Die Anſichten des Verfaſſers waren nämlich noch die des Volks ganzer Gegenden und Provinzen von Deutſchland. Die Stifter der neuen Literatur waren dieſen zu hoch, oder dieſe Literatur ſelbſt ihnen zu weltlich, die Vorſtellung eines Gottes, der jeden einzelnen Menſchen am Seil führt, war ſehr bequem, Jung-Stilling erhielt daher in Deutſchland, wie Pfenninger in der Schweiz, bald weit mehr Gewicht, als beider Kenntniſſe, ihre Fähigkeiten und die Form, die ſie ihren Schriften geben konnten, verdienten. Darauf gründete denn

freilich Jung-Stilling, der nach der Bekanntmachung ſeiner Jugendgeſchichte zünftiger Gelehrter oder Univerſitätsprofeſſor geworden war, eine Buchmacherei, mit der wir hier nichts zu thun haben. Alle ſeine, ſeitdem als Fabrikate gefertigten myſtiſchen Romane gehören nicht der allgemeinen Literatur, ſondern einer ganz beſondern Gattung an, welche für die Leute beſonders beſtimmt iſt, denen das gewöhnliche Tageslicht an den Augen wehe thut, die ſich deshalb gern in ein Helldunkel oder gar ganz ins Dunkle ſtellen. Wir ſchweigen daher vom Florentin von Fahlendorn, vom Leben Theodors von der Linden, von Theobald oder die Schwärmer. Nur über das letztere Buch müſſen wir für den, der die Myſtik jener Zeit und ganz beſonders die Roſenkreuzerei, welche den König Friedrich Wilhelm **II.** in ihren Netzen hielt, kennen und verfolgen will, bemerken, daß er dort ſehr brauchbare Notizen findet. Man lernt nämlich aus dieſem Roman eine bedeutende Anzahl der Geheimnißkrämer und Myſtiker kennen, welche in jenen Zeiten in den Rheinlanden ihr Weſen trieben, und lernt von dem leichtgläubigen Jung-Stilling, wie man ganz ernſthaft und als wenn man Dokumente vor ſich hätte, die Geſchichte dieſer Myſtik, die leider! nur zu viel von Gaunerei in ſich und an ſich hatte, von Moſes, Zoroaſter und der ägyptiſchen Prieſterſchaft, vermöge der Tempelherrn des Mittelalters zu Chriſtian von Roſenkreuz herabführte.

§. 4 a.

Geſchichte.

Die deutſchen Univerſitäten, wenn man etwa Leipzig während einer kurzen Zeit ausnimmt, waren ihrem Charakter, als gelehrte Anſtalten aus den Zeiten des ſpätern Mittelalters, treu geblieben, und ihre Lehrer hatten mit ziemlicher Verachtung auf die Revolution der Literatur, die unter ihren Augen vorging, herabgeblickt und ihr gelehrtes Gewerbe für Geld fortgetrieben, wie vorher. Selbſt als hernach die Univerſitätspolitik vorſchrieb,

einzulenken, und als man ſich das Anſehn gab, in Göttingen und in Jena neben den Brodfächern auch Volksliteratur begünſtigen zu wollen, beklagten ſich die Glieder des Hainbundes in Göttingen und ſpäter Schiller in ſeiner Correſpondenz bitterlich, daß auf deutſchen Univerſitäten für wahre Humanitätsbildung keine Stätte bereitet ſey. Vortheilhaft war es übrigens für die Bildung unſerer Nation, ſo weit dieſe von den eigentlich nur für die ſogenannten Brodwiſſenſchaften beſtimmten Staatsanſtalten ausgieng, daß die hannöverſche und die weimarſche Regierung auf ihren Univerſitäten ein ganz verſchiedenes oder gar entgegengeſetztes Syſtem befolgten. Denn dies hatte die Folge, daß im neunten Jahrzehnt des Jahrhunderts Göttingen Sitz der reellen und materiellen, Jena der idealen und äſthetiſchen Wiſſenſchaft wurde.

Göttingen war ſeit ſeiner Errichtung ganz beſonders für diejenigen Fächer eingerichtet, die man in Hannover und London nützlich und breit, oder, wie man jetzt vornehm ſagt, materiell brauchbar fand. Wer Haller als Ausnahme anführen wollte, würde vergeſſen, daß er nicht als Belletriſt, ſondern als Anatom und Phyſiolog nach Göttingen kam, und wäre dies auch nicht, ſo gehörte er ja der Gottſchedſchen und Bodmerſchen Periode an und reichte wenig über ſie hinaus. Was man aus Göttingen machen wollte, ſehen wir aus einem Originaldocument in Büſchings Selbſtbiographie, wo die ſämmtlichen Männer, die der vergötterte Herr von Münchhauſen dort verſammelt hatte, aufgezählt werden. Zu der Maſſe ganz nach alter Weiſe grundgelehrter, den Hofmanieren der alten Zeit mit Reſpect huldigenden und die adelige Jugend zu denſelben in ſteifen Geſellſchaften dreſſirenden conſervativen Gelehrten, gehörte nothwendig eine ungeheure Menge von Büchern; auch dafür wurde geſorgt. Münchhauſens Orakel waren Michaelis und Pütter, bis ſpäter Heyne den Erſteren verdrängte. Die Namen dieſer beiden, als eigentliche Gelehrte, der Letzte auch als Juriſt, höchſt achtbaren und ausgezeichneten Männer, bezeichnen ſchon allein hinreichend die Art von Bildung und von Literatur, die ſie fördern konnten;

auch haben ſie es uns überdem in ihren Lebensbeſchreibungen ausdrücklich geſagt.

Pütter blieb auch nach Münchhauſens Tode Orakel der hannöverſchen Regierung und Georgs **III.**, der ſich perſönlich um Göttingen bekümmerte und an Pütter einen Mann fand, der eben ſo ſtarkgläubig und bibelfeſt war, als er ſelbſt. Michaelis mußte Heyne nachſtehen, der freiere Anſichten hatte, und mit großer Vorſicht einiges neue Licht in die Büchergelehrſamkeit deutſcher Hörſäle zu bringen ſuchte. Zur Beförderung hiſtoriſcher und ſtaatswiſſenſchaftlicher Studien, wovon hier die Rede iſt, konnten ſich Heyne und Pütter leicht vereinigen, denn Pütter ſelbſt galt ja in unſerem Vaterlande, wo man nur documentariſche, juriſtiſche Geſchichte, welche blos das Aeußere anging, kannte, für einen tüchtigen Hiſtoriker. Das war er allerdings, ſo weit man zur Geſchichte einer Seele und einer lebendigen Auffaſſung des Lebens und der Menſchen nicht bedarf. Er kannte die Geſetze, die Verfaſſung, die unſelige Juſtiz unſeres Vaterlandes beſſer als irgend ein anderer. Pütter wußte jede noch ſo kleine Thatſache der ſogenannten Reichsgeſchichte und kannte alle ihre Quellen, vom dickſten Folianten bis zu der für irgend einen Reichsritter auf einem Reichsdorfe über einen Punkt der Gerichtsbarkeit oder über Benutzung eines Waldes oder einer Weide geſchriebenen Deduktion. Er war mit dem Labyrinthe der deutſchen Rechts- und Gerichtsverwaltung ſo vertraut, daß man ſogar von Wien aus, wo er doch für einen Gegner kaiſerlicher Juſtiz galt, ſich von ihm den Faden der Ariadne erbat, und ihm eine Reichshofrathſtelle anbot. Um die Art Geſchichte, die Pütter verſtand, lehrte und trieb, buhlte jedermann und ehrte den, der ſie trieb, eine andere konnte bei der beſtehenden Einrichtung des Reichs und der einzelnen Regierungen, beim Mangel jeder Art von Oeffentlichkeit unmöglich aufkommen.

Pütter ward von allen deutſchen Fürſten, Reichsgrafen und Baronen, von Staaten und Städten mehr geehrt und geſucht, als irgend einer der größten Geiſter, (Göthe, der Mini-

ſter, war allein ausgenommen), je geſucht worden iſt, und die beiden nicht ganz dünnen Bände ſeiner Autobiographie ſind beſonders beſtimmt, dies documentariſch nachzuweiſen. Pütters Reichsgeſchichte war daher auch das Ideal des einzigen Publikums für Geſchichte, welches es damals in Deutſchland gab. Dies war der Theil des Adels, der nicht blos franzöſiſche Bücher las, und die Juriſten. Um Pütters hiſtoriſch-juriſtiſche Weisheit, die gegen jede andere durch den Küraß der Gelehrſamkeit feſt machte, einzuſammeln, vereinigte ſich in ſeinem Hörſaale in jedem Halbjahre regelmäßig Deutſchlands adlige und juriſtiſche Ariſtokratie. Man leſe nur in ſeiner Selbſtbiographie das genaue Namensverzeichniß, in welchem alle die, welche auf engliſchen Univerſitäten beſondere Kleidung tragen, nach Stand und Würden gebührend ausgezeichnet ſind, wie ſie auch für die Gebühr damals in den Göttinger Auditorien einen beſondern Platz hatten. Da waren, wie Pütter jubelnd über die von ihm verbreitete Nationalintelligenz uns meldet, Fürſten und Reichsgrafen und ihre adligen Begleiter und hochanſehnlichen Hofmeiſter, da waren Barone, Reichsritter, Patrizier unſerer und ſchweizer Städte; die Andern werden nur gezählt und nicht genannt (numerus et sine nomine vulgus). Alſo alle, die an Geſchichte Theil nahmen und nicht zu denen gehörten, von denen Pütter mit Homer urtheilte, daß ſie ſeyen:

Nie im Kampfe Gerechnete oder im Rathe,

wollten entweder ihr eignes Glück, oder das Glück derer, in deren Dienſte ſie vornehm und reich wurden, auf Feudalrechte des Mittelalters gründen, oder aus dem ſogenannten deutſchen Rechte und der Geſchichte machen, was ſich zu ihrem Vortheil daraus machen ließ. Da die hiſtoriſchen Wiſſenſchaften in Göttingen ganz feudaliſtiſch getrieben wurden, und man dort nach unſerer eignen Erfahrung an Werktagen unter Büchern und Deductionen und Nobleſſe, am Sonntage in ſeidenen Strümpfen auf Viſiten war, ſo flüchteten ſich alle, die etwas freier zu athmen ſuchten, zur Philoſophie, die in Göttingen nicht gefunden ward, oder vom poſitiven Recht zum Vernunftrecht. Dies

zog dann die Plebejer und jeden, der freier athmen wollte, erſt zu Darjes nach Frankfurt a. d. Oder, dann nach Jena, als dort ſeit 1787 eine Art philoſophiſcher Offenbarung hinter einander von Reinhold, Fichte und Schelling mit ſolcher Zuverſicht verkündigt ward, daß wir alle in der That glaubten, alle Räthſel menſchlicher und göttlicher Dinge würden in Jena gelöſet.

Neben Pütter ſtand ſein Landsmann und Sinnesverwandter Achenwall, ebenfalls Profeſſor der Rechte, welcher Geſchichte und Staatswiſſenſchaften vereinigte und in der Erſteren nicht ſowohl eine bildende und philoſophiſche Wiſſenſchaft, als vielmehr eine nützliche und brauchbare erkannte. Er lehrte für dieſelben Leute, die ſich um Pütter ſammelten, die Kenntniß des Beſtehenden und Geltenden, ſeine Erfindung der Statiſtik ſollte den Kreis der reellen Kenntniſſe, nicht den der Ideen erweitern, dem Gedächtniſſe eingeprägt werden, nicht lehren, wie man im Leben über das Leben urtheilen ſolle. Seine Weisheit ward, wie die der andern göttinger Profeſſoren, hauptſächlich Compendien vertraut. Büſching war nur eine vorübergehende Erſcheinung in Göttingen, auch ſchrieb er ſeine Erdbeſchreibung und ſeine übrigen hiſtoriſchen und geographiſchen Schriften zwar mit dem lobenswerthen Fleiße und der Genauigkeit der vorigen Zeit, aber auch ganz im Style und Geſchmack derſelben, ſo daß hier von ihm die Rede nicht ſeyn kann. Gatterers Verdienſte um die Fortſchritte der deutſchen allgemeinen Bildung beſchränken ſich auf ſeine geographiſchen Bemühungen, alle ſeine anderen Schriften, deren gelehrtes Verdienſt zu würdigen hier nicht der Ort iſt, gehören der erſten Hälfte des Jahrhunderts an und ihrer Art, Geſchichte zu betrachten und zu behandeln. Geographie behandelte Gatterer mit Sinn und Geſchmack und erleichterte nicht blos das Studium derſelben, ſondern paßte es dem Bedürfniſſe des Lebens und ſogar den von den Urhebern der neuern Erziehung gepredigten Grundſätzen vortrefflich an. Sein Verdienſt von dieſer Seite, auch in Rückſicht der von ihm ſeinen Zuhörern mitgetheilten Karten, die nicht eigentlich in den Buchhandel gekommen ſind, iſt nie gebührend anerkannt worden.

Schlözer war Michaelis und Achenwalls Schüler, von ſeinem Geſchmack und ſeiner claſſiſchen Bildung läßt ſich daher wenig ſagen; doch machte er in Deutſchland Ausnahme und Aufſehen, weil er Statiſtik, Staatsrecht und Staatswiſſenſchaft, wenn auch oft wunderlich und burſchikos, doch nicht nach dem Schlendrian trieb, denn er war der ruſſiſchen Autokratie geneigter, als der Deutſchland beherrſchenden Ariſtokratie. Auch die Manier, wie er im Gegenſatz gegen Herder, den er ſchrecklich mitnahm, Univerſalgeſchichte trieb, war in ihrer Art genial, wobei er freilich in ſeinem proſaiſchen Trotz eben ſo weit ging, als Herder im poetiſchen. Sein Hauptverdienſt um die Fortſchritte Deutſchlands zu einem freieren, von Servilität entfernten Leben erwarb er ſich, wie wir unten anführen werden, durch ſein Journal, welches ein Schrecken aller kleinen Despoten, Obſcuranten und decretirenden Beamten ward. Als Forſcher war er allerdings groß und nützlich; aber von den Urgeſchichten des Nordens, denen er einen Quartband widmete, von ſeinen Arbeiten in Schweden und Rußland, von ruſſiſchen, ſchwediſchen, lithauiſchen, türkiſchen Geſchichten, die er gelehrt behandelte, kann hier nicht die Rede ſeyn, wo nur von bildender Literatur und von Wirkungen aufs Volk, nicht auf die Gelehrten, gehandelt wird. Alle dieſe Geſchichten, wodurch ſich Schlözer eines Platzes in den ſogenannten kaiſerlichen oder königlichen Akademien, vielleicht auch eines Ordenbandes würdig machte, waren im Styl und im Geſchmack der Maſcov und Gebauer geſchrieben, die ihm zunächſt vorangingen, und deren andere Verdienſte ſo groß ſind, daß ſie des Lobes der Philoſophie und des Geſchmacks leicht entbehren können.

Schlözer war ſchon 1764 göttingiſcher Titularprofeſſor geworden; er hatte ſich aber hernach in Petersburg aufgehalten und ward erſt 1769 Lehrer an der göttinger Univerſität. Da er Achenwall nicht beeinträchtigen wollte, und ſeine Vorträge über Geſchichte von Nord- und von Südeuropa nur eigentlichen Gelehrten anziehend ſeyn konnten, ſo ſuchte er eine ganz neue Univerſitätswiſſenſchaft, die Univerſalgeſchichte, zu ſchaffen. Auf

dieſe Weiſe kam Schlözer früher auf den Gedanken einer derben Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit, ehe Herder den einer luftigen ausführte. Er hielt nämlich Vorträge über das, was er, nach ſeiner Art das Univerſum zu betrachten, Univerſalhiſtorie nannte, ſchrieb auch ein Büchlein darüber, in welchem geiſtreiche Einfälle und ſinnreiche Andeutungen mit den craſſeſten und derbſten Machtſprüchen abwechſeln. Die Schlözerſchen Vorleſungen und das Büchlein, welches er 1772 und 1775 unter dem Titel: Vorſtellung der Univerſalhiſtorie, und in der dritten Ausgabe (1. Theil 1785. 2. Theil 1789) unter dem Titel: Weltgeſchichte nach ihren Hauptth eilen im Auszuge und Zuſammenhange, herausgab, fielen in die Zeit, als Herder durch ſeine Ideen viel Aufſehen machte. Beide Männer und ihre Geſchichten konnten recht gut neben einander der Nation nützen; ein Streit zwiſchen ihnen ſchien unmöglich, weil der eine die Geſchichte von den Wolken herab, der andere von der Höhe des zu unſerer Zeit noch kahlen Haimbergs aus betrachtete. Sie geriethen gleichwohl in furchtbaren Zwiſt, weil beide durchaus keinen Widerſpruch vertragen konnten.

Beide Männer waren offenbar zu lebhaft, zu ſehr von ſich und von dem ihnen von ihren Anhängern geſpendeten übermäßigen Rauchwerk eingenommen, um mit Ruhe und völliger Unpartheilichkeit die ganz verſchiedenen Syſteme und Anſichten der Naturforſcher und Hiſtoriker über die Erde und ihre Bewohner, oder den relativen Werth der verſchiedenen Religionen, Nationalitäten, Literaturen, zu würdigen und ein Gemälde aller Zeiten und Völker zu entwerfen, welches auch diejenigen befriedigen könne, die auf eine andere Weiſe, als die beiden Univerſalhiſtoriker, gebildet wären. Herder hatte weder Naturſtudien gemacht, noch Aſtronomie, Geognoſie und ihre Hülfswiſſenſchaften lange und gründlich ſtudiert, gereiſte, ſolide und verdaute hiſtoriſche Gelehrſamkeit beſaß er ebenfalls nicht; er ſchrieb daher ſeine Weltgeſchichte, wie er ein epiſches Gedicht würde geſchrieben haben. Im Sturme ſeiner Bewegung achtet er weder auf das logiſche Geſetz der Verbindung der einzelnen Behauptungen,

noch iſt er ſtark an Gedächtniß oder an Kritik; Schlözer dagegen iſt als Univerſalhiſtoriker ſo leidenſchaftlich und heftig, als er ſtets im Leben war. Er iſt ganz im Aeußern verloren, nur die Erſcheinung, nur ſinnliche Größe, keine intellectuelle oder contemplative Eigenſchaften erkennt er an. Phantaſie, Gefühl, wahre Seelengröße und Alles, was damit zuſammenhängt, läßt er kaum als weſentliche Eigenſchaften des Menſchen gelten. Man iſt verſucht, zu lachen, wenn er, wie wir ihn (1796) zuweilen auch auf dem Katheder thun hörten, mit drolliger Heftigkeit die Rechte und Vortheile des äußern Lebens, oder, wie es jetzt heißt, die materiellen Intereſſen, die keiner Vertheidiger bedürfen, oder wenigſtens keiner Enthuſiaſten, weil es ihnen ja ſelbſt unter den Wilden nicht an Vertheidigern mangelt, gegen geiſtliche und geiſtige Anſprüche vertheidigte. Die Welt des Griechenthums ſteht ihm daher gegen die neuere weit zurück, die geiſtige Größe der Griechen mit allen poetiſchen Eigenſchaften ihrer Helden verſchwindet aus ſeinen Augen vor der unzählbaren Menge der Mongolen und Tartaren, und Miltiades wird ihm zum Dorfſchulzen, verglichen mit den rohen Hordenführern und mit einem Attila und Tamerlan, die an der Spitze von Hunderttauſenden fechten. Die in den kleinen Staaten der Griechen zuſammengedrängte, coloſſale, moraliſche Größe menſchlicher Freiheitsäußerung bemerkt Schlözer nicht, weil ſein Auge nur beim Anſchauen der phyſiſchen Ausdehnung der großen aſiatiſchen Deſpotien zu verweilen gewohnt iſt. Es läßt ſich jedoch nicht läugnen, daß Schlözer, wenn er auch in ſeiner dreiſten Manier zu weit ging, doch eigentlich den Weg bahnte, der allein zu derjenigen Art Geſchichte führen konnte, deren unſere Zeit bedarf. Er wendete nämlich die Grundſätze eines Voltaire und Bolingbroke auf unſere gelehrte Geſchichte an; aber er verband mit ihrer Kritik das, was beiden mangelte, gelehrte Forſchung, gründliche Kenntniß des Einzelnen und aller Hülfswiſſenſchaften der Geſchichte. Er entzog zuerſt die alte Geſchichte der tyranniſchen Herrſchaft der Theologen, weil er zum gründlichen Sprachkenner und Exegeten von Michaelis ge-

bildet, die jüdiſche Geſchichte wie andere Geſchichten behandeln lehrte.

Schlözer war freilich nicht ganz unbefangen, das bewies er durch ſeine Polemik während der holländiſchen Unruhen und durch ſeine Streitſchrift für Ludwig Ernſt von Braunſchweig, wie durch ſeine Heftigkeit zu Gunſten König Georgs III. und der engliſchen Ariſtokratie gegen die Nordamerikaner; allein ſein Rechtsgefühl machte ihn doch ſonſt überall zum Vertheidiger der natürlichen Rechte und des geſunden Verſtandes gegen Feudalrecht, veraltetes Urkundenrecht und hergebrachte irrige aber doch allgemein herrſchende Meinungen. Schlözers ſogenanntes Zeitungscollegium und ſeine Vorleſungen über Politik, welche freilich ſpäter eine etwas ſtark conſervative Richtung nahmen, waren, beſonders weil ſie in Göttingen, wie es damals war, gehalten wurden, einzig in ihrer Art, da Schlözer jede Rechtsverletzung und jede Tyranney erfuhr und mit der ihm eignen Heftigkeit verfolgte. Was die Zeitungen nicht ſchreiben, was ſelbſt ſein Journal nicht aufnehmen durfte, verkündigte er einem zahlreichen Kreiſe von Zuhörern, der freilich ſeit der Zeit der Revolution verſchwand. Wir erkennen beſonders in der Art Wirkſamkeit, welche Schlözer neben einem Pütter, Meiners und Ihresgleichen in Göttingen hatte, den Geiſt ſeiner Zeit; das vereinigte Streben aller Claſſen und Stände und Confeſſionen Freiheit des Geiſtes und der bürgerlichen Bewegung zu erringen, die Bande des Mittelalters, der Feudalität und des ſiebenzehnten Jahrhunderts zu zerbrechen. Dies iſt um ſo merkwürdiger bei Schlözer, als er gerade in den erſten fünfzehn Jahren ſeines Lehramts unglaublichen Zulauf hatte, und mit der ihm eignen Freimüthigkeit, Derbheit und Heftigkeit vor Leuten redete, die in unſern Zeiten mit Abſcheu vor ihm zurückbeben würden, wenn er, was ſchwerlich der Fall ſein möchte, überhaupt in dem Ton öffentlich reden dürfte.

Spittler, der beſonders in den Jahren 1780 — 1795 in Göttingen glänzte, und deſſen ohne alle Declamation oder Sophiſtik ungemein leichten und glänzenden mündlichen Vortrag

der Verfaſſer dieſer Geſchichte um ſo mehr bewundert hat, je mehr Spittler in ſeiner Manier einzig daſtand, begann ſeine Laufbahn als gelehrter Forſcher und endigte ſie als Miniſter des ärgſten Deſpoten Deutſchlands; nur die Mitte ſeiner Laufbahn gehört daher hierher. Forſchungen über Kirchengeſchichte und canoniſches Recht empfahlen Spittler zuerſt als Gelehrten, als furchtbaren Feind aller der Betrügereien, Lügen und Fälſchungen, wodurch herrſchſüchtige Pfaffen im Mittelalter die Menſchheit unter ihre Gewalt gebracht hatten, und zugleich als Kirchenhiſtoriker; er wandte ſich aber bald zur politiſchen Geſchichte. Seine erſte gelehrte Diſſertation bewies den Gelehrten, für welche ſie allein beſtimmt war, die völlige Nichtigkeit des päbſtlichen Kirchenrechts und des byzantiniſchen Kirchenglaubens; ſchon ſein Handbuch der Kirchengeſchichte war aber, wie ſeine ſpätern Werke für den gebildeten Theil des Publikums beſtimmt, welches damals im Geiſtlichen und Weltlichen ſeine alten geſetzlichen Rechte wieder zu erkämpfen ſtrebte. Das Handbuch der Kirchengeſchichte verkündigte nämlich ganz kurz und populär das Reſultat ſeiner Forſchungen über das, was Schlözer Hildebrandismus des Mittelalters zu nennen pflegte. Mit andern Worten, Spittler bekämpft nicht etwa den Papismus allein, ſondern den Pfaffengeiſt überhaupt, alſo auch den Fanatismus der proteſtantiſchen Geiſtlichen, welche ihre Gemeinden nöthigen wollen, an ſymboliſche Bücher, ſtatt an bibliſche zu glauben. Die ſämmtlichen Künſte und Erdichtungen der Hierarchen aller Art zeigte Spittler dem großen Publikum faßlich und geſchmackvoll in ihrer ganzen Blöße.

In der politiſchen Geſchichte begann Spittler mit ſeiner Zeit und ihren Bedürfniſſen fortſchreitend gerade dort, wo Schlözer aufgehört hatte, der im Allgemeinen von einem unbedingten Freiheitsbedürfniß der menſchlichen Natur nicht wiſſen wollte, ſondern Alles auf phyſiſche Behaglichkeit und materiellen Wohlſtand bezog. Schlözer konnte daher nach ſeiner Art, die Dinge zu betrachten, wobei es ganz allein auf gute Verwaltung, auf Ordnung, Polizei und Juſtiz ankam,

gleichviel wer ſie einrichtete und aufrecht hielt, mit gutem Gewiſſen Peter den Großen, Ludwig Ernſt von Braunſchweig und Lord North's Miniſterium preiſen, und Franklin, die holländiſchen Patrioten und Lafayette furchtbar ſchelten; das konnte Spittler nicht. Schlözer ſchenkte den vielen Millionen Chineſen, den zahlreichen Horden der Mongolen, Türken und Tataren, der rohen Gewalt der Ruſſen, Lit'hauer, Cumanen mehr freundliche Sorge und Aufmerkſamkeit, als den unruhigen, aller Polizei ſich entziehenden Griechen und den nach ſeiner Meinung ſchändlich rebellirenden Nordamerikanern, die er beide verachtete oder gar haßte. Spittler führte dagegen durch ſeine ganze Geſchichte auf das Bedürfniß freier und conſtitutioneller Verfaſſungen. Seine Particulargeſchichten deutſcher Fürſtenthümer zeigten dabei Spittler von ſeiner doppelten Seite, als Mann des Volks, der im Sinne Joſephs und Friedrichs und vieler andern edlen Fürſten ſeiner Zeit, dem Volke Bedeutung im Staate geben wollte; auf der andern als feinen Diplomaten und Hofmann, als welchen ihn ſchon in Göttingen die äußern Formen ſeiner Erſcheinung bezeichneten, d. h. er zeigte ſich als einen Mann, der ſchon das Miniſterwerden im Auge hatte. Um dabei der Geſchichte nichts zu vergeben, führte er ſie überall nur bis zu dem Punkte, wo er hätte ſagen müſſen, was er nicht ſagen wollte, oder auch Falſches berichten, und keins von beiden wollte er thun. Wir können daher ſeine Geſchichte unbedingt als eine im Geiſte der nach Freiheit ſtrebenden europäſchen Menſchheit geſchriebene betrachten, weil er zu der Zeit, als er aufhörte, ein freier Mann zu ſeyn, auch die Schriftſtellerei aufgab.

Sowohl ſeine würtembergiſche als ſeine braunſchweig-lüneburgiſche Geſchichte ſind nur bis zu dem Zeitpunkte fortgeführt, den er erlebt hatte, wo alſo ein Mann, wie er, Geſchichte hätte ſchreiben können, welche unmittelbar im Leben brauchbar iſt, weil für dieſe der Geſchichtſchreiber zu gleicher Zeit Urkunde, Quelle und Berichterſtatter ſeyn kann, denn er ſchreibt, was er geſehen hat. Was dagegen Spittler ſchrieb, das ſchrieb er

im Geiſte ſeiner Zeit. Er zeigt factiſch wie die Bürger der deutſchen Reichsländer es anzufangen haben, um ſich ihrer Vorfahren würdig zu machen und nach deren Beiſpiel für die unveräußerlichen Rechte der Staatsbürger gegen die fürſtlichen und ariſtokratiſchen Anmaßungen der Obrigkeit ſtandhaft zu kämpfen, und ſowohl den militäriſch-juriſtiſchen Eingriffen der Fürſten und ihrer Beamten, als der Oligarchie einer privilegirten Art von Ständen Schranken zu ſetzen. Spittler zeigt ohne Declamation und ohne Demonſtration, mit welcher Feſtigkeit und Ausdauer auch ſogar noch im ſechzehnten und ſiebenzehnten Jahrhundert die deutſchen Bürger ihre Rechte vertheidigten, deren ſie hernach, nach Ludwigs und der preußiſchen Könige Vorgang, im achtzehnten militäriſch beraubt wurden, als ihre ſervilen Seelen um Hofgunſt buhlten und ſie ſelbſt, egoiſtiſch jeder um äußern und um Privatgewinn beſorgt, der gemeinen Sache vergaßen.

Bei der Abfaſſung des Handbuchs der europäiſchen Geſchichte befolgt Spittler denſelben Plan und auch dieſelbe von Napoleon empfohlene Klugheit, die jüngſte Zeit nicht zu berühren (**d'éviter la proximité de temps**), dies zu thun überließ er ſeinem Fortſetzer Sartorius. Er deutet überall vorzugsweiſe den Fortſchritt und die Rückſchritte des Strebens nach politiſcher Freiheit mit ſicherem Tact an und bemerkt, in welchen Ländern man bei der Verwaltung ganz allein an die Regierenden und Verwaltenden und wo man an das ganze Volk dachte. Dieſen Anſichten folgt er ſelbſt in dem Journale, das er mit einem Manne wie Meiners, den man einen Feind aller Freiheit und Humanität nennen würde, wenn er nicht als bloßer Büchermacher gar zu verächtlich wäre, unternommen hatte. Jedes Blatt von Spittlers Handbuche beweiſet den richtigen Blick und die augenblickliche Auffaſſung des weſentlichen Punkts, worauf es in den einzelnen Perioden ankommt, woran es gerade dem Gelehrteſten oft am mehrſten mangelt. Man erkennt mit Staunen wie ein großer Kopf mit angebornem Tact in den Quellen und Acten auch nur blätternd mit geübtem Blick in einem Augenblicke

das findet, was der bloße Gelehrte bei Jahre lang fortgeſetztem Studium oft vergeblich ſucht. Man begreift daher auch nicht, wie Sartorius es wagen konnte, als Spittler das Handbuch und die Geſchichte aufgab, ſich in einem und demſelben Text ſo nahe an ihn zu drängen.

Wo Spittler geendigt hatte, hätte Dohm anfangen ſollen, was er zum Theil auch gethan hat. Die Bahn war gebrochen, Spittler hatte durch ſein Handbuch das Weſen aller Hiſtorie enthüllt. Er hatte durch ſeinen Ton, ſeinen Tact, ſeine edle Sprache, durch Kürze und Bündigkeit des Styls gezeigt, daß es mit dem gelehrten Wühlen in Quellen und Urkunden nicht gethan ſey; er hatte die Geſchichte unter uns aus dem Dunkel der Quartanten und Folianten ins Licht des Lebens gerufen. Dohm fand ſeinen Weg gebahnt. Unglücklicher Weiſe zog ſich dieſer damals ganz ins praktiſche Leben. Ein Biedermann wie Dohm, erfüllt vom Geiſte der ſchönſten Zeit Deutſchlands, voll Liebe zur Freiheit und zum Vaterlande, mit Staatsgeſchäften ebenſo bekannt als mit Büchern, hätte, wenn er ſich früher damit beſchäftigt hätte, den Denkwürdigkeiten über die Geſchichte ſeiner Zeit, die faſt iſolirt in unſerer Literatur daſtehen, noch eine ganz andere Bedeutung geben können, als ſie haben und behalten werden. Wir erwähnen hier dieſer Denkwürdigkeiten oder vielmehr ſeiner Staatsgeſchichte von Preußen, Oeſterreich, Deutſchland und Rußland, bis auf Friedrich **II.** Tod, welche freilich erſt in unſerm Jahrhundert erſchienen iſt, weil das Werk ſeines Geiſtes und ſeines Inhalts wegen der Periode angehört, die wir hier behandeln. Die Geſchichte, die er erzählt, iſt nicht aus Büchern, ſondern aus unmittelbarer Erfahrung geſchöpft, ſie geht mit der Belehrung über Politik und Staatswiſſenſchaft Hand in Hand, und wird dieſen keineswegs, nach der Art der Doctrinärs untergeordnet. Die Erzählung iſt natürlich, wie der Styl, ohne alle Sophiſtik, da das Werk für den Forſcher und gebildeten Geſchäftsmann beſtimmt iſt, welche ſich nicht gleich dem Haufen der Leſer durch Rhethorik täuſchen laſſen. Dohm faßt natürlich die Dinge nur von dem Standpunkte aus, auf dem er als freiſin-

niger deutſcher Staats- und Geſchäftsmann ſtand, und affectirt keine Genialität oder Philoſophie; gerade dies giebt aber ſeinem Buche unter den hunderten von gemachten und in einer auf eine oder andere Art erkünſtelten Manier geſchriebenen Büchern, an denen wir keinen Mangel haben, einen ausgezeichneten Werth. Dohms Buch iſt bekanntlich das Einzige der Art, welches ein deutſcher Staatsmann über öffentliche Angelegenheiten einfach und klar ohne andere Rückſichten als die eines Biedermannes geſchrieben hat. Dohm zeigt ſich zwar mit Recht als Bewunderer Friedrichs II.; aber von alberner Vergötterung, von blinder Billigung Alles deſſen, was Friedrich II. that und dachte, wird man keine Spur bei ihm finden. Dies geht ſchon daraus hervor, daß Dohm ſeiner Zeit ſtets unter denen glänzte, welche ihren Zeitgenoſſen und den Nachkommen in jener Periode Freiheit des Geiſtes und eine freiere bürgerliche Verfaſſung zu erkämpfen ſuchten.

Dohms Lebensgang und die ſtaatswiſſenſchaftlichen und hiſtoriſchen Schriften, die er bekannt machte, ehe er in preußiſche Dienſte trat, zeigen ihn uns als den einzigen Mann, der die Tüchtigkeit der alten Bildung und die Fähigkeit eines brauchbaren Geſchäftsmanns mit dem eifrigen Streben verband, das erſtorbene, in Pedanterei, Gelehrſamkeit, Schlendrian erſtarrte deutſche Leben durchaus zu reformiren. Er ergriff als junger Mann Baſedows Gedanken, die Erziehung der Jugend dem Bedürfniß der Zeit anzupaſſen, mit großem Eifer; er war ſogar eine Zeit lang bei Baſedow in Deſſau, bis er erkannte, daß Leute wie Baſedow und Wolke weder andere als utopiſche Plane aushecken könnten, noch auch, wenn ſie andere Plane faßten, im Stande ſeyn würden, ſie auszuführen. Unmittelbar hernach griff er zu F. H. Jacobi's großem Verdruß das von dieſem und von der Mode damals überall begünſtigte ſogenannte phyſiokratiſche Syſtem der Staatswirthſchaftslehre mit ſiegenden Gründen an, weil er als Verkündiger der Lehre von einem neuen Leben und einer neuen Geſchichte darin eine Stütze des alten fand. An der Anſtalt in Caſſel, welche der Landgraf oder ei-

gentlich der Herr von Schlieffen im Gegenſatz gegen die Univerſitäten des Mittelalters, deren Hauptſache die ſogenannten Brodfächer waren, gründen wollte, war er eine vorübergehende Erſcheinung. Die Zwitteranſtalt in Caſſel zerfiel bald, oder, wie wir ſchon an einem andern Orte bemerkt haben, ſie kam aus Mangel an Schülern ſo wenig zu Stande, als eine ähnliche unter dem Fürſten Primas zu Frankfurt am Main, an welcher der Verfaſſer dieſer Geſchichte zwei Jahre lang angeſtellt war.

In dem Jahre (1779), als einem der ausgezeichnetſten Männer Deutſchlands, dem edeln und freiheitliebenden Georg Forſter, an dem ſogenannten Carolinum in Caſſel eine Zuflucht gegeben ward, ging Dohm von dort nach Berlin, und trat ſeine diplomatiſche Laufbahn an, während der Schweizer Johannes Müller das hiſtoriſche Fach in Caſſel mit ungeheuren Anſprüchen und Anmaßungen übernahm. Dieſer, immer nach Anderem ſtrebend, als nach dem, wozu ihn die Natur beſtimmt hatte, ward bald darauf nach Mainz gerufen, um dem Kurfürſten mit ſeiner Feder zu dienen; er wandte ſich alſo vom Lehren zum Schreiben, und traf in Mainz mit Sömmering und Forſter, der zuerſt von Caſſel nach Wilna war gerufen geweſen, wieder zuſammen. Müller, obgleich er als der Geſchichtsſchreiber der Freiſtaaten vergöttert ward, war in Mainz wie ſpäter in Wien als Höfling durch die Gunſt der Fürſten, Pfaffen und des hohen Adels beglückt, ſo lange er die Hierarchie und Feudalariſtokratie, wie ſpäter den Bonapartismus vertheidigte; während Forſter unglücklich lebte und elend ſtarb, weil er den ſchönen Traum von Freiheit und Menſchenrechten geträumt hatte und die dürre Realität zu ſpät erkannte.

Müller brachte damals eine ganz neue und eigne Art von Hiſtoriographie in Deutſchland empor, die hernach jedermann als das Höchſte pries. Er ſchrieb ein Werk, das zwar nur wenige verſtanden und das nur ſtellenweiſe genoſſen werden konnte, in welchem auch die ungeheure Gelehrſamkeit und die Maſſe von Citaten mehrentheils ganz überflüſſig verſchwendet ward; das Werk iſt aber gleichwohl als vollendetes Meiſterwerk allgemein anerkannt

worden. Müllers mühſelige Arbeit galt überall, als wenn es ein Meiſterwerk einer freien Seele wäre; es ward am Ende des vorigen Jahrhunderts, wie in dem unſrigen, bis zur Lächerlichkeit gerade in ſeinen Mängeln nachgeahmt; wir können uns kurz darüber faſſen, weil eine Kritik deſſelben zu ſpät käme, und nicht hieher gehört. Eine Bemerkung mag dienen, dem Werke den Ruhm eines vollendeten Kunſtwerks gegen Woltmanns Kritik zn ſichern. Die Deutſchen nämlich belohnten Müller mit Ruhm, mit Ehren, mit Orden, mit Geld für ein Werk, worin ſehr künſtlich die Schweizer, welche keine Deutſche ſein wollen, den alten Griechen gleichgeſtellt werden. Derſelbe Mann, der das Lob der Freiheit und ihre Helden, einen Tell, einen Arnold von Winkelried, und wie ſie weiter heißen, ausposaunte, war Höfling der Hierarchen von Mainz, als Proteſtant Apologet Pius **VI.**, Schützling der Habsburger in Wien, als ſie die Freiheit verfolgten, Diener der militäriſchen Monarchie in Berlin und endlich gar eines Hieronimus Bonaparte in Caſſel.

Da an allem dieſem Niemand bei dem Herolden des Rütlibundes Anſtoß genommen hat, ſo ſieht man, wie ſehr Müller ſeiner Zeit vorausgeeilt war, wie er ſchon im vorigen Jahrhunderte rein wiſſenſchaftlich und künſtleriſch ein objektives Werk ſchuf, dem weder in Rückſicht des Inhalts noch der Sprache das Geringſte Subjective anklebte. Wir wollen daher nur im Vorbeigehen einen Blick auf die Wirkung des Buchs nach Außen hin werfen. Müller bildete ſich nämlich ſonderbarer Weiſe für ſeine Schweizergeſchichte einen ganz eignen Styl, der von dem, deſſen er ſich ſonſt bediente, ganz verſchieden war. Dieſer Styl iſt eben ſo künſtlich und mühſam als Jakobis Styl, nur in einer andern Art, weil Jakobi ſeiner akademiſch modernen Philoſophie auch ſeinen akademiſchen Styl anpaßte, wie Müller ſeiner romantiſch-antiken Geſchichte den griechiſch oder lateiniſch und teutoniſch alterthümelnden. Müllers Schweizergeſchichte erlangte zuerſt durch ſeine zahlreichen Freunde und Bekannten, zu denen gerade die bedeutendſten Männer im Staate und in der gelehrten Welt gehörten, denſelben Ruf, den früher Klopſtocks Meſſias

auf ähnliche Art als Epos erlangt hatte. Er gewann die Gelehrten durch die große Gelehrſamkeit und auch ſogar durch den Luxus des Citirens einer Menge von Urkunden für Dinge, die ohne alle Urkunden geglaubt und bewieſen werden können, beſonders aber dadurch, daß Einrichtungen, Sitten, Geſetze und Ariſtokratie des Mittelalters hiſtoriſch in ein neues, ſehr glänzendes Licht geſtellt waren. Je weniger Perſonen es gab, die das Werk ganz laſen, und je glänzender und redneriſcher die einzelnen Stücke waren, welche von ſehr vielen wirklich geleſen wurden, je inniger die Feudalariſtokratie ſich freute, daß Alles zur Ritterzeit noch viel ſchöner geweſen ſey, als man es nur zu wünſchen wagte, und daß dies Alles aus Chroniken und Urkunden documentariſch bewieſen werden könne, deſto größer war Müllers Ruhm. Er iſt von Woltmann, dem er emporgeholfen hatte, und der doch in der That nicht werth war, ihm die Schuhriemen zu löſen, auf ſeinem eignen Felde, das heißt, als hiſtoriſcher Künſtler, ſehr hart angegriffen worden; wir dagegen erkennen ihn gern als Meiſter einer Kunſt, die wir nicht verſtehen, oder nur verſtehen wollen. Unſere Leſer mögen Woltmann über die Art hiſtoriſcher Kunſt befragen, die Müller durch Beiſpiel und Woltmann durch ſeine Kritik empfiehlt. Wir haben es hier nicht mit der Theorie der Geſchichte, ſondern mit der Wirkſamkeit der Schriftſteller und mit ihren Wirkungen in ihrer Zeit und auf ihre Zeit zu thun. Nachtheilig war Müller und der ſonderbare Einfall der Gelehrten, ihn bald als den Thucydides, bald als den Tacitus der Deutſchen thöricht zu preiſen, beſonders aus dem Grunde, weil der Ruhm, deſſen er unter den Vornehmen und Gelehrten genoß, eine neue Generation von Schriftſtellern ermunterte, ihn durch Affektation zu überbieten, beſonders als anfangs die Romantiker, dann die Reaction gegen die falſche Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts ſeine Manier und ſogar ſeine Sprache in die Mode brachte.

Wie Wenige aber verſtehen, was ſie loben, und auf welchem Weg die mehrſten Schriftſteller zum Gipfel des Ruhms gelangen, kann man an Müller lernen. Er verdankt ſeinen Ruf im großen Publikum

der Schweizergeſchichte, und doch haben wir in dem erſten Viertel unſeres Jahrhunderts, unter denen, mit denen wir über Müller ſprachen, ſehr wenige gefunden, die auch nur einzelne Stücke der Schweizergeſchichte aufmerkam geleſen hatten; alle kannten nur die Arbeiten, die er ſelbſt mit allem Rechte des Drucks nicht werth gehalten hatte. Dies ſind ſeine vier und zwanzig Bücher allgemeiner Geſchichten; denn ſeiner Reiſen der Päpſte und ſeiner Schriften über den Fürſtenbund wollen wir lieber gar nicht erwähnen. Was die allgemeine Geſchichte angeht, ſo ſieht man auf den erſten Blick, daß die alte Geſchichte auf den Effekt berechnete Vorleſungen für junge Herrn von Stande waren, worin unſtreitig viel Geiſtreiches glänzend geſagt wird, die aber Woltmann oder einer Seinesgleichen eben ſo gut hätten ſchreiben und viel beſſer halten können, als Müller mit ſeinem widrigen Dialekt. Gerade dieſe Vorleſungen haben in unſerm Jahrhundert Müller ein großes Publikum verſchafft. Wir dürfen hier aber von der allgemeinen Geſchichte und von Müllers ſpäterer hiſtoriſcher Wirkſamkeit um ſo weniger reden, als beides dem neunzehnten, nicht dem achtzehnten Jahrhundert angehört.

§. 4. b.

Verhältniß der Schriftſteller zu den Regierungen. Journaliſtik. Staatswiſſenſchaft.

An Oeffentlichkeit war im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts nicht zu denken, es war auch nicht der Schein einer Freiheit der Preſſe vorhanden, der doch jetzt hie und da gefunden wird. Glücklicherweiſe herrſchte damals in Deutſchland in vielen Miniſterien ein von den Fürſten ſelbſt angeregter Eifer für Aufklärung des Volks und Abſchaffung der Mißbräuche, ſonſt wäre jede Aeußerung über öffentliche Angelegenheiten unmöglich geweſen. Politiſche Zeitungen waren ſo gut wie gar nicht vorhanden, denn was konnten die unter ſcharfer Cenſur gehaltenen in einem Lande berichten, wo weder die Gerichtsver-

handlungen mündlich, noch öffentlich waren, wo der Bürger weder die Schrift ſeines Advocaten noch das Urtheil ſeines Richters verſtehen konnte, weil beide halb lateiniſch, halb kauderwelſch abgefaßt waren, und wo das Urtheil der Form wegen oft in einem einzigen Satze von zwei oder drei athemloſen Seiten gefaßt war. Welche Freiheit konnte in einem Lande gefunden werden, wo ſelbſt die Feudalſtände in amtlichem und vornehmem Stillſchweigen und Geheimniß gehalten wurden? Wer hätte es auch nur wagen dürfen, einen von den winzigen Reichsgrafen oder hochgebornen Reichsbaronen, die in den Dörfern und Weilern ſouverän waren, oder einen der adligen oder bürgerlichen Bürgermeiſter, welche in den Städten polizeilich und juriſtiſch herrſchten, durch ein Wort der Wahrheit zu reizen? Nur durch die Begünſtigung der Regierungen, welche eine der franzöſiſchen von ihnen bewunderten ähnliche Literatur emporbringen wollten, konnten ſich Zeitſchriften unter uns eine Exiſtenz ſichern. Die Journaliſtik ging daher auch erſt ſpäter von den ſchönen Wiſſenſchaften zur Politik über; obgleich ſchon Wieland zuweilen ein freieres Wort in ſeinen Merkur zuließ. Uebrigens zeichnet ſich jene Zeit dadurch aus, daß die angeſehenſten und würdigſten Männer ſich zu dem Verſuch herabließen, dieſe periodiſche Schriftſtellerei in einem Lande emporzubringen, wo keine eigentliche Hauptſtadt den Ton und den Geſchmack leitet, wo ſich ſo leicht ein Buchhändler, eine Univerſität, ein künſtlich gehobenes Journal, eine Winkelreſidenz, ein Speculant oder der Stifter einer Kameradſchaft der Diktatur über Literatur und Politik bemächtigen kann. Ehe wir die Wirkung dieſer Erſcheinung an einigen Beiſpielen nachweiſen, müſſen wir einen Blick auf den Antheil werfen, den einige Fürſten und Miniſter an den Bemühungen der Gelehrten um Aufklärung und größere Freiheit der Preſſe nahmen.

In Berlin war ſowohl die A. D. B. als die berliner Monatſchrift, ſo lange Friedrich lebte, ein Aergerniß aller Obſcuranten, und Zedlitz, als Miniſter, gab Bahrdt eine Zuflucht und Eberhardt eine Profeſſur zu Halle. In den kleinern deutſchen Staaten, die Reichsſtädte ausgenommen, begünſtigte man

ſchon des Kaiſers und des Königs von Preußen wegen, aber auch, wie in Deſſau und Baden, aus edlem inneren Triebe jeden Verbeſſerungsvorſchlag. In Braunſchweig ſchützte der Herzog ſelbſt erſt Leſſing, ſpäter Mauvillon gegen das fanatiſche Geſchrei der theologiſchen und politiſchen Verfolger, ſo lange es die Umſtände nur immer erlaubten, und mehr wird nur ein Phantaſt von Fürſten und Diplomaten fordern oder auch nur erwarten dürfen. In Weimar vereinigte erſt die verwittwete Herzogin Anna Amalia, geborne Prinzeſſin von Braunſchweig, hernach der junge Herzog eine Anzahl von Männern, welche mitten unter der von dem ſächſiſchen Hofadel begünſtigten faden Tagesliteratur und der Witzelei eines Muſäus und Kotzebue eine wahre Poeſie ſchufen. Göthe, Herder, Schiller, ſo unwillig ſich der Letztere in ſeinen Briefen an Göthe darüber äußerte, mußte freilich dem Hofgeſchmack der gnädigen Frauen und Herren, dem ſich Wieland ganz anpaßte, zuweilen einigermaßen huldigen; allein alle vier wurden gerade dadurch nützlicher, als ſie ſonſt geweſen wären, daß ſie alle Claſſen und Stände an die neue Literatur knüpften und die pariſer Waare durch beſſere entbehrlich machten.

In Gotha ließ freilich die Herzogin zu Gunſten ihres Sohnes im ſiebenjährigen Kriege auf der einen Seite Pütter kommen, um dem künftigen Regenten Reichsgeſchichte und Reichsprozeß zu lehren und auf der andern Seite von Voltaire, der nicht das Geringſte von deutſcher Geſchichte verſtand, ein Buch darüber verfertigen; allein ſelbſt dies Letztere bewies doch, daß ſie dazu beitragen wollte, dem wüſten alten Treiben der gelehrten Forſcher ein Ende zu machen. Auch die Correſpondenz Grimms mit dem nachherigen Herzoge, die Lappalien, die er ſich aus Paris von Grimm ſchreiben ließ, beweiſen, ſo wie des Herzogs von Braunſchweig an Marmontel verſchwendete Complimente, und Mirabeaus Aufnahme in Braunſchweig, daß die Regenten das Streben der Nation, der alten Bande entledigt zu werden, theilten, und das Fortſchreiten begünſtigten.

Wir haben oben angedeutet, wie Herzog Carl von Würtemberg auf militäriſche Weiſe die Fortſchritte der neuen Bildung fördern wollte, deren Bedürfniß er wirklich empfand, während von Schlieffen den Landgrafen von Heſſen-Caſſel dahin brachte, daß er ſich derſelben thätig annahm, ohne daß er ſelbſt den geringſten Sinn dafür hatte. Im finſtern Münſterlande war der edle Fürſtenberg als Miniſter ein eifriger Freund des Lichts, und nahm ſich der aufſtrebenden und verbeſſernden Gelehrten an. F. H. Jacobi und ſogar der etwas übergeniale und oft cyniſche Heinſe, der, obgleich Proteſtant, doch hernach Bibliothekar des Primas der deutſchen katholiſchen Geiſtlichkeit wurde, ſtanden mit ihm in naher Verbindung. Fürſtenberg ſuchte, wie man aus den Journalen der Zeit, beſonders aus Schlözers Staats-Anzeigen urkundlich beweiſen kann, ſowohl in weltlichen als in geiſtlichen Dingen in ſeinem ganz hinter der Zeit zurückgebliebenen Weſtphalen eine neue Ordnung zu begründen. Bei Carl Theodor waren freilich ſchon zu der Zeit, als er noch als Kurfürſt von der Pfalz das ſchöne Land am Rhein, die Pfalz und Berg allein beherrſchte, Jeſuiten, Adel und Mätreſſen eben ſo mächtig als ſpäterhin, nachdem er auch Baiern geerbt hatte; aber er hatte dort, ſowohl in Mannheim als in Düſſeldorf andere Rathgeber, als hernach in München. Sein Miniſter von Hompeſch und andere ihm ähnliche Männer ſuchten nicht allein am Niederrhein gleichen Schritt mit der Zeit zu halten, ſondern Hompeſch eilte ihr ſogar in Finanz- und Verwaltungsſachen, wenn er freie Hand hatte, voraus. Unter Hompeſch war auch F. H. Jacobi einige Zeit hindurch im Miniſterium angeſtellt, um phyſiokratiſche Ideen auszuführen. In Mannheim wurden Muſik, Schauſpiel, bildende Künſte auf eine ſolche Weiſe befördert, daß man wenigſtens den guten Willen zeigte, deutſche dramatiſche Dichtung, ſtatt der franzöſiſchen, auf die Bühne zu bringen und ſelbſt in der Oper dem Unſinn des italieniſchen Getrillers, deutſchen verſtändlichen und verſtändigen Geſang unterzuſchieben. Zu dem Letztern ward bekanntlich auch Wieland aufgeboten, daß dieſer aber den rechten Weg zur deutſchen Oper

einſchlug, als er den Euripides traveſtirte, dürfen wir ſchon darum nicht behaupten, weil es bekanntlich Göthe als Jüngling burſchikos verneint hat. Daß eine ſogenannte Academie, d. h. eine eitle Anſtalt errichtet ward, zum Reden halten und Abhandlungen ſchreiben, was ſeiner Zeit nützlich war, jetzt ganz überflüſſig iſt, würden wir eher einen Rückſchritt zu Ludwigs XIV. und anderer, den Kaiſer Auguſtus und die Medicis nachäffenden Fürſten Manier, als einen Fortſchritt nennen, wenn ſich nicht dieſe Academie große Verdienſte um die deutſche Sprache und ihre Geſchichte, nicht für Gelehrte allein, ſondern für Gebildete überhaupt erworben hätte, wie aus ihren Schriften hervorgeht. Ein Ruhm und ein Fortſchritt war es immer, daß während in Heidelberg und in Düſſeldorf Controversprediger tobten, in Mannheim Wielands beide deutſche Opern mit großem Aufwande gegeben wurden, Iffland als Schauſpieler und Schauſpieldichter die neue Art zu denken und zu empfinden, dramatiſirte und darſtellte, und ſpäter Schiller, als er noch keinen Ruhm hatte, als genialer Kopf erkannt ward, obgleich er anfangs als Kraftgenie auftrat und ſeine erſten Producte etwas wüſt und überſchwänglich waren.

In Erfurt hatte früher ſchon von Breidbach als Statthalter des Kurfürſten von Mainz aus einer obſcuren Univerſität eine glänzende und aus einem Aufenthaltsorte der trägen und finſtern Verfechter alter Mißbräuche einen Zufluchtsort der kühnen Verkündiger des neuen Lichts machen wollen. Wir haben ſchon oben bemerkt, daß er Wieland nur kurze Zeit hindurch dort zurückhalten konnte, und daß Bahrdt und Riedel und Ihresgleichen nicht gemacht waren, das neue Licht zu empfehlen. Dennoch ward dieſes auch nach der Zeit im Kurfürſtenthum Mainz, zu dem damals Erfurt gehörte, gehegt und mächtig gefördert. Die beiden Kurfürſten, welche vor Carl von Dalberg in Mainz regierten, ſo ungleich auch ihr Charakter, wie ihr Leben und Wandel war, ſuchten doch beide den Ruhm der Theilnahme an dem in Deutſchland herrſchenden Streben nach Verbeſſerung. Der Coadjutor hatte in Erfurt ſeinen Sitz, und wenn auch ſeine

Phantaſie, wie ſein zur Liebe geneigtes Gemüth vielleicht zu beweglich war, wenn auch ſein Verſtand hie und da zu leicht irre geleitet werden konnte, ſo hatte er doch für alles Große und Gute einen regen Sinn. Carl von Dalberg ſtand als Coadjutor in Erfurt unter den Deutſchen in größerer Achtung als ſpäter zur Zeit Napoleons, wo man mit Recht glaubte, daß ſeine Bewunderung der Geiſtesgröße Napoleons zu weit gehe. In Erfurt hatte er den Ruhm eines Mäcenas und des Muſageten der Deutſchen, ward als edler und freiſinniger Mann vergöttert, ſchloß ſich an den Theil der Illuminaten an, welche die katholiſche Religion auf ihre urſprüngliche Reinheit zurückführen wollte und ſelbſt ſeine Mängel und Schwächen hatten nichts Gemeines, ſondern floſſen aus derſelben Quelle mit ſeinen Tugenden. Uebrigens war unter den drei letzten Kurfürſten, welche alle drei mächtig dahin wirkten, daß in ihrem Staate der Geiſt des Mittelalters verbannt und ein neuer und belebender herrſchend werde, der Erſte, nämlich Emmerich Joſeph, der achtbarſte und in jeder Rückſicht würdigſte. Emmerich Joſeph hatte in den ſiebenziger Jahren, als Baſedow die Schulen, den Unterricht und die Lehrbücher des proteſtantiſchen Deutſchlands reformiren wollte, und als der Abt Felbinger das Volksſchulweſen in den öſterreichiſchen Staaten weſentlich verbeſſerte, auch ſeiner Seits den regſten und edelſten Eifer bewieſen, den Jeſuiten Schranken geſetzt und ihre mechaniſchen Religionsübungen, ihren ärgerlichen Bilder- und Ceremoniendienſt durch beſſern Unterricht zu entfernen geſucht. Sein Nachfolger Carl Friedrich Joſeph (von Erthal) wollte, wie wir ſchon vorher berichtet haben, die alte Univerſität Mainz zu neuem Glanze erheben, er vereinigte dort eine Anzahl berühmter, zum Theil proteſtantiſcher Profeſſoren und nahm Johannes Müller erſt zum Bibliothekar, dann zum Geheimſchreiber. Er ſtand freilich in moraliſcher und politiſcher Beziehung weit unter ſeinem Vorgänger, arbeitete aber für die Aufklärung ſeines Jahrhunderts wie dieſer. Dies bewies er, als er ſich ſo eifrig bemühte, durch die in Ems in Verbindung mit den andern

Erzbiſchöfen feſtgeſetzten Puncte, den Anmaßungen der päbſtlichen Curie Schranken zu ſetzen.

In Cöln hatte ebenfalls ſchon der vorletzte Kurfürſt durch Gründung der neuen Univerſität in Bonn einen Beweis ſeiner Theilnahme an dem in Deutſchland neu erwachten Streben nach Wiſſenſchaft und Bildung gegeben, ſein Nachfolger ſuchte die neue Univerſität zu heben und auch ſogar in das ewige Dunkel der cölner Kirche ſchien wenigſtens ein Lichtſtrahl zu dringen. Das Geſchrei gegen Licht und Aufklärung ward leider hernach vermehrt und den Feinden jeder Art von Freiheit ein neuer Vorwand gegeben, unbedingt beim Alten, als beim allein erhaltenden Princip der Staaten zu beharren, als Georg Forſter in Mainz und Eulogius Schneider in Bonn von den Deutſchen zu den Franzoſen übergingen. Georg Forſter ward getäuſcht, wie wir alle, in denen die Vorſtellung von Rechten der Menſchheit und vom Drucke der Socialverhältniſſe auf gewiſſe Claſſen und Stände lebendig geworden war, durch Jugendträume getäuſcht wurden; Eulogius Schneider bewies durch ſein Betragen während der Schreckenszeit im Elſaß, daß vom Fanatismus der Torquemada zu dem der Robespierre und Fouquier Tainville nur ein Schritt ſey. Der Erzbiſchof von Trier zeichnete ſich durch Duldung gegen die ſonſt von den geiſtlichen Regierungen verfolgten Proteſtanten aus; der Fürſtbiſchof Franz Ludwig von Bamberg und Würzburg ſchützte aufgeklärte Mönche gegen ihre fanatiſchen oder tyranniſchen Aebte, wie Schades Beiſpiel beweiſet.

Auf die Stimmung der Regierung und auf die gerade jetzt den Fortſchritten der Freiheit im Denken, Handeln und Reden am heftigſten widerſtrebenden Stände und Claſſen Deutſchlands rechneten die Männer, welche in jener Zeit verſuchten, durch Zeitſchriften, die von Hand zu Hand gehen und mehr als Bücher für den Augenblick und für eine ſchnelle und vorübergehende Wirkung berechnet ſeyn müſſen, auf das geſammte Publikum zu wirken. Der allgemeinen deutſchen Bibliothek, des deutſchen Mercurs und der göttinger Anzeigen haben wir an einer andern

Stelle gedacht, der berliner Monatſchrift wollen wir nur aus der einzigen Urſache im Vorbeigehen erwähnen, weil ſie beſchuldigt ward, ſie habe gegen jeſuitiſche Umtriebe auf eine ſolche Weiſe Krieg geführt, daß ſich die Redactoren zuweilen lächerlich gemacht und ähnliche Vorwürfe der Verketzerung anderer verdient hätten, wie die waren, die ſie ihren Gegnern machten. Es war indeſſen doch ein Kampf der Meinungen, den ſie anregten, wenn auch daraus ein Streit der Perſonen geworden war, und es war kein gebildeter Mann in Deutſchland, der nicht entweder für oder gegen die damals ſogenannten Jeſuitenriecher Parthei nahm. Wie ſehr man Unrecht hatte, Gedike, Bieſter und Nicolai im achtzehnten und Voß im neunzehnten Jahrhundert zu beſchuldigen, daß ſie ein ganz ungegründetes Geſchrei erhöben, die Träume ihrer Phantaſie in wirkliche Erſcheinungen verwandelten und überall Jeſuiten gleich Geſpenſtern ſähen, lehrt die Erfahrung unſerer Tage, wo jene Erſcheinungen der Phantaſie und nächtlicher Träume überall am hellen Tage herumwandeln und die Geſpenſter Fleiſch und Bein und furchtbare Gewalt erlangt haben. Ueber die A. D. B. herrſchte Nicolai zu unumſchränkt, als daß wir ausführlich von ihrer Richtung reden dürften und den göttinger Anzeigen kann keine eigentliche beſtimmte Richtung oder Wirkung zugeſchrieben werden, theils weil ihnen Heyne gleich einem Diplomaten vorſtand, theils weil die ganz verſchiedenen göttinger Profeſſoren alle daran arbeiteten. Auf welche Weiſe die elendeſten Compilatoren unter dieſen mit geiſtreichen Männern und ihren mit Feuer, Seele und Sinn geſchriebenen Werken umgehen durften, kann man am beſten aus des armſeligen Meiners Anzeige des genialen Buchs ſehen, welches Georg Forſter über ſeine Reiſe um die Welt ſchrieb. Man kann ſich daraus überzeugen, daß eingebildete Pedanten damals eben ſo mächtig in Deutſchland waren, als übermüthige Pfaffen, obgleich man ſtaunt, daß ſo etwas unter dem Namen einer königlichen Societät der Wiſſenſchaften in die Welt geſchickt werden durfte. So iſt es aber mit dieſen ſogenannten Academien!!

Was Wielands Mercur angeht, ſo können wir ihn ebenfalls nicht zu den Zeitſchriften rechnen, welche auf Staat, Leben, Literatur in einer im Fortſchreiten begriffenen Zeit reformirend einwirkten, und nur davon iſt hier ausſchließend die Rede. Wieland ſelbſt nämlich ſagt uns unverhohlen, welche Art Speculation er beim Mercur im Auge habe. Er ſchreibt nämlich, ganz allein auf die weimariſchen behutſamen und ängſtlichen Hofleute und Beamten und auf die der andern kleinen Höfe Rückſicht nehmend, an Jakobi, der noch dazu ſehr den Vornehmen ſpielte und den andern vornehmen Leuten alſo nicht leicht zu nahe kam, als dieſer ihm den Schluß von Allwills Briefen zum Einrücken in den Mercur von 1776 einſchickte, Folgendes: „In Deinen letzten Allwills-Papieren werde ich mit Deiner Erlaubniß einige garſtige Stellen über den Dienſt großer Herrn wegſtreichen. Gott weiß, wie Du mit dem Bewußtſein Deiner und meiner Verhältniſſe ſo was hinſchreiben und mir ſchicken kannſt, daß ichs drucken laſſe." Daraus geht nicht blos das geringe Maas moraliſchen Muths des Vielſchreibers hervor, ſondern man ſieht auch, daß man von den angeführten Zeitſchriften, beſonders von Wielands Mercur keine freie und rückſichtsloſe Sprache, keine Art Tadel des Beſtehenden je hoffen oder erwarten konnte.

Was kein anderer in Deutſchland vermocht hatte, führte Schlözer aus, und zwar im hannöverſchen Lande und trotz des Lärmens, das ſich von allen Seiten gegen ihn erhob. Er ſchuf ein Tribunal, vor deſſen Ausſprüchen bald alle Finſterlinge Deutſchlands, alle die zahlreichen kleinen Tyrannen, ihre deſpotiſchen Beamten und Schergen erblaßten, wenigſtens diejenigen unter ihnen, die noch ſo viel Ehre und Schaam übrig hatten, daß ſie erröthen oder erblaſſen konnten. Um eine Zeitſchrift für Staatsverwaltung, Regierung und Zeitgeſchichte zu unternehmen, war Schlözer durch ſeine ausgebreiteten Bekanntſchaften in allen Gegenden, durch ſeine Fehler, wie durch ſeine guten Eigenſchaften und vielſeitigen Kenntniſſe in einer Zeit, wie die Seinige war, am beſten geeignet. Da er beſonders deutſche Staaten im

Auge hatte, ſo ſieht man, wenn man die Aengſtlichkeit bedenkt, womit Wieland jedes Wörtchen ſogar in einem belletriſtiſchen Journal wägen und meſſen zu müſſen glaubte, daß Schlözers Muth und ſein eiſerner Sinn dazu gehörte, um als göttinger Profeſſor an eine politiſche Zeitſchrift auch nur zu denken. Der Augenblick, den Schlözer wählte, war übrigens ſehr günſtig. Die innern Streitigkeiten in England, der nordamerikaniſche Krieg regten die Gemüther in jener nach Befreiung von jeder Art Feſſel ſtrebenden Zeit ganz anders auf, als das, was man ſonſt in den Zeitungen zu leſen pflegte, und dieſe Zeitungen waren hinter dem, was ſie ſeitdem trotz ihrer fortdauernden Unvollkommenheit geworden ſind, ſehr weit zurück.

Schlözer leitete ſein großes Unternehmen, welches dahin führen ſollte, daß es wenigſtens eine Art Oeffentlichkeit in Deutſchland gäbe und den Bedrückten ein Mittel verſchafft werde, ihre Klagen laut werden zu laſſen, ſehr behutſam ein. Er unternahm ſeine Zeitſchrift ſcheinbar nur zu Gunſten der ganz orthodoxen neulich erſt von ſeinem Lehrer Achenwall emporgebrachten Wiſſenſchaft der Statiſtik. Er gab nämlich zuerſt um 1775 in fliegenden Blättern eine Sammlung ihm eingeſendeter, mehrentheils ſtatiſtiſcher Nachrichten aus verſchiedenen Gegenden unter dem Titel B r i e f w e c h ſ e l heraus, und erſt im folgenden Jahre ward daraus ein eigentliches Journal unter dem Titel N e u e r B r i e f w e c h ſ e l. Dies Journal ſollte regelmäßig in ſechs Heften jährlich erſcheinen. Es beſtand freilich damals ſchon ſeit 1767 ein anderes politiſch-ſtatiſtiſches Journal, nämlich B ü ſ c h i n g s M a g a z i n, zu dem er um 1773 n o ch ſ e i n e w ö ch e n t l i ch e N a ch r i ch t e n v o n B ü ch e r n u n d L a n d k a r t e n hinzufügte; dieſe Journale berühren wir hier aber eben ſo wenig wie andere gleichzeitige oder frühere, weil ſie entweder der eigentlichen Bücherwiſſenſchaft der Deutſchen oder auch der Manier angehören, in welcher die Geſchichte im erſten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts getrieben ward. Schlözers neuer Briefwechſel war dagegen unmittelbar dem Leben und der Verbeſſerung der fehlerhaften Leitung deſſelben gewidmet. Dreiſt ward

Schlözer erſt nach und nach, als ſelbſt die Behörden unſeres Vaterlandes einſahen, wie vortheilhaft es ſey, daß das, was von den Finanzkammern und Kanzleien, in Cabinetten und im Beamtenzimmer im Dunkel des Geheimniſſes bisher war verſteckt worden, einmal am hellen Tage verkündigt werde.

Aus Beſorgniß, die hannöverſche Ariſtokratie gleich anfangs rege zu machen, nahm ſich übrigens Schlözer ſehr in Acht, hannöverſche Dinge zu berühren, er mied, wie der Geſchichtſchreiber nach Napoleons Rath die Nähe der Zeiten meiden ſoll, die Nähe der Oerter. Seine Kritik, die durchaus freimüthig, aber ſehr oft auch wunderlich und grillenhaft war, richtete ſich zunächſt gegen fremde Staaten und Verwaltungen; die Richtung ſeiner erſten unbändigen Leidenſchaftlichkeit war aber denen, welche in London die hannöverſchen Angelegenheiten beſorgten, in Rückſicht auf König Georgs III. Perſon und auf Lord Norths Miniſterium ſehr willkommen. Schlözer war wüthend gegen die Nordamericaner und zürnte über ihren Ungehorſam gegen das Parlament, als wenn er ein ächter Altengländer wäre. Auf eben die Weiſe kämpfte er gegen die holländiſchen Patrioten und für Ludwig Ernſt von Braunſchweig, als wenn er nnd ſeine Vorfahren dem Hauſe Oranien angehört hätten. Dies veranlaßte auch in Deutſchland zwiſchen Verfaſſern periodiſcher Schriften die erſten öffentlich geführten politiſchen Discuſſionen, wenn auch nur über Politik fremder Staaten. Büſching nämlich nahm beſonders die amerikaniſche Sache anders, als Schlözer und es entſtand zwiſchen beiden ein heftiger Streit.

Schon im zweiten Jahrgange von Schlözers neuem Briefwechſel findet man übrigens einige derjenigen Stücke, durch deren Bekanntmachung Schlözer von der Zeit an ein Schrecken aller väterlich waltenden Beamten und kleinen Despoten des feudalen Deutſchlands ward. Alle die, welche in den Ritzen und Löchern unſerer verfallenen Reichsburg im Dunkeln hauſeten, die Tyrannen in Mönchskutten, in Stiftern und Klöſtern, die wohlweiſen Beherrſcher oder Magiſtrate der Reichsſtädte, die hochgebornen Reichsritter, welche die Dörfer beherrſchten, die durchlauchtigen

fürſtlichen Herrn, die im Dunkel kleiner Reſidenzen und leicht von den Thürmen derſelben zu überſehender Länder mit königlichem Stolze ihr Weſen trieben, erhoben bald ihr vereinigtes Zetergeſchrei. Zwei Aufſätze des Jahrgangs 1777 mögen deutlich machen, wie die oben genannten Uſurpatoren der Rechte des Volks und des Kaiſers gereizt werden mußten, wenn Dinge ans Licht kamen, wodurch die Aufmerkſamkeit des der Form nach noch beſtehenden Reichs auf ſie geweckt ward. Man findet nämlich im ſiebenten Hefte eine Notiz über die Concubinen der geiſtlichen Herrn in Münſter im Jahre 1740, und in eben dem Hefte genaue Nachricht von der ganz originellen Beſetzung eines deutſchen Hofgerichts. Bei Letzterer iſt freilich der Name des Landes und der Perſonen nicht genennt; doch verbürgt Schlözer in einer beigefügten Erklärung die Wahrheit der Thatſache.

Im Jahrgange 1778 findet man ſchon, ſowohl in den darin abgedruckten, Schlözer mitgetheilten, Aufſätzen, als in den kürzeren Correſpondenznachrichten vortreffliche Winke über das Bedürfniß einer freieren Preſſe. Es wird nachgewieſen, welchen Nachtheil Unterthanen und Regierungen dadurch erlitten, daß alle öffentlichen Angelegenheiten gleich den Geheimniſſen der Myſterien nur in tiefer Stille getrieben wurden; dies gilt ſowohl von den vielen kleinen und größeren Herrn als von den Städten. Dadurch ward dann freilich das Geſchrei vermehrt; aber der Einfluß und der Abſatz des neuen, in einer ganz neuen Weiſe redigirten Journals nahm in eben dem Maaße zu. Wie es übrigens damals mit der periodiſchen Preſſe von Deutſchland ſtand, und welchen Ruhm Schlözer deßhalb verdient, daß er in jener Zeit freimüthiger zu ſein wagte, als vielleicht gegenwärtig irgend jemand in ſeiner Lage rathſam finden möchte, ſieht man daraus, daß er ſelbſt erklärt, auch erweisliche Thatſachen dürfe er nur mit großer Vorſicht aufnehmen.

Wie wohlthätig indeſſen auch der bloße Schatten einer freien und öffentlichen Rede über Staatsangelegenheiten in Deutſchland ſchon nach wenigen Jahren geworden war, ſieht man vorzüglich aus dem Jahrgange 1780. Man findet in dieſem das

Actenſtück, deſſen Mittheilung den zürcher Rath, welcher ſeine bürgerliche Oligarchie bekanntlich weit härter übte, als der berner ſeine adelige, ſo ſehr gegen den Einſender erbitterte, daß er hernach dieſen, nämlich den Pfarrer Waſer, wegen Entwendung anderer Urkunden, welche zwar ſtrafbar, aber doch kein Todesverbrechen war, hinrichten ließ. Die Zürcher hatten ſeit dieſer Zeit an Schlözer den furchtbarſten Feind, der allerdings gegen die Art Ariſtokratie, welche dort beſtand, ſehr erbittert war, wie er auch in ſeinem Kampfe mit holländiſchen Patrioten bewies. In demſelben Bande findet man auch die juriſtiſche Vertheidigung Bahrdts, blos in Beziehung auf die Rechte proteſtantiſcher Reichsbürger gegen das verfaſſungswidrige Verfahren des kaiſerlichen Reichshofraths, ferner Aufſätze über den innern Zuſtand deutſcher geiſtlicher Staaten; über prager Cenſur und Inquiſition; über den ſächſiſchen Adel und über die heſſencaſſelſche Regierung; endlich über die innern Verhältniſſe der Univerſität Gießen. Im folgenden Jahre erklärte ſich Kaiſer Joſeph ſehr vortheilhaft über den Krieg, den Schlözer fortdauernd mit den Jeſuiten und Exjeſuiten führte, und über ſeine Rügen geiſtlicher Mißbräuche, wodurch die kleinern geiſtlichen Fürſten dagegen heftig gereizt wurden. Der Biſchof von Speier war ſo erboßt über den Spott, der ſeine aus dem Mittelalter ſtammende Rechte, wie er es nannte, getroffen hatte, daß er ſich erſt nach Hannover, dann 1782 geradezu nach London an König Georg III. ſelbſt wandte, aber beide Male ohne Erfolg. Weil der König höflich auswich, wandte ſich der Biſchof wegen der Artikel, die er Schlözers frevelhaftes Beginnen nannte, durch ein Rundſchreiben an ſämmtliche Deputirte am Reichstage, aber auch dieſes ohne Erfolg.

Vom Jahre 1782 erhielt der Briefwechſel den Titel: Staatsanzeigen, und gewann zugleich an Ausdehnung und Bedeutung. Die Staatsanzeigen wurden gewiſſermaßen ein Magazin von Nachrichten aus ganz Deutſchland über alle einzelne Staaten und Städte, das zeigt ſchon ein flüchtiger Blick auf die Jahrgänge von 1784—1786, es geht aber ganz beſonders aus den

unzähligen Klagen und Beſchwerden der Regierungen über Schlözer hervor. Die Beſchwerden betrafen keineswegs ſeine Bemerkungen, ſondern man wollte das, was geſchehen war und durchaus nicht geläugnet werden konnte, oder auch geheim gehaltene dem Volke günſtige Actenſtücke nicht bekannt gemacht haben. Das Letztere verdroß die Obſcuranten Baierns, als Schlözer die Acten eines ſchmählichen Criminalprozeſſes drucken ließ. Der Kurfürſt klagte in Hannover; man klagte in Darmſtadt als die Staatsanzeigen einen darmſtädter Jagdetat bekannt machten, der zufällig gerade in dem Augenblick nicht mehr geltend war, aber doch kurz vorher gegolten hatte. Uebrigens war freilich Schlözer als politiſcher Schriftſteller höchſt einſeitig und nicht gerade durchaus unbeſtechlich, wenn man ihm gleich nicht ganz grob mit der Beſtechung kommen durfte. Geld, eitle Ehre, ein Orden, ein hohes Lob vermochten oft ſoviel über ihn, daß er ſich ſelbſt zu täuſchen ſuchte, um nicht lügen oder blos andere täuſchen zu dürfen. Man bemerke nur, wie er in den polniſchen und türkiſchen Händeln ſo ganz anders verfährt, als in den nordamerikaniſchen und holländiſchen. Seine ganze Stellung und ſein Verhältniß zu Rußland, wie das Buch, in dem er, wie er uns ſelbſt ſagt, für gutes Geld den Ludwig Ernſt zum Phocion machte, beweiſen wenigſtens, daß er ſehr ſchwache Seiten hatte.

Gleichzeitig mit Schlözers neuem Briefwechſel (um 1776) entſtand das deutſche Muſeum, welches der neuen Literatur auf ähnliche Weiſe beſtimmt ſein ſollte, wie Schlözers Staatsanzeigen der neuen Politik. Es iſt unſtreitig die beſte Zeitſchrift für das größere Publikum, welche je in Deutſchland erſchienen iſt, denn, wenn auch die ſpäter in Jena und Weimar unter Göthes und Schillers Schutz erſchienenen wichtigere Arbeiten ins Publikum brachten, ſo beweiſet doch die jetzt gedruckte Correſpondenz der Unternehmer, daß mehr Abſichtlichkeit und buchhändleriſche Speculation dabei war. In dieſem Muſeum haben unſere beſſern Proſaiſten und auch einige Dichter die erſten Proben ihrer Arbeiten mitgetheilt und dieſen dadurch hernach eine

weitere und leichtere Verbreitung verſchafft. Die verſchiedenen Jahrgänge dieſes Muſeums bilden daher gewiſſermaßen eine chronologiſche Ueberſicht der Bemühungen der Männer, welche unſere Literatur und Sprache auf den Punkt zu bringen ſuchten, auf dem ſich die engliſche und franzöſiſche ſchon ſeit einem halben Jahrhundert befanden. Die Unternehmung dieſes Muſeums gehört zu Dohms Verdienſten um Deutſchland und um die deutſche Literatur; er theilte die Leitung deſſelben mit Boie, der durch dieſe Redaktion für unſere Proſa auf ähnliche Weiſe thätig ward, wie früher in Göttingen durch die Anſtalt der jährlich erſcheinenden Muſenalmanache für die leichtere Poeſie. Als Dohm hernach durch Staatsgeſchäfte der Literatur auf einige Zeit entzogen ward, leitete Boie allein das Muſeum, welches für den Kenner immer noch ſeinen Werth hat, was von wenigen Zeitſchriften geſagt werden kann, beſonders da jetzt die bedeutenderen Aufſätze alle vermehrt und verbeſſert einzeln gedruckt ſind.

Die innige Freundſchaft, welche vom Strande der Oſt- und Nordſee, bis zu den Gränzen Italiens alle die Männer, welche damals unſere Nation und ihre Literatur von der Barbarei und dem Despotismus der Pfaffen und Pedanten, von den elenden Cabalen, Kamaraderien, dem Handwerksgeiſt und der Gemeinheit der Univerſitäten befreien wollten, und ohne ſich perſönlich zu kennen im geheimen innigem Bunde ſtanden, erleichterte Boie und Dohm das Unternehmen, nur Vorzügliches dem Publikum periodiſch darzubieten. Beide Unternehmer genoſſen einer allgegemeinen Achtung in Deutſchland und verbanden mit einem gereinigten Geſchmack und mit vielen und vielſeitigen Kenntniſſen einen richtigen praktiſchen Takt, der unter unſern Gelehrten viel ſeltener iſt als die erſten beiden Eigenſchaften. Dies gilt freilich, wie das bei Zeitſchriften, auch beſonders wegen der Natur des literariſchen Treibens, nicht anders ſein kann, vorzugsweiſe nur von den erſten Jahrgängen, bei welchen Boie und Dohm gemeinſchaftlich über die Aufnahme der Aufſätze wachten. Man ſieht aus der Wahl, die ſie trafen, deutlich, daß ſie den Geſchmack und den Verſtand des großen leſenden Publikums

bilden, es aber auch zugleich durch Abwechſelung und genaues Anſchmiegen an das Bedürfniß derer, die nur allein Unterhaltung in der Lectüre ſuchten, gewinnen wollten. Die Richtung, die Bildung, die Denkart der Verfaſſer der geſammelten Aufſätze iſt daher verſchieden, und oft gerade entgegengeſetzt; aber in einem Punkt, Moralität und Eifer für die geiſtige Wiedergeburt der Nation, für die Befreiung der Jugend von academiſcher Rohheit und für ächte und gründliche Geiſtesbildung kommen alle überein.

Schon aus dem Regiſter der einzelnen Aufſätze würde man ſehen, daß nach einander Proben der Arbeiten von Göthes Freund Lenz, der ſchon damals ſeine Genialität über die Schranken jeder Art Regel, nicht blos über die der pedantiſchen Regel hinaus trieb, mit philoſophiſchen Aufſätzen von Feder, von Campe, von Lavater abwechſeln. Neben Lichtenbergs geiſtreichen und witzigen Briefen aus England darf auch Zimmermann, damals ein beliebter Schriftſteller, ein Ding, das er Philoſophie nennt, auskramen. Auch ſtaatswiſſenſchaftliche und ſtaatswirthſchaftliche oder ſtatiſtiſche Gegenſtände wurden darin, ſoweit ſie dem großen Publikum durch Vortrag angenehm gemacht werden können, von Männern wie Dohm, Jacobi, J. G. Schloſſer behandelt, und die belehrende Proſa wechſelt ab mit Proben aus Gedichten von Bürger, von Claudius, von den Stolbergen, von Voß. Daß auch Meißner und Sprickmann und andere nicht gerade claſſiſche Schriftſteller ſpäter oft erſcheinen, lag in der Natur des Journalweſens und einer einmal begonnenen Unternehmung, die nicht ſogleich aufgegeben werden kann.

Die göttinger Profeſſoren ſogar hielten es für nöthig, von der gegen ſie erhobenen Beſchwerde, daß ſie, in ihre Kathederweisheit verliebt, weder etwas von Fortſchritten der Zeit, noch von Volksliteratur wiſſen wollten, an das große Publikum zu appelliren. Als das Reſultat des Entſchluſſes der göttinger Gelehrtenariſtokratie auch ihrer Seits mit dem Publikum in Verbindung zu treten, betrachten wir das von Georg Forſter

und von Lichtenberg unternommene göttingenſche Magazin der Wiſſenſchaften und der Literatur. Auch von dieſer Zeitſchrift gilt daſſelbe, was wir vom deutſchen Muſeum bemerkt haben, daß es auch jetzt noch, wo die mehrſten Aufſätze an andern Orten und zu andern Zeiten gedruckt ſind, als eignes Werk Werth hat. Die ſämmtlichen göttinger vornehmen Profeſſoren haben übrigens ſelbſt, zwar nicht unmittelbar, aber doch mittelbar durch Lichtenberg erklärt, daß ihr Magazin beſtimmt ſey, der neuen Anſicht des Lebens den Weg zu bahnen. Das Magazin ſollte nämlich die Leſer überzeugen, daß dieſelben Männer, welche oft ihre Abneigung gegen die herrſchende, abgeſchmackte Empfindſamkeit ſehr ſtark äußerten, die tolle Genialität der Kraftgenies verſpotteten, den Bombaſt der Lavater und Conſorten bitter und mitunter überſcharf verhöhnten und die Frömmelei der Schule Klopſtocks nicht für Religionseifer anerkennen wollten, doch auf der anderen Seite für die wahren Verbeſſerungen, welche die Zeit fordere, eben ſo muthig zu kämpfen im Stande ſeyen, als Schlözer that. Das Magazin ſollte nicht polemiſch, nicht direct die Göttinger gegen den Vorwurf vertheidigen, daß ſie ariſtokratiſch nur eine privilegirte, nur eine Univerſitätsbildung, Wiſſenſchaft genannt, ausſchließlich fördern und treiben wollten, ſondern die Aufſätze ſollten zeigen, daß ſie ſich populariſiren könnten, ſie ſollten einzelne Stücke der Wiſſenſchaft der Privilegirten dem ganzen Volke zugänglich machen.

Alle göttinger Profeſſoren, die ſichs einigermaßen zutrauten, im Geiſte ihrer Zeit, im Style und in der Sprache, welche in den letzten zwanzig Jahren ſich gebildet hatten, ihre Wiſſenſchaft unmittelbar dem gebildeten Publikum mittheilen zu können, lieferten Beiträge zu dieſer dem Wimmern und Faſeln und Liebeln und Frömmeln der Zeit eine verſtändige und dabei unterhaltende Belehrung entgegenſetzenden Zeitſchrift. Unter denen, die in dieſer Abſicht arbeiteten, durfte Leſſings Freund, Reimarus, nicht fehlen, und er lieferte auch wirklich Beiträge. Daß das Magazin in der angegebenen Abſicht unternommen wurde, geht nicht blos daraus hervor, daß man das Format des klein=

ſten Octavs wählte und nur dünne Hefte ausgab, ſondern Lichtenberg erklärt ſich darüber in der Vorrede zum zweiten Jahrgang beſtimmt und ausdrücklich. Er ſagt dort, die Herausgeber wollten dem deutſchen Publikum eine Lectüre ſchaffen, die nicht läppiſch, wie die zahlreichen unterhaltenden Zeitſchriften, ſondern unterhaltend und belehrend zugleich ſey, ohne jedoch die Leſer zu ermüden. Der Styl, ſo fährt er, den Mitarbeitern ihre Aufgabe leiſe andeutend, fort, ſoll zwar leicht, aber doch immer ernſte Proſa, weder fades Gewinſel, noch leerer Bombaſt ſeyn.

Lichtenberg und Forſter hielten in der That Wort, was bei denen, die dergleichen Unternehmungen als Geldſpeculation betrachten, wie ſelbſt Wieland that, bekanntlich nicht oft der Fall zu ſeyn pflegt. Ein großes Verdienſt war es, daß dieſe Männer, welche ein von Baſedow und Campe erzogenes Geſchlecht durch ihre Wiſſenſchaftlichkeit hätten abſchrecken können, ſich herab ließen, durch die That zu zeigen, daß ſie practiſch tüchtiger und lehrend unterhaltender ſeyen, als die gerühmten Educationsräthe und die ſentimentalen Bücherfabrikanten. Statt dies durch Aufzählung oder Prüfung der einzelnen Aufſätze zu beweiſen, was uns zu weit führen würde, wollen wir noch einige Worte aus der vorher erwähnten Vorrede Lichtenbergs zum zweiten Jahrgange anführen, und dann einiger, entweder wegen ihrer Verfaſſer oder wegen ihres Inhalts merkwürdiger Aufſätze im Vorbeigehen gedenken. Lichtenberg nämlich dankt dort für die gütige Aufnahme, welche ſeine als Oppoſition gegen das modiſche Faſeln zu betrachtende Zeitſchrift beim Publikum gefunden habe, und ſpricht ſich bei der Gelegenheit über den Geiſt derſelben in folgenden Worten aus: „Es gelte denjenigen Leſern, über deren altdeutſchen Ernſt und altdeutſchen Geiſt der ſilberne Mond ſo wenig vermocht habe, daß ſie ein nicht empfindſames Journal zum Zeitvertreibe leſen, und eine u. ſ. w. Die Einrichtung, fügt er hinzu, wird in dieſem Jahre größtentheils dieſelbe bleiben, doch werden wir ſie einigermaßen dahin abändern, daß wir die durchaus bleibende Abſicht, zu belehren, mit ſo viel Veränderung

im Aeußern zu verbinden ſuchen werden, als ſie nur immer verträgt. Wir werden daher ſelbſt Gedichte nicht mehr ausſchließen; allein wie es ſich wohl von ſelbſt verſteht, nur ſolche, die den Titel unſeres Journals, welches Wiſſenſchaft verſpricht, wenigſtens nicht ganz Lügen ſtrafen."

Was die einzelnen Aufſätze und ihre Verfaſſer betrifft, ſo wird man auf den erſten Blick wahrnehmen, wie genau das Verſprechen gehalten wird, dem Elenden und Faden der Journale jener Zeit etwas Gutes und Solides entgegen zu ſetzen; man wird nämlich keine Lückenbüßer darin antreffen, denn daß ein kurzer Aufſatz über Gradirwerke und einer über Hütten- und Bergweſen in der Pfalz aufgenommen ſind, wird man wohl dem Phyſiker, der das Journal redigirt, nicht als Aufnahme eines Lückenbüßers anrechnen wollen. Was die Hauptſache angeht, die Gelehrſamkeit und Univerſitätswiſſenſchaft dem Volke durch Leichtigkeit der Form nahe zu bringen, um es von Marktſchreiern Ignoranten und Schwätzern, oder von Leuten, die Bücher gleich Schuhen auf den Kauf machen, zu entfernen; ſo erſcheinen gleich im erſten Jahrgange nach und neben einander Feder, Errleben, Blumenbach, Meiſter und mit ihnen zugleich der hernach mit Lichtenberg als einem Streiter für Heynes Sache tödtlich entzweite Voß. Da ſich einmal die göttinger Profeſſoren zu dem Unternehmen, ſich und ihre Wiſſenſchaft durch Lichtenbergs Vermittelung dem deutſchen Volke, oder den ſogenannten Ungelehrten näher zu bringen, vereinigt hatten, konnte freilich der unleidliche, viel ſchreibende und wenig verdauende Meiners nicht ausgeſchloſſen werden, und in der That erſcheint er im dritten Stück des erſten Jahrgangs. Auch Pütter ſchließt ſich an ſeine Collegen dadurch an, daß er in einem ſehr faßlichen und doch ſehr gründlichen Aufſatz über die Rechtmäßigkeit der Zahlenlotterien ſeine armen deutſchen Landsleute belehrt, wie ſchändlich viele unter ihnen von ihren Regierungen betrogen würden. Große und kleine deutſche Herrn, von ihren Plusmachern, die ſich dabei gut ſtanden, geleitet, hegten damals noch überall die Land und Leute, beſonders die ärmeren Claſſen ver-

derbende Speculation, vor welcher Pütter in dem Aufſatze warnt; jetzt ſind Lotto und Lotterie nur hie und da noch übrig, wahrſcheinlich damit die verpachteten Spielbänke der Bäder und ihre Verpachter doch nicht allein der öffentlichen Stimme trotzen mögen.

Lichtenberg ſelbſt erläutert in dem dritten Stück durch einen in ſeiner Art meiſterhaft witzigen Commentar, die zwei Blätter eines komiſchen Orbis Pictus für deutſche dramatiſche Schriftſteller, Schauſpieler und Romanendichter, die er von Chodowiecki hatte ſtechen laſſen. Im vierten Stücke findet man neben Reimarus philoſophiſchem Aufſatze und Blumenbachs für jedermann, nicht blos für Naturkundige, höchſt anziehenden Bemerkungen über Federpolypen, Lichtenbergs geiſtreiche Fragen an Phyſiognomen. Im fünften Stück ſucht ſogar der alte gelehrte J. D. Michaelis einen halb theologiſchen, halb hiſtoriſchen Gegenſtand aus der Rüſtkammer ſeiner Gelehrſamkeit durch Einkleidung und Form populär zu machen. Der Verſuch war wenigſtens zur Zeit des Fortſchreitens und für daſſelbe dankenswerth, obgleich die Sache ſelbſt ſchwerlich jetzt die Mühe lohnen würde, wenn etwa unſere in dergleichen Dingen das Alte wieder hervorſuchende Zeit darauf zurück kommen ſollte. Er trägt nämlich unter der Form eines Briefs an Schlözer ſeine Vorſtellung von der Ordnung der Zeitrechnung, von der Sündfluth bis auf Salomons Regierung populär vor. Blumenbach behandelt den Gedanken, den er, wie jeder weiß, der ihn gekannt und gehört hat, für ſehr wichtig hielt, daß durch den von ihm erfundenen neuen Ausdruck: Bildungstrieb (Nisus formativus), ein neues Licht in die Naturwiſſenſchaft gebracht werden könne, ſo geiſtreich, daß der Leſer die Ausführung und das gelegentlich Geſagte gern lieſt, wenn er auch nicht mit Blumenbach glaubt, daß ſich eine unbekannte Sache durch eine andere eben ſo unbekannte erklären laſſe.

Im ſechſten Stück findet ſich das Meiſterwerk Lichtenbergs, ſein Sendſchreiben des Mondes an die Erde. Dieſe feine Satyre trifft das Empfindſamkeitsfieber der achtziger Jahre, an deſſen Stelle jetzt Glaubenseifer getreten iſt. Heyne beweiſt

den Deutſchen die unumgängliche Nothwendigkeit, den Unterricht an gelehrten Schulen von Zeit zu Zeit zu verbeſſern, dadurch, daß er den tiefſten Verfall deſſelben in einem Lande, wo alle Anſtalten für Gelehrte ganz ungeheuer reich dotirt ſind, handgreiflich macht. Dies iſt nämlich der eigentliche Zweck von Heynes Abhandlung über die Schulbücher, die in Eton, der berühmteſten Gelehrtenſchule in England, gebraucht wurden. Auch Käſtners Aufſatz hängt ganz genau mit dem Zweck des Magazins und mit dem Streben der Zeit, ſich von alten Banden frei zu machen, zuſammen. Georg Foſters Aufſätze über O-Tahiti, wo er vom Elyſium träumte und über Büffons Epochen der Natur gehören zu den merkwürdigſten Stücken der proſaiſchen Literatur jener Zeit, obgleich kalte und erfahrne Männer ſeinem kühnen Fluge wohl ſo wenig zu folgen geneigt ſeyn möchten, als er im Grunde mit dem enthuſiaſtiſch von ihm geprieſenen Büffon übereinſtimmt. Dies ſchon aus dem Grunde, weil er von wahrem, Büffon von künſtlichem Enthuſiasmus, getrieben ward.

Girtanner erſcheint freilich ebenfalls im erſten Hefte des zweiten Jahrgangs, aber der war ſeiner Zeit eben ſo unvermeidlich und ſo unzertrennlich von den göttinger Profeſſoren, als der zu ihnen gehörende Meiners. In einem ganz andern Sinn, als Girtanners Fabricate, abgefaßt, ſind die Aufſätze im zweiten und vierten Stücke dieſes zweiten Jahrgangs, welche den von der zürcherſchen Krämeraristokratie gerichtlich gemordeten Pfarrer Waſer betreffen. Dieſen Aufſätzen war ſchon einer über Waſers letztes Verhör und über ſeinen rührenden letzten Abſchied von ſeinen Söhnen, welche ſich noch im Kindesalter befanden, vorausgegangen. Ein W. G. Becker nämlich hatte die Rolle eines ſentimental frömmelnden Sophiſten ziemlich geſchickt zu Gunſten der blutigen zürcher Rathsherrn geſpielt, was damals in Deutſchland von einem Deutſchen noch ſehr auffiel, jetzt unmöglich mehr auffallen könnte, ſondern wahrſcheinlich als Verdienſt ſehr geehrt würde. Er hatte in einem langen, an den ſentimentalen Gleim gerichteten, Briefe ſophiſtiſch von Waſers Sache gehandelt. In dieſem

Briefe ward, wie das jetzt alle Tage geſchieht, der perſönliche Charakter des Mannes, an dem das durch die Zeit zum Unrecht gewordene Recht ausgeübt war, benutzt, um die Obrigkeit zu entſchuldigen, welche am Ende des achtzehnten Jahrhunderts handelte, wie man im Mittelalter zu handeln pflegte. Becker ſuchte geltend zu machen, daß Waſer ein heftiger, boshafter, im Gebrauch der Mittel zu ſeinen Zwecken keineswegs bedenklicher Mann geweſen ſey. Er wollte, wie ſolche Schleicher pflegen, um die heftig gegen die zürcher Ariſtokratie erbitterte öffentliche Meinung von der Hauptſache abzuleiten, das Perſönliche vorſchieben. Dieſe Hauptſache war nicht ſowohl Waſers Charakter oder ſeine Schuld, als vielmehr, daß alle ſich gegen das Mittelalter heftig ſträubenden Deutſchen wußten, daß es im heiligen, römiſchen Reiche viele Städte mit einer ähnlichen Verfaſſung gebe, wie die zürcher war, und daß in den erleuchteten und ſentimentalen Zeiten der achtziger Jahren ein Staat, den man Republik nenne, eine Gerichtsbarkeit dulde, nach welcher der unglückliche Waſer mit einem Schein Rechtens hatte aufs Schaffot gebracht werden können.

Dieſe Hauptſache iſt es, die Schlözer gegen den Verbündeten der Klopſtockſchen, Bodmerſchen, Gleimſchen Zartheit in dieſem Magazin geſunder und gebildeter Verſtändigkeit hervorhebt, nachdem er ſich ſchon in ſeinen Staatsanzeigen wiederholt über die Waſerſche Angelegenheit erklärt hatte. Er theilt dem Magazin einen Aufſatz mit, der unſtreitig zu dem Vortrefflichſten gehört, was er überhaupt geſchrieben hat. Dieſer Aufſatz iſt in einem Ton und in einer Manier geſchrieben, worin in unſern Tagen kein hannöveriſcher Profeſſor, wir wollen nicht ſagen ſchreiben wird, ſondern ſchreiben darf. Dieſer Aufſatz ſteht im vierten Stück neben Käſtners Aufſatz, deſſen Tendenz wir vorher im Vorbeigehen berührten, er berichtet nämlich, wie es in Deutſchland herging und noch hergeht. In dieſem merkwürdigen Aufſatze hebt Käſtner ſcharf und treffend bei Gelegenheit von Kepplers Güter- oder vielmehr Armuths-Inventarium hervor, wie Deutſchland mit ſeinen größten Männern um-

geht, wenn ſie nicht entweder eine Brodwiſſenſchaft lehren oder treiben, oder nicht in irgend einer Reſidenz oder am Hofe zu irgend etwas, was es auch ſey, zu gebrauchen ſind. Was Schlözers gegen Beckers elende Sophiſtereien gerichteten Aufſatz betrifft, ſo führt er die Ueberſchrift: Vorläufige zerſtreute Anmerkungen zu Herrn Beckers Schreiben über Waſern und deſſen Prozeß. Seine Abſicht und den Inhalt ſeines Aufſatzes deutet aber Schlözer ganz vortrefflich durch das Motto an:

Vergiftet war ſein deutſcher Sinn
Von Oligarchenluft.

Wir würden noch einen Aufſatz über deutſche Literatur im fünften Stück zu denen rechnen können, welche im Geiſte der neuen und erfreulichen Richtung jener Zeit geſchrieben waren. Der Titel Göttingiſches Magazin und Heynes große Bedeutung als Univerſitäts-Diplomat und Politicus für Göttingens Ruhm trieb aber Lichtenberg, ſich in den Streit, den Voß mit Heyne hatte, auf eine ſolche Weiſe zu miſchen, daß die Stellung der Theilnehmer am Magazin gegen die Urheber der neuen Literatur Deutſchlands verändert ward. Lichtenberg ließ nämlich am Ende des dritten Stücks des Magazins dieſes Jahrs eine bittere Verſpottung einer allerdings unbedeutenden Zänkerei, welche Voß angefangen hatte, abdrucken. Dies war die Unterſuchung über die Pronunciation der Schöpſe des alten Griechenlands.

Gelegentlich müſſen wir, blos Spittlers wegen, denn Meiners iſt überall nur als Compilator und Fabrikant anzuſehen, noch eines andern göttingenſchen Magazins erwähnen, obgleich der Anfang deſſelben über das Jahr hinausgeht, bis zu welchem wir dieſe Ueberſicht der Literatur dies Mal fortführen wollen. Das göttingenſche hiſtoriſche Magazin von Meiners und Spittler begann nämlich erſt um 1787. Gleich der erſte Band des Magazins beweiſet, wie vortrefflich Spittler die Belehrungen, welche die damals beginnenden Vorſpiele der Revolution in Frankreich allen blindlings am Mittelalter

klebenden Staaten des Continents hätten geben ſollen, wenigſtens für Deutſchland zu benutzen verſtand. Er zeigt gerade in dieſem Magazin am beſten, wie er mit ſeiner Kenntniß der allgemeinen Geſchichte ein genaues Studium deutſcher Particulargeſchichten in Beziehung auf Verwaltung, Verfaſſung, Regierung verband, und wie ſehr es zu bedauern war, daß er ſchon im folgenden Jahrzehnt ſich ſelbſt und dem Vaterlande untreu ward. Jeder Beitrag zur deutſchen oder auch zur europäiſchen Geſchichte, der durch Spittler einen Platz in dieſem Magazin erhält, wirft ein neues Licht auf irgend einen wichtigen Punct der innern Geſchichte oder auf irgend einen vernachläſſigten oder überſehenen Theil der äußern Verhältniſſe. Eine Aufzählung und eine Angabe des Inhalts der von Spittler gelieferten Artikel würde dies erläutern und beweiſen, wenn nicht das Magazin über die hier gezogene Gränze hinausreichte. Wie paſſend, wie ſehr der Zeit und den Bedürfniſſen und Forderungen der des Alten überdrüſſigen gebildeten Deutſchen angemeſſen, wie durchaus planmäßig die Spittlerſchen Beiträge waren, ſieht man am beſten, wenn man ſie mit den von Meiners eingerückten geſchmackloſen Compilationen und Abhandlungen vergleicht. Man wird dies ſchon allein daran ſehen, daß Meiners Aufſätze ohne allen geſunden Verſtand und ohne edlen Sinn unverſchämt und trotzig abſprechend ſind.

Was Spittler durch ſeine Aufſätze in dieſem Magazin auf ſeine Weiſe für das geſammte Vaterland wirklich leiſtete, hatte ſchon ſeit 1784 C. F. von Moſer durch ſein Patriotiſches Archiv zu leiſten verſucht. Moſer, ſo gut ſeine Abſichten waren, konnte ſchon aus dem Grunde das nicht leiſten, was er wünſchte und was die Zeit forderte, weil die Form ſeiner Religioſität mehr dem ſechszehnten als dem achtzehnten Jahrhundert und alſo auch den Formen des äußern Lebens jener Zeit, nicht denen der Seinigen angehörte. Er mußte daher mit einem Jung-Stilling, Hamann, Claudius und andern das Alte feſthalten und inconſequent ſeyn, obgleich er wieder in anderer Beziehung Neues verlangte und mit den Männern, die in Nord-

deutſchland auf Reform der mit den alten Formen verbundenen Mißbräuche drangen, auf einerlei Wege war. Daraus erklärt ſich auch das ſonderbare Gemiſch vortrefflicher urkundlicher Nachrichten, beſonders auch über die pfälziſche Geſchichte, kühner und in Deutſchland ganz unerhört dreiſter Bemerkungen über Höfe und Beamten, über Gerichte und Kanzleien, über Mätreſſen, Finanzen und Regierung der deutſchen Fürſten, abwechſelnd mit erbaulichen Discurſen und mit Geſchichten, die eher in ein Erbauungsbuch gehörten, als in ein patriotiſches Archiv.

Daß indeſſen C. F. von Moſer, wenn auch von einer andern Seite her und auf eine ganz andere Weiſe denſelben Zweck durch ſein Journal zu erreichen ſuchte, den ſich Schlözer und Spittler bei dem Ihrigen vorgeſetzt hatten, läßt ſich leicht erkennen, wenn man die beiden erſten Jahrgänge von 1784 und 1785 etwas genauer betrachtet. Er hat weniger als die Unternehmer der norddeutſchen Journale Statiſtik, diplomatiſche Verhältniſſe und Staatswiſſenſchaft im weiteſten Sinne vor Augen, er ſchreibt nicht eigentlich im Geiſte ſeiner Zeit, da ſein Styl, ſeine Sprache, ſeine Manier altväteriſch ſind, allein er will doch auf ſeine Weiſe reformiren und alte Ehrlichkeit und Biederkeit zurückführen. Durch ſeine Laufbahn als Geſchäftsführer, und ſogar als Miniſter kleiner deutſchen Despoten war er in die Labyrinthe des Dienſts um Lohn und Brod eingeführt, dieſen bekämpft er in dem Archive durch hiſtoriſche Lehre, er widerlegt das herrſchende Vorurtheil, daß jeder in einem beſondern deutſchen Staate Angeſtellte, jeder beſoldete Beamte weder dem Volke als Bürger, noch der geſammten Nation als Patriot, ſondern ganz allein ſeinem gebietenden Herrn angehöre.

In der letzten Beziehung iſt das Archiv beſonders darum merkwürdig, weil daraus hervorgeht, wie weit man in Deutſchland ſelbſt zur Zeit der erſten franzöſiſchen Nationalverſammlung noch von der Ahndung des wahren Verhältniſſes der Staatsbürger zu ihrer Obrigkeit entfernt war. Wir behalten unſeres Zwecks wegen dieſen Punkt feſt im Auge; Moſer ſchadete aber unſtreitig ſeinem Zwecke ſelbſt durch die langen frommen, oder

doch wenig anziehenden Artikel, die er aufnahm. Unter dieſe zählen wir die gleich vorn herein mitgetheilte lange Geſchichte des Bet-Ernſts, Herzogs von Gotha. Gerade die Uebel, deren Urſprung Moſer im Archiv am vortrefflichſten nachgewieſen, die er am ſchärfſten gerügt hat, ſind trotz der Rügen geblieben wie ſie waren, wenn es nicht ärger geworden iſt; denn den Mohren kann niemand weiß waſchen. Er macht nämlich im Archiv handgreiflich, daß der Mangel an wahrem Patriotismus und an edlem, moraliſchem Muthe gegen innere Feinde und Tyrannen unter uns Deutſchen mit der Beſchaffenheit der Univerſitäten und der Gelehrſamkeit, mit dem Zunftgeiſt oder der Ruhmſucht und Gemeinheit der Profeſſoren, mit dem ausſchließenden Treiben der Brodfächer und der Verwandlung gelehrter Studien in Gedächtnißwerk und Handwerk zuſammenhänge. Er erklärt, ſein Zweck bei ſeinem Unternehmen ſey durch Actenſtücke, durch Geſchichten, durch ſeine eignen Bemerkungen, die Deutſchen aufmerkſam zu machen, wie noch immer in Deutſchland als allgemeiner Grundſatz gelte, was weder mit der Vernunft und Moral, noch mit der Geſchichte zu vereinigen ſey. Man halte dafür, jeder Angeſtellte und Staatsbeamte ſey unbedingt Diener des regierenden Herrn und als ſolcher verbunden, jeden Einfall und jede Laune deſſelben als Geſetz zu erkennen: dieſem Irrthum wolle er entgegen arbeiten. Er giebt daher auch zu verſtehen, daß er nicht wie Schlözer blos die Zeitgeſchichte im Auge habe, ſondern hiſtoriſche und politiſche Belehrung der Nation überhaupt, er wolle einzelne Geſchichten auch aus der früheren Zeit zu dieſem Zweck benutzen. Darüber drückt er ſich in der Einleitung in ſeinem wunderlichen Styl folgendermaßen aus:

„Meine Abſicht geht auf wirkliche Belehrung, Beſſerung und Erbauung, ich ſuche Korn und nicht Stroh, und ohne Blumen zu verachten, gilt es mir beſonders um Früchte. B l o s hiſtoriſche, b l o s ſtatiſtiſche Nachrichten ſind alſo nicht unter meinen Wünſchen und meinem Sammlen begriffen, noch weniger ſolche Anecdoten und Perſonalien, die nur in die Schand-Chronik des Jahrhunderts gehören. Ein anderes iſt ein Arzt und

Anatom, ein anderes ein Scharfrichter und Büttel." Wie dies Moſer zu bewirken hoffte, wird man beſonders aus der Abtheilung jedes Bandes ſehen, die er Cabinetsſtücke überſchrieben hat. Wie er es anfängt, wollen wir an zwei Männern zeigen, durch deren Schilderung er zwei für unſere Zeiten, wo wir die Gattung Staats- und Religionsſophiſten zu hunderten entſtehen ſehen, ſehr brauchbare Charakteriſtiken giebt. Er ſchildert dort zwei jener Menſchen, wie die, welche auch in unſern Tagen Geſchichte, Recht und Religion auf eine ſolche Weiſe zu wenden und vorzutragen wiſſen, wie es den Zwecken derer dient, für welche ſie ſchreiben. Im zweiten Bande zeichnet er einen liberalen und einen ſervilen oder einen abſolutiſtiſchen Sophiſten, in der Perſon des baieriſchen Juriſten Ickſtadt und des damals (um 1785) als Gegner des Despotismus und Vertheidiger würtembergiſcher Rechte vom Herzoge von Würtemberg auf die Feſtung geſetzten Schubart. Die Sache wird von ihm recht fein durch Iſelins Worte in dem Lichte gezeigt, aus welchem er wünſcht, daß ſeine deutſchen Landsleute dergleichen Sophiſten oder in Advocatenmanier ſchreibende Biographen und Hiſtoriker an denen wir Ueberfluß haben, betrachten ſollen. Der würtembergiſche Märtyrer von 1785, Schubart, hatte nämlich 1776 ein Leben des bekannten baieriſchen Publiciſten Ickſtadt geſchrieben, der für Kaiſer Karl **VII.** die Vertheidigung der baieriſchen Rechte an Oeſterreich herausgegeben hatte. In dieſer Schubartſchen Biographie war natürlich Ickſtadt weidlich gerühmt; dieſen Punct hebt Moſer in Beziehung auf beide Männer hervor.

Um die Art Schriftſtellerei und die Gattung Schriftſteller zu bezeichnen, die ſchwarz weiß machten, ſagt er, wolle er eine Stelle aus Iſelins Recenſion des erwähnten Buchs anführen, worin ſeine Anſicht von dergleichen publiciſtiſchen Schriften ausgeſprochen ſey. „Wenn dieſer Gelehrte, heißt es dort, ſtatt in baieriſche Dienſte zu treten, am wiener Hofe ſeine Verſorgung gefunden hätte, ſo hätte nothwendig für ihn Unrecht heißen müſſen, was er als Recht vertheidigt hat. Sollte wohl ein traurigeres Schickſal für einen Mann von Verſtande ſeyn, als

ſich blos als ein Werkzeug des Eigennutzes und Eigenſinns der Großen anzuſehen? Wie ſehr entehrt dieſes nicht die Gelehrſamkeit!! Welche erniedrigende Sache iſt es nicht, kein anderes Maas von Recht und Gerechtigkeit zu haben, als den Vortheil ſeines Fürſten? O Jüngling, Jüngling, der du dich der Rechtsgelehrſamkeit widmeſt, wirf eher alle Bücher ins Feuer, und geh' und werde ein ehrlicher Schuſter und Schneider, als ein Deductionenſchreiber für den, der dich am beſten bezahlt!"

In einem andern Artikel des Bandes, No. 24, wird unter der Aufſchrift Hofpubliciſten das Verhältniß eines Archivs, welches nicht von einem Neuerer, ſondern von einem Rechtsgelehrten, Staatsmann, kurz, von einem mit dem Leben und den Geſchäften bekannten Mann alten Schlags unternommen ward, zu den Verhältniſſen von Moſers Zeit und zu den Beamten des gewöhnlichen Schlags angegeben. Wir führen die Stelle an, weil Moſer darin die ſogenannten conſervativen Brodjuriſten ganz trefflich bezeichnet. „Die Hofpubliciſten," heißt es dort, „welche gern unſere deutſchen Reichsſtände zu unabhängigen und unumſchränkten Herrn machen und ſie von den von ihren Vorfahren oder auch von ihnen ſelbſt eingegangenen Landes-Verträgen, Reverſalien u. ſ. w. losmachen möchten, pflegen ihren Hauptgrund darin zu ſetzen, daß die deutſchen Regenten alle nur erſinnlichen Regierungs-Rechte von uralten Zeiten hergebracht hätten, ſich auch deren zum Nachtheil ihrer Regierungs-Nachfolger nicht begeben könnten. Die Unterthanen werden von ihnen nicht anders angeſehen, als die Unterthanen orientaliſcher Regenten, deren Leib, Leben, Hab und Gut alle Augenblick zum Dienſt ihres deſpotiſchen Landesherrn daſtehen muß."

Moſer lehrt hier, was ſich bis auf den heutigen Tag und gerade jetzt vielleicht ſtärker als je bewährt. Moſer, alſo kein Neuerer, kein ſarkaſtiſcher Satyriker oder Phantaſt, kein Schwärmer, ſondern ein trockener, ſteifer, orthodoxer, practiſcher, hiſtoriſch-juriſtiſch gebildeter Geſchäftsmann alten Schlags berichtet, warum

deutſche Beamten ſo ſelten patriotiſche Männer ſind. Sie ſind ſchon im älterlichen Hauſe durch Rede und Beiſpiel ſervil geworden, werden auf den Univerſitäten ſehr oft von eiteln, oder platten und gemeinen Profeſſoren gebildet, leben als Studenten in der Kneipe unter Kameraden, die nur von Commers, Duell und Anſtellung reden, wer wollte da eine Idee ſuchen? Wie könnte man, fragt er, von einem Einzelnen Patriotismus erwarten, wenn die Mehrzahl ſeiner Collegen und alle ſeine Obern bloße Fürſtendiener oder Hofleute ſind? Um zu zeigen, wie gemein angeſehene Beamte in Deutſchland ihr Verhältniß zu dem Volke und zu ihrer Pflicht zu beurtheilen im Stande ſind, führt er ein Geſpräch ein, welches er mit einem Manne, welcher die perſonifizirte Gemeinheit vorſtellt, über ſeine eigne dreiſte Freimüthigkeit geführt hatte. Wir überlaſſen unſern Leſern, das ganze 1781 gehaltene Geſpräch, welches er wörtlich aufgezeichnet hat, nachzuleſen, wir wollen nur die Anfangsworte anführen. Schon dieſe beweiſen, daß es den Beamten noch im achten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts Wahnſinn ſchien, wenn ſich jemand einfallen ließ, gegen ſeinen Privatvortheil, vielleicht ſogar mit Gefahr, für Rechte des Volks, oder eines Theils deſſelben nur zu reden oder zu ſchreiben, geſchweige denn zu handeln.

Moſer führt den Repräſentanten des Beamtenſtandes ſeiner Zeit in den erſten Zeilen des erwähnten Zwiegeſprächs folgendermaßen redend ein: „Sie werden das juſt ſo lange treiben, bis es ihnen geht, wie es ihrem Herrn Vater ergangen iſt." Darauf antwortet er: „das würde viel Ehre für mich ſeyn." Der Andere erwiedert: „Nun ſo höre ich denn zum erſten Male, daß jemand eine Ehre darin geſucht hätte, zwiſchen vier Wände eingeſperrt zu werden." Moſer antwortet mit Recht: „Hinzugeſetzt, mein Herr, um der guten Sache willen u. ſ. w."

Das patriotiſche Archiv iſt auch in Beziehung auf die darin gedruckten Particularnachrichten über neuere pfälziſche und andere Geſchichten anziehend. Dies iſt darum wichtig, weil

wir hier in das Innere des Haus- und Familienweſens der Regenten eingeführt werden, ſtatt daß wir in den gedruckten Aktenſtücken wegen der Geheimnißkrämerei der Höfe und Behörden und der Servilität der ſogenannten Hiſtoriographen der hohen Herrſchaften, nur über eine einzige Seite des Lebens authentiſche Nachrichten haben. Unſere Hiſtoriker ſchreiben gewöhnlich nur Haupt- oder Staatsactionen, ſo daß der Blick der Leſer nie tief ins Leben eindringen kann. Wir haben Mangel an Denkſchriften; die franzöſiſche Geſchichte hat dagegen einen zu großen Ueberfluß daran. Sie kennt nur Anecdoten, und eben ſo oft erdichtete als wahrhaftige und zuverläſſige Denkwürdigkeiten. Das, was Moſer mittheilt, ſind Beſchreibungen einzelner Auftritte, oder Darſtellungen gewiſſer Charaktere und Handlungen von einem individuellen und zuweilen ganz beſchränkten Standpunkte aus betrachtet. Gerade dadurch werden ſie als bloße Materialien für einen Hiſtoriker, der ſich ſein Lebensprincip und ſeine Lebensanſicht ſchon gebildet hat, deſto brauchbarer.

Zu dieſen Stücken zählen wir, um Beiſpiele zu geben, das oben angeführte Regentenleben eines mit Moſer geiſtesverwandten Fürſten, des Herzogs Ernſt von Gotha. Dahin zählen wir ferner: Leben und Ende des 1735 verſtorbenen Herzogs Alexander von Würtemberg, den Prozeß des Miniſters von Goerne, von Münchhauſens und Aehnliches.

Um dieſelbe Zeit, als Moſers patriotiſches Archiv neben Schlözers Staatsanzeigen einen ähnlichen Zweck, wie dieſe, auf verſchiedenem Wege erreichen ſollte, entwarf von Göckingk, ausgezeichnet als eins der edelſten Glieder der Ritterſchaft, als Patriot und als Dichter, den Plan eines ganz ausſchließend deutſchen Angelegenheiten gewidmeten Journals, dem er den Titel gab: Journal von und für Deutſchland. Auch er wollte reformiren helfen und die deutſche Nation dadurch aus dem Schlummer wecken, daß er eine Art monatlicher Zeitungen nach engliſchem Muſter einzuführen ſuchte, welche über das deutſche Leben und Treiben die Nachrichten enthalten ſollten,

welche man in den elenden politiſchen Zeitungen vergeblich ſuchte. Das Journal entſprang weder aus einer ſchriftſtelleriſchen, noch aus einer buchhändleriſchen Speculation, es ſollte, anſtatt daß die elenden politiſchen Zeitungen der Zeit nur ſogenannte Staats- und Hofgeſchichten im Style und in der Manier der Hoflakaien vortrugen, auf eine freiere und unterhaltende Weiſe die innere Geſchichte der verſchiedenen deutſchen Provinzen berichten. Als Muſter, ſagt Göckingk ſelbſt, habe er ſich das damals ſehr gut redigirte **Gentleman's Magazine** gewählt. Wenn er den Redactor dieſes Journals Urban nennt, ſo hat er nicht gewußt, was auch wir erſt neulich erfahren haben, daß dies blos ein angenommener Name (**nom de guerre**) war.

Göckingk mußte gleich anfangs erfahren, wie ſchwierig es auch für den angeſehenſten und achtbarſten Mann in Deutſchland ſey, irgend eine Art Oeffentlichkeit zu vermitteln. Es konnte ja durch Mittheilung von Actenſtücken und Nachrichten von dem, was in irgend einem Winkel öffentlich vorgefallen ſey, irgend ein in einem Winkel bedeutender Mann oder Beamter verletzt werden. Mit Göckingk vereinigte ſich ſchon nach einem halben Jahre ein von gleichem Eifer für die Reformation der noch tief im Mittelalter ſteckenden Länder und Städtchen gewiſſer Provinzen Deutſchlands beſeelter Mann von Stande, er ſelbſt hatte aber gleichwohl ſo viel Verdruß von dem kühnen Unternehmen, daß er ſchon 1785 ganz zurücktrat, und die Sache ſeinem Freunde überließ. Dieſer mit dem Herrn von Göckingk vereinigte Freund war der Domcapitular und Präſident von Bibra zu Fulda, der dann ſeit 1785 das Journal von und für Deutſchland, ſo viel er nur immer konnte, freimüthig im Geiſte des erſten Unternehmers fortſetzte. Wenn wir anführen, was Göckingk von ſeiner Abſicht bei der Einrichtung des Journals ſagt, glauben wir auf die kürzeſte Weiſe zugleich den Inhalt und Geiſt deſſelben und den Zuſtand und die Verhältniſſe Deutſchlands, worauf es

ſich bezog, bezeichnet zu haben. Dies iſt aber der einzige Grund, warum wir deſſelben hier in der documentariſchen Geſchichte der innern und geiſtigen Verhältniſſe Deutſchlands erwähnen. Man wird aus Göckingks Worten ſehen, daß ſeine Abſicht gerade Perſönliches vors Publikum zu bringen, vortrefflich war. Er wollte nach der Weiſe, wie in England geſchieht, dasjenige, was vor kein Tribunal gebracht werden, alſo nicht juriſtiſch bewieſen oder gerichtet werden kann, vor das Gericht des unbefangenen Menſchenverſtandes bringen, jedermann ſah aber, daß der Ausführung große Hinderniſſe im Wege ſtanden. Wie hätte damals, als unzählige Staaten und Herrn aller Art ſich über dem Geſetze glaubten, möglich ſeyn können, was jetzt nicht geſchehen kann, wo deren nur zwei und dreißig ſind?

Göckingk ſagt in ſeiner Ankündigung, er unternähme ſein Journal beſonders aus dem Grunde, weil unter der großen Zahl von Journalen auch nicht eins ſey, wodurch zunächſt die verſchiedenen, durch beſondere Regenten, Regierungen, Geſetze von einander ganz abgeſonderten großen und kleinen Staaten Deutſchlands in kleinen Vorfällen u. ſ. w. mit einander bekannter würden, wenigſtens würde dieſer Zweck durch andere Journale nur unvollkommen erreicht. Noch bis auf dieſe Stunde, das ſind ſeine Worte, getraut ſich faſt kein Zeitungsſchreiber in ſeine Blätter einen Artikel über eine merkwürdige Privatperſon einzurücken, wenn der Mann nicht wenigſtens ein Reichsbaron oder einer der erſten Bedienten des Staats iſt (man ſieht, in dieſer Rückſicht haben wir ſo bedeutende Fortſchritte gemacht, daß wir ganz nahe am entgegengeſetzten Extrem ſind), und dennoch iſt eine Nachricht vom Fabrikanten Degenhard unendlich intereſſanter, als die Beſchreibung von Hofſchmäuſen, Jagden und Bällen. Aber an das Eine ſind die Leſer gewöhnt, an das Andere nicht. Göckingk hatte übrigens nicht überſehen, wie ſchwierig es bei den deutſchen kleinſtädtiſchen Verhältniſſen und bei der Reizbarkeit und Empfindlichkeit, welche Leuten, die in dieſen erwachſen ſind, eigen zu ſeyn pflegt, ſeyn werde, ein

die Perſonen nahe berührendes Unternehmen zu Stande zu bringen und durchzuführen; er ſagt in dieſer Beziehung:

„Es käme ihm vor, als wenn die deutſchen Schriftſteller auf den individuellen Menſchen zu wenig merkten, und dennoch ſeyen Nachrichten, welche dieſen angingen, wegen des Eindrucks, den ſie aufs Herz machten, die nützlichſten. Es ſolle deshalb auch beſonders das Individuum, nicht die Geſellſchaft, der Hauptgegenſtand des neuen Journals ſeyn. Die mehrſten Rubriken dieſes Journals, welches der erſte Herausgeber anfangs nur auf ein Jahr zu liefern verſprach, da er, als ein ſehr reicher Mann, nicht nur keinen Vortheil davon erwartete, ſondern den größten Theil der Koſten aus ſeinem Beutel zahlte, waren übrigens ſehr unverfänglich. Göckingk eröffnet es jedoch mit einem Artikel, den er, wenn er unter tauſenden von Artikeln hätte wählen dürfen, nicht beſſer hätte wählen können. Es ward ihm nämlich eine Correſpondenz zur Bekanntmachung mitgetheilt, welche die erſten Blätter der drei erſten Monatshefte des Journals füllt. In den dort abgedruckten Briefen findet man auf eine höchſt merkwürdige Weiſe den lächerlichen Stolz der deutſchen Reichsritterſchaft, den närriſchen Hochmuth der kleinen, mehrentheils ganz neugebackenen Fürſten, und den Ton, den beide Claſſen anzunehmen im Stande waren [31]), mit ihren eig-

31) Von dieſer Seite hat von Göckingk die Sache aufgefaßt, und wir glauben die Beziehung der Briefe auf ihre Zeit und auf die Menſchen jener Zeit nicht beſſer andeuten zu können, als wenn wir die Worte abſchreiben, welche Göckingk den Briefen vorausſchickt. Die Höfe und der Adel, ſagt er, haben einigen Streitigkeiten der Gelehrten bisher mit eben dem Vergnügen zugeſehen, womit der Hof und die Edlen in Madrid den Stiergefechten beiwohnen. Das ſteht ihnen nun vielleicht eben nicht zu verdenken; allein, daß viele unter ihnen den Wahn zu haben ſcheinen, als ſtritten ſich blos die Gelehrten mit der Feder auf die Art, als es geſchehen iſt, darüber muß man ſich billig wundern; denn ihr Gedächtniß muß ihnen einen ſchlimmen Streich geſpielt haben. Freilich werden die Streitſchriften der Großen und des Adels nicht immer gleich gedruckt, wie es aus einer vieljährigen Gewohnheit unter den Gelehrten geſchieht: allein ſie ſind demungeachtet bekannt genug. Sie intereſſiren aber nur einen kleinen Theil des Publikums, weil ſie ſelten oder nie mit der Literatur etwas zu thun haben und die Partheien ſelten oder

nen Worten ausgeſprochen. Es wird darin zugleich ein originelles Individuum von Siegfried von Lindenbergs Art und Gattung dem Publikum vorgeführt. Das Individuum des Ritterſtandes, welches ſich hier in ſeinem lächerlichen Streit mit einem eben ſo originellen und drolligen Mitgliede des Fürſtenſtandes ſelbſt dem Spott preisgiebt, war derſelbe kurkölniſche Geheimerath Freiherr von Münſter-Landegge, der ſpäter den im erſten Theile dieſer Geſchichte erwähnten Streit mit dem Grafen von der Lippe hatte.

Der Freiherr von Münſter-Landegge war nämlich mit der Tochter einer Gräfin aus altgräflichem Geſchlecht vermählt, er glaubte durch dieſe ſeine Schwiegermutter, die von Geburt und durch ihre Heirath Gräfin geweſen war, mit den erſten Familien und unter dieſen auch mit dem Könige von Sardinien und mit den Fürſten von Hohenlohe verwandt zu ſeyn, und meldete daher beiden den auf ſeinem Gute Landegge erfolgten Tod ſeiner Schwiegermutter. Darauf ließ der König von Sardinien höflich antworten, nahm es mit der Verwandtſchaft nicht ſo genau, ſondern erfreute den Baron durch die Anrede, mein Vetter (mon cousin), mit dem bekanntlich auch die königlich franzöſiſche Kanzlei nicht ſparſam war; wie erbittert ward daher der eingebildete und heftige Reichsbaron, als die kleinen, ſeit 1744 aus Grafen Fürſten gewordenen Herrn von Hohenlohe-Bartenſtein und Schillingsfürſt, deren ſpannengroßes Gebiet erſt Franz I. um 1754 zum fürſtlichen gemacht hatte, Brief und Verwandt-

---

nie außer ihrer Provinz bekannt ſind. Dann ſucht er ausführlich die Gelehrten wegen ihrer Streitigkeiten und wegen ihrer heftigen Streitſchriften zu rechtfertigen, und ſchließt endlich — — — Ich weiß kein beſſeres Mittel, das Vorurtheil und den böſen Leumund, worin in dieſem Stücke die deutſchen Gelehrten bei den Großen und bei dem Adel ſtehen, etwas zu ſchwächen, als wenn ich ein halbes Dutzend Beiſpiele gebe, daß gerade zu der Zeit, als ſie ſo viel Antheil an einigen Streitigkeiten deutſcher Gelehrten nahmen, mitten unter ihnen dergleichen vorgefallen ſind. Der folgende Briefwechſel zwiſchen einem deutſchen Prinzen und einem deutſchen Baron, der zu Genf und an mehreren Orten in Abſchrift herumging, mag den Anfang machen.

ſchaft ablehnten? Sie wieſen durch ein Schreiben ihrer ſogenannten gemeinſchaftlichen Regierung die Zudringlichkeit des Barons mit Kanzley=Grobheit ab, erklärten, daß ſie von der Vetterſchaft nichts wiſſen wollten, und höchſt indignirt ſeyen, daß man ſie hochgeborene Reichsfürſten und nicht durchlauchtig hochgeboren (denn Ew. Durchlaucht gebührte ihnen nicht) genannt habe. Ueber das grobe Schreiben des armen Sünders, den ſie ihre Regierung nannten, geriethen ſie mit dem Baron, der ſie herausforderte, in einen burlesken Streit. Das Schreiben der Hohenloheſchen Regierung theilen wir unten aus derſelben Urſache mit, warum es Göckingk abdrucken ließ, damit man ſehe, wie es mit dem Beamtenſtande beſchaffen war, der dergleichen Meiſterſtücke abſchickte [32]) und mit den armen Unterthanen der Siegfriede, denen ſie dienten, weil dieſe mehr von ihnen zu beſorgen hatten, als der Freiherr von Münſter=Landegge. Dieſer war ſo heftig erboſt, daß er ein förmliches Cartel ausgehen ließ, oder vielmehr wie ein Ritter des Mittelalters, weil der Fürſt von Schillingsfürſt zu alt war, dem von Bartenſtein den Handſchuh vor die Füße warf. Es iſt ſchwer zu ſagen, ob die Herausforderung des Barons [33]), oder die Antwort des

---

32) Das Actenſtück No. 2, Januar, S. 7 iſt überſchrieben: „Schreiben der Regierung der Fürſten von Hohenlohe=Bartenſtein und Schillingsfürſt an den Baron von Münſter=Landegge. Von dem Chur=Cöllniſchen Herrn geheimden Rath und Kammerherrn, Freiherrn von Münſter=Landegge ſeynd d. d. Landegge bei Münſter den 18. März a. c an Serenissimorum nostrorum zu H. und W. Hochfürſtliche Durchlauchtigkeiten, zwei Notificationsſchreiben unter ganz befremdeten und ungewöhnlichen Titulatur, Courtoiſie und Offert eingelauffen. Obſchon nun Serenissimi ſothane in aller Rückſicht unſchickliche Zuſchriften aus beſonderm Menagement nicht remittiren, ſo haben Höchſtdieſelben ſich jedoch dergleichen Correſpondenzen verbitten laſſen wollen. Welches man auf erhaltenen gnädigſten ſpecial Befehl dem Herrn geheimden Rath ohnverhalten ſollen.

33) In welchem Tone die folgende Correſpondenz mit dem Fürſten geführt ward, geht ſchon aus den erſten Zeilen von No. 3. hervor. — — Erlauben Sie mir, das Geſetz, worin Sie mir alle weitere Correſpondenz verbieten, und welches 6 Fuß weit von dem Thron, vor dem es geſprochen worden, ohne

Fürſten von Bartenſtein lächerlicher und für die abgeſchmackteſte Art von Rangſtolz charakteriſtiſcher iſt. Der Fürſt ſchreibt unter andern: Er wolle den Baron lieber erſt belehren, als gleich den Rath des Fürſten von Schillingsfürſt befolgen, daß ſie nämlich beide gemeinſchaftlich ohne weitere Umſtände ernſthaftere Maßregeln nehmen ſollten, deren Folgen ihm nothwendig ſehr verdrüßlich hätten ſeyn müſſen. „Lernen Sie alſo, fährt er fort, mein Herr, daß zwiſchen dem hohen und niedern Adel jederzeit ein ſehr großer Unterſchied ſtattgefunden hat, ein Unterſchied, der bis auf dieſen Tag von dem ganzen Reiche und ſeinem Oberhaupte ſelbſt bei jeder Gelegenheit anerkannt wird. Lernen Sie, daß wenn gleich ein guter, alter Adel, von welcher Art er auch ſey, alle Achtung verdient, doch der Rang eines regierenden Fürſten und Reichsſtandes ungleich höher, edler iſt und gar keine Gleichſtellung mit geringeren Claſſen zuläßt. Lernen Sie, daß der Rang eines Fürſten oder Reichsſtandes ſeine Ehre über jede Beleidigung hinaus und in Sicherheit ſetzt, die ein anderer als ſeines gleichen ihm anthun könnte, wäre er auch hundertmal ein Edelmann, hätte er auch noch ſo ſehr ein Recht ſich zu beſchweren." Da der Brief von Anfang bis zu Ende in dieſem Ton abgefaßt iſt und alle folgenden Briefe des Barons in einem ähnlichen den Rang der Ritterſchaft zu behaupten ſuchten, ſo ſieht man, wie gelegen der Briefwechſel den Unternehmern des Journals kommen mußte, um Vorſtellungen lächerlich zu machen, welche ſchon jene Zeit für veraltet hielt, weshalb man ſich jetzt vergeblich bemühen wird, ſie der unſerigen wieder aufzudringen.

Im übrigen iſt die Verbindung von Zeitung- Wochen- oder vielmehr Monatsblatt für das ganze Reich, mit einem Journal welches gemeinnützige Abhandlungen enthält, ſonderbar, aber doch nicht gerade widerſprechend, und wenn Proben von Bürgers Ueberſetzung einer Ilias in Hexametern eingerückt werden,

---

Zweifel ſehr reſpectabel iſt, außer dem kleinen Zirkel aber, den ihm die Natur anweiſet, ſehr luſtig iſt, noch einmal zu übertreten u. ſ. w.

ſo war das nur ein Dienſt, den ein Dichter dem andern erzeigte. Da bei der damaligen Reichseinrichtung und den beſtehenden Reichsgerichten nicht daran zu denken war, daß der Gegenſtand, der den engliſchen Zeitungen ein beſonderes Intereſſe für den Forſcher des häuslichen und bürgerlicher Lebens giebt, und für welchen jetzt mehrere beſondere Zeitungen in Frankreich eingerichtet ſind, in den Zeitungen erwähnt werden dürfe, ſo ward dies Journal gebraucht, um wichtige Prozeſſe nicht blos den Juriſten und Publiciſten, ſondern dem großen Publikum mitzutheilen. Es fanden ſich in demſelben die Verhandlungen am Reichstage zu Regensburg, merkwürdige Prozeſſe beim Reichshofrath in Wien und beim Reichskammergericht in Wetzlar. Man ſieht, daß ſchon damals empfunden ward, was unſerem Volke im Vergleich mit den Völkern abgehe, welche öffentliche Verhandlungen und öffentliche Gerichte haben. Es waren damals zwei dem angeſehenſten Adel angehörende Männer, welche den Verſuch machten, auch die Deutſchen in den Stand zu ſetzen, ihre Rechte und Geſetze aus den Geſchäften des Lebens und aus den gerichtlichen Händeln kennen zu lernen.

Der raſche Gang der franzöſiſchen Revolution hatte hernach auf dem rechten Rheinufer bis zur Zeit des franzöſiſchen Kaiſerreichs eine hemmende und ſtörende Wirkung. Es verbreitete ſich eine conſervative Angſt über Fürſten, Adel, Privilegirte und über die tonangebenden Gelehrten, die in Deutſchland immer den Regierungen voraus zu eilen ſuchen, während ſie in London und Paris wenigſtens warten, bis man ſie zu gewinnen ſucht, was dann freilich auch nie ausbleibt. Die beiden Hauptorgane der Oeffentlichkeit in politiſchen Dingen, Schlözers Staatsanzeigen und das Journal von und für Deutſchland, konnten daher auch dem Einfluß der Bewegung, welche in eben dem Maße in Deutſchland heftig rückwärts, als in Frankreich unverſtändig vorwärts ging, nicht widerſtehen. Um die Zeit, als auf dem linken Rheinufer die franzöſiſche Freiheit mit Jubel begrüßt ward, mußte jedes Organ der deutſchen Volksfreiheit vor dem Toben der Feudalität verſtummen; ſowohl Schlözers Staatsan-

zeigen, als das Journal von und für Deutſchland hörten auf. Schlözer hatte übrigens Ton und Manier ſchon längſt geändert, das wird man aus den Heften des Jahrs 1793 ſehen, welche lauter ganz unverfängliche Artikel enthalten. Der Aufſatz, an dem die Staatsanzeigen eigentlich ſcheiterten, ging die Politik gar nicht an, ſondern betraf eine perſönliche Angelegenheit Schlözers, wobei er ſich der übermäßigen Heftigkeit ſeines leidenſchaftlichen Charakters überließ.

Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts.
Vierter Zeitraum.

Vom Abfall der nordamerikaniſchen Provinzen von England bis 1788.

Erſtes Capitel.
Zeiten des nordamerikaniſchen Kriegs bis auf des jüngeren Pitt Miniſterium, um 1784.

§. 1.
England, Frankreich, Spanien bis auf die bewaffnete Neutralität.

Während das Schickſal des Kriegs auf dem feſten Lande von Amerika durch den unglücklichen Ausgang der Unternehmungen der Engländer in den ſüdlichen Provinzen der vereinigten Staaten unwiderruflich entſchieden ward, dauerten die innern Unruhen in England ſelbſt fort, weil das Miniſterium North die öffentliche Meinung gegen ſich hatte. Was den Krieg ſelbſt angeht, ſo kann man nicht läugnen, daß nicht blos die Mehrheit der Parlamentsglieder, ſondern alle Engländer alten Schlags durchaus für Zwangsmaßregeln gegen die Amerikaner oder für den Krieg geſtimmt waren, weil ſie die Amerikaner als Rebellen betrachteten. Daß gleichwohl die Minderzahl, welche den Ame-

rikanern nicht abgeneigt war und welche die beſten Köpfe der Nation und die ausgezeichnetſten Männer in ſich begriff, nach und nach Einfluß im Volke erhielt, muß man allein daraus erklären, daß der Uebermuth und der Stolz der nur an Sieg und Gewinn gewöhnten Engländer in dieſem Kriege ſo ſehr viele Demüthigungen erfahren mußte.

Im Jahre 1776 erhielten die Miniſter, die darauf antrugen, mit deutſchen Miethlingen einen Krieg in Amerika zu führen und zugleich eine bedeutende Geldverſchwendung für die königliche Familie und für verſchiedene deutſche Fürſten, deren Truppen man nöthig hatte, in Vorſchlag brachten, eine ſolche Mehrheit der Stimmen im Parlament, daß die Oppoſition ihr eine Zeitlang ganz das Feld räumte. Weil durch Widerſpruch nichts auszurichten war, wollte man wenigſtens die Aufmerkſamkeit des Volks dadurch rege machen, daß die bedeutendſten Summen bei faſt leerem Hauſe und ohne längere Debatten bewilligt wurden. In dieſer Zeit erſchien Lord Chatham, leidend und auf zwei Krücken geſtützt, im Oberhauſe, um dort ſeine Beredſamkeit gegen das Miniſterium zu richten; er erſchöpfte ſich vergeblich. Weder Rockinghams Verwandtſchaft und Bekanntſchaft unter den Pairs, noch die redneriſchen Gaben eines Fox und Burke im Hauſe der Gemeinen konnten den Rechten der Vernunft gegen Verjährung Gewicht verſchaffen, obgleich dieſe in jener Zeit auch noch ſogar von Burke vertheidigt wurden, der fünfzehn Jahr nachher ſo heftig dagegen eiferte.

Die engliſchen Miniſter wurden durch die Zuſtimmung der Landjunker Englands und durch die erhandelte Majorität im Parlament ſo brutal, daß ſie ſich ſogar herausnahmen, eine Sprache zu führen, die man nur von den Fürſten des Continents, oder von der berner und venetianer Ariſtokratie gewohnt war [34]. Sie erklären in Beziehung auf Amerika und auf die

---

34) So daring and desperate, läßt der Miniſter den König ſagen, is the spirit of the American leaders, whose object has only been dominion and power, that they have now openly renounced all alle-

dort verkündigten Lehren und Grundſätze, daß es den Engländern, die ſich beim Alten wohl befänden, zukomme, auch bei andern das Alte aufrecht zu erhalten, oder nach den Worten, die ſie dem Könige in den Mund legen, daß ihre Sache die der ſämmtlichen alten Regierungen ſey. Sie laſſen ihn nämlich das Lied ſingen, welches man auf den Continentalcongreſſen zu ſingen pflegt: Daß, wenn man dulde, daß das, was ſie Verrath der Amerikaner nennen, Wurzel faſſe, aus dieſer Wurzel nothwendig viel Uebel für das ganze in Europa herrſchende Regierungsſyſtem entſprießen müſſe. Das Miniſterium benutzte daher auch den Augenblick, als die engliſchen Angelegenheiten in Amerika gut ſtanden, als der Angriff auf Canada mißlungen war, als Waſhington aus Philadelphia gedrängt ward und Bourgoyne von den canadiſchen Seen her gegen New-York vordrang, um Geld in des Königs und der ſparenden Königin Kaſſe aus dem Beutel des Volks zu holen. Sie forderten neue Summen für das königliche Haus, obgleich ſich das engliſche Volk ſchon längſt darüber beſchwerte, daß das Miniſterium North und der König ſich auf Unkoſten des Volks ſtets unter einander gefällig wären. Jedermann ſah, daß dieſer Augenblick der allerunpaſſendſte ſey, die Civilliſte zu erhöhen, und dennoch gewährte das Parlament im April 1777 nicht blos ſieben und eine halbe Million Gulden vorgeblicher Schulden eines Königs, der nebſt ſeiner Gemahlin mehr einer übertriebenen Sparſamkeit, als irgend einer Verſchwendung angeklagt ward, ſondern erhöhte noch dazu die jährliche Einnahme der Krone von einer Summe von etwa neun Millionen Gulden auf zehn. Dies war ſelbſt den genauen Freunden des Miniſteriums, zu denen der Sprecher des Unterhauſes gehörte, ſo anſtößig, daß der Letztere, als er den im

---

giance to the crown, and all political connection with this country, they have rejected, with circumstances of indignity and insult, the means of conciliation held out to them, and have presumed to set up their rebellious confederacies as independent states.

Unterhauſe (welches allein über Geldſachen zu entſcheiden hat) gefaßten Beſchluß der Sitte gemäß dem Oberhauſe überbrachte, den König in ſeiner bei der Gelegenheit gehaltenen Rede ironiſch und ſchneidend an die Unſchicklichkeit erinnerte, ſich unter ſolchen Umſtänden Geld von der Nation zu erbitten [35]).

Ein Miniſterium in England, welches ſeines Anhangs unter den großen Familien ſo ſicher iſt, wie das Miniſterium North war, kann ganz ruhig ſeinen Weg gehen, wenn es nur conſequent bleibt, und conſequent war Lord North unſtreitig. Er ließ daher auch gleich hernach dem Landgrafen von Heſſen-Caſſel eine ganz unverſchämte Geldforderung durchs Parlament gewähren. Zuerſt erhielt er noch eine halbe Million Werbgelder, von denen im Subſidientractat von 1775 gar nicht die Rede war, weil man die Gelder, die man 1755 unter dieſem Namen gezahlt hatte, dieſes Mal auf eine andere Weiſe vergütete. Außer dieſer Summe, die ihm offenbar nur als Geſchenk gewährt ward, zahlte man ihm noch eine halbe Million Gulden für die Spitäler im ſiebenjährigen Kriege, obgleich ein früheres Parlament dieſe Forderung am Ende des ſiebenjährigen Kriegs als durchaus unbegründet verworfen hatte. Schon im April des folgenden Jahrs (1778) ward das königliche Haus aufs neue reichlich bedacht, indem gerade in dem Augenblicke, als der Krieg mit Frankreich unvermeidlich geworden war, für die jüngeren königlichen Kinder und für die des Herzogs von Gloceſter bedeutende Summen vom Parlamente aus dem Beutel des Volks gewährt wurden.

---

35) In a time, ſagte er, of public distress, full of difficulty and danger, their constituents labouring under burdens almost to heavy to be borne, your faithful commons, postponing all other business, have not only granted to your Majesty a large present supply, but also a very great additional revenue, great beyond example, great beyond your Majesty's highest expence; but all this, Sire, they have done in the well grounded confidence, that you will apply wisely what they have granted liberally.

Das Parlament hatte im November 1777 ſeine Sitzungen wieder eröffnet; im Dezember mußte Lord North, dem bei der Gelegenheit jene Thräne entfloß, die man ſeine eiſerne Thräne genannt hat, die Capitulation bei Saratoga dem Parlament bekannt machen und den Schein annehmen, als wenn er eine Ausſöhnung mit den Colonien wünſche. Lord Chatham im Oberhauſe, Fox, Burke, der Oberſt Barre im Unterhauſe, hatten nämlich durch ihre Beredſamkeit auf die unbefangenen Engländer einen ſolchen Eindruck gemacht, daß Lord North ein Gaukelſpiel im Parlament zu machen für nöthig und nützlich hielt. So brachte denn im Anfange des folgenden Jahrs (1778) dieſer Miniſter, von dem jedermann wußte, daß ihm die Amerikaner nie trauen würden, eine Ausſöhnungsbill ins Parlament. Die Bill fand von Seiten der Oppoſition zwar Hohn, aber keinen Widerſtand, es ward eine Geſandtſchaft zur Friedensvermittelung nach Amerika geſchickt, aber, wie Fox vorausgeſagt hatte, höhniſch zurückgewieſen, weil der Kunſtgriff, die zwiſchen Frankreich und Amerika angeknüpften Verbindungen dadurch zu ſtören, doch gar zu grob war. Uebrigens war, als die engliſchen Abgeordneten ankamen, der Bund der Amerikaner mit Frankreich ſchon abgeſchloſſen, das engliſche Miniſterium war auch längſt davon unterrichtet, ſuchte aber dieſen neuen Schlag dem Parlamente ſo lange als möglich zu verbergen. Es wurden ſogar in England für den Krieg, den Frankreich ſchon ſeit zwei Jahren rüſtete, keine Anſtalten getroffen, bis Frankreich ſelbſt das Signal gab.

Der franzöſiſche Miniſter in London übergab endlich am 13. März 1778 eine Note, worin er nicht allein den von Frankreich mit der neuen Republik geſchloſſenen Bund anzeigte, ſondern auch forderte, daß man von Seiten Englands dem freien Verkehr zwiſchen Frankreich und Amerika kein Hinderniß entgegenſetze. Dieſe Note ward am 17. März dem Parlament mitgetheilt, dann erſt ward der engliſche Miniſter aus Paris abgerufen und die nöthigen Anſtalten zum Kriege getroffen. Die ſeit Nov. 1777 gehaltenen Parlamentsreden ſcheinen uns in Beziehung

auf die neuen politiſchen Grundſätze bei weitem wichtiger für die Geſchichte jener Zeit, als die erſten Kriegsereigniſſe. Dieſe Reden nämlich wurden in Frankreich und in ganz Europa aufs gefliſſentlichſte verbreitet, und mochten auch der Herzog von Newcaſtle und der Marquis von Rockingham im Oberhauſe blos für ein Partheiintereſſe reden, ſo war das doch weder beim Grafen von Chatham im Oberhauſe der Fall, noch bei Fox, Burke, Barre und andern im Unterhauſe. Lord Chatham beſonders griff die Miniſter mit einer ganz ſchrankenloſen Heftigkeit an, ſtarb aber ſchon im Mai 1778, nachdem er im April nach einer heftigen Anſtrengung ſeines ſchon lange durch Krankheit zerrütteten Körpers im Parlament ſelbſt zuſammengeſunken war[36]).

Die Franzoſen hatten, was ſonſt ſelten der Fall war, ihre Vorbereitungsanſtalten zu einem Seekriege viel beſſer getroffen, als die Engländer, denn ihre Flotte in Breſt war ſtark genug, es mit der engliſchen aufzunehmen, als dieſe an der Küſte von Bretagne erſchien. Die touloner Flotte der Franzoſen war unter d'Eſtaing damals längſt nach Amerika geſegelt und war

36) Er ſtarb erſt am 11. Mai auf ſeinem Landhauſe Hayes in Kent, die Scene im Parlament am 7. April war aber zu merkwürdig, als daß wir nicht hier die Worte eines Augenzeugen, des Lord Camden, anführen ſollten: Er ſagt: I saw him in the prince's chamber before he went into the house, and conversed a little with him: but such was the feeble state of his body and indeed the distempered agitation of his mind, that J did forebode his strength would certainly fail him before he had finished his speech. The earl spoke, but was not like himself: his speech faultered, his sentences broken, and his mind not master of itself. His words were shreds of unconnected eloquence and flashes of the same fire, that he, Prometheus like, had stolen from Heaven, and were then returning to the place from whence they were taken. He fell back upon his seat, and was to all appearance in the pangs of death. This threw the whole house into confusion. Many crowded about the earl. Even those who might have felt a secret pleasure in the accident, yet put on the appearance of distress — — except only the earl of Mansfield, who sat still, almost as much unmoved as the senseless body itself.

dort der engliſchen unter Byron zuvorgekommen. Admiral Keppel übernahm höchſt ungern das Commando der gegen Breſt beſtimmten engliſchen Schiffe. Er hatte damals ſchon vierzig Jahr rühmlich zur See gedient und erhielt den Oberbefehl, weil der König ſelbſt es ſehr wünſchte, traute aber einem Miniſterium nicht, welches die Stellen nur mit ſeinen Freunden, Anhängern, Verwandten zu beſetzen pflegte, und ihm nicht beſonders gewogen war. Sonderbar war es wenigſtens, daß man ihm, um mit kleinlicher Liſt die Verantwortung eines Seegefechts allein auf Keppel zu ſchieben, als er im Juni 1778 auslief, nicht einmal beſtimmten Befehl gab, Feindſeligkeiten anzufangen, obgleich Frankreich ſchon ſeit dem 18. März auf die engliſchen Schiffe und die Engländer hernach auf die franzöſiſchen Beſchlag gelegt hatten. Keppel begann am 17. Juni durch ein Gefecht mit der Fregatte Belle Poule den Krieg, konnte ſich zwar der Fregatte nicht bemächtigen, nahm jedoch einige kleinere Kriegsfahrzenge. Als Keppel die Stärke der feindlichen Flotte erfuhr, fand er nicht rathſam, mit ſeinen zwanzig Kriegsſchiffen und drei Fregatten eine Flotte von zwei und dreißig Schiffen und zehn bis zwölf Fregatten anzugreifen, ſondern ſegelte nach Portsmouth zurück, um Verſtärkung zu holen.

Unter den damaligen Umſtänden machte es einen für den Admiral und für die Regierung ſehr ungünſtigen Eindruck, daß er, ohne die Feinde angegriffen zu haben, zurückkam, und daß ſich auch ſogar die Belle Poule, welche auf den Strand gelaufen war, ihm entzogen hatte. Das Miniſterium gab deutlich zu verſtehen, daß es die Schuld auf den Admiral ſchieben wolle. Dieſer lief indeſſen verſtärkt ſchnell wieder aus und traf am 23. Juli die von den franzöſiſchen Admiralen d'Orvilliers und Guichen geführte franzöſiſche Flotte bei Oueſſant, unweit der Sorlinguiſchen Inſeln. Beide Flotten waren ungefähr von gleicher Stärke, die Franzoſen wären einem Treffen gern ausgewichen, ſie wurden aber am 27. dazu gezwungen. Beide Flotten wurden in der Schlacht beſchädigt, beide kehrten, ohne daß ſich eine des Siegs rühmen konnte, in ihre Häfen zurück; beide Nationen

erhoben heftige und laute Klagen über ihre Admiräle. In England klagte ſogar der Unterbefehlshaber den commandirenden Admiral, und dieſer jenen der Nachläſſigkeit an.

Der laute Unwille der Franzoſen über den Ausgang des Treffens bei Oueſſant hatte in Beziehung auf die Revolution ſehr wichtige Folgen, weil der nachherige Herzog von Orleans, damals Herzog von Chartres, den Hof beſchuldigte, er habe ihn dieſem Unwillen aufgeopfert. Dieſer noch ſehr junge, ſchöne, gränzenlos ausſchweifende Prinz, der von genialen Wüſtlingen umgeben, ſchon damals unter dem gemeinen Haufen ſeine Beluſtigung ſuchte, und eben deßhalb unter dem Volke ſehr beliebt war, ſtand beſonders bei der Königin wegen ſeines Cynismus und ſeiner Orgien in geringer Gunſt, und die Königin ward leider! in alle Dinge gemiſcht. Man beſchuldigte ihn, ob mit Recht oder mit Unrecht laſſen wir unentſchieden, er richte durch ſein wüſtes Leben alle die jungen vornehmen Herrn zu Grunde, die ſtets um ihn wären und keine Conſtitution, wie die Seinige war, von der Natur erhalten hätten. Unter den Opfern, welche dieſer nachherige Philippe Egalité ſeinem wilden Leben ſollte gebracht haben, war auch ſein Schwager, der ein und zwanzigjährige Prinz von Lamballe, der bei ſeinem Tode erſt ſechzehn Monate mit der durch Schönheit und Liebenswürdigkeit berühmten Marie Thereſe Louiſe von Savoyen Carignan vermählt war. Dieſe Prinzeſſin war die genauſte Freundin der Königin, ſie war als ſolche gleich der Polignac vom ganzen Hofe beneidet und ward wahrſcheinlich deßhalb zur Zeit der Erſtürmung der Tuilerien ſo grauſam gemordet.

Der Tod des Prinzen von Lamballe ward boshafter Weiſe dem Herzoge von Chartres als indirecte Mordthat zugeſchrieben, weil dieſer ſchon damals unbeſchreiblich geldgierige und ſchmutzig geizige Prinz mit der Schweſter deſſelben, der Tochter des Herzogs von Penthièvres, vermählt war und, nach dem Tode ſeines Schwagers, des Herzogs von Penthièvres ganzes unermeßliches Vermögen erbte, wodurch ſein Haus das reichſte in ganz Europa ward. Außer dem Vermögen ſeines Schwie-

gervaters wünſchte der Herzog von Chartres auch die Würde eines Großadmirals von Frankreich zu erben, welche dieſer bekleidete, er trat deßhalb der Form wegen in den Seedienſt, durchlief, wie Prinzen pflegen, mehrentheils in Paris verweilend, alle Grade des Dienſts, und ſollte jetzt auch einem Treffen beiwohnen. Er reiste, als die Flotte unter d'Orvilliers auslaufen ſollte, von Genoſſen ſeiner lockern pariſer Bande begleitet, ſchnell von Paris ab, damit man ihn in den Zeitungen als einen der Befehlshaber im Treffen nennen könne, da die Flotte in drei Geſchwader getheilt wurde, von denen er eins commandiren ſollte. Das Erſte dieſer Geſchwader führten d'Orvilliers und Guichen; das Zweite der Graf Düchauffault und der Herr von Rochechouart; das Dritte commandirte, dem Namen nach, der Düc de Chartres, eigentlich aber der Herr von Graſſe und der Admiral la Motte Piquet, der vorgeblich nur Capitän des Kriegsſchiffs Saint Eſprit war, auf dem ſich der Prinz befand. Gerade dieſes Schiff kam zum hitzigen Gefecht, weil d'Orvilliers ſeine Schlachtordnung ändern und das dritte Geſchwader zum erſten machen mußte. Die luſtigen pariſer Genoſſen des Herzogs zeigten im Gefecht lächerliche Angſt und man beſchuldigte den Herzog, daß auch er Feigheit bewieſen habe, wenigſtens fand das Gerücht allgemeinen Glauben, daß man d'Orvilliers Signale abſichtlich mißverſtanden habe, um ihn nach Breſt zurückbringen zu können. Der Düc de Chartres, mochte er nun ſchuldig oder unſchuldig geweſen ſeyn, mußte den Seedienſt verlaſſen, was man der Königin zuſchrieb. Dieſe hatte nämlich bewirkt, daß der Graf von Artois, der damals zum engeren Kreiſe der Königin gehörte, die Stelle des Großadmirals erhielt und daß man für den Düc de Chartres die ganz neue Stelle eines Generaloberſt der Huſaren ſchuf.

Die franzöſiſche Flotte lief im October wieder aus, Keppel konnte ſie aber nicht zum entſcheidenden Treffen bringen, dadurch ward das engliſche Volk erbittert, und das engliſche Miniſterium ſuchte daher die Schuld des unentſchiedenen Kampfs bei Oueſſant auf die Befehlshaber zu ſchieben, dieſe beſchuldig-

ten aber einer den Andern. Sir Hugh Palliſſer, welcher bei Oueſſant, als Admiral der blauen Flagge, das dritte Geſchwader von Keppels Flotte commandirte, hatte einen Sitz unter den Lords der Admiralität, deren Präſident der Graf von Sandwich war, und war dreiſt genug, Keppel förmlich anzuklagen. Die Klage ward angenommen und die Admiralität ſtellte Keppel im Januar 1779 vor ein Kriegsgericht. Keppels Prozeß machte die Admiralität und das ganze Miniſterium der Nation und den Seeoffizieren aufs neue recht gehäſſig. Keppel ward aufs ehrenvollſte losgeſprochen; Hugh Palliſer dagegen, auf Keppels Anzeige des Tadels würdig gefunden, ſah ſich einige Zeit darauf genöthigt, alle ſeine Stellen niederzulegen. Die Stimmung war damals, weil man auch die Schläge des Schickſals der Regierung Schuld gab, ſo feindlich gegen dieſelbe, daß ſich zwölf Admirale zu gleicher Zeit über das Miniſterium beſchwerten.

Zu den erwähnten Schlägen des Schickſals, welche die Engländer aus Verdruß, daß ſie nicht, wie ſie gewohnt waren, überall und in allen Meeren gleich nach dem Ausbruche des Kriegs entſcheidende Vortheile erhielten, dem Könige und dem Miniſterium zuſchrieben, gehört zunächſt, daß d'Eſtaing früher an den Küſten von Rhodisland erſchien, als Byron dahin gelangen konnte. Wir rechnen ferner dahin, daß Hotham in Nordamerika verweilen mußte, weil Byrons Flotte durch Wind und Wetter zerſtreut ward. Während Byron ſeine beſchädigten Schiffe ausbeſſern ließ und Hotham einſtweilen d'Eſtaing beobachtete, entriß der Marquis von Bouillé, damals Statthalter von Martinique, den Engländern die Inſel Dominica. Den Verluſt von Dominica rächte hernach Hotham, als er endlich im December 1778 d'Eſtaing nach Weſtindien folgen konnte, durch die Eroberung von St. Lucia. Weder der tapfere Widerſtand und die ehrenvollen Gefechte des Admiral Barrington, welcher hernach St. Lucia gegen den Angriff der franzöſiſchen Flotte unter d'Eſtaing vertheidigte, noch die Nachricht, daß die franzöſiſch-oſtindiſche Flotte von der Küſte Coromandel gänzlich vertrieben und Pondichery erobert ſey, konnte die angeſehenſten

engliſchen Seeoffiziere mit ihrer Admiralität ausſöhnen. Die vorzüglichſten Admiräle weigerten ſich, ſo lange Lord Sandwich das Seeweſen leite, einen Oberbefehl zu übernehmen, und d'Eſtaing führte die im vorigen Bande erwähnte Expedition nach Georgien glücklich aus, nachdem er vorher die Inſeln Sct. Vincent und Grenada erobert hatte. Er büßte freilich den erworbenen Ruhm durch die tolle Unternehmung auf Savannah wieder ein; allein im Jahr 1779 erhielt England an Spanien einen neuen Feind, der beſonders dadurch furchtbar wurde, daß durch König Carls **III.** Bemühung die ſpaniſche Seemacht faſt eben ſo ſtark, als die franzöſiſche geworden war.

Carl **III.** von Spanien dachte ganz anders von Nordamerika und von republikaniſchen Ideen als Ludwig **XVI.**, ſeine Miniſter und ſein Hof dachten, denn dieſe waren von Franklin bezaubert und Lafayette riß ſie fort. Carl und ſein Miniſter Florida Blanca erklärten anfangs ganz laut, daß ſie der Verbindung mit England in Bezug auf Amerika ſchon des monarchiſchen Princips wegen treu bleiben wollten. Selbſt als die Franzoſen ſich durch einen förmlichen Tractat mit der neuen Republik verbunden hatten, wollte Carl **III.** von derſelben nicht reden hören und ſchickte den vom Congreß an ihn abgeordneten Collegen Franklins von Burgos aus zurück, ohne ihn nur nach Madrid zu laſſen. Der König von Spanien wollte noch im März 1778 an einem Bunde mit Amerika und an feindſeligen Maßregeln gegen England nicht Theil nehmen; das geht aus ſeiner Antwort vom zwei und zwanzigſten März auf zwei eigenhändige Briefe König Ludwig **XVI.** deutlich hervor [37]; die Franzoſen und ſeine eignen Miniſter wußten aber ſeine perſönliche Schwäche für ihren Zweck zu benutzen. Man machte ihn glauben, es ſey hier ſeine Sache, den Vermittler zu machen, ſo wenig er, wegen des Familienvertrags mit Frankreich, dazu

---

37) König Ludwigs Briefe, den einen vom 8. Januar, den andern vom 10. März 1778, nebſt Carls **III.** Antwort findet man bei **Flassan Vol. VII. p. 177 sqq.**

geeignet war. König Carl ſchickte darauf, um dieſe Vermitte-lung anzubieten, einen Geſandten nach England, Lord North ließ aber Vorſchläge machen, von denen auf den erſten Blick einleuchtete, daß ſie Frankreich nicht eingehen könne. Seit dieſem Augenblicke war Carl für den von ſeinen Miniſtern längſt vorbereiteten Krieg gewonnen, dies erklärte er dem franzöſiſchen Miniſterium ſchon am 13. April 1779. Erſt am 26. Juni übergab der Marquis von Almodavar das Manifeſt, worin den Engländern vorgeworfen ward, daß ſie die Philippinen und ſogar Cadix hätten überfallen wollen. Gleich hernach folgte die Kriegserklärung.

Kein Augenblick im ganzen Laufe des achtzehnten Jahrhunderts war für die engliſche Seeherrſchaft gefährlicher als dieſer, denn es lag ſowohl in Ferrol als in Cadix eine zahlreiche ſpaniſche Flotte, welche ſich mit d'Orvilliers Flotte verbinden ſollte, ſobald dieſe von Breſt ausgelaufen ſeyn würde. Schon im Mai hatten die Franzoſen die Inſel Jerſey zu erobern verſucht, und wenn gleich der Admiral Arbuthnot dieſe rettete, ſo ward doch die Abfahrt der Flotte, welche Vorräthe und Verſtärkung von Clintons Heer nach Amerika bringen ſollte, dadurch ſo ſehr verzögert, daß ſie erſt im Auguſt ihre Beſtimmung erreichte. Die Franzoſen hatten damals ſchon im Juni den Entwurf gemacht, nach der Verbindung der franzöſiſchen und ſpaniſchen Flotte, die Engländer an ihren eigenen Küſten anzugreifen und eine Landung zu verſuchen. Die Engländer geſtehen, daß in dem Augenblick der drohenden Landung ihre Gefahr ſehr groß geweſen ſey, weil ihre Flotten in verſchiedenen Meeren zerſtreut waren, ſie geben ſogar zu, daß größere Uebel nur dadurch abgewendet wurden, daß d'Orvilliers von der eigentlichen Lage der Dinge nicht genau unterrichtet war, und nicht die Art Kühnheit beſaß, welche Vieles wagt, um Alles zu gewinnen. Der Admiral Hardy lag zwar vor Breſt, doch ward er der franzöſiſchen Flotte nicht gewahr, als d'Orvilliers auslief, und dieſer konnte ſich ungehindert mit der ſpaniſchen Flotte vereinigen. Die vereinigte Flotte, zwiſchen ſechzig und ſiebenzig Kriegsſchiffe

ſtark, erſchien am Ende Juni im Canal, d. h. in dem engen Meere zwiſchen England und Frankreich. Dieſe Flotte war dem Admiral Hardy, der ſich mit acht und dreißig Schiffen im mittelländiſchen Meere befand, vorbeigeſegelt, ohne daß dieſer ſie wahrgenommen hätte.

Als die vereinigte ſpaniſch-franzöſiſche Flotte am fünfzehnten Auguſt vor Plymouth erſchien, glaubte man allgemein, daß die unſchätzbaren Werfte und Arſenale, welche die Engländer an ihren Küſten eingerichtet haben, verloren wären; zu ihrem Glücke war aber der ſpaniſche Admiral mit dem franzöſiſchen über das, was zu thun ſey, nicht ganz einig. Die Spanier wollten ſogleich landen, d'Orvilliers erſt die engliſche Flotte aufſuchen und angreifen; darüber geſchah am Ende gar nichts. Man hielt freilich einen für die auf ihre Seemacht ſtolzen Engländer demüthigenden Zug an ihrer ſüdlichen Küſte entlang, man nahm ihnen ein Kriegsſchiff von vier und ſechzig Kanonen, ließ aber indeſſen den Admiral Hardy mit ſeiner Flotte ſich in eine Enge legen, von wo aus er die Küſte vertheidigen und wo die Feinde ihn nicht angreifen konnten. Wir werden unten ſehen, daß die Engländer im folgenden Jahre endlich zur See glücklicher waren, dagegen wäre in dieſem Jahre (1780) ihre Hauptſtadt beinahe der Raub eines Pöbels geworden, den ein verrückter Fanatiker in Bewegung gebracht hatte. Dieſer Aufſtand ward von Engländern und Schotten erregt, welche noch weit mehr hinter der Zeit zurück waren, als König Georg **III.** und ſeine Miniſter. In demſelben Jahre nöthigten die Irländer durch einen angedrohten bewaffneten Aufſtand König und Miniſter, gegen ihren Willen mit der Zeit fortzuſchreiten. Die engliſche Regierung hatte theils wegen des Kriegs in Amerika, theils wegen der angedrohten Landung in Irland, die Milizen dieſes Landes, welches damals noch ſeine eigne beſondere Regierung und ſein eignes Parlament hatte, bewaffnen müſſen, dies nutzten die bisher ganz unterdrückten Irländer, um durch Drohungen zu erlangen, was ihnen bisher, ſo billig auch ihre Forderungen waren, war verſagt worden.

Die Unruhen in England und Schottland hatten keinen politiſchen Grund, ſie wurden von dem verrückten Bruder des Herzogs von Gordon geleitet und bewieſen, wohin der Fanatismus führen kann. Sie waren gerade gegen den einzigen ausgezeichneten Beweis der Duldung und Milde gerichtet, den das damalige zu jeder Unterdrückung zu gebrauchende Parlament gegeben hatte. Lord Georg Saville that nämlich am Ende der Parlamentsſitzungen des Jahrs 1778 den Vorſchlag zu einem Geſetze, wodurch gewiſſe ganz grauſame und unduldſame Verfügungen eines im 10. Jahr König Wilhelms des Dritten erlaſſenen Geſetzes (An act for preventing the further growth of popery), wenn auch nicht abgeſchafft, doch gemildert werden ſollten. Lord Saville ſagte in ſeiner Rede mit vollem Recht und unter lautem Beifall, daß er durch ſein Geſetz die Ehre des Proteſtantismus retten wolle, weil nur durch Annahme ſeines Vorſchlags der Grundſatz der Reformation, daß jede religiöſe Verfolgung ungerecht ſey, könne geltend gemacht werden. Die Strafbeſtimmungen, fügte er hinzu, deren Aufhebung er verlange [38]), entehrten nicht blos die Religion, ſondern die Menſchlichkeit; denn ſie ſeyen gewiſſermaßen darauf berechnet, alle Bande der Geſellſchaft zu löſen, die Quellen des häuslichen Glücks zu vergiften, und jeden Grundſatz von Ehre zu vernichten. Rede und Vorſchlag wurden von allen Mitgliedern des Parlaments, den miniſteriellen und ihren Gegnern, übereinſtimmend gebilligt, und nicht blos im Unterhauſe ward das neue Geſetz einſtimmig angenommen, ſondern auch im Oberhauſe nicht einmal von den Biſchöfen mißbilligt. Schon damals fürchtete man

---

38) Dieſe Beſtimmungen ſind: 1) ein papiſtiſcher Prieſter oder ein Jeſuit, der kirchliche Verrichtungen ſeiner Kirche auf engliſchem Boden verrichtet, iſt eines Todesverbrechens ſchuldig (guilty of felony); 2) eine Beſitzung (estate) fällt dem nächſten proteſtantiſchen Erben anheim, wenn der römiſch-katholiſche Beſitzer auswärts erzogen wird; 3) der Sohn oder nächſte Anverwandte des Beſitzers eines Guts oder einer Herrſchaft darf, wenn er Proteſtant iſt, ſeines Vaters Erbe bei deſſen Lebzeit in Beſitz nehmen; kein Papiſt hat ein Recht, durch Kauf Eigenthum auf rechtsgültige Weiſe zu erwerben.

aber den ſchottiſchen Pietismus und Fanatismus und ſetzte feſt, daß die Abſchaffung der gehäſſigen Artikel des fanatiſchen Geſetzes nur für England und Irland, nicht für Schottland gelten ſollte. In der nächſten Sitzung wollte man das Geſetz auch auf Schottland ausdehnen, wie dies bekannt ward, forderten die pietiſtiſchen Glieder der ſchottiſchen Kirk, daß die ſchottiſche Geiſtlichkeit Einſprache thun ſolle, dieſe dachte aber billig genug, ſich nicht als Werkzeug gebrauchen zu laſſen. Dies benutzte dann ein Verrückter, um die Hefe des alten Puritanismus, oder was wir Pietismus nennen, in dem zu trübem Schwärmen und Nebeln ſeit Fingals Zeit ſehr geneigten ſchottiſchen Volke aufzuregen und den Pöbel der Blindgläubigen in Wuth zu ſetzen.

Die Scenen, welche vorfielen, als Carl I. die engliſche Liturgie, Hierarchie und Ornat in Schottland einführen wollte, ſchienen ſich damals zu erneuen, man ſchrie wie um 1640 von Dorf zu Dorf die Signalworte des Aufſtands: kein Papſtthum (no popery). Erſt in Schottland, hernach auch in England, wurden Aſſociationen gebildet, in Glasgow und in Edinburgh wurden häufige und ſehr zahlreiche öffentliche Verſammlungen gehalten, und ſchloß einen heiligen Bund, die alten Strafverordnungen gegen die Katholiken aufrecht zu halten. Die Glasgower und Edinburgher Volksverſammlung wählte den einzigen angeſehenen Mann, der ſich zu dieſen Dingen gebrauchen ließ, und zugleich Mitglied des Unterhauſes war, Sir George Gordon, zu ihrem Präſidenten. Dieſer, der auch in England überall ähnliche Verbindungen ſtiftete, ſie alle unter einander und mit den ſchottiſchen in Verbindung brachte, und auch im Parlament beſtändig auf die Aſſociationen pochte, glich ſchon damals durch Aufzug, Kleidung und Betragen einem Verrückten. Als ſolcher erſcheint er auch in ſeinem Benehmen im Parlament, welches übergroße Geduld mit dieſem Sprößlinge ſchottiſcher Ariſtokratie hatte. Er that die wunderlichſten Vorſchläge, er ſtörte alle Berathſchlagungen durch lächerliche Einfälle und Ausfälle, klagte unaufhörlich über das Papſtthum, welches über Großbritannien her-

einzubrechen drohe und erlaubte ſich ganz unerhörte Derbheiten und Beſchuldigungen gegen die Miniſter, um das gemeine Volk in Wuth zu bringen. Dies Alles that er beſonders in dem Augenblicke, als Alles unzufrieden war, als die franzöſiſchen und ſpaniſchen Flotten an den engliſchen Küſten erſchienen, als die amerikaniſchen Kaper viele Schiffe wegnahmen und die Schotten ſich waffnen wollten, um die landenden Feinde abzuhalten [39]. Ein ſolcher Mann paßte vortrefflich zum Führer einer ganz blinden Maſſe.

Auf Gordons Betrieb unterzeichneten hundert und zwanzig tauſend Schotten eine Bittſchrift ans Parlament, um Aufhebung des auf Lord Savilles Vorſchlag gegebenen Geſetzes, und Gordon weigerte ſich, dieſe Bittſchrift zu übergeben, wenn nicht zwanzig tauſend Mann ihm durch ihre Gegenwart Gewicht gäben. Einrichtungen zur Ausführung dieſes tollen Plans wurden darauf ſogleich getroffen, Bänder und Abzeichen vertheilt, und um Alles zu ordnen häufige Verſammlungen auf den St. Georgsfeldern bei London gehalten. Das Miniſterium ward nicht mit Unrecht beſchuldigt, daß es die Sache abſichtlich bis zum Aeuſſerſten kommen laſſen wolle, um die äußerſten Mittel gebrauchen zu können, denn es wäre leicht geweſen, vor der Uebergabe der Bittſchrift Anſtalten zur Sicherheit des Parlaments zu treffen, wie in unſern Tagen gegen die Chartiſten geſchehen iſt. Dies hätte um ſo eher geſchehen müſſen, da ſchon vorher in Edinburgh im Kleinen verſucht war, was hernach in London im Großen

---

39) Die engliſche Schiffahrt und die ſchottiſchen und irländiſchen Küſten litten damals ſehr viel durch amerikaniſche Kaper und Paul Jones hatte Dumfriesſhire hart mitgenommen, weßhalb die Einwohner durch den Herzog von Queensburry um die Erlaubniß eingekommen waren, ſich bewaffnen zu dürfen, darauf hatte der Kriegsſecretär unartig geantwortet. Sir George Gordon las erſt den Brief des Kriegsſecretärs an den Herzog im Parlament vor, dann rief er ihm zu: And you, Charles Jenkinson, how durst you write such a letter? Robert Bruce would not have dared to write such a one; and yet the secretary of an elector of Hannover has had the presumption to do it! and the great earl Douglas of Scotland is not to be intrusted with arms!

geſchah. Man hatte dort mehrere kleine katholiſche Kapellen zerſtört, und an Perſonen und Eigenthum der Katholiken Gewaltthätigkeiten geübt.

In London war eine ähnliche Aſſociation wie in Edinburgh und Glasgow gebildet worden: auch dieſe Aſſociation wählte Sir Gordon zu ihrem Präſidenten und dieſer drohte im Parlamente, daß er auf den Tag der Uebergabe der Bittſchrift fünfzig bis ſechzig tauſend Menſchen nach London entbieten wolle. Dies geſchah auch wirklich, ohne daß nur die Friedensrichter wären berufen, oder von ihnen irgend eine Anſtalt getroffen worden.

Der von Gordon feſtgeſetzte Tag war der 2te Juni 1780, und die ganze Ordnung des Zugs der vielen Tauſende, die ſich auf den Sct. Georgsfeldern verſammeln, von dort zum Parlamentshauſe ziehen, und die Zuſtimmung zu der von ihrem Präſidenten übergebenen Bittſchrift erzwingen ſollten, war nicht allein lange vorher feſtgeſetzt, ſondern auch bekannt gemacht worden. Sir Gordons Aſſociationen bildeten vier durch blaue Bänder bezeichnete Haufen, drei aus den Quartieren von London; der Vierte beſtand blos aus Schotten. Der Zug der Haufen war ſo eingerichtet, daß die Menſchenmaſſen von allen Seiten herbei wogten und das Parlament, welches verſammelt war, förmlich einſchloſſen und abſchnitten. Alle Plätze und Straßen waren völlig beſetzt und alte Leute verſicherten, daß der Lärm und die Menſchenmaſſe größer und furchtbarer ſey, als bei dem gefährlichſten Aufſtande, der ſeit den Zeiten der Stuarts erregt war. Dies war der Aufſtand um 1733, als Robert Walpole den erſten Vorſchlag zur Einführung jener Acciſe machte, welche jetzt den Armen nöthigt, zum Vortheil des Reichen mit ſchmaler Koſt vorlieb zu nehmen oder gar zu hungern.

An der Spitze von funfzig bis ſechzigtauſend Mann zog Sir Gordon mit der Bittſchrift heran und ließ ſie hinter ſich her in den Saal tragen. Nur mit Mühe hielten die Thürſteher die Menge ab, ihm die Treppen herauf in den Sitzungsſaal zu folgen; der untere Vorplatz (lobby) war aber ganz

mit Menſchen gefüllt. Mehrere Stunden hindurch konnte das Parlament nicht berathſchlagen, weil es gefangen und bedroht war, bis endlich die erſt während des Lärms berufenen Friedensrichter anlangten. Auch nach ihrer Ankunft dauerte das Toben fort. Das Parlament weigerte ſich indeſſen ſtandhaft, die Bittſchrift ſogleich während des Lärmens und Drohens in Berathung zu nehmen, wie Gordon im Namen des Volks, das er von Zeit zu Zeit von der Treppe aus anredete, forderte. Als das Parlament ſtandhaft blieb und mit hundert und zwei und neunzig gegen ſechzig Stimmen erklärte, daß es die Bittſchrift in dem Augenblicke nicht in Betrachtung ziehen wolle, rief Gordon dem verſammelten Pöbel zu: Dem ſchottiſchen Volke ſey nicht eher zu helfen, bis es alle papiſtiſche Kapellen niedergeriſſen hätte. Dies war ein Loſungsſpruch des förmlichen, gewaltſamen Aufſtands.

Noch an demſelben Tage, den 2ten Juni, wurden die Kapellen des baieriſchen und des ſardiniſchen Miniſters zerſtört, ohne daß die durch die Friedensrichter aufgeforderten Soldaten es hindern konnten. Schon am 2. waren die Pairs und die Glieder des Unterhauſes bedroht, mit Koth geworfen und zum Theil ſo mißhandelt worden, daß drei Pairs nur mit Mühe gerettet wurden; am folgenden Tage war für die wenigen, die ſich einzufinden wagen würden, keine Sicherheit zu hoffen, das Unterhaus vertagte ſich daher bis zum ſechsten. Das Oberhaus hatte ſich unter dem tobenden Lärm, wegen deſſen in ganz London die Läden geſchloſſen waren und jedes Geſchäft ſtillſtand, am 3. wieder verſammelt und eine Adreſſe an den König gerichtet, um ihm neue Gewalt zu übertragen. Dies konnte wenig nützen, denn wenn die Miniſter wagen ſollten, darnach zu handeln, ſo bedurfte die Addreſſe der Pairs der Auctorität des Unterhauſes. Die Pairs erſuchten nämlich in ihrer Addreſſe den König, einen unmittelbaren Befehl zu erlaſſen, um Urheber, Anſtifter, Werkzeuge der am vorigen Tage verübten Gewaltthätigkeiten nachdrücklich zu beſtrafen. So fern das Oberparlament erſtes Gericht des Reichs iſt, konnte es den Beſchluß zwar faſſen, aber

es konnte nicht dem Könige das Recht geben, zu dieſem Zwecke die nöthigen in der Conſtitution nicht begründeten Maßregeln zu ergreifen.

Der dritte Juni war verhältnißmäßig ruhig vorüber gegangen, am 4. aber, der auf den Sonntag fiel, begann die Zerſtörung mit vermehrter Wuth. Die Kapellen ſowohl als die Häuſer der vornehmſten Katholiken in der Nähe von Moorfields wurden vernichtet, jedes Eigenthum in der Stadt bedroht. Am fünften ward Lord Savilles Haus und die einiger ſeiner Freunde geſchleift und London war in der Macht des Pöbels, als wenn die Stadt vom Feinde genommen wäre. Am ſechsten hatten zwar zweihundert Mitglieder des Unterhauſes den Muth, ſich unter drohender Todesgefahr in die auf dieſen Tag feſtgeſetzte Sitzung zu begeben; allein jetzt war ſchon das Militär im Gefecht mit dem Pöbel, und umgeben von Soldaten, eingeſchloſſen vom Pöbel, konnte man keine gültige Beſchlüſſe faſſen. Man verordnete zwar Einiges, aber auch dieſes war für den Augenblick nicht einmal ausführbar. Man trennte ſich, als man erfuhr, es werde in der ganzen Stadt auf Tod und Leben gekämpft und brenne an allen Ecken.

Das Volk hatte damals das Criminalgefängniß für die ärgſten Verbrecher (Newgate) geſtürmt und in Feuer geſetzt; es hatte über dreihundert ſchwere Verbrecher und auch die gefangenen Schuldner befreit, und des Oberrichters Lord Mansfields Palaſt dem Boden gleich gemacht; er ſelbſt hatte nur mit Mühe ſein Leben gerettet. Das Gefängniß von Clerkenwell war ebenfalls geſtürmt und ſehr viele Privathäuſer zerſtört worden. Am ſiebenten und achten ward Tumult und Zerſtörung noch ärger, die Menge der Tobenden größer und die ganze Stadt und ihr Wohlſtand ſchien mit dem Untergange bedroht. Auch die noch übrigen Gefängniſſe, Kingsbench, Bridewell, Fleet, wurden geſtürmt, die zwei Letztern genommen und die ganze Menge der Verbrecher ergoß ſich boshaft, Unheil ſtiftend und plündernd über die Stadt, ſo daß es an ſechs und dreiſig Stellen zu gleicher Zeit brannte. Die Herrn Longdale führten einen großen

Handel mit geiſtigen Getränken und hatten ſehr große Niederlagen und ein durch ſeine Ausdehnung berühmtes Laboratorium; auch dieſes ward geſtürmt, die Stürmenden durch Trunkenheit zur höchſten Raſerei gebracht und durch die ſich über die Straßen ergießenden geiſtigen Getränke die Flammen vermehrt.

In dieſer Noth, als auch die Bank, die Vorrathshäuſer und Kaſſen bedroht waren, wagten die Friedensrichter nicht, auf ihre eigne Gefahr, an allen Stellen und ganz im Allgemeinen dem Militär Befehl zum Feuern und Einhauen zu geben, weil voraus zu ſehen war, daß Hunderte umkommen würden, es ward alſo der geheime Rath (d. h. alle, die jemals die höchſten Aemter bekleidet haben) zuſammenberufen, damit ſich der König mit einem Beſchluſſe der miniſteriellen und antiminiſteriellen Mitglieder deſſelben gegen den Vorwurf der Willkühr ſchütze. Man war lange zweifelhaft, ob der König das Recht habe, Kriegsgeſetz zu proclamiren und militäriſch verfahren zu laſſen, endlich aber erklärte der Staatsanwalt Wedderburne, daß es nach engliſchen Geſetzen ſo gut als nach dem Naturgeſetz Rechtens ſey, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Der König zeigte bei dieſer Gelegenheit, wie immer, Ruhe, Faſſung und viel moraliſchen Muth. Er ließ ſich das Rechtsgutachten des Staatsanwalts ſchriftlich übergeben, übernahm, darauf ſich ſtützend, die perſönliche Verantwortlichkeit und unterzeichnete allein, ohne Miniſter, den Befehl, überall Gewalt mit Gewalt zu bändigen. Ein furchtbares Blutbad in der ſeit ſechs Tagen brennenden Stadt war die Folge des Befehls, und es war ein großes Glück für England, daß man ſich durchaus auf die Truppen verlaſſen konnte, weßhalb man auch dem Miniſterium Schuld gab, daß es Unruhen immer abſichtlich ſo weit kommen laſſe, bis es dieſe gebrauchen dürfe.

Am großen Stadthauſe (Mansion house) und an der Bank war eine Art Schlacht. Der Haufe ſtürmte mit großem Verluſt an Menſchen wiederholt beide Gebäude, der Sturm ward wiederholt durch furchtbares Feuern der Soldaten zurückgetrieben. Beim Kingsbench und an der Black Friars Brücke ward eben-

falls, wie beim Sturm einer Feſtung gekämpft, doch fielen die mehrſten Menſchen beim wiederholten heftigen Stürmen auf die Bank. Wie viele gefallen, wie viele Leichname bei der Brücke in die Themſe geworfen wurden, iſt nicht bekannt geworden; doch waren es gewiß über tauſend. So wenig wir ſonſt Wraxall als Auctorität gebrauchen möchten, ſo müſſen wir doch hier, wo er als Augenzeuge ſchreibt, die Leſer auf ſeine Beſchreibung der Scenen vom 7. bis 10. Juni verweiſen [40]).

Das Unterhaus hatte ſich bis auf den 11. vertagt, es war daher in der letzten Woche kein anderes obrigkeitliches Anſehn, als das königliche und militäriſche mehr übrig, auch noch am 11. konnte das Parlament keine Berathſchlagungen halten, weil das proclamirte Martialgeſetz fortdauerte, alſo die Berathſchlagung nicht frei war. Man konnte unter den Waffen keine friedlichen Sitzungen halten, und beide Häuſer eröffneten die Ihrigen erſt am 19. wieder. Seit dem zehnten glich die Stadt und ihre rauchenden Trümmer einer mit Sturm eroberten Feſtung. Alle Gewerbe ſtanden ſtill, Häuſer und Gewölbe waren geſchloſſen, die Brücken, die Bank, die öffentlichen Gebäude, die Straßen und Plätze waren mit Soldaten beſetzt; überall rauchende Trümmer und alles ſtille und leer, wie in einer Landſtadt. Die Eigenthümlichkeit des engliſchen Gerichtsweſens zeigt ſich auch bei dieſer Gelegenheit, wie bei andern, auf eine ſolche Weiſe, daß man es, wie man Luſt hat, entweder ſehr mangelhaft, oder ſehr voll-

---

40) Wraxall historical memoirs of my own time. Vol. 1. pag. 324—356. Die folgenden Worte S. 324—26 werden die Ausführlichkeit unſerer Schilderung dieſer Scenen rechtfertigen. Er ſagt: In 1780 the flames were originally kindled, as well as rendered far more destructive by a populace of the lowest and vilest description, who carried with them, wherever they moved the materials of universal ruin. Il was only in their blood, by the interposition of an overwhelming military force, that the convulsion became finally arrested and that London after being desolated by fire, was rescued from plunder, bankruptcy and subversion. Even the French revolution, which, from July 1789 down to April 1814 etc. etc. — yet did not produce in the capital of France any similar outrages.

kommen finden, und Beides mit guten Gründen rechtfertigen kann.

Sir Gordon nämlich, Anſtifter und Urheber des ganzen Unfugs, ward zwar verhaftet und unter einer ſtärkern militäriſchen Bedeckung als man je einem Gefangenen gegeben, in den Tower gebracht; ein Fehler in der Form ſeiner Anklage machte aber, daß er aller Strafe entging. Man klagte ihn nämlich des Hochverraths an; es war aber die geſetzliche Definition dieſes beſondern Verbrechens auf ſeinen Fall nicht anwendbar, er mußte daher in Freiheit geſetzt werden, während die von ihm irre geleiteten Fanatiker mit dem Leben büßten. Er machte übrigens der tollen Streiche noch mehr in ſeinem Leben, nur konnte er als Mann von Familie nicht ins Armen- oder Irrenhaus gerathen, weil er eine Penſion von ſeinem Bruder hatte. Er trat zum Judenthum über und ließ ſich in Birmingham beſchneiden, endigte aber ſein Leben im Gefängniß von Newgate, weil er um 1789 wegen eines Pasquill's auf die unglückliche Königin von Frankreich zur gerichtlichen Haft war verurtheilt worden.

In dieſem Unglücksjahre der Stadt London war indeſſen das Glück den Engländern zur See günſtiger als vorher. Was zunächſt Weſtindien angeht, ſo waren ſowohl die Franzoſen als die Engländer mit den Befehlshabern ihrer Flotten in den Gewäſſern jener Gegenden im Jahre 1779 unzufrieden geweſen und erſetzten ſie im Jahre 1780 durch andere. D'Eſtaing ward, als er nach Europa zurückkam, nicht mehr gebraucht, weil er ſich beim Angriff auf Savannah in Georgien und auch bei andern Gelegenheiten ſehr übereilt und unverſtändig bewieſen hatte; die Engländer waren mit Lord Byron unzufrieden, weil er ſtatt ſeine in Weſtindien erfochtenen Vortheile zu verfolgen, eine Kauffarthei-Flotte nach Europa geleitet hatte. Das engliſche Miniſterium, mit allen alten Admirälen geſpannt, war daher höchlich erfreut, als der tüchtigſte Adminal ihrer Flotte, der ſich aber durch Aufwand und Spielen zu Grunde gerichtet hatte und durch Schulden in Paris zurückgehalten wurde, ſeine Dienſte anbot. Admiral Rodney war in jeder Hinſicht tüchtiger See-

mann, aber er hatte auch alle Fehler der Helden. Er prahlte gern, er verſpielte, was er hatte und was er borgen konnte, und ſeine Liebſchaften koſteten viel Geld, er bedurfte daher der Priſengelder ebenſoſehr, als das Miniſterium ſeiner Dienſte. Die Franzoſen erzählen, was man aber bei Lacretelle leſen muß, weil ſich die ächt franzöſiſche Bravade in einfachem Deutſch nicht gut ausnimmt, er habe bei Marſchall Biron geſpeiſet und dieſen durch die Prahlerei geärgert, daß er, wenn ihn nicht ſeine Schulden in Paris hielten, Spanier und Franzoſen ſchlagen werde! Dieſe Prahlerei habe den Düc de Biron bewogen, ihm zu zeigen, daß ſich die Franzoſen vor ihm nicht fürchteten; er habe ihm daher zur Bezahlung der Schulden Geld geliehen und Rodney ſei abgereiſet [41]).

Wie es ſich nun auch mit dieſer franzöſiſchen Anecdote und mit den Redensarten verhalten mag, Rodney reiſete nach England, und erhielt den Oberbefehl der nach Weſtindien beſtimmten Flotte, welche, zwanzig Segel ſtark, im Januar 1780 auslief. Da ſchon damals Gibraltar mit einer Belagerung bedroht ward, ſo hatte Rodney den Auftrag, zuerſt Vorräthe und Verſtärkungen in dieſe Feſtung zu bringen, von dort aber ſogleich nach Weſtindien überzugehen. Er ward auf ſeiner Fahrt vom Schickſal ganz beſonders begünſtigt. Zuerſt traf es ſich, daß die vereinigte franzöſiſche und ſpaniſche Flotte, welche, vierzig Schiffe ſtark, in Breſt lag, nicht ſegelfertig war, als Rodney ausfuhr, obgleich Aranda ausdrücklich von Paris nach Breſt gereiſet war, um das Auslaufen zu betreiben. Die breſter Flotte konnte alſo Rodney nicht folgen; und auch die Befehlshaber der Schiffe vor Gibraltar

---

41) Für die Leſer, die Lacretelle nicht zur Hand haben, wollen wir wenigſtens den prächtigen Schluß der ſchönen Geſchichte herſetzen. Vol. V. p. 212. Le maréchal de Biron tira une vengeance noble mais indiscrète de cette insulte faite à sa patrie: peu de jours après il acquitta les dettes de Rodney. Partez, Monsieur, lui dit-il; essayez de réaliser vos promesses; les Français ne veulent pas se prévaloir de l'obstacle, qui vous empêchait de les accomplir; c'est par leur bravoure qu'ils mettent leurs ennemis hors de combat.

und die der Schiffe in den galliciſchen Häfen fühlten ſich vereinigt nicht ſtark genug, um es mit der engliſchen Flotte aufzunehmen. Rodney traf außerdem durch Zufall unterwegs eine bedeutende Flotte von Transportſchiffen, welche Vorräthe und Munition von San Sebaſtian nach Cadix bringen ſollte. Alle dieſe Schiffe und Vorräthe nahm er weg nebſt dem Linienſchiff von 64 Kanonen, welches ſie geleitete. Die zwei ſpaniſchen Geſchwader, welche vereinigt Rodney hatten angreifen ſollen, wurden hernach durch Unwetter getrennt und ſo beſchädigt, daß das Eine in Carthagena, das Andere in Cadix mußte ausgebeſſert werden. Als hernach Don Juan von Langara mit ſeinem Theil der Flotte aus Carthagena auslief, traf er bei Cap. Sct. Vincent auf die ihm doppelt überlegene engliſche Flotte, und lieferte ihr ein Treffen. In dieſem Treffen bewieſen die Spanier zwar bewunderungswürdige Tapferkeit, ſie lagen aber gleichwohl unter. Don Juan ſelbſt ward nach tapferer Gegenwehr gefangen, alle ſeine Schiffe genommen oder vernichtet; nur vier entkamen, von denen zwei ſehr beſchädigt waren.

Nach dieſem Siege ſegelte Rodney erſt nach Gibraltar, erfüllte dort alles, was ihm aufgetragen war, und ſchickte alle von ihm erbeuteten Schiffe und einen Theil ſeiner Flotte nach England. Auf dieſer Fahrt nahm Digby, der die geleitenden Schiffe commandirte, unterwegs noch ein Schiff von 64 Kanonen. Mit den übrigen gelangte Rodney im März nach St. Lucia, wo er eine an Zahl überlegene franzöſiſche Flotte unter Guichen vorfand, der in Verbindung mit den Spaniern Jamaica und Florida angreifen ſollte. Guichen erwartete den von den Spaniern ausgeſchickten Admiral Solano, der mit zwölf Kriegsſchiffen, einer ganzen Flotte von Transportſchiffen und eilftauſend Mann Landungstruppen nach den Antillen beſtimmt war, er ſuchte daher einem Treffen ſo lange auszuweichen, bis er ſich mit den Spaniern vereinigt habe. Dies veranlaßte in den Monaten April und Mai einen Wettſtreit zwiſchen Guichen und Rodney, der in der Geſchichte des Seeweſens und der Kunſt, den Seekrieg zu führen, ſehr merkwürdig iſt. Rodney nämlich ward

zunächſt geprieſen, weil er es dahin zu bringen wußte, daß die Franzoſen noch ehe ſich Solano mit ihnen vereinigt hatte, am ſiebenzehnten April einem Gefecht nicht ausweichen konnten, und Guichen ward in ganz Europa berühmt, weil er mit gleichen Kräften einer engliſchen Flotte, von einem Admiral commandirt, wie Rodney war, ein Treffen lieferte, ohne eine Niederlage zu erleiden. Rodney klagte bei Gelegenheit des Treffens laut über das engliſche Miniſterium, über die Admiralität und ihren Präſidenten Lord Sandwich. Auch über den tapfern Hyde Parker, der unter ihm commandirte, und wie er hernach bewies, eben ſo unzufrieden mit dem Miniſterium war, als er, beklagte ſich Rodney. Er lobte in ſeinem Bericht über das Treffen mit den Franzoſen auch nicht einen Einzigen ſeiner Offiziere. Er, wie Hyde Parker, ſagten ganz laut, das Miniſterium richte die Marine zu Grunde; denn es befördere nicht die verdienten Offiziere, ſondern die miniſteriell Geſinnten oder die, welche ihm durch ihren Einfluß oder durch ihre Verwandtſchaft nützlich werden könnten.

Am fünfzehnten und am neunzehnten Mai brachte zwar Rodney die franzöſiſche Flotte zu neuen Gefechten und konnte ſich eines am neunzehnten erfochtenen Siegs rühmen; der Schaden aber, den die Engländer ihren Feinden zugefügt hatten, war gleichwohl ſehr unbedeutend. Während dieſer Zeit näherte ſich Solano der Inſel Martinique, immer in den Engen zwiſchen den Inſeln den Engländern entſchlüpfend, indeſſen Rodney in der Bay von Carlisle auf Barbados lag, und Guichen in Martinique auf eine Gelegenheit harrte, ſich mit den Spaniern zu vereinigen. Als Rodney aufs neue gegen Solano unter Segel ging, war dieſer ſo glücklich, ihm auszuweichen, und in einen Hafen einer der kleinen Inſeln einzulaufen, wo ſich hernach Guichen mit ihm verband, ohne daß Rodney im Stande war, es zu verhindern. Da Solano ein bedeutendes Landheer an Bord hatte, welches gegen Jamaica beſtimmt war, und ohne Geleit der franzöſiſchen Flotte nicht dahin gelangen konnte, ſo

hatten die Franzoſen und Spanier ihren Zweck erreicht, die Engländer den ihrigen verfehlt.

Die Vereinigung der engliſchen und franzöſiſchen Flotte erfolgte oberhalb Dominica, und die vereinigte, jetzt ſechs und dreißig Schiffe ſtarke Flotte war Rodney ſo ſehr überlegen, daß er ſich nach Sancta Lucia zog. Die Inſel Jamaica ward aber gleichwohl von den Feinden nicht angegriffen. Clima, ſchlechte Verpflegung, anſteckende Krankheiten richteten nämlich unter den Seeleuten und den vielen Soldaten, welche ſich auf den Schiffen befanden, größere Niederlagen an, als eine blutige Schlacht hätte thun können, und Guichen, nachdem er die ſpaniſche Flotte nach St. Domingo geleitet hatte, fand rathſam, ſchon im Juli nach Europa zurückzukehren. Rodney folgte den Franzoſen und erfuhr in Europa, daß ſeine Landsleute in dem Jahre, ohne geſchlagen zu werden, an Geld und an Kauffarteiſchiffen ſehr großen Verluſt erlitten hätten. Der Verluſt der engliſchen Seehandlung war in dem Jahre größer, als jemals in einer Zeit von wenigen Monaten in irgend einem andern Kriege vorher oder auch nachher. Das Geſchrei gegen die Regierung ward dadurch ſehr vermehrt; ob man gleich eingeſtehen muß, daß der Verluſt eher durch Fügung des Schickſals, als durch Schuld der engliſchen Miniſter erlitten ward.

Während nämlich die Franzoſen mit den Engländern an ihren eignen Küſten und in den weſtindiſchen und oſtindiſchen Meeren kämpften, lief Ludwig von Cordova mit einer ſpaniſchen Flotte aus, um eine große engliſche Flotte wegzunehmen, welche Alles am Bord hatte, was man zur Kriegsrüſtung in Oſtindien und Weſtindien gebrauchte, und alle zur Verpflegung nöthigen Vorräthe in die Colonien bringen ſollte. Die beiden nach Weſtindien und nach Oſtindien beſtimmten Flotten ſegelten bis an den Ort, wo ihr Weg ſich trennte, vereinigt und unter derſelben Bedeckung, und Ludwig von Cordova war ſo glücklich, ſie vor ihrer Trennung einzuholen und wegzunehmen. Er nahm am 9. Auguſt 1780 fünf und fünfzig Schiffe, auf denen ſich 2865 Perſonen befanden, und brachte ſie nach Cadix. Faſt zu derſelben

Zeit nahmen die Amerikaner 14 Schiffe von der engliſchen nach Canada beſtimmten ſogenannten Quebec-Flotte.

§. 2.

Bewaffnete Neutralität und Krieg mit Holland.

Im Jahre 1781 waren die Engländer mit der Gefahr bedroht, daß ſich die ſämmtlichen neutralen Mächte von Europa endlich einmal gegen die Anmaßungen der Engländer zur See verbinden und daß ſich Rußland dabei an die Spitze ſtellen würde; es blieb indeſſen bei diplomatiſchen Schritten. Wir würden der Unterhandlungen und Tractate über die gewaffnete Neutralität, wie vieler andern blos dem Diplomaten wichtigen Dinge daher nicht erwähnen, wenn nicht das Neutralitätsproject den Krieg zwiſchen Holland und England herbeigeführt, und Kaiſer Paul in Verbindung mit Bonaparte im Anfange unſeres Jahrhunderts den Entwurf, den Catharina II. den Engländern zu Gefallen vereitelt hatte, wieder hervorgeſucht hätte. Die Gefahr, welche den Engländern plötzlich von Rußland aus drohte kam ganz unerwartet, da der engliſche Miniſter zu Petersburg ein ſehr genauer Freund der Kaiſerin war, und dieſe ſelbſt glaubte, daß die bewaffnete Neutralität, von der ihr Panin, der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, ſo lange geredet hatte, den Engländern ſehr lieb ſeyn werde. Panin wußte recht gut, welche Bewandtniß es mit einer Behauptung der neutralen Schiffahrt während eines Seekriegs habe; die Kaiſerin wußte es aber nicht.

Was das Verhältniß der engliſchen Regierung zur ruſſiſchen angeht, ſo hatten die engliſchen Miniſter, ehe ſie deutſche Truppen in Sold nahmen, ſogar den Plan gehabt, zwanzigtauſend Mann Ruſſen nach Amerika zu ſchicken, und waren hernach über eine nähere Verbindung mit Catharina in Unterhandlung getreten. Dieſe Unterhandlungen leitete der engliſche Miniſter Harris, der im Revolutionskriege als Unterhändler mit der franzö-

ſiſchen republicaniſchen Regierung unter dem Namen Lord Malmsbury als Diplomat glänzte. Dieſer hatte Catharina's ganzes Vertrauen, und nach einer ſehr guten Quelle [42]) waren die Unterhandlungen über eine ganz beſondere engere Verbindung zwiſchen Rußland und England ſchon weit vorgeſchritten, als Panin der Kaiſerin von einem Project redete, deſſen Ausführung, wie er behauptete, das Anſehn, die Größe und den Glanz der Kaiſerin auf den höchſten Punct heben und auch den Engländern, wie allen andern Mächten Europa's vortheilhaft ſeyn werde. Dieſes urſprünglich aus Spanien herſtammende Project legte Panin ſeiner Kaiſerin vor, als dieſe ihre Ehre von den Spaniern gekränkt glaubte; dieſe erregten ihren höchſten Unwillen, indem ſie ſich Gewaltthätigkeit gegen die ruſſiſchen Schiffe erlaubten, die den Engländern in Gibraltar hatten Lebensmittel zuführen wollen. Die Kaiſerin konnte daher nicht ahnden, daß das ihr vorgelegte Project, welches ſie billigte, weil ſie die Verhältniſſe nicht genau kannte, den Engländern tödtlich zuwider ſeyn werde.

Die Spanier nämlich hatten damals ſchon längſt den Hafen von Gibraltar für blokirt erklärt, und zwar lange vorher, ehe nur Anſtalten zu einer Belagerung getroffen waren, ſie hatten, wie man das nennt, eine Papierblokade eingerichtet und zwei ruſſiſche Getreideſchiffe, welche trotz der nur in der erlaſſenen Erklärung, alſo auf dem Papiere, exiſtirenden Blokade in den Hafen einlaufen wollten, weggenommen. Harris beſtärkte die Kaiſerin in dieſem ihrem Unwillen über Verletzung neutraler Schiffahrt, hütete ſich aber wohl, ihr zu ſagen, daß dieſe bei andern Mächten nur als Ausnahme geſtattet werde, bei den

---

42) Dohm iſt unſtreitig über die bewaffnete Neutralität die beſte Quelle, ſeine Nachrichten ſtehen in ſeinen Denkwürdigkeiten im 2ten Theil, S. 104 u. f. Damit muß man verbinden, was Coxe aus den Papieren der engliſchen Staatsmänner urkundlich, wenn gleich etwas breit und unkritiſch, zuſammenſtellt, in ſeinen **Memoirs of the kings of Spain etc. etc. Vol. III. Chapter LXXIII. p. 438 sqq.** der Ausgabe von 1813 in 4. Die Actenſtücke ſelbſt muß man bei Martens: Recueil des traités etc. etc. im 2ten und 4ten Theile nachleſen.

Engländern aber als Syſtem und als Recht gelte. Die Kaiſerin ließ darauf zu ſeiner großen Freude fünfzehn Kriegsſchiffe zur Beſchützung ihrer Flagge in Kronſtadt ausrüſten. Dieſen Augenblick bezeichnete ihr Graf Panin als den günſtigſten, um ſich als Schützerin aller kleineren Seemächte geltend zu machen, und erhielt den Auftrag, einen Entwurf der Behauptung der Rechte der Neutralen zu entwerfen, gab jedoch den Spaniern einen Wink davon. Weil Panin ſeinen Entwurf auf einen ſchon früher von Spanien ausgegangenen und den Franzoſen mitgetheilten Plan gründete, gab Florida Blanca, deſſen Bericht man bei Coxe in ſeiner Geſchichte des ſpaniſchen Zweigs des Hauſes Bourbon nach engliſchen Geſandtſchaftspapieren findet, ſeine Zuſtimmung ſehr bereitwillig.

Der engliſche Geſandte kannte zwar den wörtlichen Inhalt der Erklärung, welche Panin aufſetzen ſollte, nicht, wohl aber der Kaiſerin Neigung für England und die Rüſtungen in Kronſtadt, er traute auf die Verſicherung der Kaiſerin, daß ſie nächſtens eine den Engländern ſehr vortheilhafte Beſtimmung über Neutralität zur See werde ausgehen laſſen. Wie ſehr ward er überraſcht, als das Actenſtück darüber am 26. Februar 1780 erſchien und dem von den Engländern bisher geübten Gewaltrecht ganz und durchaus entgegengeſetzt war!! Panins Antrag ging nämlich dahin, die ſämmtlichen neutralen Mächte aufzufordern, in einen Bund mit Rußland zu treten, um, wenn es ſeyn müßte, das in einem Manifeſte von Rußland aufgeſtellte und von den kriegführenden Mächten anzuerkennende Seerecht mit den Waffen zu behaupten. Die weſentlichen Punkte des zufolge der ruſſiſchen Erklärung zu behauptenden Rechts der Neutralen ſind folgende fünf:

1) Neutrale Schiffe dürfen an den Küſten der kriegführenden Mächte von Hafen zu Hafen Handel treiben.
2) Ein neutrales Schiff macht auch die Waare neutral, die es geladen hat, außer, wenn dieſe Waare eigentliche Contrebande iſt.

3) Contrebande im engern Verſtande ſind nur Waffen und Kriegsbedürfniſſe.

4) Nur alsdann kann ein Hafen für blokirt angeſehen werden, wenn er ſo eingeſchloſſen iſt, daß man ohne Gefahr nicht einlaufen kann.

5) Kein Urtheil eines Priſengerichts wird als gültig erkannt, bei dem dieſe Grundſätze nicht berückſichtigt ſind.

Durch die Bekanntmachung dieſer Artikel und durch die Aufforderung, ſich darüber zu erklären, ward Harris in große Verlegenheit geſetzt, denn das engliſche Miniſterium ſchien nur die Wahl zu haben, entweder ſeine Art zu handeln öffentlich zu bekennen, oder auch mit den neutralen Seemächten in Streit zu gerathen, weil ja Spanien und Frankreich die von den Ruſſen aufgeſtellten Grundſätze ſogleich anerkannten und gelten ließen. Die Engländer wichen vorerſt nur aus, ſie ſuchten Zeit zu gewinnen, und verſchoben ihre beſtimmte Erklärung, weil Harris recht gut wußte, daß auch die Kaiſerin keineswegs wünſche, mit England in ernſten Streit zu gerathen. Von Rußland wurden indeſſen alle neutralen Mächte pomphaft eingeladen, der von Panin verkündigten Neutralität, welcher durch ein vereinigtes Geſchwader Nachdruck gegeben werden ſollte, beizutreten. Von der Handlung, Rhederei und dem ganzen Seeweſen der übrigen Mächte hatte England wenig zu beſorgen; Holland allein war durch Flotte und durch Capitalien im Stande, die ganze engliſche Handlung, die es ehemals gehabt hatte, wieder an ſich zu bringen, wenn es auf die von Rußland verkündigte Weiſe in ſeinem neutralen Handel wäre geſchützt worden. Engliſche Cabalen und Englands Einfluß am Hofe des Erbſtatthalters, auf deſſen Gemahlin und auf den braunſchweigſchen Prinzen, der ihn leitete, bewirkte aber ein Zögern und Zaudern der holländiſchen Regierung, welches den Beitritt Hollands zum Neutralitätsbunde ſo lange verzögerte, bis England einen Vorwand zum Bruche mit Holland gefunden hatte, wodurch die Republik dann von der Zahl der neutralen Mächte ausgeſchloſſen war.

Daß der Vorwurf, den die Holländer in dieſem Falle, wie in andern, ihrer damaligen Regierung machten, daß ſie aus Abneigung gegen die in Amſterdam und auch in vielen Provinzen immer mächtiger werdende altrepublikaniſche Parthei ſich zu ängſtlich an England anſchließe, nicht ganz ungegründet war, kann man daraus ſehen, daß Holland ſchon im April zur Unterzeichnung der Acte aufgefordert ward und ſich erſt im November dazu entſchloß. König Guſtav III. von Schweden trat ſchon im Juli der Neutralitätsverbindung bei; Dänemark zögerte, weil Bernſtorf, der die Angelegenheiten dieſes Reichs leitete, aus vielen Urſachen gern der Zumuthung ausgewichen wäre, doch gab er klüglich den Umſtänden nach. Unmittelbar darauf ſchloſſen die drei nordiſchen Mächte, auſſer der allgemeinen, unter ſich noch eine beſondere Verbindung. Sie verſprachen ſich nämlich unter einander, ihre Flotten auszurüſten, die in der oben angeführten Erklärung aufgeſtellten Grundſätze jetzt und in der Folge zu behaupten, keine Kaper, von welcher Nation ſie auch ſeyn möchten, durch den Sund in die Oſtſee zu laſſen, und nicht zu dulden, daß auf dieſer See Feindſeligkeiten ausgeübt würden. Die Verzögerung des Beitritts der Niederlande zum Neutralitätsbündniſſe hängt mit der Geſchichte der nachherigen holländiſchen Revolution ſo enge zuſammen, daß wir bei dieſer Gelegenheit auf die Verhältniſſe und die Geſchichte der Republik der ſieben vereinigten Provinzen der Niederlande ſeit dem aachner Frieden einen Blick werfen müſſen.

Georgs II. Tochter Anna hatte nach dem Frieden von Aachen die Erbſtatthalterſchaft bis an ihren Tod um 1759 geführt, von dieſer Zeit an blieb Ludwig Ernſt von Braunſchweig, der ihr ſchon ſeit dem Jahre 1748 zur Seite geſtanden, als Vormund des, nach ſeines Vaters Tode geborenen, Wilhelms V. an der Spitze des Kriegsweſens zu Waſſer und zu Lande. Die Geſchäfte der Statthalterſchaft fielen an die Staaten der einzelnen Provinzen. Dadurch erhielt die ariſtokratiſch-republicaniſche, in den Niederlanden die patriotiſche Parthei genannt, ein ſehr bedeutendes

neues Gewicht, beſonders in der Provinz Holland, wo Amſterdam alle andere Städte an Einfluß in den Provinzialſtänden und auch in den Generalſtaaten übertraf. In Amſterdam gab es theils eine ſogenannte alte Löwenſteiniſche, dem Hauſe Oranien entgegengeſetzte Parthei, theils ſah man dort, wie in den andern Städten mit Betrübniß Handel, Gewerbe, Schiffahrt, Seemacht von Holland an England übergehen und ſchrieb der Regierung zu, was Folge der Umſtände war. Man war beſonders mit dem braunſchweigiſchen Prinzen und mit ſeiner Vorliebe für England unzufrieden. Man klagte mit vollem Rechte darüber, daß er den künftigen Erbſtatthalter der Republik gerade ſo ſchlecht erziehen laſſe, als man deutſche zur Regierung beſtimmte Prinzen zu erziehen pflegt, ja daß er ihn nicht einmal militäriſch und höfiſch dreſſire, was man doch in Deutſchland noch allenfalls zu thun pflegt.

Schon vor dem Tode der Wittwe Wilhelms IV. war zwiſchen den Staaten und dem Herzog Ludwig Ernſt mancherlei Zwiſt; ſeit 1759 hörte der Streit gar nicht auf. Die Engländer benutzten nämlich, ſo lange Anna lebte, das Verhältniß dieſer Prinzeſſin zum Könige von England und die Vernachläſſigung des holländiſchen Kriegsweſens, beſonders der Flotte, zu ihrem Vortheil. Anna's Vertrauen auf die Freundſchaft Englands und der ewige Streit der Regierung mit einzelnen Staaten machte es den Engländern leicht, um Hollands Handel zu beſchränken und ihre eigne Herrſchaft zur See überall geltend zu machen. Sie verletzten die ausdrücklichen Verträge, welche die neutrale Schiffahrt der Niederländer anerkannten, auf eine brutale Weiſe, ſobald der ſiebenjährige Krieg in Amerika zwiſchen ihnen und den Franzoſen begonnen hatte. Sie erklärten jeden Handel mit dem franzöſiſchen Weſtindien für unerlaubt, Schiffbauholz und andere Schiffmaterialien für Contrebande und nahmen in dem einzigen Jahre 1756 ſechs und fünfzig holländiſche Schiffe, denen ſie Schuld gaben, daß ſie das von den Engländern ganz willkührlich aufgeſtellte Recht verletzt hätten. Im Jahre 1758 ſtellte die holländiſche Kaufmannſchaft den Generalſtaaten vor, daß ſie

in der kurzen Zeit des Kriegs zwiſchen England und Frankreich ſchon über zwölf Millionen Gulden verloren hätte.

Der Schein war dabei offenbar gegen die holländiſche Regierung, welche den Klagen der Handelsleute nicht mit Nachdruck abzuhelfen ſuchte, da ja die Engländer nicht blos das Naturrecht, ſondern die poſitiven Beſtimmungen des utrechter Friedens verletzten, nach denen auch ſogar feindliches Eigenthum durch die neutrale Flagge gedeckt werden ſollte. Der Herzog Ludwig Ernſt hätte allerdings beſſere Rüſtungen machen und energiſcher handeln ſollen. Dies ſchien um ſo mehr die Pflicht eines Generalcapitäns und Generaladmirals, als es ſehr oft zu förmlichen Seegefechten kam, wenn die holländiſchen Kriegsſchiffe, welche die Kauffahrer geleiteten, mit den engliſchen Kapern oder Kriegsſchiffen zuſammentrafen. Man rechnete damals, daß bis zum pariſer Frieden in jedem Jahre wenigſtens ein Dutzend holländiſche Schiffe in England nach dem einſeitigen engliſchen Geſetze für gute Priſen erklärt wurden.

Nach dem Ende des ſiebenjährigen Kriegs, oder vielmehr ſchon ſeit dem Tode der Prinzeſſin Anna (1759) ward der innere Zwiſt in den Niederlanden durch die Perſönlichkeit des Herzogs und durch ſeinen antirepublikaniſchen Charakter ſehr verbittert. Der Herzog war eingebildet und herrſchſüchtig, er vermehrte die natürliche Unfähigkeit des Prinzen durch die Art der Erziehung, die er ihm geben ließ, und machte ihn endlich ſogar durch einen vor jedermann geheim gehaltenen, alſo geſetz- und verfaſſungswidrigen Vertrag von ſich abhängig. Das Geheimniß erbitterte die Gemüther doppelt, weil dieſe Urkunde, welche ſich der Herzog von ſeinem Mündel ausſtellen ließ, ſobald er volljährig geworden war, der Kenntniß ſeiner zahlreichen Feinde nicht gänzlich konnte entzogen werden, wenn gleich ihr wörtlicher Inhalt erſt ganz ſpät ans Licht kam. Der Prinz ward nämlich 1766 volljährig, er hatte in den Generalſtaaten ſowohl, als in den Staaten der einzelnen Provinzen eine mächtige Parthei gegen ſich; die Magiſtrate der einzelnen mächtigen Städte waren unter Ludwig Ernſts Verwaltung faſt durchaus

antioraniſch geworden, er glaubte ſich daher ohne den Herzog nicht helfen zu können und ward in dieſer Meinung von Preußen und England beſtärkt. Dies war die Veranlaſſung zu dem auf des Herzogs Verlangen gewagten ganz geſetzwidrigen Schritt, um ihn bei ſich zurückzuhalten, ſich ſelbſt und ſeinen freien Staat einem fremden Prinzen zu unterwerfen. Er ſtellte nämlich eine Urkunde aus (Acte van Consulentschap), worin er ſich verbindlich machte, in jeder Staatsangelegenheit dem Rathe ſeines vormaligen Vormunds zu folgen. Von dieſer Acte wußte blos der Rathspenſionär (Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten), der engliſche Geſandte und zwei Häupter der oraniſchen Parthei, die Andern ahndeten nur, daß ein Contract vorhanden ſeyn möge, nahmen aber die ganze Sache für eine Conſpiration gegen die Ariſtokraten oder Patrioten und arbeiteten unaufhörlich der ſtatthalteriſchen Regierung entgegen.

Es erfolgte unter dieſen Umſtänden, was in freien Staaten unvermeidlich, wenn ſich zwei faſt gleich mächtige Partheien gegenüber ſtehen; auch die billigſten und weiſeſten Vorſchläge des Herzogs fanden Widerſtand in den einzelnen Staaten, wo die Ariſtokratie übermächtig war, während der gemeine Hauſe überall blindlings dem Prinzen anhing. Schon um 1767 wollte der Herzog dem gänzlichen Verfall der Seemacht vorbeugen und konnte nicht durchdringen; er wollte um 1769, um 1770 und 1771 Land- und Seemacht wenigſtens ſo weit vermehren, als durchaus erforderlich war, um nur das Beſtehende zu erhalten und die Garniſonen in den Barrièreplätzen Belgiens zu verſtärken; er ſcheiterte aber jedesmal an dem Krämergeiſt, der Partheiung und an der Kleinlichkeit der Staaten. Um 1773, als man ſah, daß ſowohl Spanien als Frankreich nicht blos zur See große Rüſtungen machten, ſondern eine ganz neue furchtbare, der engliſchen an Zahl der Linienſchiffe gleiche Marine ſchufen, wollte die Provinz Holland endlich die Seemacht verſtärkt wiſſen. Weil aber jede Verſtärkung des unbedingt dem Statthalter gehorchenden Heers den Patrioten verdächtig war, weigerte ſich die Provinz auch in dieſem entſcheidenden Augen-

blicke, dem Vorſchlage der ſtatthalteriſchen Regierung, Gehör zu geben, dem zu Folge Land- und Seemacht zugleich zu einer ſolchen Stärke an Zahl und Organiſation gebracht werden ſollten, daß die Republik bei den damals ſchon ausgebrochenen Feindſeligkeiten zwiſchen England und Amerika ihre Neutralität geltend machen könne. Man gab nichtsdeſtoweniger den Verfall der Land- und Seemacht ganz allein der ſtatthalteriſchen Regierung Schuld, obgleich die Generalſtaaten im Jahre 1776 den einzelnen Provinzen offen und rund heraus anzeigten, daß die vereinigten Staaten weder Land- noch Seemacht hätten, die ſie einem Feinde entgegenſetzen dürften.

Die Engländer wußten, daß die Niederländer durchaus nicht im Stande wären, weder eine Seemacht, noch eine Landmacht aufzuſtellen, oder auch nur unter ſich über eine energiſche Maßregel einig zu werden, weil immer die oraniſche Parthei den Patrioten und dieſe jener nicht trauten; ſie erlaubten daher, nicht blos den Holzhandel zu ſtören, der nach dem Völkerrecht frei ſeyn ſollte, ſondern auch die ausdrücklichen Verträge mit Holland zu verletzen. Trotz der den Holländern in dem durch den utrechter Frieden beſtätigten Freundſchaftsvertrage von 1674 zugeſtandenen Vorzugsrechte vor andern Nationen machten ſie ihr Durchſuchungsrecht mit Gewalt und mit den Waffen mitten im Frieden geltend.

Man ſah übrigens deutlich, daß bei der ſonderbaren Verfaſſung der Niederlande, wo Städte, wie Amſterdam und andere, wo einzelne Provinzen in vielen Punkten von den Generalſtaaten ganz unabhängig waren, auch in Rückſicht der Amerikaner und Engländer ein verſchiedenes Syſtem befolgt ward. Die Regierung und ihr Anhang, der beſonders aus einigen Provinzen, wie Seeland und Geldern, wo der Prinz große Güter hatte, und aus der holländiſchen Ritterſchaft beſtand, waren den Engländern günſtig, die holländiſchen Städte dagegen, und beſonders Amſterdam, waren zu einer Verbindung mit Frankreich und zur Begünſtigung der Nordamerikaner geneigt. Der Prinz war ſeit 1767 mit einer Nichte des Königs Fried-

rich II., mit der Schweſter ſeines Nachfolgers Friedrich Wilhelm II., vermählt, die ſich bald auch in die öffentlichen Angelegenheiten miſchte, weil der Prinz ſelbſt phlegmatiſch, träge und unbeholfen war, und wie es ſchien, ſich offenbar an England lehnte. Die Generalſtaaten empfanden bald den Einfluß der Prinzeſſin, die Stadt- und Provinzialregierungen handelten dagegen um ſo öfter im Widerſpruch mit der allgemeinen Landesregierung. Auf dieſe Weiſe konnten die Engländer mit einem Schein Rechtens klagen, daß die Provinz Holland den berühmten Freibeuter Paul Jones im Texel zugelaſſen habe, daß man die niederländiſche Inſel St. Euſtathius in Weſtindien zum förmlichen Stapelplatze des Handels der Nordamerikaner mache, daß eine engliſche Fregatte faſt unter den Kanonen der Inſel genommen ſey und daß engliſche Priſen dort verkauft würden [43]. Geſandter Englands war ſchon damals derſelbe Joſeph Yorke, der hernach die Prinzeſſin in allen ihren preußiſchen Hofgrillen beſtärkte und ihr gebieteriſches und ſtolzes Benehmen durch ſeine Cabalen unterſtützte. Dieſer bewirkte dann freilich, daß der Erbſtatthalter den Herrn de Graf, welcher Gouverneur von St. Euſtathius war, zurückrufen ließ; de Graf führte aber ſeine Sache ſo gut, daß er gerechtfertigt und auf die Inſel zurückgeſchickt wurde.

Bei dem innigen und freundſchaftlichen Verhältniß zwiſchen den Niederlanden und England während des öſterreichiſchen Erbfolgekriegs, als das Haus Hannover den Anhang des Prätendenten aus dem Hauſe Stuart fürchtete, war mit den Niederländern ausgemacht worden, daß, im Fall Schottland

---

43) Man wird aus Franklins Briefen ſehen, daß, während Franklin in Paris war, ſeine officielle Correſpondenz über St. Euſtathius und Holland ging, ſobald der Krieg zwiſchen Frankreich und England erklärt war. Das ganze Benehmen und das Verhältniß der Holländer zu andern Mächten giebt Franklin in einem Briefe vom 13. Jun. 1780 in wenigen Worten ſehr richtig an. Works Vol. VIII. p. 471. Holland, offended by fresh insults from England, is arming vigorously. That nation has *madly* brought itself into the greatest distress, and has not a friend in the world. Das iſt daſſelbe, was Jugurtha beim Scheiden von Rom ſagt: O civitatem venalem si emtorem invenerit!!

oder England mit einer Landung des Feindes bedroht würden, der Erbſtatthalter ſeine ſchottiſchen Garden zur Vertheidigung des bedrohten Königs von Großbritannien leihen ſolle. Dieſen Artikel wollten die Engländer geltend machen, als die Spanier und Franzoſen an ihren Küſten erſchienen, die Holländer willigten aber nicht in ein Begehren, welches der Prinz gern gewährt hätte, und bewieſen leicht, daß in jenem Artikel nur von dem Fall die Rede geweſen, wenn die hannöverſche Dynaſtie bedroht werde. Dies erbitterte die Engländer doppelt, weil beſonders der dirigirende Miniſter oder ſogenannte Penſionarius der Provinz Holland und die beiden Bürgermeiſter von Amſterdam, welche Stadt in Beziehung auf Handel und auswärtige Verhältniſſe mehr galt, als das ganze übrige Land, ganz erklärte Republikaner und Freunde der Franzoſen waren. Die Amſterdamer unterhielten eine genaue Verbindung mit den Amerikanern, ſo übel auch ſonſt der demokratiſche Franklin mit der bürgerlich ariſtokratiſchen Parthei der Holländer zufrieden iſt, ſie begünſtigten auch die Anleihen, welche die Amerikaner unter franzöſiſcher Bürgſchaft machten. Die Engländer neckten dann die Holländer auf mancherlei Weiſe. Sie vernichteten ihren Holzhandel, weil das Holz zum Bau von Kriegsſchiffen gebraucht werden kann, ſie hinderten mit Gewalt ihren Verkehr mit den franzöſiſchen weſtindiſchen Colonien. Die Holländer, um den Franzoſen gefällig zu ſeyn, unterſagten dagegen ihren Landsleuten die Fahrt nach Gibraltar, damit die Engländer nicht durch holländiſche Zufuhr verſorgt würden.

Während es das Anſehn hatte, als wenn England mit der Provinz Holland und der Stadt Amſterdam in ſtiller Fehde, mit der Regierung des Erbſtatthalters und mit den Generalſtaaten aber im beſten Einverſtändniſſe ſey, ereignete ſich ein Vorfall, der das gute Verhältniß zwiſchen dem Erbſtatthalter und den Britten nothwendig ſtören mußte, wenn auch gleich die Holländer wegen des ſchlechten Zuſtands ihrer Flotte und ihres Heers nicht daran denken konnten, einen Krieg anzufangen. Gerade um die Zeit nämlich, als in Rußland der Plan einer

Neutralität, welche durch die vereinigte Seemacht aller nicht in Krieg begriffenen Mächte geſchützt werden ſollte, zur Reife kam, geleitete der holländiſche Contreadmiral (Schout by Nacht) Bylandt mit drei Kriegsſchiffen und einigen Fregatten eine holländiſche, ins mittelländiſche Meer beſtimmte Handelsflotte. Zu dieſer Flotte geſellten ſich, ohne daß ihnen jedoch Bylandt ſeinen Schutz zuſagte, einige mit Bauholz beladene Schiffe, welches von den Engländern als Kriegsmaterial betrachtet wurde, weshalb ſie dieſe Schiffe aufſuchten. Der engliſche Capitain Fielding hatte Befehl, mit einem kleinen Geſchwader die unter Bylandts Geleit ſegelnde Handlungsflotte, die er im Januar 1780 einholte, zu durchſuchen und die mit Schiffsbedürfniſſen und mit Schiffsbauholz beladenen Schiffe wegzunehmen. Bylandt weigerte ſich mit Recht, das Durchſuchen zu erlauben, er gab erſt nach, als die Engländer, die ihm weit überlegen waren, wirklich feuerten, dann ſenkte er ſeine Flagge, als wenn er im Kriege wäre genommen worden. Er folgte dem engliſchen Geſchwader mit ſeinem ganzen Convoy, als wenn der Krieg von ihnen erklärt und begonnen worden, in den Hafen, den er nicht eher verlaſſen wollte, bis ſeine Obern ihm, als einem Kriegsgefangenen, ihren Willen kundgethan hätten.

Ueber dieſen Vorfall entſtand ein heftiger diplomatiſcher Streit, ein Wechſel von Schriften und Gegenſchriften voll bitterer Beſchwerden und Vorwürfe beider Theile, bis die Engländer, die gern des Tractats von 1674 und der ihrem Seerechte entgegenſtehenden Artikel des utrechter Friedens längſt entledigt geweſen wären, trotzig erklärten: daß, wenn nicht die Holländer innerhalb einer Friſt von drei Wochen alles das erfüllt hätten, was ſie von ihnen forderten, ſie ſich nicht ferner durch die beſondern Verträge gebunden halten würden. Als hernach über dieſe Forderungen in den Generalſtaaten berathen ward, waren alle Provinzen, außer Seeland, gegen die Bewilligung und man erwartete ſchon damals eine Kriegserklärung; doch fanden die Engländer vorerſt noch nicht für rathſam, Feindſeligkeiten anzufangen. Das engliſche Miniſterium wollte Zeit

gewinnen; es wollte ſich nicht gleich in einen dritten Krieg verwickeln. Wahrſcheinlich ſuchten auch die engliſchen Miniſter durch ihre Zögerung zu bewirken, daß nicht die kleinlich ſparſamen und ängſtlichen Staaten den Vorſchlag ihres Statthalters wegen Rüſtungen unmittelbar annähmen, oder wollten ſie auch die ſtatthalteriſche Parthei abhalten, den angebotenen Neutralitätsbund mit Rußland ſchnell einzugehen, ſie ließen daher Fortdauer des Friedens hoffen, während ſie in der That feindſelig handelten. Die engliſche Regierung löſte nämlich anfangs blos durch eine Erklärung an die Generalſtaaten den Bund mit den Niederländern, vermöge deſſen ſie ſeit 1674 auf beſondere Vortheile Anſprüche hatten, förmlich auf, und erließ erſt dann eine dieſer Erklärung angepaßte Proclamation an die Britten.

In der Erklärung an die Generalſtaaten heißt es: „Die vereinigten ſieben niederländiſchen Provinzen hätten den ſeit einem Jahrhundert zwiſchen den beiden Nationen beſtandenen engen und beſondern Freundſchaftsbund dadurch gebrochen, daß ſie die gegen den feindlichen Einfall erbetene Hülfe nicht geleiſtet hätten; England werde alſo künftig die Niederländer als eine Nation anſehen, die durch kein beſonderes Band an England geknüpft, ſondern neutral ſey, wie die andern nicht im Kriege begriffenen Nationen auch.“ Dies iſt ungefähr der ſehr ins Kurze gezogene Inhalt der langen und ausführlichen diplomatiſchen Erklärung, welche am 17. April 1780 der Proclamation vorausgeſchickt ward. In dieſer heißt es dann: „Die Bewohner der ſieben vereinigten Provinzen ſollten fortan nur angeſehen und behandelt werden, wie jede andere fremde Nation, welcher England durch keinen beſondern Tractat irgend ein Vorrecht vor andern eingeräumt hätte. Es werde daher hiedurch im Namen des Königs verkündigt und auf ſeinen Befehl ausgerufen, daß bis auf weitern Befehl alle Begünſtigung der Niederländer angehenden Beſtimmungen der Verträge, welche jemals mit den Generalſtaaten abgeſchloſſen worden, aufgehoben bleiben ſollten. Inſonderheit gelte dies von allen den Begün-

ſtigungen, welche den Holländern in den Schiffahrtsverträgen vom 11. Dezember 1674 zugeſtanden worden.

Die Niederländer betrachteten mit Recht dieſe einſeitige Aufhebung eines ſeit hundert Jahren beſtehenden Seerechts als eine Brutalität, die weniger aus politiſcher Feindſchaft, als aus Handelseiferſucht hervorgegangen, und darauf berechnet zu ſeyn ſchien, den niederländiſchen Handel gänzlich niederzudrücken und die vereinigten Provinzen der Vortheile ihrer Neutralität zu berauben. Jetzt erſt beſchloſſen ſie endlich, ſich zu rüſten. Auch bei dieſer Gelegenheit zeigte ſich aber wieder, daß jeder große Gedanke den Krämerſeelen fehle, daß ihre Großen ſeit dem weſtphäliſchen Frieden entartet ſeyen und daß ihre Reichen allen republicaniſchen Sinn verloren hätten. Sie wollten nicht einmal Geld hergeben, als ihre Regierung, die ſie doch ſo heftig anklagten, nichts als Billiges und Nothwendiges forderte, da ja ohne Geld keine Rüſtungen konnten gemacht werden. Die Regierung forderte nämlich die Staaten auf, ihr die Mittel zu geben, um das Landheer auf fünfzig bis ſechzigtauſend Mann zu bringen und die Flotte durch fünfzig bis ſechzig neu zu erbauende Kriegsſchiffe zu verſtärken; darüber begann eine lange Berathung und viel Gezänk. Nach langem Streiten und Zanken, nach vielem Mäkeln und Feilſchen ward die Forderung des Landheers ganz abgelehnt und nur die Erbauung von 32 Schiffen bewilligt. Die Parthei der Patrioten war alſo im Vertrauen auf die Franzoſen eben ſo langſam und träge, als die des Hauſes Oranien im Vertrauen auf England. Die Regierung, das heißt, der Herzog Ludwig Ernſt und die Prinzeſſin Frederike Wilhelmine, machten nämlich zu derſelben Zeit das große Verſehen, daß ſie ſtatt die von Rußland angetragene Verbindung ſogleich anzunehmen, aus Rückſicht auf England neun Monate lang zögerten. Da unter den neutralen Mächten nur Holland allein die Meere mit ſeinen Schiffen hätte bedecken können, ſo wäre durch den ſchleunigen Beitritt des einzigen Hollands England mehr in Verlegenheit gekommen, als durch die ganze übrige bewaffnete Neutralität.

Uebrigens war an dem verzögerten Beitritt der Niederländer zu der von Rußland proclamirten Verbindung nicht die Regierung allein Schuld, ſondern die Formen der verwickelten Föderativ-Verfaſſung, die zuſammengeſetzte Verwaltung und Regierung, die natürliche Langſamkeit und Bedachtſamkeit der Holländer im Berathen und Beſchließen hatten Antheil daran. Erſt am zwanzigſten November 1780 beſchloſſen die Niederländer der bewaffneten Neutralität beizutreten; die Engländer hatten daher Zeit genug, der Kaiſerin von Rußland einen ſcheinbaren Vorwand zu geben, die Annahme der holländiſchen Unterſchrift ihres Tractats zu verweigern, wodurch dieſer den Engländern ziemlich unſchädlich gemacht ward. Der Vorwand der Kaiſerin, die Holländer abzuweiſen, war, daß ſie zwar in dem Augenblick, als ſie ſich im November für den Beitritt zur bewaffneten Neutralität erklärt hätten, noch eine neutrale Macht geweſen ſeyen, aber nicht mehr, als dieſe ihre Erklärung am 24. Dezember 1780 in Petersburg angekommen. Dafür hatten die Engländer nämlich geſorgt, ſie hatten ſchon am 20. Dezember der Republik den Krieg erklärt und Harris hatte ſchon im November der Kaiſerin einen Wink gegeben, daß dieſes geſchehen werde. Die Engländer benutzten im entſcheidenden Augenblick die Unterhandlungen über Handelsverbindung, welche die Provinz Holland und beſonders die Stadt Amſterdam einſeitig mit dem amerikaniſchen Congreß begonnen hatte, um ihrem diplomatiſchen Kunſtgriff ein Anſehn des Rechts zu geben.

Nach der ſonderbaren Verfaſſung der aus verbündeten, von der allgemeinen Regierung in den mehrſten Dingen ganz unabhängigen, Provinzen beſtehenden Republik konnte eine Provinz oder eine Stadt beſondere Verträge mit fremden Staaten verabreden, ohne der allgemeinen Regierung darüber Mittheilungen zu machen; dies hatte die Stadt Amſterdam ſchon ſeit 1778 gethan. Die Verbindung mit der neuen demokratiſchen Republik ward durch das Amſterdamer Handlungshaus Neufville angeknüpft, welches, wie wir aus Franklins Briefen ſehen, auch dieſem Geſandten der Republik allerlei andere Anträge gemacht

hatte, denen er ſchon darum nicht traute, weil er ſich ganz unbedingt an Frankreich halten wollte. Die Bürgermeiſter und beſonders der Penſionarius der Stadt Amſterdam waren für eine innige Verbindung mit Frankreich, ihre Bewegungen und Correſpondenzen wurden daher von England ganz genau beobachtet und es konnte den Engländern nicht entgehen, daß die holländiſchen Kaufleute den engliſchen die Vortheile des Handels mit Nordamerika zu entziehen ſuchten. Die Unterhandlungen wurden ſchon im Jahre 1777 begonnen und die Sache ſo lebhaft betrieben, daß ſchon 1778, ſobald die Franzoſen einen Bund mit der neuen Republik gemacht hatten, auch der Penſionarius wegen eines Handelsvertrags mit dem Congreß einig ward. Da die ganze Republik der Niederlande damals noch mit den Engländern in gutem Verhältniß war, ſo wurde freilich dem verabredeten Tractat die Clauſel beigefügt, daß er nicht eher vollzogen werden und gültig ſeyn ſolle, als bis die Unabhängigkeit der Nordamerikaner von Seiten Englands anerkannt ſey; aber eine ſo offenbare Liſt konnte niemand täuſchen.

Die Krämerpolitik der Stadt Amſterdam machte die Holländer überhaupt verächtlich und das Wappen der Republik der vereinigten Niederlande lächerlich, denn dieſes bedeutete ja, daß nur Einigkeit und Uneigennützigkeit eine aus verbündeten Provinzen beſtehende Republik fortdauernd erhalten kann. Die Unterhandlung mit Franklins Collegen Lee war aber nicht allein mit der Verfaſſung der Republik nicht wohl zu vereinigen, ſondern Amſterdam, vom ſchmutzigen Krämerſinn beſeelet, wollte ſich auch Vortheile für ſeine Schiffahrt gewähren laſſen, welche andern Holländern nicht zu Theil werden ſollten. Wir ſehen daher aus Franklins Correſpondenz, daß ſich die andern Städte ganz eilig bei ihm meldeten, ob ſie nicht auch dergleichen beſondere Tractate mit Amerika ſchließen könnten. Als Alles in Ordnung gebracht war, übertrug der Congreß den förmlichen Abſchluß des Tractats mit der Stadt Amſterdam einem ſeiner ehemaligen Präſidenten (Laurens), ſeine Abreiſe verzögerte ſich aber im Jahre 1779 und fiel im Jahre 1780 in eine Zeit, in welcher

die bei ihm gefundenen Papiere den Engländern den Vorwand zum Kriege mit den Niederländern geben konnten, den ſie ängſtlich ſuchten.

Im September des Jahrs 1780 nahmen nämlich die Engländer an der Küſte von Newfoundland, das Schiff, auf welchem ſich Laurens befand, und es gelang ihnen, ſeine Papiere, die er zerriſſen und über Bord geworfen hatte, wieder aufzufiſchen, ſo daß er und ſeine Depeſchen am 8. October nach England gebracht wurden.

Mit Laurens verfuhr man in England ſehr hart, denn ſeine Haft im Tower war eher die eines Verbrechers als eines Kriegsgefangenen; den Holländern begegnete man aber ſchon unfreundlich, ehe man noch die Papiere über die Unterhandlungen der Stadt Amſterdam in Händen hatte. Der engliſche Geſandte im Haag, derſelbe Joſeph Yorke, der beim Herzoge und bei der Prinzeſſin ſo viel galt, hatte in der Angelegenheit des Statthalters von St. Euſtathius ein in ſo unpaſſenden und groben Ausdrücken abgefaßtes Memorial eingereicht, daß die Generalſtaaten es ihm unbeantwortet zurückſchickten und auf ſeine Abberufung beim engliſchen Miniſterium antrugen. Dieſes willigte in ihr Verlangen nicht, er mußte vielmehr im Haag den Staaten trotzend zurückbleiben und von ihnen ganz peremtoriſch wegen des von Amſterdam mit Amerika geſchloſſenen Vertrags Genugthuung fordern, obgleich man vorher wußte, daß dieſe nicht geleiſtet werden könne. Das engliſche Miniſterium theilte nämlich der erbſtatthalteriſchen Regierung und den Generalſtaaten die Papiere mit, die bei Laurens gefunden waren. Dieſe forderten Rechenſchaft von der Provinz Holland und von der Stadt Amſterdam und gaben beiden, als ſie ſich darauf beriefen, daß ihr Schritt durch die Verfaſſung gerechtfertigt werde, öffentlich ihre Mißbilligung zu erkennen. Da die Engländer abſichtlich Streit ſuchten und wahrſcheinlich ſchon damals mit der ruſſiſchen Kaiſerin perſönlich, wenn auch nicht mit Panin, wegen der Holländer einig waren, ſo befriedigten ſie ſich damit nicht, ſondern ihr übermüthiger Geſandter verlangte in einer in-

ſolenten, drohenden Note, der Penſionarius von Holland und die Bürgermeiſter von Amſterdam ſollten förmlich beſtraft werden. Das konnte ſchon der Verfaſſung der Republik wegen nicht geſchehen und die Engländer, an Formen abergläubig gebunden, wußten dies am beſten; ſie erklärten nichtsdeſtoweniger am 20. Dezember den vereinigten Niederlanden den Krieg.

Da gegen die Holländer, als ſie ſich am 24. Dez. zum Beitritt meldeten, ſchon am 20. eine Kriegserklärung von den Engländern war erlaſſen worden, dieſe alſo nicht mehr neutral waren, ſo konnte man ſich hernach entſchuldigen, wenn man ſich ihrer nicht annahm. Es verlor alſo der unter dem pomphaften Schutz der ruſſiſchen Kaiſerin verkündigte Neutralitätsbund den größten Theil ſeiner Bedeutung. Die Kaiſerin genoß indeſſen darum nicht weniger fortdauernd des Ruhms an der Spitze eines Bundes zu ſtehen, der die Schwachen gegen die Starken ſchützen ſollte. Daß es nur allein auf den Ruhm der Verbindung unter ihrem Panier von der Kaiſerin abgeſehen ſey, erfuhr König Guſtav **III.**, als er darauf antrug, daß man von den Engländern, ſtatt des Stillſchweigens, eine förmliche Anerkennung der aufgeſtellten Grundſätze fordern ſollte. Das wollte Catharina nicht, ſie ſuchte den Engländern gefällig zu ſeyn, ob ſie gleich des Glanzes wegen fortfuhr, auch ſogar die Mächte, die weder Kriegsſchiffe noch bedeutende Seehandlung oder Rhederei hatten, zum Beitritt zur bewaffneten Neutralität einzuladen. Preußen war ſchon am 8. Mai 1781 beigetreten, der Kaiſer trat am 9. October bei; ſpäter auch Neapel und Portugal.

Die Holländer ernteten im Jahre 1781 die Früchte ihres Zwieſpaltes, ihrer engherzigen Politik, ihrer ängſtlichen Doppelſinnigkeit und ihres Geizes, der ſie abhielt, ihrer Geſammtregierung zu rechter Zeit die Mittel zu geben, beim Ausbruche eines Kriegs mit Nachdruck handeln zu können. Die Franzoſen dagegen nennen mit Recht dieſes Jahr die glänzendſte Periode ihrer Geſchichte, weil ſie ohne Rückſicht auf eignen Vortheil Geld und Blut für fremde Freiheit opferten. Das Edle und

Uneigennützige der franzöſiſchen Handlungsweiſe gegen die Amerikaner und Niederländer verdient als Ausnahme und ſelbſt als Irrthum um ſo mehr geprieſen zu werden, je mehr die Politik Großmuth im Verkehr der Staaten mißbilligt, je weniger ſie Nutzen bringt, wie ſich aus dem Beiſpiel Englands, welches ſeinen beſondern Vortheil nie aus den Augen läßt, deutlich ergiebt. Die Engländer nämlich verfuhren damals gleich Seeräubern mit ihren älteſten Freunden und Bundesgenoſſen, den Niederländern; die Franzoſen dagegen, von dem Enthuſiasmus ihrer Schriftſteller, ihres guten Königs, eines Lafayette und ſeiner begeiſterten Ritterſchaft fortgeriſſen, ſtürzten ſich um der Amerikaner willen, ohne ſich irgend etwas dafür zu bedingen, in große Schulden. Sie halfen, ohne noch durch einen Bund mit den Niederländern verknüpft zu ſeyn, dieſen wieder zu ihrem Gut und gaben ihnen zurück, was die Engländer geraubt hatten.

Was die Engländer angeht, ſo blieben ſie auch beim Ausbruche des Kriegs mit Holland einer Sitte getreu, die man ihnen im achtzehnten Jahrhundert bei jedem Kriege als eine ſchändliche und eine civiliſirte Nation entehrende Hinterliſt vorgeworfen hatte. Sie gaben nämlich lange vor der Kriegserklärung Befehle und Erlaubniß, das Eigenthum ihrer Gegner wegzunehmen, damit die Capitäns der Kriegsſchiffe und Eigenthümer der Freibeuter gleich im Augenblicke des Ausbruchs des Kriegs einen bedeutenden Fang thäten. Ehe daher noch die engliſche Kriegserklärung im Haag ankam, waren ſchon auf allen Meeren die Nichts ahndenden Handlungsſchiffe der Holländer aufgebracht, ſo daß vom zwanzigſten Dezember, an welchem Tage die Kriegserklärung erlaſſen ward, bis Ende Januar 1781 ſchon zweihundert holländiſche Schiffe genommen waren, deren Werth man auf fünfzehn Millionen Gulden anſchlug. In Weſtindien benahm ſich der engliſche Seeheld Rodney gegen die Holländer auf eine ähnliche Weiſe, wie ſich der Statthalter Warren Haſtings in Oſtindien am Ganges betragen hatte, und wie ſich jener Clive betrug, dem Englands Ariſtokratie jetzt bei jeder Ge-

legenheit im Parlament ewige Dankbarkeit und Heldenlob ſchuldig zu ſeyn bekennt. Er war es allerdings, der ſie zuerſt zu Herren des Landes machte, aus welchem ſie das Opium ziehen, welches ſie in China ſo theuer verkaufen.

Das engliſche Miniſterium hatte längſt den Plan gefaßt, durch den Ueberfall der Inſel Sct. Euſtathius den Stapelplatz des Handels der Amerikaner und die Niederlage der Waaren der Holländer zu vernichten, es ward daher gleich am Tage der Kriegserklärung eine ſchnell ſegelnde Fregatte an Rodney abgefertigt, welche ihm den Befehl überbrachte, den lange entworfenen Plan gegen die Inſel ſogleich auszuführen. Rodney erhielt die Botſchaft in der Nähe von Barbadoes, er ſchien anfangs die Franzoſen in Martinique aufſuchen zu wollen, wandte ſich aber am 3. Februar 1781 plötzlich nach Sct. Euſtathius, wo man einen nahen Ausbruch eines Kriegs auch nicht einmal ahndete, wo alſo auch von der elenden holländiſchen Regierung, welche Ludwig Ernſt leitete, durchaus keine Anſtalten zur Vertheidigung getroffen waren. Man verſuchte auch nicht einmal Widerſtand zu thun, ſondern die Inſel, die einem ungeheuern Magazin glich, ward ſogleich übergeben. Zweihundert und fünfzig Schiffe und eine Fregatte lagen im Hafen und wurden dort genommen, ſechzig andere ſuchten ſich unter der Bedeckung eines Kriegsſchiffs durch die Flucht zu retten, Rodney ſegelte ihnen nach und nahm die Handelsſchiffe und das Kriegsſchiff, welches ſie geleitete.

Da die Inſel nicht mit Sturm genommen, ſondern durch Capitulation übergeben war, ſo hätte das Privateigenthum unverletzt bleiben ſollen; Rodney aber und ſein Genoſſe Vaughan, der Befehlshaber der Landtruppen, verfuhren nicht als Anführer der Heere eines europäiſchen Volks, ſondern als Räuber. Wir wollen zur Ehre der engliſchen Nation bemerken, daß ſich bedeutende Stimmen gegen Clive und Warren Haſtings erhoben hatten, und daß auf dieſelbe Weiſe, bei aller lauten Bewunderung für Rodneys Verdienſte als Admiral, ſich ein lautes Geſchrei des Unwillens in England gegen ihn erhob, wo ſein räu-

beriſches Betragen allgemeinen Abſcheu erregte. Er übte nämlich in Verbindung mit ſeinem Collegen Vaughan dieſelbe Art von Erpreſſung, um ſich und die Seinigen zu bereichern, welche Bonaparte, ſeine Marſchälle und Generale in unſerm Jahrhundert ausübten, was freilich die, welche es nicht ſelbſt erlebt haben, jetzt weder wiſſen noch glauben wollen, weil es ihre Heldenpoeſie zerſtört. Es ward auf Sct. Euſtathius die unerhörteſte Härte und grauſamſte Erpreſſung gegen das Eigenthum wie gegen die Perſonen reicher Privatleute ausgeübt, Geld, Waaren, Schiffe, jede Art der Habe ward ohne weiteres den Einwohnern weggenommen und ſehr viele mußten, ihres Eigenthums beraubt, die Inſel gänzlich räumen. Engländer, Franzoſen, Dänen ſpeculirten auf den Raub und eilten zu kaufen; ſie erſchienen auf der Inſel, wie Raubvögel an dem Orte, wo ein Thier gefallen iſt, weil Rodney und ſein College, um nur ſchnell baar Geld zu erhalten, das auf dreißig bis vierzig Millionen angeſchlagene, von ihnen eingezogene Staats- und Privateigenthum um den vierten Theil des Werths verſchleuderten.

Bei dieſem Raubſyſtem litten die engliſchen Kaufleute ſelbſt am meiſten, da dieſe mehr als andere den neutralen Markt benutzt hatten. Dieſe brittiſchen Kaufleute in Weſtindien, die ihr Eigenthum den Holländern auf St. Euſtathius anvertraut hatten, und die grauſam verjagten Einwohner, die ſich auf den engliſchen Inſeln verbreiteten, weckten Ankläger und ſogar mächtige Redner im Parlament gegen die beiden Räuber. Burke erhob ſich in ſeinen Reden faſt eben ſo heftig gegen Rodney und Vaughan, als ſpäter gegen Warren Haſtings, der engliſche Admiral und General machten es aber wie Bonaparte und ſeine Marſchälle. Sie ſteckten das Geld ein, prangten davon und lachten der philanthropiſchen Reden und Klagen. Wir wollen unter dem Text die Antwort beifügen, welche Rodney ſeinem Landsmanne, dem brittiſchen Generalfiscal auf Sct. Chriſtoph gab, als dieſer ihm im Namen der von ihm beraubten Engländer ein Memorial überreichte; man wird daraus ſehen, daß Rod-

ney auf St. Euſtathius und die Marſchälle Soult und Augereau in Spanien völlig dieſelbe Sprache führten [44].

Die holländiſchen Beſitzungen auf der Küſte des feſten Landes, Surinam, Demerary, Paramaribo und Eſſequebo, welche ſich ohne Aufforderung ergaben, verdankten es der allgemeinen Stimme, die ſich gegen Rodneys Benehmen auf St. Euſtathius erhoben hatte, daß ſie mit großer Schonung behandelt wurden. Seit dieſem Augenblick verſchwanden übrigens die ſieben vereinigten Provinzen völlig aus der Reihe der Staaten, welche irgend ein Gewicht in Europa hatten, ſie wurden von fremder Gunſt abhängig, weil ſie auch in Oſtindien bedrängt wurden, nachdem ſie alle weſtindiſchen Beſitzungen ohne Gegenwehr aufgegeben hatten. In Oſtindien wurde ihnen eine Niederlaſſung, eine Feſtung, eine Inſel nach der andern entriſſen, ihre Schiffe

---

44) Der brittiſche Generalfiscal (sollicitor general) von St. Chriſtoph, Glanville, ſagt in ſeiner an Rodney und Vaughan gerichteten Vorſtellung gegen ihr ganz widerrechtliches Betragen unter andern: That if by the fate of war the British Westindia islands should fall into the hands of an enraged enemy, the conduct of St. Eustatia would be a pretext for them to retaliate; that the conquerors of all civilized countries had avoided the invasion of private property; that the generosity of the enemy had been very conspicuous; and even in the case of Grenada, which had been taken by storm, the rights of individuals had been held sacred; that Eustatia was a free port, and the rich and various commodities found there were far from being the sole property of the Dutch; that a great proportion of it belonged to British subjects; and that previous to the declaration of war, the trade to Eustatia was strictly legal and the officers of his Majesty's customs cleared out vessels from all the ports of Great Britain and Ireland for this island. And not merely the legality, but the propriety of this trade was confirmed by the conduct ot his Majesty's naval officers in those seas; for if the king's ennemies were supplied by the trade of his subjects to Eustatia, they were also supplied through the same channel by the sale of the prizes captured by his Majesty's ships of war. Darauf gab Rodney den eines Barbaroſſa oder Mehemet Ali würdigen Beſcheid: That he had not as yet leisure to peruse the memorial, but that the island of Eustatia was Dutch, every thing in it was Dutch, every thing was under the protection of the Dutch flag, and as Dutch it should be treated.

durften ſich nirgends mehr zeigen, ihre Kriegsflotte war unbrauchbar, und ſelbſt der Handel nach der Oſtſee konnte nicht mehr geführt werden, weil die Engländer die niederländiſchen Häfen bewachten.

In eben dem Maße, als die holländiſche Seemacht herabſank und ihr Gewicht verlor, weil der Erbſtatthalter und der Vormund, den er ſelbſt ſich geſetzt hatte, beſtändig nur die Landmacht, die Staaten nur die Seemacht vermehren wollten, worüber denn Beides unterblieb, ſchien ſich in dieſer Zeit die franzöſiſche Flotte in allen Meeren mit der engliſchen meſſen zu können. Obgleich nämlich Rodney nebſt drei andern engliſchen Admirälen ſich mit einer Flotte in den weſtindiſchen Gewäſſern befand, wagten dennoch die Franzoſen einen Verſuch, nicht blos den Engländern wieder zu entreißen, was ſie den Holländern abgenommen hatten, ſondern auch engliſche Inſeln zu erobern. De Graſſe lief am 22. März 1781 mit einer der ſtärkſten Flotten, welche Frankreich je ausgeſendet hat (25 Linienſchiffe und der Sagittaire von 64 Kanonen), von Breſt aus, begleitet von einer Flotte von zwei bis dreihundert Transportſchiffen, welche mit allen möglichen Kriegsbedürfniſſen, auch mit ſchwerer Artillerie befrachtet waren, und ſechstauſend Mann Landtruppen an Bord hatten. Rodney ſchickte de Graſſe den Admiral Hood entgegen mit dem Befehl, die Flotte anzugreifen, dieſe wich aber jedem Treffen aus, um erſt die Truppen auf Martinique ans Land zu ſetzen. Am 28. April vermied ſie glücklich das von den Engländern geſuchte Treffen, am 29. kam es zwar zur Schlacht, aber die Franzoſen litten nur unbedeutenden Schaden, und die Engländer fanden hernach nicht rathſam, ein neues Treffen zu beginnen.

Die Truppen, welche de Graſſe aus Frankreich gebracht hatte, wurden hernach auf Martinique ausgeſchifft; man behauptete aber, was wir unentſchieden laſſen, de Graſſe ſey nicht fähig geweſen, große Flotten und Unternehmungen zur See tüchtig zu leiten; dagegen erwarb ſich der Statthalter von Martinique, der Marquis von Bouillé, bei den Landungen großen

Ruhm. Er verſuchte zuerſt im Mai eine Landung auf St. Lucia, entſagte aber dieſem Unternehmen und eroberte dagegen Tabago am 2. Juni in demſelben Augenblick, als die engliſche Flotte der Inſel zu Hülfe erſchien. Gleich darauf ſegelte de Graſſe an die Küſte von Nordamerika, wo er, wie im vorigen Bande erzählt iſt, im günſtigſten Augenblick anlangte, und ſeinen Landsleuten und den Nordamerikanern gegen Lord Cornwallis weſentliche Dienſte leiſtete. Dies geſchah im Monat October, im November unternahm der Marquis Bouillé einen Zug gegen Sct. Euſtathius, der ihm und ſeiner Nation durch den Contraſt eines Betragens mit dem der engliſchen Befehlshaber, als dieſe dieſelbe Inſel eroberten, mehr Ehre machte, als der glänzendſte Sieg im Felde, weil er und die Seinigen bei der Gelegenheit gleich Rittern, Rodney und Vaughan aber gleich Räubern ihre Tapferkeit bewieſen.

Rodney hatte ſich für ſeine Perſon der Geſundheit wegen nach England begeben müſſen, die von ihm zurückgelaſſene Beſatzung der holländiſchen Inſel überließ ſich der Sicherheit und dem Wohlleben, das erfuhr Bouillé, er beſchloß, es zu benutzen, und die Engländer ließen ſich von ihm auf eine ganz unbegreifliche Weiſe überraſchen. Er landete am 26. November einige hundert Mann an einem etwas außer dem Angeſichte liegenden Platze, ohne daß die Engländer weder ſeine Schaluppen wahrnahmen, noch die gelandeten Soldaten erblickten, bis dieſe in der Stadt waren. Jeder Widerſtand war dann um ſo mehr vergeblich, als die Garniſon nicht verſammelt war und als der Commandant Cockburne ſich überraſchen ließ und ſogleich gefangen wurde. Auf dieſe Weiſe ward die Inſel von den Franzoſen wieder genommen, ohne daß ſie auch nur einen einzigen Mann verloren; ſiebenhundert Engländer, welche die Beſatzung ausmachten, wurden gefangen. Bouillé war edel genug, die ungeheure Beute, welche gemacht ward, weil die Güter, die man den Einwohnern abgenommen hatte, größtentheils noch nicht fortgeſchafft waren, anzuwenden, um die Beraubten ſo viel als möglich zu entſchädigen. Ganz im Gegenſatz zu Rodney und Vaughan

erlaubte er ſogar dem engliſchen Commandanten und den Offizieren die Summen zu behalten, die ſie als Privateigenthum in Anſpruch nahmen[45]. Er machte zugleich bekannt, daß er die Inſel nur ſo lange in Beſitz behalten werde, bis eine hinreichende Zahl holländiſcher Truppen geſendet ſey, denen er ſie übergeben könne. Der Theil der Beute, den Rodney auf zwanzig Schiffe geladen und nach Europa geſchickt hatte, ward den Engländern ebenfalls größtentheils entriſſen, weil der tapfere La Mothe Piquet, der das Linienſchiff Hannibal commandirte, viele der Schiffe kurz vorher weggenommen hatte.

Im Anfange des folgenden Jahrs (1782) wurden auch die niederländiſchen Colonien Surinam, Demerary und Eſſequebo durch die Waffen der Franzoſen wieder von den Engländern befreit, weil die Holländer weder Kriegsſchiffe noch Truppen nach Weſtindien ſchicken konnten; dagegen machten die Spanier auch in dieſem Jahre erſtaunliche Anſtrengungen. Die franzöſiſche Flotte unter de Graſſe war von ihrer Reiſe nach Nordamerika ſogleich zurückgekommen; verweilte aber einige Zeit hindurch auf Martinique, um die Schiffe auszubeſſern und die Mannſchaft zu erquicken; dann ſuchte ſie die in einem Hafen der Inſel Barbadoes liegende engliſche Flotte auf und erſchien endlich bei Sct. Chriſtoph, im Januar 1782. De Graſſe hatte damals zwei und dreißig Linienſchiffe, an Bord derſelben war eine Armee von achttauſend Mann unter dem Marquis Bouillé mit einer Artillerie, welche hinreichend geweſen wäre, die bedeutendſte Feſtung zu beſchießen, obgleich von keiner eigentlichen Feſtung die Rede war, ſondern nur von der Einnahme eines ſtark befeſtigten Hügels (**Brimstonehill**), den der General Preſcott ſehr tapfer vertheidigte. Auch bei dieſer Gelegenheit zeigten übrigens die Engländer ihre Ueberlegenheit überall, wo es auf Geſchicklichkeit, Gewandtheit und Erfahrung zur See an=

---

45) Die ganze Sache war ſo auffallend und Cockburnes Gefangennehmung, wie die ſchnelle Einnahme der Citadelle ſo unerklärlich, daß dieſe Zahlungen hernach ſehr zum Nachtheil des Oberſten gedeutet wurden.

kam, denn in dieſen Vorzügen, wie in mechaniſchen Künſten und in Regſamkeit und Ausdauer, kann ſich kein anderes Volk mit ihnen vergleichen. De Graſſe nämlich lag im Hafen der Inſel, er ließ ſich vom Admiral Hood aus demſelben herauslocken und war hernach nicht im Stande, zu verhindern, daß ſich Hoods Flotte mit großer Geſchicklichkeit zwiſchen ſeiner Flotte und der Inſel durchſchob und in den Hafen einlief. De Graſſe verſuchte hernach vergebens, ſeine vorige Stelle wieder einzunehmen und die Engländer wieder zu vertreiben, ſein Angriff ward drei Mal zurückgeſchlagen.

Bouillé war zu Lande glücklicher als de Graſſe zur See. Er nahm gleich nach ſeiner Landung acht vierundzwanzigpfündige Kanonen, ſechstauſend Kugeln, zwei metallene Mörſer und fünfzehnhundert Bomben, welche von den Engländern zwar ausgeſchifft, aber noch nicht auf den Hügel gebracht waren. Er begann hernach eine förmliche Belagerung nach der Regel des Kriegsweſens und beſchoß einen Platz, der nur etwa zweihundert Ruthen im Umfange hatte, aus dreiundzwanzig ſchweren Kanonen und eben ſo viel Mörſern, ſo daß Admiral Hood bald einſah, daß ſich der General Preſcott, den er ans Land geſetzt hatte, unmöglich werde behaupten können. Hood verließ den Hafen und Preſcott mußte am 13. Februar 1782 capituliren. Auch die Inſeln Nevis und Montſerrat wurden von den Franzoſen erobert. Rodneys Rückkehr am 19. Februar 1782 änderte die Lage der Dinge in Weſtindien gänzlich. Die Engländer erhielten im amerikaniſchen Inſelmeere das Uebergewicht wieder, nachdem ihnen vorher von den Spaniern auch Penſacola in Weſtflorida, welches ſie im pariſer Frieden den Engländern abgetreten hatten, entriſſen war.

Die Holländer ſchoben damals die Schuld des Verluſts, den ſie in Oſtindien erlitten und den ſchlechten Zuſtand ihrer Schiffe ganz allein auf ihre Regierung und auf deren Begünſtigung der Engländer. Der Unwille gegen den Herzog von Braunſchweig, der als Fremder alle Schuld tragen mußte, wuchs hernach, als die tapfern Befehlshaber der Flotte, welche am

Eingange der Oſtſee mit den Engländern kämpfte, ſich laut über ihre ſchlechten Schiffe, ſowie über die Beförderung der Offiziere nach Gunſt und nicht nach Verdienſt, beklagten. Der Handel nach Oſt- und Weſtindien war faſt ganz vernichtet, ſogar in die Oſtſee mußte man unter fremder Flagge fahren, es kam ſo weit, daß, ſtatt daß im Jahre 1780 zweitauſend und achtundfünfzig holländiſche Schiffe durch den Sund gegangen waren, im Jahre 1782 nur ſechs durchfuhren. In derſelben Zeit wurde die oſtindiſche Geſellſchaft, welcher Holland ſeine Blüthe verdankte, faſt völlig zu Grunde gerichtet, die Beſitzungen an der Weſtküſte von Afrika wurden verloren, die Rettung der Inſel Ceylon und des Vorgebirgs der guten Hoffnung verdankte man ganz allein dem franzöſiſchen Admiral Süffrein, der in den öſtlichen Meeren Ruhm erwarb, während de Graſſe in Weſtindien den engliſchen Admirälen unterlag.

Der Zwieſpalt in den Niederlanden, der ſich in den letzten Kriegsjahren offenbarte, war ein Vorſpiel der Revolution im Innern, welche gleich nach dem Frieden ausbrach. Alle fremden Staaten behandelten die Niederländer gleichgültig oder verächtlich, weil ſie unter ſich uneinig und ohnmächtig waren; nur die Franzoſen allein thaten Alles, was ſie konnten, um die republikaniſche Parthei enge an Frankreich zu knüpfen. Catharina erwiederte den Beitritt zur bewaffneten Neutralität nur durch Vermittelung und Verwendung für Holland, alſo durch Worte, vom Handeln für ſie wollte ſie um ſo weniger wiſſen, als ſie im vertrauten Geſpräch ihrer eignen bewaffneten Neutralität, der ſie keinen Nachdruck geben wollte, durch die Benennung bewaffnete Nullität ſpottete [46]. Man führte nicht blos in den holländiſchen Zeitungen Beſchwerden über den Zuſammenhang des Erbſtatthalter'ſchen Hofes mit England, ſondern auch die Staaten von Holland, oder vielmehr ihr leitender Miniſter und beſonders die beiden Bürgermeiſter von Amſterdam

46) Die Actenſtücke kann der, welcher dergleichen brauchen will, hinter dem Annual-Regiſter von 1781 in extenso finden.

brachten gegründete und ungegründete Beſchuldigungen vor. Man war fortdauernd in offener, jede entſcheidende Maßregel ſtörender Fehde. Der Miniſter der Generalſtaaten, oder wie man ihn nannte, der Rathspenſionarius, van Bleiswyk, ſpielte, um nichts Schlimmeres zu ſagen, zwiſchen der Regierung und den Amſterdamern den Neutralen.

Der Streit der Patrioten und der Freunde des Prinzen, der vor der Kriegserklärung begonnen hatte, dauerte nach dem Anfange des Kriegs mit gleicher Heftigkeit fort. Vor dem Kriege wollten die Staaten, man ſolle ſich mit Frankreich verbinden, die erbſtatthalteriſche Regierung dagegen wollte es mit England nicht verderben. Der Erbſtatthalter forderte Geld für die Landarmee, die Staaten wollten ſtatt deſſen Schiffe bauen; der Erbſtatthalter ließ den Bau derſelben ſchlaff und ſchläfrig betreiben. Nach dem Ausbruche des Kriegs kam es zur förmlichen Spaltung. Die Stadt Amſterdam trug endlich im Mai 1781 darauf an, daß eine Unterſuchung von den Generalſtaaten angeordnet werde, um ans Licht zu bringen, warum die Seerüſtungen ſo ſchlecht betrieben würden. Man ging ſo weit, daß man das Mißtrauen in den Prinzen und ganz beſonders in Herzog Ludwig Ernſt, von dem der Prinz ſagte, daß er ihn, trotz alles Schreiens, noch immer wie ſeinen Vater ehre, öffentlich kund gab. Man verlangte endlich, die Generalſtaaten ſollten dem Erbſtatthalter, der offenbar engliſch geſinnt ſey, einen Ausſchuß zur Seite ſetzen. Dieſer Ausſchuß ſollte mit den nordiſchen Mächten wegen der bewaffneten Neutralität und mit Frankreich wegen einer engern Verbindung unterhandeln. Der Vorſchlag ward zwar nicht angenommen, beide Bürgermeiſter von Amſterdam, Rendorp und Temmink, erklärten aber dem Prinzen in einer geheimen Audienz, in Gegenwart des Penſionarius der Provinz Holland (Viſcher), förmlich und offiziell, daß ihnen ſein ganzes Benehmen verdächtig bleiben werde, ſo lange der Herzog von Braunſchweig um ihn ſey.

Dieſe Erklärung war nicht blos heftige Aeußerung der beiden Bürgermeiſter, ſondern ſie ward im Namen der Stadt

Amſterdam und der Provinz Holland gegeben, deren Miniſter Viſcher deshalb der Audienz beiwohnte. Der Herzog fühlte ſich tief gekränkt, und übergab den Generalſtaaten ein Memorial, worin er ſich darüber in heftigen Ausdrücken beſchwerte, und aus dem wir in der Note eine Stelle mittheilen wollen [47]).

Seit dieſem Augenblick ſtanden ſich die beiden Partheien, die oraniſche und die patriotiſche, in offner Feindſchaft gegenüber. England und die Prinzeſſin ſchürten aber unaufhörlich das Feuer der Zwietracht, und die Seeſchlacht bei Doggersbank gab den Patrioten einen erwünſchten Vorwand zu neuer Beſchwerde. Es wurde nämlich im Jahre 1782 endlich ein kleines Kriegsgeſchwader ausgerüſtet, welches unter dem Admiral Cornelius Zoutmann und dem Commodore Kinsbergen eine Handelsflotte von zwei und ſiebenzig Schiffen in die Oſtſee geleiten

---

47) Dies Memorial (nebſt dem Prozeß des George Gordon und andern Actenſtücken) findet man ebenfalls hinter dem Jahrgange 1781 des **Annual Register**, und wir wollen hier nur die Stelle anführen, worin der Herzog die ſtärkſten Aeußerungen der Bürgermeiſter über ſeine Perſon und über ſeinen Zwiſt mit dem Rathspenſionarius zuſammenfaßt: „Sie fühlten, ſagten ſie, ſich nothgedrungen, Sr. Durchlaucht zu erklären, daß nach der allgemeinen Meinung der Herr Herzog für die erſte Urſache des elenden und mangelhaften Vertheidigungsſtandes, worin das Land ſich befindet, aller Verſäumniß, die dabei vorwalte, und aller verkehrten Maßregeln, die ſeit geraumer Zeit genommen worden, nebſt allen unglücklichen Folgen, welche daraus hergefloſſen, gehalten werde, und daß man Sr. Durchlaucht verſichern könne, daß der Haß und die Abneigung der Nation gegen die Perſon und das Miniſterium des Herzogs aufs Höchſte gekommen ſey, daß daraus die ſchlimmſten und unangenehmſten Begebenheiten für die allgemeine Wohlfahrt und Ruhe zu befürchten." Weiter unten ſagten ſie ferner: „Es ſey zwar fern von ihnen, dieſen Herrn deſſen zu beſchuldigen, was ihm öffentlich Schuld gegeben werde, oder den Verdacht einer weit gehenden und unerlaubten Ergebenheit gegen den engliſchen Hof oder der Untreue und Corruption als gegründet anzuſehen; daß ſie das Vertrauen haben, daß ein Herr von ſo hoher Geburt und Rang zu dergleichen Niederträchtigkeit unfähig ſey, daß ſie aber der Meinung ſeyen, daß die ſchlimme Denkungsart, die unglücklicher Weiſe in Anſehung deſſelben herrſchend geworden und ein allgemeines Mißtrauen erweckt habe, ihn zum Dienſte des Landes und Sr. Durchlaucht unnütz und ſchädlich gemacht habe."

ſollte. Die Ausrüſtung ward ſo langſam betrieben, daß erſt nach drei Monaten die Schiffe auslaufen konnten und auch dann noch im ſchlechten Stande waren.

Eine engliſche Flotte unter Hyde Parker lag bei Helſingör, um die Holländer anzugreifen, ehe ſie den Sund erreichten, und ſegelte ihnen ins Kattegat entgegen, wo beide Flotten in der Nähe einer Sandbank, die Doggersbank genannt, am 5. Auguſt auf einander trafen. Dies Treffen zwiſchen den Engländern und Holländern, bei denen ſich ein amerikaniſches Kriegsſchiff von ungewöhnlicher Länge und Bauart befand, war das heftigſte das in dem ganzen Kriege zur See geliefert ward. Die Holländer ſiegten zwar nicht, ſie wurden aber durch den Ausgang neu belebt, denn in allen Städten und Zeitungen aller ſieben Provinzen jubelte man, daß die Zeiten der Opdam und der de Ruyter doch nicht ganz vorüber ſeyen. Die Schiffe hatten den Kampf nicht eher begonnen, als bis ſie ſich auf die Weite eines Piſtolenſchuſſes genähert hatten, dann dauerte das Feuern aber drei Stunden lang mit unerhörter und mörderiſcher Heftigkeit und Ausdauer von beiden Seiten fort, bis beide Flotten außer Stande waren, das Gefecht fortzuſetzen. Sie mußten beide den Hafen ſuchen, weil ſie nicht mehr im Stande waren, die See zu halten. Der einzige Vortheil, deſſen ſich die Engländer etwa rühmen konnten, beſtand darin, daß die holländiſchen Handelsſchiffe mit den Kriegsſchiffen zugleich in den Texel zurückkehren mußten, und daß das Linienſchiff Holland, ehe es den Hafen erreichte, unterging. Die drei tapfern Befehlshaber, Cornelius Zoutmann, Kinsbergen, van Braam, wurden hernach in Holland vom Volke geehrt und geprieſen, als wenn ſie den glänzendſten Sieg erfochten hätten, und auch die Regierung bemühte ſich, die vom Volke vergötterten Helden auf jede Weiſe auszuzeichnen; ſie beſchwerten ſich aber gleichwohl, daß ihre Ausrüſtung ſchlecht geweſen ſey, wie ihre Schiffe. Es waren allerdings die Verhaltungsbefehle der erbſtatthalteriſchen Regierung an die unmittelbar von ihr allein abhängenden Befehlshaber zur See und zu Lande ſehr zweideutig. Mit welcher Wuth

übrigens bei der Doggersbank war geſtritten worden, kann man daraus ſchließen, daß manches engliſche Schiff dort über 2500 Schüſſe gethan hatte.

Hyde Parker, der in England mit eben dem Triumph empfangen ward, als Cornelius Zoutmann in Holland, war eben ſo unzufrieden mit der engliſchen Regierung und Admiralität, als dieſer mit der holländiſchen. Man kannte nämlich Parkers Unzufriedenheit, weil er ſich ſowohl über die Schiffe, mit denen er ausgeſendet worden, als über die Beförderungen im Seedienſte, wobei das Miniſterium nur auf politiſchen Einfluß und auf Familienverbindung Rückſicht nahm, öffentlich beklagte, man bewog daher den König, ihm eine ganz auffallende und auszeichnende Aufmerkſamkeit zu beweiſen. König Georg **III.** war nicht wie ſein Sohn Georg **IV.** geboren und gemacht, um den Glanz der Ritterſchaft und die Majeſtät des Königthums in ſeiner Perſon und ſeiner Bewegung bei feierlichen Gelegenheiten zu repräſentiren; dafür war er denn freilich auch nicht ſo tief moraliſch verdorben, als ſein Sohn; er zeigte ſich daher nicht gern öffentlich als König. In ſeiner Familie, in der Kirche, bei ſeinen Ackerbaugeſchäften, bei ſeinen aſtronomiſchen Spielereien war er für Herſchel eine Art Gottheit und führte Lichtenberg, den er in Entzücken ſetzte, ſelbſt herum und zeigte ihm Alles, in Staatsangelegenheiten dagegen figurirte er nur, wenn er durchaus mußte; es war daher eine ganz ungewöhnliche Erſcheinung, daß er für Hyde Parker eine Ausnahme machte. Er ſelbſt, begleitet vom Prinzen von Wales, reiſte an den Ort, wo Parker mit ſeinen Schiffen lag [48]); er beſuchte ihn auf ſeinem

---

48) Die Scene, die in ihrer Art einzig in der engliſchen Geſchichte iſt, wie des Lordmayor Beckford Rede an den König bei der feierlichen Audienz, fiel auf dem Admiralſchiff Fortitude vor. Dies Schiff, wie die übrigen, lag an der Mündung des Fluſſes Nore, um nebſt den übrigen ausgebeſſert zu werden; der König fuhr daher die Themſe herauf, um den Admiral auf ſeinem Schiffe zu beſuchen. Der alte Seemann beantwortete die Artigkeiten mit den Worten: „Er wünſche Seiner Majeſtät beſſere Schiffe und jüngere Seeleute, er ſey für den Dienſt zu alt." Er nahm unmittelbar hernach ſeinen Abſchied.

Admiralſchiff, fand aber nicht, daß ſein Beſuch und die große Ehre den Admiral ſo beglückt machten, wie dies ſonſt bei Generalen und Admiralen und Gelehrten der Fall zu ſeyn pflegt. Der alte Seemann lehnte alle Beweiſe der königlichen Gunſt ſehr barſch ab, und beklagte ſich ganz laut und öffentlich über die Admiralität.

§. 3.

Engliſche Geſchichte. — Seekrieg. — Belagerung von Gibraltar. Miniſterien bis auf Pitts India-Bill um 1784.

Die Ereigniſſe in Nordamerika und beſonders Lord Cornwallis Capitulation in Yorktown, die Unternehmungen des Marquis Bouillé in Weſtindien, die Vertheidigung der holländiſchen Beſitzungen im Oſten durch den franzöſiſchen Admiral Suffrein ward der engliſchen Admiralität Schuld gegeben, alle tüchtige Seeoffiziere waren unzufrieden. Man klagte beſonders über die Unfähigkeit des erſten Lords der Admiralität und des Staatsſecretärs für die amerikaniſchen Angelegenheiten. Es ſchien daher, als ſich 1781 das neue Parlament wieder verſammelte, eine Auflöſung des Miniſteriums unvermeidlich. Selbſt Lord North, ſo dreiſt und eiſern er war, erkannte, daß er einige ſeiner Collegen werde aufgeben müſſen, wenn er noch ferner auf den Beiſtand des Königs, der hernach auch ſogar im letzten Augenblick nicht von ihm wich, vertrauend, ſein Syſtem durchſetzen wollte. Ein Mann, der ſo außerordentlich viel Talent hatte, die Maſchine zu leiten, welche man engliſche Regierung nennt, erkannte aber ſchon 1781, daß es ſehr ſchwer ſeyn werde neue Federn und Räder zu finden, wenn er nicht die ganze Maſchine einem andern Maſchiniſten übergebe und ſelbſt abtrete. Dies zeigten ſchon die letzten ſtürmiſchen Sitzungen des Parlaments von 1780; beſonders die Allerletzte.

Dies Parlament, deſſen letzte Sitzungen ſo drohend und ſtürmiſch waren, ward im September 1780 entlaſſen, und Alles aufgeboten, um zu bewirken, daß die Wahlen für das neue

Parlament, welches ſich im Oktober verſammeln ſollte, nur nicht ganz zum Nachtheile des Miniſteriums ausfielen. Zu den Mitteln, welche Lord North und ſeine Collegen gebrauchten, gehörte auch eins, deſſen man ſich in unſern Tagen oft in Frankreich bedient hat, man machte die Wohlhabenden um ihr Eigenthum beſorgt, und verbreitete, daß zur Zeit der Plünderung in London, als ſogar Wilkes auf ſeinem Poſten geweſen ſey, Fox ſich verkleidet herumgetrieben und die Menge aufgehetzt habe. Da ſich kein Beweis führen ließ, war die Verbreitung eines ſolchen Gerüchts ſchmählig. Auch die Gefahr des Staats und die der Küſten, welche eine Art militäriſcher Ordnung nöthig machte, wurde benutzt, um die Gegner des Miniſteriums von den Wahlen zu entfernen. Jeder Volksbeamte mußte auf ſeinem Poſten ſeyn, weil Gefahr drohe, hunderte konnte man militäriſch feſthalten, weil ſie der damals aufgebotenen Miliz angehörten. Die beiden Männer, welche durch Einfluß und Vermögen, durch Clientel und Verwandtſchaft dem Miniſterium längſt entgegengeſetzt waren, Rockingham und Shelburne, von denen beſonders der Erſte liberale Geſinnungen äußerte und liberale Männer ins Unterhaus zu bringen ſuchte, fanden gleichwohl in dem neuen Parlamente nicht blos ihre alten durch Beredſamkeit ausgezeichneten Freunde wieder, ſondern es kamen zwei neue hinzu.

Zwei Männer verſtärkten in dem neuen Parlament die Oppoſition gegen Lord North und erhielten von dieſer Zeit an für England und dadurch für Europa politiſche Bedeutung. Dieſe Männer waren Sheridan und der jüngere Sohn des Grafen von Chatham, William Pitt, von denen der Eine in unſerm Jahrhundert, nachdem er eine Reihe von Jahren als Redner und Dichter geglänzt hatte, in einem nicht unverſchuldeten Elende, der Andere als Schützer des ariſtokratiſchen und monarchiſchen Europa im vollen Genuß der königlichen Macht, die er ſeit 1784 erlangt hatte, geſtorben iſt. Beide erſchienen ſchon gleich im Jahre 1781 unter verſchiedenen Fahnen. Sheridan ſchloß ſich an Rockinghams Freunde, beſonders an Fox an, und war hef-

tig wie dieſer; Pitt war, wie Advokaten und Juriſten zu ſein pflegen, Diener der Umſtände, denn er ſuchte ja für ſeine Engländer nicht Freiheit und Sparſamkeit und ſtilles Bürgerglück, ſondern Reichthum, Herrſchaft, Macht, Glanz und alſo Ariſtokratie. Pitt näherte ſich zwar Shelburne, aber er diente ihm nicht; er ſchonte auch den König, den Fox mißhandelte, denn auf des Königs Namen wollte er ſeine und ſeiner Freunde Herrſchaft gründen, und er hat ſeinen Zweck erreicht.

Beide, Sheridan und Pitt, traten im Februar 1781 zum erſten Male als Redner auf, aber mit einem ganz verſchiedenen Erfolge, weil Pitt, zum Diplomaten und ſchlauen Staatsmann geboren und gebildet, obgleich erſt zwei und zwanzig Jahre alt, den rechten Gegenſtand und den rechten Augenblick wählte; Sheridan aber nicht. Der Letztere ward freilich ſchon damals als Mann von Talent erkannt; aber die Schlauen ſahen auch ſogleich ein, daß er nur ein gutes Werkzeug der Art ſey, wie ſie in den Parlamenten und Ständeverſammlungen nöthig ſind, um durch Dunſt der Rede zu betäuben und das Volk bei langweiligen Berathungen zu unterhalten und zu täuſchen. Sheridan nahm einerlei Richtung mit Fox und glänzte durch Witz, der dann freilich, wie das zu gehen pflegt, gar zu oft in Witzelei ausartete. Er war ſehr brauchbar, um durch ſein flackerndes Licht den oft dunkeln Bombaſt von Burkes Reden zu erhellen. Pitt erſcheint gleich anfangs als vorſichtiger Staatsmann und Geſchäftsmann, der ſich bald für, bald gegen den Hof erklärt, deſſen er nicht entbehren kann, dabei nie durch Ideen im Praktiſchen irre geleitet wird, alſo für König Georg der rechte Mann iſt. Sheridan paßt dagegen zwar für König Georg **III.** nicht, er war aber wie geboren zum Geſellſchafter des wüſten Prinzen von Wales, an den er ſich auch ſpäter anſchloß. Sheridan war Belletriſt, er ſchrieb Dramen, er hat als Dramatiker, als Schriftſteller, als gewandter und einnehmender Redner, als witziger Geſellſchafter Ruhm und Anſehn gehabt, hätte ſich auch wohl vielleicht behaupten können, wenn er durch Neigung zum Trunke nicht zuletzt zu tief geſunken wäre; Staats-

mann oder Diplomat war er nie. Pitt war durchaus praktiſch, hatte dabei gerade ſo viel Rechtlichkeit und Gewiſſen, als ein Staatsmann und Diplomat des neunzehnten Jahrhunderts haben darf, und kein Quentchen mehr; ſeine Beredſamkeit war ganz ſeinem Charakter angemeſſen.

Beide, Sheridan und Pitt, kamen auf dem Wege ins Parlament, auf welchem damals die großen Familien vermöge ihres jetzt durch Abſchaffung der ſogenannten verfallenen Flecken (**rotten boroughs**) etwas geſchwächten Einfluſſes auf die Wahlen, Talente ins Parlament brachten, die ſie für ſich benutzen wollten. Erſt als Pitt dirigirender Miniſter ward, machte er ſich frei von der Abhängigkeit der Familie, die ihn ins Parlament gebracht hatte. Sir James Lowther gab damals dem engliſchen Volke mehrere Mitglieder der Verſammlung, von welcher die ganze Regierung und Geſetzgebung abhing, das heißt, er konnte für mehrere ſogenannte verfallene Flecken Parlamentsdeputirten ernennen, und brachte auch den jungen Pitt für den Flecken Appleby in's Unterhaus. Pitt konnte jedoch nicht ſogleich bei der Eröffnung des Parlaments erſcheinen, weil Sir James erſt abwarten wollte, ob er nicht den Flecken für Einen aus der Familie Lowther gebrauchen müßte, wenn dieſer etwa an einem andern nicht ganz verfaulten Orte durchfallen ſollte.

Fox hatte gleich in den erſten Sitzungen des neuen Parlaments, im November 1780, eine lange Rede darüber gehalten, daß auf königlichen Befehl, zur Zeit des Gordonſchen Tumults, die Truppen gegen das Volk waren gebraucht worden, hatte aber wenig Gehör gefunden; Sheridan machte den großen Fehler, durch dieſen Vorgang nicht abgeſchreckt zu werden, ſondern denſelben Gegenſtand für ſeine erſte Rede zu wählen. Dieſe erſte im Februar 1781 gehaltene Rede wurde daher mit Recht nur als eine ſchöne Declamation angeſehen, die den, der ſie gehalten hatte, als liberalen Rhetor oder Schauſpieler, nicht aber als Staatsmann empfehlen könne. Ganz anders Pitt. Dieſer ſchloß ſich nämlich an Burke an, der damals

das Volk mit Vorſchlägen von Reformen, Abſchaffung von Sinecuren, Verminderung der blos um die Protection der Miniſter und ihre Clienten zu vermehren geſchaffenen Stellen köderte und narrte. Weder Burke, noch Pitt, der ihn ſecundirte, hatten die Abſicht, in dieſer Rückſicht auch nur das Geringſte ernſtlich zu ändern, das haben beide hernach in ihrem ganzen übrigen Leben durch die That bewieſen; damals wußte es niemand; der Gegenſtand war daher nach Art der Diplomaten und Deductionsſchreiber ſehr gut gewählt. Burke hatte nämlich ſchon in den erſten Sitzungen des neuen Parlaments (Ende 1780) mit großem Eifer gegen unerhörte Mißbräuche bei der ſogenannten Civilliſte, welche auch ſogar Lord North nicht leugnen konnte, geeifert. Er hatte ſchon damals auf die Abſchaffung der bisherigen unverantwortlichen Verwendung öffentlicher Gelder und auf eine beſſere Einrichtung der Civilliſte angetragen; dieſen Vorſchlag erneute er im Februar 1781, als Pitt ins Parlament getreten war, und dieſer unterſtützte ihn. Jedermann war erſtaunt, als ein junger Mann von zwei und zwanzig Jahren gleich in der erſten Rede mehr praktiſche und ſolide, als glänzende und blendende Fähigkeiten zu zeigen ſuchte. Man bewunderte ſeine Ruhe, Beſonnenheit, Würde, Mäßigung, die Kraft einer nur an den Verſtand gerichteten, jeden fremden Schmuck verſchmähenden Rede. Vorzüglich ward in jener entſcheidenden Zeit, wo man den Sturz des Miniſteriums ſchon ahnete, die Erwiederung bewundert, welche Pitt gab, als Lord Nugent in ſeiner Antwort auf Burkes Rede die Vergeudung der Gelder, die er nicht leugnen konnte, durch die vornehme Bemerkung entſchuldigte, daß, wenn man ſie abſchaffe, die ganze Erſparniß armſelige zwei Millionen Gulden betragen werde, eine Summe, die in Vergleichung mit der ganzen jährlichen Ausgabe höchſt unbedeutend ſey. Die anzuführende Stelle aus Pitts Rede gegen Lord Nugent iſt beſonders dadurch merkwürdig, daß es Worte des conſervativen Miniſters Georgs des Dritten ſind, der bis in unſer Jahrhundert Ideal diplomatiſcher und politiſcher Weisheit geblieben iſt. Derſelbe Mann vertheidigt hier

die Volksrechte gegen Lord Nugent und befehdet die Civilliſte. Das Merkwürdigſte dabei iſt jedoch, daß er die Volksrechte auf ſolche Weiſe vertheidigt, daß er ſpäterhin das Entgegengeſetzte von dem thun konnte, was er hier redet [49]), ohne dadurch auffallend mit ſich ſelbſt in Widerſpruch zu kommen, wie dies Burke widerfahren iſt.

Schon in den Herbſtſitzungen des Jahres 1781 ſchloſſen ſich an Pitt eine bedeutende Anzahl von denjenigen an, die Burke ganz unpraktiſch und rhetoriſch und Fox revolutionär fanden, Männer, welche das Miniſterium zwar ſtürzen, aber am Beſtehenden nicht gern das Geringſte ändern wollten. Man ſpürt an Pitts Reden, wie er, obgleich mit Burke und Fox dieſelbe Sache verfechtend, vorſichtig die Perſon des Königs ſchont und andeutet, daß er ſehr geneigt ſey, gleich den andern Tories, die Ariſtokratie der Reichen mit dem Glanze und der Majeſtät des Königthums zu überdecken und zu beſchützen. Er ſpricht deshalb als Mitglied der Oppoſition ganz anders als ſein Vater, der nicht aus Klugheit, als Staatsmann und Diplomat, ſondern aus dem Herzen gegen Lord North eiferte, und als Burke, der damals für Freiheit und Recht polternde Reden fabrizirte,

---

49) Pitt ſagt: What is the conclusion to be left to deduce? The calamities of the present crisis are to great too be benefited by oeconomy? Our expenses are so enormous, that it is useless to give ourselves any concern about them; we have spent and are spending so much, that it is foolish to think of saving any thing. Such is the language which the opponents of this bill have virtually employed. It has also been said, that the civil list was an irresumable parliamentary grant and it has been compared to a private freehold. The weakness of such arguments is their best refutation. The civil list revenue is granted to his Majesty not for his private use, but for the support of the executive government of the state. His Majesty, in fact, is the trustee of the public, subject to parliamentary revision. The parliament made the grant, and undoubtedly has a right to resume it, when the pressure of the times renders such resumption necessary. Upon the whole, I consider the present bill as essential to the being and independence of this country etc.

wie zehn Jahre hernach für Hierarchie, Feudalität und Erhaltung aller Mißbräuche. Zwei Tage vor der Eröffnung dieſer Herbſtſitzung, welche auf den 27. November angeſetzt war, kam die Nachricht von der Capitulation des engliſchen Heers unter Lord Cornwallis in Yorktown nach London. Unmittelbar hernach, ſchon im Dezember, ſehen wir Lord North ſich bemühen, einiger ſeiner Collegen mit Manier entledigt zu werden, und einer der auf ihren Vortheil ſo ungemein ſchlauen Schotten, der hernach Pitts unveränderlicher Anhänger blieb, zeigt ſogleich Ahndung, daß auf das Miniſterium, das ihn bis dahin verſorgt hat, nicht mehr mit Sicherheit zu rechnen ſeyn möge.

Dieſer Schotte war der damalige Lord Advocat von Schottland, Dundas, der in den indiſchen Angelegenheiten unter Pitt eine ſehr bedeutende Rolle geſpielt und als Lord Melville eine für ſeinen Charakter und für den der herrſchenden engliſchen Ariſtokratie ſehr ſchimpfliche Celebrität erlangt hat. Dieſer war es, der ſchon im December von der Miniſterialbank aus andeutete, daß eine Veränderung der Mitglieder des Miniſteriums nöthig ſey, um mit Amerika und Holland unterhandeln zu können, und zugleich auf Pitt, als auf den Mann hinwies, der kalte Klugheit und Talent genug beſitze, um zugleich dem Könige gefallen und dem Volke nützlich ſeyn zu können. Dundas erkennt in ſeiner Rede Pitt als ein frühreifes politiſches Genie an; er rühmt, daß er die Talente ſeines Vaters ererbt habe, und glänzende Rednergaben zeige. An den Lord Advocat von Schottland ſchloß ſich ſchon in der Mitte Dezembers ein anderes Mitglied des Miniſteriums, der Kriegszahlmeiſter Rigby, an, und beide befragten den leitenden Miniſter öffentlich im Parlament, ob es wahr ſey, daß er und Lord George Germaine nicht mehr einerlei Meinung wären? Er gab zwar auf dieſe Frage keine bejahende Antwort, verließ aber ſonderbarer Weiſe ſeinen Sitz, ohne eine gegeben zu haben: der bisherige Leiter der amerikaniſchen Angelegenheiten fand daher gleich im Januar 1782 ſeine Stellung unhaltbar.

Als Lord George Germaine im Januar ſeine Stelle auf-

gab, ward er unter dem Titel Viscount Sackville zum Pair erhoben; der neue Pair und die zurückbleibenden Mitglieder von Lord Norths Miniſterium, wie der König ſelbſt, erlitten aber auch bei dieſer Gelegenheit eine Kränkung. Eine nicht unbedeutende Anzahl Pairs, in deren Geſellſchaft Lord Sackville im Oberhauſe ſitzen ſollte, trugen zuerſt darauf an, daß er, der als Generaloffizier im ſiebenjährigen Kriege wegen ſeines Betragens im Felde von einem Kriegsgerichte verurtheilt worden, für unwürdig erklärt werden müſſe, unter ihnen zu ſitzen. Als dies nicht durchging, legten ſie wenigſtens eine förmliche Proteſtation gegen ſeine Erhebung zur Pairswürde ins Protocoll nieder [50]) Lord North war aber nicht der Mann, der ſich einſchüchtern, oder aus ſeinem ſpaßhaften Phlegma bringen ließ, welches ihn in den Stand ſetzte, mit nie erröthender Stirn, ächt praktiſch zu ſeyn und jeden Grundſatz, der nicht Vortheil bringt, zu verſpotten. Er fand freilich niemanden von großer Bedeutung, der in dieſem Augenblick mit ihm in ſein vom Sturm bedrohtes Schiff hätte treten wollen, doch übernahm Ellis, der ſchon einmal im Miniſterium geweſen war, den Platz, den Lord George Germaine nicht hatte behaupten können. Die zwei verſchiedenen Arten von Perſonen, welche unter Rockingham und unter Shelburne zwei verſchiedene Arten von Oppoſition bildeten, waren damals endlich gegen das Miniſterium vereinigt, und griffen, um es Stückweiſe zu zertrümmern, im Februar Lord Sandwich an. Schon am 23. Januar hatte Fox den Vorſchlag gethan, das Parlament möge ſich zu einem Ausſchuſſe bilden, der die Geſchäftsführung des Grafen Sandwich genau prüfen könne. Lord North und der Admiral Mulgrave nahmen zwar durch Reden ihren Collegen in Schutz; ſie widerſetzten ſich aber dem

---

50) Weil ihn das Kriegsgericht wegen ſeines Betragens in der Schlacht bei Minden unwürdig erklärt habe, ferner im brittiſchen Heere zu dienen, ſo ſey ſeine Promotion zur Pärſchaft: A measure fatal to the interests of the crown, insulting to the memory of the late sovereign, and highly derogatory to the dignity of that house.

Vorſchlage ſelbſt nicht. Als die Unterſuchung im Februar wirklich vorgenommen ward, hielt Fox eine ſeiner merkwürdigſten Reden. Er geht darin die Geſchichte des Seekriegs und der ganzen Verwaltung des englichen Seeweſens von 1777 — 1781 genau und prüfend durch, um den Antrag zu begründen, mit welchem er ſchließt: Das Parlament möge erklären, das Reſultat der von ſeinen im Ausſchuſſe vereinigten Mitgliedern angeſtellten Unterſuchung ſey: daß im Jahre 1781 grobe Fehler (gross mismanagement) bei der Verwaltung des Seeweſens von Großbritannien begangen worden. Schon dieſer erſte, das Miniſterium ſchwer anklagende Vorſchlag ward mit der ſchwachen Mehrheit von zwei und zwanzig Stimmen (205 gegen 183) abgelehnt, dies veranlaßte, nachdem Dundas und Rigby ſchon 1780 den Anfang gemacht hatten, auch die übrigen ſogenannten Schiffbruch ahndenden Ratten des Miniſteriums, nicht zu ſäumen, ihnen zu folgen. Die Ueberzeugung, daß das Miniſterium, ſich auf dieſe Weiſe auflöſe, bewog Fox, denſelben Antrag, den er in dem einen Ausſchuß bildenden Parlamente gethan hatte, zu wiederholen, als es wieder in der gewöhnlichen Form unter ſeinem gewöhnlichen Präſidenten, dem Sprecher, über dieſe Angelegenheit berathſchlagte.

Ein harter Kampf entſtand im Parlament als Fox am zwanzigſten Februar den Antrag machte, den Grafen Sandwich einer ſchändlich ſchlechten Verwaltung des brittiſchen Seeweſens ſchuldig zu erklären, und kaum war es Freiſprechung des Miniſters zu nennen, daß der Antrag in einer Verſammlung, wo vierhundert und drei und funfzig Parlamentsglieder anweſend waren, mit einer Mehrheit von blos neunzehn Stimmen abgelehnt ward. Jetzt ſuchte Lord North ſeinen Collegen durch freundliches Zureden zu bewegen, den Streit aufzugeben und eine Penſion und den Hoſenbandorden anzunehmen; das war aber vergeblich, er harrte aus. Kaum acht und vierzig Stunden nach dem Ende des letzten Streits im Parlament über die Sache des Präſidenten der Admiralität that dann General Conway den Vorſchlag: „den König zu bitten, allen weiteren Ver-

ſuchen, Amerika mit Gewalt zu bezwingen, zu entſagen." Als dieſer Antrag in einer Verſammlung von dreihundert und neunzig Mitgliedern nur mit Mehrheit einer einzigen Stimme abgelehnt ward, war vorauszuſehen, daß er bald aufs neue werde vorgebracht werden. Dies geſchah am Ende Februar und das Miniſterium ward mit neunzehn Stimmen überſtimmt. Auch dies ſchreckte Lord North nicht, da er auf den Eigenſinn des Königs, auf ſeine Verbindungen und Künſte vertraute. Die Oppoſition bot darauf erlaubte und unerlaubte Mittel, nicht ſowohl mehr gegen den Miniſter, als gegen den König ſelbſt auf, den man im Hintergrunde wahrnahm.

Dieſer Kampf und die folgenden ſind von ganz anderer Wichtigkeit, als die gewöhnlichen Zänkereien der Partheien um das Miniſterium und um die Vertheilung der Vortheile des Regierens; es galt dieſes Mal nicht einem bloßen Miniſterwechſel, ſondern einer Abſchaffung der ſeit Georg III. Regierungsantritt ſtets erneuten Beſchwerde über den perſönlichen Einfluß des Königs und ſeiner Creaturen. Es ſollte eine Art Revolution erfolgen; der König ſollte von den Geſchäften gewiſſermaßen ganz entfernt und genöthigt werden, nicht blos in den Geſchäften, ſondern in ſeiner perſönlichen Umgebung und im Innern ſeines Hauſes nur ſolche Leute zu dulden, die ihm perſönlich nicht angenehm waren; das Parlament begann daher einen förmlichen Krieg. Auf die Bitte des Parlaments, den amerikaniſchen Krieg ein Ende zu machen, ließ Lord North dem König eine freundliche, aber ausweichende Antwort geben; darauf antwortete aber das Parlament ſogleich durch eine drohende Erklärung gegen die Miniſter [51]). Von dem Augenblick an er-

51) Der König hatte geantwortet: **That in pursuance of the advice of the house of commons he would assuredly take such measures as should appear to him conducive to the restoration of harmony between Great Britain and her revolted colonies.** Der Beſchluß des Hauſes gegen die Miniſter vom 4. März lautet: **That the house will consider as ennemies to his Majesty and the country all those who should advise a prosecution of offensive war on the continent of North America.**

kannte wahrſcheinlich Lord North, daß, nachdem ſchon ſo viele Mitglieder der untergehenden Sonne den Rücken gewendet, um von der aufgehenden gewärmt zu werden, die Behauptung des Miniſteriums unmöglich ſeyn werde, und ſetzte den Kampf nur fort, um den König nicht allein zu laſſen. Dieſer urtheilte mit Recht, daß, wenn ſein Miniſter nur bis Ende März bei ihm ausharre, wo die Ferien begännen, ſelbſt Fox nicht wagen würde, mitten im Kriege unter drohenden Umſtänden auf eine Verweigerung des Budgets anzutragen. Hätte alſo Lord North bis zum acht und zwanzigſten März ausgehalten, ſo wären ſechs Monat gewonnen geweſen, das wußten die Häupter der Oppoſition ſehr gut, ſie ruhten daher auch keinen einzigen Tag, ſondern wurden immer heftiger und heftiger.

Der heftige Antrag am 8. März war kaum mit einer Mehrheit von 10 Stimmen abgelehnt, als man am fünfzehnten einen zweiten that, wo die Mehrheit der Miniſter nur neun Stimmen betrug. Man nahm dann, um dieſe Mehrheit in Schrecken zu ſetzen, ſeine Zuflucht zu einem Mittel, deſſen man ſich zur Zeit Carls I. in Straffords Prozeß mit Glück bedient hatte. Man ließ nämlich Liſten im Lande vertheilen und anſchlagen, worin die Namen der einzelnen Abſtimmenden bei jedem einzelnen Vorſchlage, die miniſteriellen roth, die andern ſchwarz gedruckt waren, um ſie dem Haß und der Verfolgung des Volks preiszugeben. Am achtzehnten hatte ein Parlamentsglied (John Reus) darauf angetragen: das Parlament ſolle eine öffentliche Erklärung ausgehen laſſen, daß das Miniſterium wegen des erlittenen Verluſts und der von ihm auf das Land gebrachten Schuldenlaſt das Vertrauen des Parlamens ganz verloren habe. Der Vorſchlag ward mit Mehrheit einer einzigen Stimme abgelehnt, der Graf von Surrey kündigte aber an, daß er ihn am 19. erneuen wolle. Ganz London war in geſpannter Erwartung auf die Debatten dieſes Tags, als Lord North vor dem Lärmen, der ihm in den folgenden zehn Tagen noch bevorſtand, zurückwich. Er erſchien am 20. in dem Anzuge, in dem er eben vom Könige kam, mit ſeiner gewöhn-

lichen Faſſung, Ruhe und Spaßhaftigkeit im gedrängt vollen Parlamente und erklärte zu aller Erſtaunen, was keiner erwartet hatte: Es ſey unnöthig, die am neunzehnten angekündigte Debatte anzuſtellen, weil er ſo eben ſeine Entlaſſung eingereicht habe, und einige Tage nöthig ſeyen, um ein neues Miniſterium einzurichten.

Der König war dies Mal der, welcher am mehrſten litt, weil er die Sache der Miniſter zu einer perſönlichen Angelegenheit gemacht hatte und ſich mit Leuten umgeben mußte, die ihm nicht angenehm, zum Theil ſogar tödtlich verhaßt waren, wie z. B. Fox, oder vielmehr Rockingham und ſeine ganze Clientel. König Georg war daher auch heftig über Lord North erbittert, von dem er verrathen zu ſeyn glaubte, weil er nicht ausgehalten hatte. Der König würde unter den damaligen Umſtänden gewünſcht haben, da Lord North nicht zu halten war, Shelburne nebſt allen denen, die ſich an dieſen ſchloſſen, ins Cabinet nehmen zu können, beſonders weil unter Shelburnes Clienten Lord Chathams Sohn nebſt allen denen war, die einſt Lord Chathams Parthei gebildet hatten. Shelburne fühlte ſich aber nicht mächtig genug, ohne Rockingham das Ruder übernehmen zu können. Der König, mitten im Kriege verlaſſen, mußte ſich ein ſonderbar gemiſchtes Miniſterium und ſogar tiefe Kränkung bei der Einrichtung ſeiner Hofhaltung gefallen laſſen. Man findet unten in der Note die Namen der Perſonen, welche vom März bis Juni das Cabinet ausmachten [52]; wir bemerken dabei, daß die Stellen zwiſchen Shelburnes und Rockinghams Anhän-

---

52) Rockingham, erſter Lord der Schatzkammer, Fox und Sheridan, Staatsſecretärs, Lord Camden, Präſident des geheimen Raths, der Herzog von Grafton, Siegelbewahrer, Lord John Cavendiſh, Kanzler des Schatzkammergerichts, Admiral Keppel, erſter Lord der Admiralität, General Conway, Oberbefehlshaber der Truppen (Commander in chief of the Forces), der Herzog von Richmond, General-Feldzeugmeiſter (Master General of the Ordonances), Lord Thurlow, Kanzler, Dunning, den der König Shelburne zu Gefallen, zum Baron von Aſhburton machte, war Kanzler des Herzogthums Lancaſter.

gern, welche ſich bis dahin zum Theil zu ganz entgegengeſetzten Grundſätzen bekannt hatten, getheilt wurden. Die eigentliche Regierung beſtand aus eilf Perſonen, ſtatt daß vorher nur neun das Cabinet ausmachten. Daß Sheridan neben Fox Staatsſecretär wurde, mußte dem Könige höchſt widrig ſeyn, und Burke, der damals durch republicaniſche Rhetorik glänzte, als Kriegszahlmeiſter war ihm ebenfalls nicht angenehm. Rockingham war erſter Lord der Schatzkammer, Fox und Sheridan theilten das Staatsſecretariat auf die Weiſe, daß der Eine die inneren, der Andere die auswärtigen Angelegenheiten leitete. Nur Lord Thurlow behauptete ſeinen Platz als Kanzler, es fehlte aber wenig, daß ſich nicht die beiden Häupter des Miniſteriums aus Eiferſucht über eine dem Einen vom Könige gewährte Gunſt ſogleich entzweit hätten. Der König gewährte nämlich einem Herrn Dunning, dem er vorher ſchon immer gewogen geweſen war, auf Shelburnes Bitte, die Würde eines Baronet, dies nahm Rockingham ſo übel, daß er darauf beſtand, daß der Monarch ſogleich und bei einer Gelegenheit, wo man ſonſt dergleichen Promotionen nicht vorzunehmen pflegte, auch einem Manne, den er empfohlen hatte, dieſelbe Würde ertheile. Pitt war daher auch in dieſem Miniſterium an keinen Platz zu bringen, der ſeinen gerechten Anſprüchen einigermaßen anpaſſend geweſen wäre. Am härteſten war es unſtreitig, daß Rockinghams republicaniſcher Anhang den König, der als Hausvater und als liebenswürdiger Privatmann alle Achtung verdiente, durch die gänzliche Veränderung ſeiner täglichen Geſellſchaft ſeines Hofes und ſeines Hausweſens, gewiſſermaßen abſichtlich kränkte [53].

---

53) Wir wollen, ohne uns weiter auf die Hofgeſchichte und auf die Aufzählung der Namen der Hofbeamten einzulaſſen, nur ein Paar Stellen anführen, deren neue Beſetzung dem Könige beſonders empfindlich ſeyn mußte. Es war der Graf von Hertford fünfzehn Jahr lang als Oberkammerherr um den König geweſen, er mußte jetzt die Stelle einem andern überlaſſen. Man drang ihm denſelben Grafen von Effingham, der 1780 bei dem Aufſtande in

Das neue Miniſterium mußte dann freilich ſogleich das Verſprechen, welches ſeine Mitglieder, ſo lange ſie in der Oppoſition waren, ſo oft gethan hatten, erfüllen, es mußte den Holländern und den Amerikanern entgegenkommen; obgleich beide, ſo lange ihnen nur ein beſonderer Friede angetragen ward, ſich unmöglich in Unterhandlungen einlaſſen konnten. Sobald ſie ohne ihre Bundesgenoſſen unterhandelt hätten, würden ſie ſich von ihren alten Freunden getrennt, und in die Arme ihrer bitterſten Feinde und Nebenbuhler geworfen haben. Den Holländern ließ freilich Fox durch die Vermittelung des ruſſiſchen Miniſters in London vortheilhaftere Vorſchläge thun, als ſpäter gethan wurden; denn er bot ihnen an, die Tractate von 1674 zu erneuern; aber die republikaniſche oder patriotiſche Parthei war damals in den Niederlanden ſchon überwiegend und hoffte zu viel von Frankreich um plötzlich von ihm abzufallen. Holland verdankte übrigens den Franzoſen die Rettung von Ceylon. und vom Vorgebirge der guten Hoffnung. Was die Amerikaner angeht, ſo hatte das Miniſterium zuerſt öffentlich im Parlamente erklärt, daß es bereit ſey, die Unabhängigkeit der dreizehn Provinzen von Amerika anzuerkennen, und hatte dann den Admiral Digby und Sir Guy Carleton nach Amerika herüber geſchickt. Man wählte ausdrücklich dieſe Männer, weil man gegründete Urſache hatte, zu glauben, daß ſie des Zutrauens der Republicaner genöſſen, ſie fanden aber um ſo weniger Gehör, als das Kriegsglück die Engländer in dieſem Jahre nur allein in Weſtindien begünſtigte, ihnen aber ſonſt an vielen Stellen entgegen war.

London, wo Fox nur eine verdächtige Rolle geſpielt hatte, eine gräßliche ſpielte, zum Schatzmeiſter des königlichen Haushalts auf. Der alte Lord Bateman ſogar, ein Mann von 70 Jahren, der dem Könige beſonders angenehm war, durfte das Titularamt eines Master of the buck hounds nicht behalten. Auch Gibbon, der, beiläufig geſagt, ſich hatte gebrauchen laſſen, das Manifeſt gegen Spanien zu verfertigen, verlor damals ſeine Sinecure; denn Burke beſchränkte freilich ſeine Reformbill, ſo ſehr er immer konnte, durfte aber doch des Scheins wegen nicht den ganzen Antrag zurückziehen.

In Weſtindien erntete das neue Miniſterium durch Rodneys Triumph die Frucht einer Saat, welche es nicht geſäet hatte, und dieſer Triumph war um ſo größer, als vor der Rückkehr des Admirals das Anſehn der engliſchen Seemacht in jenen Gewäſſern ganz geſunken geweſen war. Als Rodney am 19. Februar 1782 mit einer Verſtärkung von Schiffen aus Europa zurückkehrte und das Commando der ganzen Flotte wieder übernahm, waren alle engliſchen Beſitzungen und Eroberungen außer Antigua, Barbadoes und Jamaica verloren. Die ſpaniſche und franzöſiſche Flotte hatten ſich vereinigen und auf Jamaica eine Landung verſuchen ſollen, um den Engländern auch dieſe ihre Hauptbeſitzung zu entreißen. Die Vereinigung der beiden Flotten hatte ſich aber verzögert und die franzöſiſche Flotte für ſich allein war, wenn gleich die Engländer das Gegentheil behaupten, der engliſchen an Zahl der Schiffe nicht gewachſen, ſie ſuchte daher vor ihrer Vereinigung mit den Spaniern einem Treffen auszuweichen. Nach der Vereinigung würde die Zahl der ſpaniſchen und franzöſiſchen Schiffe auf ſechzig angewachſen ſeyn. Die franzöſiſche Flotte war übrigens nicht blos viel zu ſtark bemannt, was man überhaupt damals franzöſiſchen Kriegsſchiffen vorzuwerfen pflegte, ſondern ſie hatte noch außerdem ſechstauſend Mann Landtruppen zum Angriff auf Jamaica an Bord, ſo daß ihr Verluſt an Menſchen bei einem Treffen ungewöhnlich groß werden mußte. Was die Bemannung der franzöſiſchen Kriegsſchiffe angeht, ſo waren ſie in der Regel größer als die engliſchen, ſie erforderten daher auch eine ſtärkere Bemannung. Ihre Bauart ward bekanntlich noch im Anfange dieſes Jahrhunderts den engliſchen Schiffbaumeiſtern als Muſter empfohlen. Die Ville de Paris, de Graſſes Admiralſchiff, galt allgemein als das größte und ſchönſte Linienſchiff, welches je in England oder Frankreich erbaut worden ſey. Es hatte 120 Kanonen und 1300 Mann an Bord, die andern Linienſchiffe wenigſtens 900.

Die franzöſiſche Flotte bildete drei Geſchwader unter de Graſſe, Vaudreuil, Bougainville, ſie ſuchte zwiſchen den Inſeln

hindurch zu ſegeln und ſich in deren Engen und an den Küſten derſelben ſeit dem Ende des Monats März der engliſchen Flotte zu entziehen. Sie wollte ſich auf dieſelbe Weiſe, wie ſich vorher de Graſſe mit Solano vereinigt gehabt hatte, mit der großen ſpaniſchen Flotte verbinden. Die engliſche Flotte unter Rodney, Hood, Drake war dies Mal glücklicher, als ſie im vorigen Jahre geweſen war, ſie zwang die franzöſiſche Flotte ſchon am 9. April zu einem Gefechte, in der Nähe der Inſel Dominica. Dies erſte Treffen war den Franzoſen rühmlich, weil ſie ſich ohne Schiffe zu verlieren, herauszogen; doch ward die Zahl ihrer Schiffe dadurch vermindert, daß ſie zwei derſelben, welche in dem Treffen ſtark beſchädigt waren, zurückſchicken mußten, um ſie ausbeſſern zu laſſen. Auch die Uebrigen hatten ſo viel gelitten, daß ſie nicht mehr mit den engliſchen gleichen Lauf halten konnten. Das Letztere gab Rodney Gelegenheit, ſie zu zwingen, unter ungünſtigern Umſtänden als vorher ein zweites Treffen zu liefern. Die franzöſiſche Flotte war nämlich der engliſchen ſchon völlig aus dem Geſichte gekommen und Rodney war im Begriff, die Verfolgung derſelben aufzugeben, als ſich de Graſſe genöthigt ſah, um zwei der größeren, ſtark beſchädigten Schiffe nicht hinter ſich laſſen zu müſſen, umzukehren, aus dieſem Grund konnte er am 12. einem Treffen nicht ausweichen. Beide Flotten bildeten ihre Schlachtordnung in dem freien Meerraum zwiſchen Dominica und Maria Galante und das dort gelieferte Treffen ward in der Geſchichte der Taktik der Seekriege durch ein berühmtes und ſeitdem oft verſuchtes Mannöver Rodneys vor andern merkwürdig. Dieſes Mannöver nennt man ein Durchſchneiden der feindlichen Linie, denn Rodney trennte zum Erſtaunen der Franzoſen ihre Linie dadurch in zwei Theile, daß er am dritten oder vierten Schiffe, von der Mitte gerechnet, mit allen ſeinen Schiffen glücklich durchfuhr.

Das Treffen dauerte von neun Uhr Morgens bis neun Uhr Abends und endigte mit einem furchtbaren Verluſt der Franzoſen, obgleich Vaudreuil und Bougainville mit ihren Geſchwadern ſich glücklich retteten. De Graſſe ſelbſt gab Beweiſe

von Heldenmuth und Ausdauer, welche auch vom Feinde bewundert wurden. Er vertheidigte nicht allein, als ſeine Linie durchſchnitten war und die Ville de Paris von zwei feindlichen Schiffen angegriffen wurde, das Schiff, bis die ganze Mannſchaft getödtet oder verwundet war, ſondern ließ ſich erſt gefangen nehmen, als er ſich nur noch allein mit zwei Mann auf dem Verdeck befand. Erſt dann ward die Ville de Paris mit noch fünf andern Linienſchiffen genommen, ein anderes Schiff war während des Treffens geſunken und der Cäſar flog in die Luft, als das Gefecht kaum beendigt war. Der Verluſt an Menſchen, den die Engländer erlitten, war unbedeutend, die Franzoſen dagegen verloren, weil ihre Schiffe überfüllt waren, ſiebentauſend Mann und konnten vorerſt an eine Landung auf Jamaica nicht denken. Das für Jamaica beſtimmte ſchwere Geſchütz und die Vorräthe von Munition fielen in die Gewalt der Engländer, nebſt den zur Bezahlung der Truppen beſtimmten Geldern nnd der Ville de Paris.

Das Schickſal des vorigen engliſchen Miniſteriums verfolgte aber auch das neue und zwar ſelbſt in der Mitte ſeines Triumphs. Die Wegnahme der feindlichen Linienſchiſſe brachte nämlich den Engländern eher Verluſt als Gewinn [54]), und Rodneys Sieg war kaum ein Erſatz für den Verluſt von Minorca, der haupt=

---

54) Auf dem Cäſar befanden ſich, als er in die Luft flog, außer 400 Gefangenen ein engliſcher Schiffslieutenant und fünfzig Matroſen. Von der Ville de Paris, welche im September unterging, erfuhr man nicht einmal, wo ſie geblieben ſey. Der Glorieux verſchwand am 17. und 18. September mit der ganzen engliſchen Bemannung, der Centaor ſcheiterte und ging unter, ebenſo der Hector, der Ramillies brannte auf der See ganz ab, und der Verluſt der den Franzoſen abgenommenen Schiffe ward im Auguſt noch durch den Verluſt des ſchönſten Schiffs der engliſchen Flotte vermehrt. Dies Schiff war der Royal George von 108 Kanonen, welches ganz ausgerüſtet im Hafen von Portsmouth lag und einer Ausbeſſerung wegen auf die Seite gelegt und vielleicht ein wenig zu ſtark geneigt war. Alles war fertig, es befanden ſich ein Paarhundert Weiber, um Abſchied zu nehmen, an Bord und 900—1000 Mann nebſt dem wackern Admiral Kempenfeld. Um zehn Uhr Morgens, während der Admiral in ſeiner Cajüte mit Schreiben beſchäftigt

ſächlich der Nachläſſigkeit des vorigen Miniſteriums zugeſchrieben ward. Die Spanier ſuchten Gibraltar und Minorca, als zwei im ſpaniſchen Erbfolgekriege auf ihrem Gebiete gegründete engliſche Niederlagen des Contrebande-Handels auf ſpaniſchen Küſten und zugleich Bollwerke des See- und Landkriegs der Engländer, wieder zu erobern, ſie hatten deshalb Gibraltar ſchon ſeit 1779 zu Waſſer und Lande enge eingeſchloſſen. Außer den andern Anſtalten, welche ſie ſeit Juli 1779 von der Landſeite her gegen Gibraltar gemacht hatten, befeſtigten ſie auch für ihr Heer ein Lager bei St. Roque, und fanden Mittel, den Hafen zu blokiren, weil die engliſchen Küſten bedroht waren und die engliſchen Flotten ſich in den oſtindiſchen und weſtindiſchen Meeren befanden. Rodneys erſte Fahrt in dieſem Kriege ward daher dadurch wichtig für England, daß er, ohne ſich lange aufzuhalten, der bedrohten Feſtung die Truppen, deren ſie zur Verſtärkung der Beſatzung bedurfte, die Lebensmittel und die Kriegsvorräthe für eine lange Belagerung zuführte. Das Uebrige that hernach der Commandant Elliot, der ſich nicht ſowohl durch Ausdauer des Duldens, wegen deren man ſonſt die Vertheidiger von Feſtungen zu preiſen pflegt, als durch ſeine Geſchicklichkeit in Vernichtung der coloſſalen Anſtalten des Angriffs berühmt machte.

Während hernach die ganze Aufmerkſamkeit auf Gibraltar gerichtet war, ſann Carl III. von Spanien in ſeinem Cabinet auf eine Unternehmung gegen Minorca, wobei er franzöſiſche Ingenieurs zu Rathe zog und von franzöſiſchen Truppen unterſtützt ward. Coxe, der ſeine Geſchichte Spaniens unter Carl III. aus Papieren engliſcher Staatsmänner, aus ihren Geſandtſchaftsberichten und Mittheilungen, kurz aus allem dem Gerede und Geſchreibe der Diplomaten zuſammengeſetzt hat, worauf

---

war, erhob ſich ein ganz kleiner Windſtoß, und das Schiff ſank ſo ſchnell, daß nur dreihundert Menſchen gerettet wurden, die ſich gerade auf dem Verdecke befanden. Der Strudel, den das ſinkende ungeheure Schiff verurſachte, war ſo ſtark, daß ein Proviantſchiff mit hinabgeriſſen ward.

wir nur in ſo fern einige Bedeutung legen, als ſich in den Thatſachen ein deutlicher Erfolg oder Zuſammenhang des Redens und Denkens mit der Handlung ergiebt, bringt das Unternehmen mit einem Projekt des engliſchen Miniſteriums in Verbindung. Wenn es aber auch wahr ſeyn ſollte, daß die engliſchen Miniſter die Kaiſerin Catharina und Potemkin durch ein lächerliches Projekt von Abtretung der wichtigen Feſtung zu täuſchen gedacht hätten, ſo verdiente dies doch keiner hiſtoriſchen Erwähnung, weil es ein diplomatiſches Luftgeſpinnſt war, wie deren alle Tage hundert gemacht werden. Ausgemacht gewiß dagegen und aus den Thatſachen ſelbſt hervorgehend iſt, daß König Carl III., ohne ſein Miniſterium zu befragen und ohne anfänglich auch nur den franzöſiſchen Hof davon zu unterrichten, um 1781 den Entſchluß faßte, plötzlich Minorca anzugreifen, welches eine ſchwache Beſatzung hatte und ſchlecht verſorgt war. Der Herzog von Crillon, der dem franzöſiſchen Heer und franzöſiſchen Militärſchulen ſeine Militärbildung verdankte, aber ſchon ſeit dem ſiebenjährigen Kriege in ſpaniſchen Kriegsdienſten war, ſollte das Landheer anführen und den Angriff leiten, die vereinigte ſpaniſche und franzöſiſche Flotte aber ſollte die Unternehmung gegen die engliſche Seemacht beſchützen. Es waren nämlich damals wegen der Belagerung von Gibraltar unter Guichen und Don Juan de Cordova acht und vierzig ſpaniſche und franzöſiſche Linienſchiffe vereinigt, dieſe Flotte war den Engländern an Zahl überlegen. Unter dem Schutz der Flotte wurden achttauſend Mann Spanier von dem Belagerungsheer vor Gibraltar eingeſchifft und ohne daß weder Frankreich noch England etwas von dem Plane geahndet hatten, am Ende Julius 1781 durch die Meerenge nach Minorca gebracht. Die Landung ward durch den Beiſtand der Minorcaner, welche mit Spanien wieder vereinigt zu werden hofften, erleichtert. Sogar Citadella, Fort Fornella und einige andere Poſten in der Nähe des Hauptorts Port Mahon wurden ohne Schwierigkeit erobert, ſchon in der Mitte Auguſt fiel ein bedeutendes Arſenal und ein Magazin in die Gewalt der Spanier und die ganze Beſatzung

mußte ſich in das Fort San Felipe ziehen. Dies Fort ganz allein vereitelte die Hoffnung der Spanier, die Inſel ohne eine förmliche Belagerung in wenigen Wochen zu nehmen, denn es hatte einen tüchtigen Commandanten, war feſt, und beherrſchte Port Mahon.

Crillon hatte gehofft, den engliſchen Befehlshaber Murray, einen Mann aus einer der angeſehenſten ſchottiſchen Familien, entweder zu überraſchen oder durch eine Million Livres zu beſtechen; er gerieth in nicht geringe Verlegenheit, als beides fehlſchlug, weil man auf eine förmliche Belagerung nicht gefaßt war und eine bloße Einſchließung ſich ſehr in die Länge ziehen und den Erfolg zweifelhaft machen konnte. Die Spanier ſahen ſchon im September ein, daß ihre eigne Ausrüſtung zur Einnahme des Forts nicht hinreichen werde und wandten ſich an Frankreich um Beiſtand. Man ſandte ihnen unter dem Baron von Falkenhayn viertauſend Mann guter Truppen alle Vorräthe und das ſchwere Geſchütz, welches zu einer förmlichen Belagerung erforderlich war. Als im October das friſche Heer, die Kanonen und Kriegsvorräthe ankamen, hatte ſchon das Entbehren friſcher und grüner Nahrungsmittel unter den Engländern und den Hannoveranern, welche zwei Drittheile der Beſatzung ausmachten, furchtbare Verheerung angerichtet. Durch Genuß des geſalzenen und gedörrten Fleiſches und der trocknen Gemüſe waren die erwähnten zwei Drittheile durch Scorbut dienſtunfähig und unter dem dritten Drittheile befanden ſich vierhundert Invaliden. Je ſchwächer die Engländer waren, um deſto mehr ward eine kühne und glückliche Unternehmung in ganz Europa geprieſen und auch von den Feinden anerkannt, welche Murray noch im November mit ſeiner kleinen Zahl von Leuten, die noch dazu krank und ausgemergelt waren, gegen das Hauptquartier der Belagerer ausführte. Der Herzog von Crillon hatte nämlich ſein Hauptquartier am Cap Mola und ward dort von den wenigen Engländern des Forts ſo plötzlich überfallen, daß er nicht allein ſein Heer von dieſem Poſten ganz wegziehen mußte,

ſondern ihn auch geraume Zeit hindurch nicht wieder einnehmen konnte. Die Belagerungsarmee beſtand aus ſechzehntauſend Mann, hatte hundert und neun Stück ſchweres Geſchütz und ſechs und dreißig Mörſer, die Beſatzung war durch Scorbut faſt ganz dienſtunfähig gemacht und ein Pulvermagazin geſprengt, nichtsdeſtoweniger mußte man die Belagerung ganz nach der Regel fortſetzen. Im Januar 1782 war man endlich mit den Arbeiten dieſer Belagerung ſo weit fortgeſchritten, daß man das Feuer aus hundert und fünfzig Stücken eröffnen konnte. Die Engländer vertheidigten ſich trotz des zerſtörenden und mörderiſchen Feuers der Belagerer aufs ſtandhafteſte, was um ſo mehr bewundert ward, als Commandant und Vicecommandant gewiſſermaßen in offnem Zwiſt waren. Als endlich auch der für ſo ſehr viele Kranke ganz unentbehrliche Vorrath von Arzneimitteln durch eine Bombe zerſtört ward, mußte man am 5. Februar an eine Capitulation denken. Die Tauſende der Belagerer mit ihrer ungeheuern Menge von Geſchütz wurden ganz beſchämt, als die Paar hundert Leute von elendem Ausſehen, die ſich ſieben Monate lang gewehrt hatten, der Capitulation gemäß aus dem Thore des Forts zogen [55].

Die Inſel Minorca war ſeit achtzig Jahren in den Händen der Engländer geweſen, die Hoffnung des Königs von Spanien, endlich auch Gibraltar nehmen zu können, erwachte daher mit neuer Stärke, obgleich er ſeit drei Jahren Koſten und Mühe ganz vergeblich auf die Belagerung dieſes Felſens verſchwendet hatte. Der Bericht über die Anſtalten zur dieſer Belagerung und über den Aufwand, den man dafür machte, lautet faſt wie eine orientaliſche Geſchichte. Im Jahre 1782 wollte man mit

55) Die Garniſon erhielt alle militäriſchen Ehren und durfte nach England zurückkehren. Es waren ſechshundert alte abgelebte Soldaten, hundert und zwanzig königliche Artilleriſten, zweihundert Matroſen, zwanzig Corſicaner, fünf und zwanzig Griechen, Türken, Mauren, Juden u. ſ. w. Am Abend vor der Capitulation gebrauchte man zur Beſetzung der nöthigſten Poſten 415 Mann, hatte aber, um ſie abzulöſen, nur 245 Mann, alſo 170 weniger, als nöthig waren.

der franzöſiſchen und ſpaniſchen Flotte auch die niederländiſche zum Behuf dieſer Belagerung vereinigen, die Regierung des Erbſtatthalters ward aber ihren Gegnern noch verdächtiger als vorher, weil man ſie beſchuldigte, der große Plan ſey durch ihre Schuld geſcheitert. Es zeigte ſich nämlich bei dieſer Gelegenheit aufs neue, daß das Intereſſe des Erbſtatthalters und ſeiner Familie ein ganz anderes ſey, als das der Ariſtokratie des Landes, ſoweit dieſe nicht innig mit Oranien verbunden war. Das Eine erforderte, ſich an England zu halten, das Andere, ſich innig mit Frankreich zu verbinden. Es hatten daher die Generalſtaaten und die Regierungen der einzelnen Provinzen ſich ſeit Frühjahr 1782 immer enger an die nordamerikaniſche Republik, an Spanien und Frankreich angeſchloſſen, die Regierung, oder vielmehr Ernſt Ludwig, Herzog von Braunſchweig, im Namen des Prinzen als Oberadmiral und Generalcapitän, unterhandelte insgeheim mit dem neuen engliſchen Miniſterium, welches damals einen Frieden anbieten ließ, den die Generalſtaaten verſchmähten. Als man daher im Herbſte 1782 das holländiſche Geſchwader, welches die franzöſiſche Flotte verſtärken und dann in Verbindung mit der ſpaniſchen bei Gibraltar gebraucht werden ſollte, in Breſt erwartete, erklärte zum Erſtaunen der ganzen niederländiſchen Nation der Erbſtatthalter und Erbadmiral, in Uebereinſtimmung mit den durchaus oraniſch geſinnten Befehlshabern, im September 1782, daß es für dies Jahr zu ſpät ſey, große Kriegsſchiffe nach Breſt abgehen zu laſſen.

Dadurch ward dann auf der einen Seite der Plan eines Angriffs auf Gibraltar, wobei mit ungeheurer Uebermacht die engliſche Flotte abgehalten oder vernichtet werden ſollte, vereitelt; auf der andern aber die Unzufriedenheit in den ſieben Provinzen und die Gährung ſo vermehrt, daß man ſchon damals einen Ausbruch von Unruhen fürchtete. Die Verabredung wegen der Vereinigung der ſämmtlichen Flotten war eine Folge des veränderten Plans der Belagerung von Gibraltar, worauf damals die Erwartung und Aufmerkſamkeit von ganz

Europa geſpannt waren, weil Frankreich und Spanien ihre ganze Macht zur Eroberung, England zur Vertheidigung der 1704 ohne Widerſtand eingenommenen Felſenburg aufboten. Dieſe Belagerung war ſeit Juli 1779 nur von der Landſeite her anhaltend betrieben worden, wobei der General Elliot ſeiner Sache ſo ſicher war, daß er immer die Spanier ihre Batterien errichten und ſehr bedeutende Summen auf Errichtung und Einrichtung derſelben verwenden und hernach, wenn Alles fertig war, mit ſeiner vortrefflichen Artillerie die Batterien in einem Tage zuſammenſchießen ließ. Von der Seeſeite her ging es den Spaniern noch ſchlimmer; ſie waren nicht einmal im Stande die engliſchen Kriegsſchiffe, Panther und Experiment, welche den Hafen vertheidigten, zu verbrennen, obgleich Brander gebaut und eingerichtet und Don Barcellos Flotte zur Beſchützung der Unternehmung gegen den Hafen beordert war. Die Brander wurden aber ungeſchickt geleitet und Don Barcellos Flotte bei dem Unternehmen ſehr übel zugerichtet.

Wir haben ſchon oben erwähnt, daß nach dieſen vereitelten Verſuchen von der Seeſeite aus die Engländer nicht konnten abgehalten werden, die Feſtung mit allem Nöthigen reichlich zu verſehen, ſo daß ſie um 1781 viel beſſer verſorgt und beſetzt war, als um 1779 vor der Einſchließung. Die Beſatzung war nach und nach bis auf ſiebentauſend Mann vermehrt und beſtand aus lauter auserleſenen, kräftigen Leuten, auch hatte man die geſchickteſten und geübteſten Artilleriſten dahin geſchickt. Seit dem einem Feldzuge ähnlichen merkwürdigen Ausfalle, den die Beſatzung mit dem glänzendſten Erfolge gegen die Spanier, welche die Stadt von der Landſeite angriffen, unter Elliots eigner Anführung und unter dem General Roß am 27. November 1781 ausgeführt hatte, gab man die Hoffnung, allein von dieſer Seite her die Feſtung zu nehmen, aufs neue auf, und verſuchte ganz neue Mittel von der Seeſeite her anzuwenden. Zu der Zeit nämlich, als Elliot und Roß den merkwürdigen Ausfall thaten, hatten die Spanier ſich mit der Vorſtellung getäuſcht, daß ſie auf der Landſeite eine vierte Parallele zu Stande ge=

bracht hätten, welche dem Feuer der Feinde trotzen werde, und nahe genug ſey, um dem Geſchütze Wirkung geben zu können. Sie war in der That bis auf tauſend Ruthen von der Feſtung fortgeführt, als plötzlich die ganze Garniſon in drei Colonnen ausrückte und die Spanier überraſchte. Die Kanonen wurden vernagelt, die Werke zerſtört, geſprengt, verbrannt und innerhalb einer Stunde die Arbeiten mehrere Monate vernichtet.

Um dieſe Zeit, als die mehrere Monate hindurch genährte Hoffnung, der Feſtung von der Landſeite beizukommen, vereitelt war, ließ ſich der König von Spanien, der die Expedition gegen Minorca angegeben und gleich der Belagerung von Gibraltar als perſönliche Angelegenheit angeſehen und betrieben hatte, auf den ganz abentheuerlichen Plan einer Beſchießung von der Seeſeite ein. Dieſe Erfindung der ſchwimmenden Batterien kann nur mit Xerxes Zug gegen die Griechen, oder doch mit ſeinem Brückenbau, verglichen werden und hatte eben ſo verderbliche Folgen für die Urheber, als der Letztere. Der franzöſiſche Ingenieur, mit dem Carl III. ſelbſt den Plan ſogenannter ſchwimmender Batterien verabredete und welcher den Bau angab und leitete, war und blieb als einer der geſchickteſten Männer ſeines Fachs bekannt, gleichwohl fällt jedem, der weder vom Seeweſen noch vom Belagerungskrieg das Geringſte verſteht, die Abentheuerlichkeit ſogleich ins Auge. Es war nämlich der Rathgeber des Königs von Spanien derſelbe Ritter d'Arçon, der ſpäter in der Schreckenszeit Carnot zur Seite ſtand, als er die bewunderten Inſtructionen für die erobernden Armeen der franzöſiſchen Republik entwarf. Er ſtarb 1800 unter Bonapartes Conſulat als Diviſionsgeneral, als Inſpector der Feſtungen und Mitglied des Inſtituts, wie man die Academie damals nannte. Der Plan dieſes Ingenieurs, den König Carl III. billigte, ging dahin, die Feſtung von dem Hafen aus zu beſchießen und zu dieſem Zweck den Hafen mit ungeheuern ſchwimmenden hölzernen Bauwerken anzufüllen, worauf man das ſchwere Geſchütz und die Mörſer den Werken nahe bringen könne. Den zu dieſer Abſicht auf Unterlagen von Schiffen gebauten, ſehr zuſammengeſetzten, höl-

zernen, ſchwerfälligen Gebäuden gab man den Namen ſchwimmende Batterien.

Es wurden zu dieſer Abſicht zehn Schiffe von 6 bis zu 1100 Tonnen entmaſtet, um den mit einer erſtaunlichen Maſſe von Baumſtämmen auf ihnen zu erbauenden Batterien zur Unterlage zu dienen und die Belagerer in den Stand zu ſetzen, ſie von einem Orte zum andern zu bringen. Man berechnete die Maſſe ſoliden Holzes, welche zum Bau dieſer Batterien ſelbſt gebraucht ward, auf 200,000 Cubicfuß. Der untere feſte Boden ward oben durch ein elaſtiſches Dach von Ankerſeilen die mit naſſen Häuten bedeckt waren, geſchützt, welches abhängig war, damit die von oben geſchoſſenen Kugeln herabrollten, ſtatt daß ſie durch ein feſtes Dach durchgedrungen wären. Korkholz und naſſer Sand künſtlich im Innern vertheilt und von Zeit zu Zeit durch eingepumptes Waſſer neu genetzt, ſollten verhindern, daß die etwa eindringenden glühenden Kugeln das trockene Holz anzündeten. Auf dieſe Weiſe wurden dieſe ſogenannten ſchwimmenden Batterien zu unbehülflichen hölzernen Kaſtellen, welche, trotz der Schiffe, worauf ſie ruhten, nicht leicht bewegt, oder gewendet werden konnten. Auf jedem einzelnen dieſer ſchwimmenden Bollwerke waren 142 Stück ſchweren Geſchützes, zum unmittelbaren Gebrauch, halb ſo viel in Reſerve für den Nothfall, und für jedes Stück ſechs Artilleriſten.

Das Beſchießen der Werke aus der ungeheuern Menge des ſchweren Geſchützes dieſer ſchwimmenden Batterien ſollte von dem Feuer von vierzig mit ſchwerer Artillerie verſehenen Kanonenboten unterſtützt werden, und ebenſoviel Bombenbote mit Mörſern von zwölf Zoll und fünf Bombardier-Galioten ſollten zum eigentlichen Bombardement gebraucht werden. Man zählte zwölfhundert Stücke ſchweren Geſchützes, welche herbeigeſchafft waren, und 83,000 Fäſſer Pulver. Der Angriff ſollte übrigens zugleich von den auf der Landſeite wieder aufgebauten Batterien und vom Hafen aus von den ſchwimmenden Batterien beginnen, und die Letztern von der vereinigten franzöſiſchen und ſpaniſchen Flotte unterſtützt werden. Dieſe Flotte beſtand

aus fünfzig Linienſchiffen; ſie war beſtimmt, es mit der engliſchen Flotte aufzunehmen, oder vielmehr, dieſe vom Hafen entfernt zu halten, da man wußte, daß ſie Verſtärkungen, Vorräthe und Munition für die Feſtung am Bord habe. Außerdem waren über dreihundert große Boote und Alles, was die Spanier in allen ihren Häfen an Fregatten und kleineren Schiffen zuſammentreiben konnten, für den Augenblick des Angriffs an der Meerenge vereinigt.

Ganz Europa harrte mit geſpannter Erwartung auf den Ausgang des Unternehmens gegen einen bloßen und vereinzelten Felſen; denn die Anſtalten auf der Landſeite waren nicht weniger furchtbar, als die Rüſtungen auf der See. Es lagen nämlich hinter den Landbatterien vierzigtauſend Spanier, zu denen ein Hülfsheer von zwölftauſend Mann Franzoſen ſtieß. Aus allen Gegenden Europas, beſonders aus Frankreich, Spanien und Italien ſtrömte die vornehme Welt zuſammen, um dem Schauſpiele der Eröffnung des Feuers vor Gibraltar beizuwohnen. Auch Ludwigs **XVI.** Brüder vermehrten ihren loſen Aufwand und ihre Schulden durch die in der koſtſpieligen Begleitung ihrer leichtfertigen Umgebung unternommene Reiſe ins Lager von St. Roque.

Eine ſehr üble Vorbedeutung für den Ausgang des abentheuerlichen Unternehmens und für den Erfolg der coloſſalen Vorbereitungen war, daß, während König Carl **III.** und d'Arçon, welche zwar Theorie des Kriegsweſens, aber auch nicht die geringſte praktiſche Erfahrung hatten, an dem Ausgange gar nicht zweifelten, die beiden ſpaniſchen Feldherrn, die zu Lande und zur See gedient und Erfahrungen erworben hatten, Crillon und der Admiral Bonaventura Moreno, auch nicht das geringſte Zutrauen zu den großartigen Anſtalten zeigten. Die ungeheuern Holzmaſſen waren in der Bay von Aldſcheſiras gebaut und die Engländer lachten im Stillen der im Cabinet ohne alle nautiſche Erfahrung berechneten Unternehmung, welche ihnen eine ſichere Beute bereitete.

Der Angriff ward auch dieſes Mal wieder von der Land=

ſeite begonnen, und endigte, wie er noch jedesmal geendigt hatte, ſobald man das Feuer eröffnet hatte. Elliot richtete vom fünften bis zum achten September ſein furchtbares Feuer auf die neu errichteten Batterien am Lande und ſchoß auf dieſelbe Weiſe wie er hernach durch glühende Kugeln und Bomben die ſchwimmenden Batterien vernichtete, in den drei Tagen alle die Werke völlig zuſammen, welche die Feinde in neun Monaten an der Landſpitze errichtet hatten. Die Spanier bauten indeſſen ſogleich eine neue Batterie von 64 Kanonen und warfen bis zum 13. September, an welchem Tage auch das Feuer von der See aus eröffnet ward, 6300 Kugeln und 1080 Bomben in die Stadt. Elliot erwiederte das furchtbare Feuer gleich heftig, und ſetzte, als am 16. die ſchwimmenden Batterien aus dem Hafen von Aldſcheſiras ſchwerfällig an den Fuß des Felſens gebracht waren und das betäubende Schießen begann, ſein Hauptvertrauen auf die glühenden Kugeln, deren er nach einer vorher mit großer Einſicht gemachten Einrichtung in einem einzigen Tage viertauſend auf die unten liegenden hölzernen Bauwerke herabſchleuderte.

Die Einrichtung der Dächer der Batterien ſchien einige Stunden lang die gewünſchte Wirkung zu thun, denn ſelbſt die Bomben rollten von den durch die Taue elaſtiſchen naſſen Fellen herunter; aber ſobald eine einzige glühende Kugel tiefer in das größte der Schiffe eindrang, zeigte ſich, daß die Einrichtung der Lagen von Korkholz und naſſem Sande auf keine Weiſe die Entſtehung einer Entzündung verhindern könne. Sobald es einmal an verſchiedenen Stellen rauchte, verlor hernach die Bemannung die Beſinnung. Schon um ein Uhr in der Nacht des vierzehnten Septembers ſtanden die beiden größern Batterien, bald auch einige andere in Flammen, und Capitän Curtis benutzte ſogleich den günſtigen Augenblick, um mit ſeinen Kanonenboten zu erſcheinen. Er commandirte zwölf engliſche Kanonenbote, von denen jedes einen Achtzehn- oder Vierundzwanzigpfünder führte, dieſe ſchickte er jetzt in die Bay, um die ſpaniſchen Kanonenbote zu vernichten, welche den Batterien hätten

Hülfe leiſten können und ſollen. Die Kanonenbote flohen und überließen die Batterien ihrem Schickſal. Acht der ungeheuern Schiffe verbrannten oder flogen in die Luft, unter ihnen war das Admiralſchiff; eins fiel in die Gewalt der Engländer und das zehnte verbrannten dieſe, weil ſie es nicht fortbringen konnten [56]).

Einen Theil der Mannſchaft, welche ſich auf den Batterien befand, retteten die Spanier, etwa vierhundert Menſchen wurden von den Engländern aus dem Waſſer gezogen, doch kamen über fünfzehnhundert auf die elendeſte Weiſe ums Leben. Die unermeßlichen Koſten der Belagerung waren auf dieſe Weiſe für Spanien gänzlich verloren und hatten nur gedient, dem engliſchen General Elliot und dem Generallieutenant Boyd einen unſterblichen Ruhm zu verſchaffen. Den Ruhm der Vertheidiger der Feſtung theilte hernach der Admiral Howe, als er von der See aus das vollendete, was ſie zu Lande begonnen hatten. Er verhöhnte die ſpaniſche und franzöſiſche Flotte, die ihn nicht anzugreifen wagten, wie die Vertheidiger von Gibraltar die vereinigte Landmacht beſchämt hatten. Admiral Howe lief nämlich mit einer Flotte von vier und dreißig Linienſchiffen in demſelben Augenblick von Spithead aus, als zwiſchen den Belagerten und den Belagerern ein ſo heftiges und anhaltendes Artilleriefeuer unterhalten werden mußte, daß Elliot faſt alle Vorräthe ſeiner Munition erſchöpfte und ſoviel Leute verlor, daß er einer Verſtärkung bedurfte. Howe hatte Auftrag, ihn mit den Nöthigen zu verſorgen und führte dieſen Auftrag trotz der

56) Es waren die zu ſchwimmenden Batterien eingerichteten Schiffe folgende: 1) Paſtora, 211 Stück und 10 Reſerve, 760 Mann, Contreadmiral Moreno; 2) Talla Piedra, 21 St., 10 Reſ., 760 Mann, Prinz von Naſſau; 3) Paula Prima, 21 St., 10 R., 760 M., Don Cajetan Langara; 4) El. Roſario, 19 St., 10 R., 700 M., Don Franzeſco Xavier Munoz; 5) San Chriſtoval, 18 St., 10 R., 650 M, Federico Gravina; 6) Principe Carlos 11 St., 4 Reſ., 400 M., Antonio Baſurta; 7) San Juan, 9 St., 4 R., 340 M., Joſef Angelos; 8) Paula Secunda, 9 St., 4 R., Pablo de Coſa; 9) Santa Anna, 7 St., 4 R., 300 M.; 10) Los Dolores, 6 St, 6 R., 250 M.

feindlichen Flotte von 64 Segeln, unter denen 42 Linienſchiffe waren, glücklich aus. Howe griff zwar die feindliche Uebermacht nicht gerade tollkühn an, aber er erſchien in ihrer Nähe, er forderte die Feinde gewiſſermaßen heraus und deckte in der Nähe der Bay, wo er ſeine Vorräthe und Truppen ausſchiffen wollte, dem Feinde trotzend, die achtzehn Transportſchiffe, die er in den Hafen ſchickte, mit ſeiner Flotte gegen die ihm an Zahl ſo weit überlegenen Feinde. Er ſchiffte außer andern Vorräthen zwei Regimenter aus, und lieferte der Feſtung von den Vorräthen ſeiner Flotte fünfzehnhundert Fäſſer Pulver, ohne daß man ihn anzugreifen wagte. Ein Zeitgenoſſe dieſer Ereigniſſe, dem wir ſonſt nicht gerade viel Urtheil zutrauen (Wraxall), urtheilt über dieſe That ſo verſtändig, daß wir ſein Urtheil unten beifügen wollen [57]).

§. 4.

Kampf zwiſchen Fox und Pitt bis 1784.

Als die im Vorhergehenden erwähnten Kriegsereigniſſe erfolgten, befand ſich der König von England an ſeinem eignen Hofe in der größten Bedrängniß. Ein neues Miniſterium war ſeit Juli 1782 eingerichtet, aber es gerieth mitten im Glück in größere Verlegenheit, als die war, in welcher ſich Lord North und ſeine Collegen, während das Schickſal fortdauernd ihnen entgegen war, befunden hatten. Das gemiſchte Miniſterium

57) Without engaging he defied the combined fleets, offered battle, but did not seek it; effected every object of the expedition by relieving Gibraltar and then retreated; followed indeed by the enemy, but not attacked. They made, it is true, a show of fighting, but never ventured to come to close action. And with such contempt did Lord Howe treat the cannonade commenced by the van composed of French ships under La Motte Piquet, that having ordered all his men on board the Victory to lye down flat on the deck, in order that their lives might not be needlessly exposed, he disdained to return a single shot against such cautions or timid opponents.

nämlich, welches im März 1782 war eingerichtet worden und theils aus liberalen Mitgliedern beſtand, welche Rockingham hereinbrachte, theils aus ſolchen, welche ſo wenig als möglich vom alten Wege abweichen wollten, und von Shelburne abhingen, war gleich im Anfange unſicher und ſchwankend, weil damals der König ſeinen perſönlichen Einfluß noch nicht aufgeben wollte, Männer, wie Fox, Sheridan, Burke und andere aber durchaus nicht leiden konnte. Dies Miniſterium löſete ſich aber ſchneller auf, als man erwartet hatte, weil Rockingham ſchon am 1. Juli in ſeinem zwei und funfzigſten Jahre ſtarb. Da ſich Shelburne nach dem Tode ſeines Collegen mit deſſen ſcheinbar revolutionären Freunden nicht mehr vereinigen konnte, ſo wagte er, was er vorher nicht gewagt hatte, aus ſeinen eignen Anhängern ein Miniſterium zu bilden. Dies Miniſterium war von zwei Seiten gedrängt; auf der Einen vom Anhange des Miniſters, der den nordamerikaniſchen Krieg angefangen hatte, auf der Andern von Fox und ſeinem Anhange, welche dem Scheine nach republikaniſche Grundſätze vertheidigten. Shelburne hatte daher einen ſehr ſchweren Stand. Schon von dem Augenblick an, als Fox, Burke, Sheridan und die anderen Freunde Rockinghams im Juli aus dem Miniſterium austraten und Oppoſition bildeten, war der drei und zwanzig Jahre alte, jüngere Pitt, mit dem ſchon ſeit Dezember 1781 Dundas innig verbunden geweſen war, derjenige, welcher die Sache des neuen Miniſteriums im Unterhauſe, alſo auf dem entſcheidenden Kampfplatze verfechten mußte. Pitt hatte hinter und um ſich Lord Chathams ganzen Anhang, der von dieſer Zeit an ihm ſtets treu blieb, weil er alles aufrecht hielt, was der Ariſtokratie theuer und werth war, Pfründen, Sinecuren, verfallene Flecken mit eingerechnet. Nicht Shelburne, ſondern Pitt als Kanzler der Schatzkammer war daher eigentlich Hauptperſon des im Juli errichteten dritten Miniſteriums des Jahrs 1782, neben ihm ſtand Dundas, der unter Lord North Generaladvocat von Schottland geweſen war, als Schatzmeiſter der Flotte, und machte ſich durch ſeine genaue Bekanntſchaft mit den indiſchen Angelegenhei-

ten ganz unentbehrlich für Pitt. Schon das vorige Miniſterium hatte die Nothwendigkeit eingeſehen, dem Kriege ein Ende zu machen. Fox hatte ſich deshalb beſonders an Holländer und Nordamerikaner gewendet. Shelburne wandte ſich an Frankreich.

Fox, als Staatsſecretär, hatte mit Franklin, der ſich in Paris befand, längſt einen Briefwechſel angeknüpft, er hatte im April Lord Temples Bruder, Greville, alſo einen Mann aus einer Familie, in welcher der Republikanismus erblich war, in Oswalds Begleitung nach Paris geſchickt und zu Unterhandlungen mit Vergennes und Franklin bevollmächtigt, auch hatte der Congreß noch neben Franklin, Jay, Adams, Laurens Vollmacht zur Friedensunterhandlung gegeben. Wir ſehen gleichwohl aus Franklins jetzt vollſtändig gedruckter Correſpondenz, daß Franklin eigentlich allein die ganze Unterhandlung leitete und dabei die Franzoſen hinterging, ohne daß man ihm jedoch irgend einen gerechten Vorwurf machen konnte; ſo ehrlich ſchlau benahm er ſich. Franklin brachte es nämlich dahin, daß er in Paris für Amerika beſonders unterhandeln durfte, ohne den Abgeordneten der andern Mächte Mittheilungen zu machen. Auf dieſe Weiſe ſchied er die Forderungen der Amerikaner an England, deren Erfüllung dieſes ſchon vorher verſprochen hatte, bei denen alſo gar keine Schwierigkeit Statt fand, von den ſchwierigen Unterhandlungen in Verſailles und konnte ſie gleichlaufend mit denjenigen führen, in welchen Vergennes für Spanien und Holland auf Puncte beſtand, welche England nicht einräumen wollte. Sowohl die Unterhandlungen in Paris als die in Verſailles wurden vom April bis zum Juni nicht einmal im eigentlichen Sinne in Gang gebracht, obgleich Fox wiederholt erklärt hatte, daß, wenn auch die förmliche Anerkennung der nordamerikaniſchen Republik erſt eine Folge des Friedens ſeyn könne, England doch kein Bedenken trage, mit derſelben, als mit einem unabhängigen Staate, zu unterhandeln. Die Zögerung, welche zum Theil von dem Zwieſpalt im engliſchen Miniſterium, zum Theil von dem geringen Einfluß herrührte,

den die liberale Parthei, deren Repräſentant Fox war, auf König und Nation hatte, erklärt John Adams in einem Briefe an Franklin kurz und durchaus richtig, wir fügen deshalb ſeine Worte unten bei [58].

Sobald Shelburne die Leitung des Miniſteriums übernommen hatte, bot ſich der König willig zu Allem, was man von ihm forderte, um des Kriegs entledigt zu werden und des Parlaments weniger zu bedürfen. Schon gleich im Juli erhielt Fitzherbert, der unter dem Namen Lord St. Helens ſpäter bekannter geworden iſt, den Auftrag, wegen der Präliminarien mit den europäiſchen Mächten in Verſailles zu unterhandeln, Oswald beſonders ward beauftragt, wegen Nordamerika mit Franklin in Paris übereinzukommen. Franklin hätte gern den Abſchluß der Präliminarien aus Dankbarkeit gegen Frankreich und aus Rechtlichkeit verzögert, bis England auch mit Frankreich in Verſailles einig geworden ſey, er ward aber von Jay und Adams überſtimmt und dieſe unterzeichneten, ohne Vergennes, dem Amerika Alles verdankte, auch nur zu fragen. Das engliſche Miniſterium gab nämlich nicht blos über die Unabhängigkeit von Nordamerika, ſondern auch über das Gebiet jenſeits der blauen Berge, wo jetzt die blühendſten Provinzen und Städte ſind, über Häfen, Inſeln, Fiſcherei nach; es forderte ſogar, um nur Amerika ſchnell von ſeinen Verbündeten zu trennen, nicht einmal eine genaue Beſtimmung der Gränzen im

---

58) John Adams, der damals im Haag war, ſchreibt (Franklin, Works Vol. IX. p. 232) am 13 Juni 1782 an Franklin: The discovery, that Mr. Greville's power (ſeine Vollmacht) was only to treat with France, does not surprise me at all The British ministry are too divided among themselves, and have too formidable an opposition against them in the king and the old ministers, and are possessed of too little of confidence of the nation, to have courage, to make concessions of any sort, especially since the news of their successes in the West and East Indies. What their vanity will end in, God only knows; for my own part, I cannot see a probability, that they will ever make a peace until their finances are ruined, and such distresses brought upon them, as will work up their parties into a civil war.

Norden, weshalb darüber noch bis vor wenigen Jahren heftiger Streit geweſen iſt. Nach dem in Amerika geltenden Grundſatz, daß der größte Reichthum und äußerer Vortheil ausſchließend das höchſte Ziel des menſchlichen Strebens iſt und ſeyn ſoll, hatten daher die amerikaniſchen Advocaten Jay und John Adams gegen Franklin im Sinne ihrer Landsleute ganz Recht. Die amerikaniſchen Rabuliſten erfanden dabei einen Ausdruck, welcher dienen ſollte, die Bedingung des Tractats mit Frankreich zu umgehen, nach welchem ſie nicht eher Präliminarien unterzeichnen durften, bis Frankreich das Gleiche gethan habe. Sie nannten nämlich das, worüber ſie einig wurden, nicht Präliminar, ſondern Proviſional-Artikel. Die Engländer wußten die Eiferſucht der Amerikaner zu erregen, und dieſe ſpornte Franklins Collegen, ihn zu überſtimmen und den Abſchluß zu übereilen. Franklins neueſter Lebensbeſchreiber hat deutlich ausgeſprochen, was Franklin in ſeinen Briefen nur leiſe andeutet, daß er die kaufmänniſch-juriſtiſche Undankbarkeit, welche die Herren Jay und John Adams gegen Frankreich bewieſen, keineswegs billigte [59]. Vergennes war daher mit Recht gekränkt und fand

59) Sparks, Works of B. Franklin Vol. I. pag. 489. The most remarkable circumstance attending the treaty of peace remains to be noticed. The American envoys not only negotiated it without consulting the court of France, but signed it without their knowledge, notwithstanding they were pointedly instructed by congress „to make the most candid and confidential communications upon all subjects to the ministers of our generous ally, the king of France, and to undertake nothing in the negotiations for peace or truce without their knowledge and concurrence, and notwithstanding the pledge in the treaty of alliance „that neither of the two parties should conclude either truce or peace with Great Britain, without the formal consent of the other first obtained.“ It is true, that the treaty was only provisional and was not to be ratified until France had likewise concluded a treaty, but this reservation did not alter the nature of the act. When the American treaty was signed, it was not known to the commissioners what progress had been made by the French in their negotiation, or whether it was likely to be completed, or the war to continue. There was also a separate article, which was not intended to be communicated to the French at all, concerning the southern boundary of the United States, in case West Florida should be given up to the British in their treaty with Spain.

ſich ſehr überraſcht, als ihm die amerikaniſchen Bevollmächtigten, ohne ihm nur die geringſte Nachricht von dem Erfolge ihrer Unterhandlungen gegeben zu haben, meldeten, daß ſie am 30. November 1782 die ſogenannten Proviſional-Artikel unterzeichnet hätten.

Durch die Unterzeichnung dieſer Proviſional-Artikel hatte ſich die neue Republik der Sache nach ſchon ganz von ihren Verbündeten getrennt, es war daher blos eine jener Fictionen der Form wegen, welche alle Tage in den engliſchen Gerichten vorkommen und niemand täuſchen, wenn es hieß, die Unterzeichnung der pariſer Präliminar-Artikel werde erſt in Verſailles erfolgen, wenn auch die Engländer und Franzoſen über die Ihrigen einig geworden ſeyen. Die Uebereinkunft über die vorläufigen Punkte des Friedens zwiſchen England und Frankreich ward beſonders dadurch verzögert, daß König Georg III. und ſeine Miniſter während des Kriegs, den König Carl von Spanien durch einen Wink wegen Abtretung oder Vertauſchung von Gibraltar zu einem beſonderen Frieden zu bewegen verſucht hatten. Dies war des Königs Lieblingsgedanke, er wollte ihm auch, als die Belagerung ſcheiterte, nicht entſagen, er bot daher den Engländern an, ihnen gegen Gibraltar ſehr bedeutende ſpaniſche Beſitzungen in andern Gegenden abzutreten; aber das engliſche Volk verlangte eben ſo leidenſchaftlich, daß der Felſen engliſch bleibe, als Carl forderte, daß er wieder mit Spanien vereinigt werde. Das bloße Gerücht von der Möglichkeit einer Abtretung von Gibraltar erregte eine ſolche Bewegung in ganz England, gab der Oppoſition ſolche Stärke und veranlaßte ſo heftige Reden im Parlamente, daß die Miniſter dieſe Reden nur durch Geſchwindſchreiber durften nachſchreiben und den franzöſiſchen Miniſtern mittheilen laſſen, um dieſe und endlich auch den König von Spanien oder wenigſtens ſeine Miniſter zu überzeugen, daß man an eine ſolche Bedingung nimmer denken dürfe, wenn man wolle, daß der Friede, den man ſchließe, vom Parlamente gebilligt werde.

Wenn in Holland Einigkeit geweſen wäre, wenn die unzufriedenen Patrioten das Beiſpiel der Amerikaner hätten befolgen und jetzt wenigſtens der Regierung ihres Erbſtatthalters volles Vertrauen ſchenken wollen; ſo hätten ſie viel beſſere Bedingungen erhalten können, als ſie hernach, gewiſſermaßen auch von den Franzoſen verlaſſen, erhalten haben; aber der Unwille der Staaten der Provinz Holland gegen England und gegen ihre eigne Regierung war zu groß. Die Staaten von Holland waren durchaus franzöſiſch geſinnt, ſie trauten auf Vergennes, weil er ein ehrlicher Mann war, da bekanntlich ſonſt in ſeiner Sphäre Ehrlichkeit ſich nur ſelten mit der nöthigen diplomatiſchen Klugheit verbinden läßt, darum zürnte Franklin auch ſeinen Collegen darüber, daß ſie ſich einen juriſtiſchen Kniff gegen Männer, wie Vergennes und Ludwig XVI. waren, erlaubt hatten. Vergennes opferte in der That, um Spanien nicht zu beleidigen und doch den hartnäckigen König Carl zum Frieden zu bewegen, Vortheile auf, die Frankreich hätte erhalten können, wenn es für ſich allein hätte ſorgen und die Bundesgenoſſen ihrem Schickſale überlaſſen wollen. Dies hebt Franklin beſonders hervor, als er am 14. Dezember 1782 dem Congreß die Artikel meldet, über welche man an dieſem Tage vorläufig übereingekommen war, welche aber den Hauptinhalt der hernach am 10. Januar 1783 unterzeichneten Präliminarien ausmachten [60].

---

60) Er ſchreibt am 14. Dezember (Works Vol. IX. p. 442): I have this day learned, that the principal preliminaries between France and England are agreed on, to wit;

1) France is to enjoy the right of fishing and drying on all the west coast of Newfoundland, down to cape Ray. Miquelon and St. Pierre are to be restored and may be fortified.
2) Senegal remains to France and Goree to be restored the Gambia entirely to England.
3) All the places taken from France in the East Indies to be restored, with a certain quantity of territory round them.
4) In the West Indies, Grenada and the Grenadines, St. Christopher's, Nevis and Montserrat, to be restored to England; St. Lucia to France.

Florida und die Bahama-Inſeln waren den Engländern entriſſen worden, dieſe hatte anfangs Spanien herausgeben ſollen, um Anderes behalten zu dürfen, die Engländer hatten aber die Inſeln in der letzten Zeit wieder erobert, man half ſich aber dadurch, daß man nichtsdeſtoweniger, weil ſowohl das franzöſiſche als das engliſche Miniſterium den Frieden weit ſehnlicher wünſchten und ſeiner viel mehr bedurften, als der König von Spanien, dem Letztern beide Floridas und die Inſel Minorca überließ. Auch Frankreich erlangte einige Vortheile. Es erhielt die Inſeln St. Pierre und Miquelet nebſt dem Rechte des Fiſchfangs bei Terre Neuve auf demſelben Fuße zurück, wie es im utrechter Frieden feſtgeſetzt war. Frankreich mußte freilich die eroberten Inſeln in Weſtindien wieder herausgeben, erhielt aber dafür die Niederlaſſungen auf der Weſtküſte von Afrika und Pondichery zurück. Wir werden freilich weiter unten zeigen, daß in Oſtindien dadurch, daß Vergennes die Namen Vilnour und Valdaour verwechſelte, ein bedeutendes Gebiet für Frankreich verloren ging. In Weſtindien behielt Frankreich die Inſel Tabago. Der wichtigſte Punkt für ſeine Ehre war, daß die läſtige Aufſicht, welche die Engländer nach den frühern Tractaten über Dünkirchen führen durften, endlich ganz aufhörte. Frankreich ward des engliſchen Aufſehers in einer Stadt ſeines Gebiets entledigt, es durfte den Hafen derſelben wieder eröffnen und die Stadt wieder befeſtigen. Holland allein ward im Frieden, wie vorher im Kriege, von Freunden und Feinden als ein Verbündeter oder Gegner betrachtet, den man weder als Freund zu achten im Stande ſey, noch als Feind zu fürchten brauche. Man gewährte zwar auch den Holländern Waffenſtillſtand, ward aber mit ihnen über die eigentlichen Bedingungen

---

Es wurde an dem, was Franklin hinzufügte, noch Manches geändert, und Frankreich durfte auch Tabago behalten. Die einzelnen Bedingungen anzuführen, gehört nicht zu unſerm Zweck, außerdem findet man bei Lacretelle hist. de France pendant le 18. siècle. Vol. V. p. 324 die Friedensſchlüſſe in extenso.

des Friedens erſt einig, als endlich am dritten September 1783 der förmliche Friede abgeſchloſſen war, dem die in den erſten Monaten des Jahrs unterzeichneten Präliminarien zu Grunde gelegt wurden. Zu dieſer Verzögerung des förmlichen Friedensabſchluſſes trugen die Stürme, die ſich im engliſchen Parlament wegen der Präliminarien erhoben hatten, und die Veränderung des Miniſteriums nicht wenig bei.

Die Präliminarien verkündeten dem engliſchen Volke, welches ſogar mit den durchaus vortheilhaften Bedingungen des pariſer Friedens um 1763 unzufrieden geweſen war, weil es auch durch die bedeutenden Abtretungen von Seiten Frankreichs und Spaniens nicht befriedigt ward, die Schmach des letzten Krieges. Dieſer Friede war der ehrenvollſte, den Frankreich ſeit einem Jahrhundert mit England, und umgekehrt, der nachtheiligſte, den dieſes Reich mit jenem geſchloſſen hatte, das war mehr als der brittiſche Stolz ertragen konnte. Man erhob ſich von allen Seiten nicht blos gegen das Miniſterium, das die Nation verrathen haben ſollte, ſondern ganz beſonders auch gegen den König, der durchaus dem Kriege ein Ende habe machen wollen. Jetzt endlich redete Lord North, der bis dahin ſich ruhig verhalten hatte, im Parlamente mit gleicher Heftigkeit, als Fox und ſein Anhang, gegen die Präliminarien, und Lord Keppel legte ſeine Stelle als erſter Lord der Admiralität nieder, weil er ſie mißbilligte. Bei dieſer Gelegenheit zeigte ſich in England, wie jetzt in Frankreich, daß eine conſtitutionelle Regierung zuweilen für die öffentliche Sittlichkeit und für Behauptung eines Grundſatzes der Treue und Rechtlichkeit im öffentlichen Leben verderblicher wirken könne, als eine deſpotiſche, wo nie das ganze Volk von dem unterrichtet wird, was ſeine Vorſteher Schändliches treiben. Es machten nämlich die beiden Partheien, welche Jahre lang unverſönlichen Krieg geführt, deren Führer ſich einer den andern einen ſchamloſen Deſpoten und einen gottloſen Demokraten geſcholten hatten, gegen einen rechtlichen und nach der Art ſeines Volks zwar blind, aber doch treu gläubigen König einen Bund,

um ihm ihre Führer, welche er als Treuloſe verabſcheute, zu Miniſtern aufzudringen.

Fox und Lord North waren weder der Eine noch der Andere im Stande, ein Miniſterium und ein Parlament gegen Shelburne und Pitt zuſammenzubringen, ſie ſchämten ſich daher nicht, ohne alle Rückſicht darauf, daß ſie hundert Mal erklärt hatten, daß der Grundſatz ihres Lebens und ihrer Verwaltung ſich verhalte, wie Tugend zum Laſter oder wie Wahrheit zur Lüge, eine innige Verbindung einzugehen, über welche alle rechtlichen Leute tief betrübt waren. Dieſe Verbindung nennt man das Coalitions-Miniſterium Englands. Bei dieſer Gelegenheit ſah man auch, wie wenig die ehrlichen Leute in der Politik gehört werden dürfen, denn das ehrliche Miniſterium Shelburne mußte weichen und die beiden Häupter der Gegner deſſelben durften wie zwei Mächte über die Theilung der Beute deſſelben unterhandeln. Shelburne wollte anfangs Fox die Hand reichen, damit wenigſtens Lord North nicht zur Schande der mit ihm jetzt verbündeten demokratiſchen Oppoſition wieder ins Miniſterium komme; aber Fox war über dergleichen bürgerliche Bedenklichkeiten hinaus, er wollte nicht mit Shelburne im Miniſterium ſeyn; auch wäre außerdem die Sache an Pitt geſcheitert, der von dergleichen Tractaten nicht hören wollte.

Die Unterhandlung über die ſogenannte Coalition und über die Theilung der dadurch zu erobernden, vom engliſchen Volke bezahlten Stellen und Penſionen und Sinecuren, und über ihre Vertheilung zwiſchen Freunden und Verwandten von Lord Hollands Sohn, dem Redner und wahrhaft großen Staatsmann Fox, und dem Urheber des nordamerikaniſchen Kriegs ward ganz öffentlich betrieben. Lord North ließ durch zwei Bevollmächtigte (den nachherigen Grafen von Guilford und den Oberſten Fitzherbert) mehrere Tage hindurch, ohne daß der König nur befragt worden wäre, die Bedingungen der unnatürlichen Miniſterialallianz ausmachen, dann ward die Coalition am 16. und 17. Februar 1782 mit beiſpielloſer Dreiſtigkeit im Parlamente verkündigt. Um den Zweck zu erreichen und das Miniſterium

Shelburne zur Niederlegung der Stellen zu zwingen, wollte man eigentlich den Präliminarien die Zuſtimmung des Parlaments verſagen, dies konnte aber nicht geſchehen, weil das Oberhaus ſeine Zuſtimmung ſchon gegeben hatte. Das Miniſterium konnte ſich gleichwohl nicht behaupten, die Coalition nahm vielmehr mit großer Keckheit von der Regierung im Parlamente Beſitz, ehe ſie noch im Cabinet einen Sitz hatte.

Lord North erklärte mit ſeiner gewohnten Dreiſtigkeit, er und ſein Verbündeter wollten den durch die Präliminarien vorbereiteten Frieden nicht ſtören, ſie wollten auch das Miniſterium nicht zur Verantwortung ziehen, oder eine Abänderung der zugeſtandenen Punkte fordern; ſondern, wie er ganz naiv zu verſtehen giebt, Alles blos mißbilligen, damit das getadelte Miniſterium ihnen weichen müſſe. Fox, deſſen eigne Worte wir unten anführen, erklärte ſich ganz damit einverſtanden. Seine Worte zeigen, mit welcher Leichtigkeit, mit welcher genialen Verhöhnung deſſen, was man im gemeinen Leben Wahrheit und Treue der innern Ueberzeugung nennt, er ſich über ſeine Verbindung mit dem Manne ausſpricht, den er ſechzehn Jahre lang als Urheber des Kriegs, als Unterdrücker der Freiheit und als Feind des Vaterlandes verfolgt hatte [61]. Das Miniſterium gab, ſchon

---

61) Im Texte wird nach den Anſichten geurtheilt, welche jetzt veraltet ſind. In Spanien, in Englaud, in Frankreich nennt man jetzt höchſte Staatswiſſeuſchaft, was von uns geſcholten wird. Die ſpaniſchen Miniſter, deuen die franzöſiſche Regierung die breiten Ordensbänder gibt, werden reden, wie Fox bei dieſer Gelegenheit ſpricht. Dieſer ſagt nämlich mit einer Dreiſtigkeit, die Guizot von Zeit zu Zeit, Thiers immer zur Schau trägt: I have been accused of having formed an union with the noble lord (North) whose principles I have opposed for several years of my life, but the grounds of our opposition are removed and I do not coneeive it to be honorable, to keep up animosities for ever. I am happy at all times to have a proper opportunity to bury my resentments and it is the wish of my heart that my friendships should never die. The American war was the source of my disagreement with the noble lord and that cause of enmity being now no more, it is wise and fit to put hn end to the il-will, the animosity, the feuds, and the rancor, which it engendered. It is a satisfaction to me to apply the

dem Könige zu Gefallen, und weil es die Mehrheit im Oberhauſe für ſich hatte, nicht ſogleich nach, beſonders weil ſelbſt im Unterhauſe die Coalition nur eine Mehrheit von wenigen Stimmen zählte. Der Kampf ward vom ſechzehnten bis zum zweiundzwanzigſten Februar ohne Entſcheidung fortgeſetzt, an dem letztern Tage aber legte Shelburne, dem man allgemein vorwarf, er habe als Miniſter ein ſchändliches Spiel mit Staatspapieren getrieben, ſeine Stelle plötzlich nieder. Wäre er rein vom Schmutz der Geldſpeculationen geweſen, wie Pitt hernach war, ſo hätte er ſich, wie man damals allgemein glaubte, gegen die verachtete und verhaßte Coalition zweier unmoraliſchen Gegner behaupten können; obgleich dieſe durchgeſetzt hatten, daß das Unterhaus die Erklärung erließ: „daß die Abtretungen, welche Großbritannien ſeinen Feinden durch den Proviſionaltractat und durch die Präliminarartikel bewilligt habe, bedeutender wären, als dieſe Feinde in Rückſicht der gegenwärtigen Lage ihrer Angelegenheiten und der gegenſeitigen Stärke hätten erwarten dürfen." Uebrigens iſt der Vorwurf, den man Shelburne machte, nie eigentlich erwieſen worden, doch hat ihn Pitt, der noch fünf Wochen lang nach ſeinem Austritt dem Könige als Kanzler der Schatzkammer zur Seite blieb, um ihm den bittern Kelch, die Männer der Coalition um ſich zu dulden, zu erſparen, ſpäter nie wieder im Cabinet dulden wollen.

Der König zögerte und zauderte, Pitts Leitung der Geſchäfte war nur eine Nothhülfe, die mehrſten Geſchäfte ſtanden in den fünf Wochen ganz ſtill und doch konnte der König ſich nicht entſchließen, ſich und das Volk in die Hände einer gewiſſenloſen Oligarchie zu geben, die alle Vortheile und Aemter, ohne ihn zu fragen, getheilt hatte, ehe nur das vorige Miniſterium entlaſſen war. Der König ließ nicht allein das Miniſterium während der fünf Wochen von Pitts Interimsverwal-

---

appellation of *friend* to the noble lord; I have found him honorable as an adversary, and have no doubt of his openess and sincerity as a friend.

tung ganz ohne Haupt, ſondern er drohte ſogar in einem Augenblick, als durch die Unſicherheit des Cabinets alle Geſchäfte in Stocken geriethen, auf einige Monate nach Hannover zu gehen und England ſich ſelbſt zu überlaſſen.

Schon ſeit Mitte März beſtürmte das Unterhaus den König mit wiederholten und dringenden Vorſtellungen wegen Beſtellung eines neuen Miniſteriums, während die Coalition mit großer Inſolenz jeden Mann verſchmähte, der dem Könige zu Gefallen im Cabinet oder auch nur am Hofe zugelaſſen werden ſollte, und jede, auch noch ſo kleine Aenderung an der verabredeten neuen Einrichtung der Verwaltung verweigerte. Als gegen Ende März auch Pitt ſeine Stelle aufgab und in den acht Tagen von ſeinem Austritt bis zur Entſchließung des Königs vom 2. April, die ganze engliſche Staatsmaſchine in Stocken gerathen war, gehorchte endlich der König der harten Nothwendigkeit und ließ den Herzog von Portland rufen, den die gegen den König und gegen das Volk verbündete oligarchiſche Bande zu ihrem Haupte erkohren hatte, oder vielmehr, dem ſie die Ehre der Repräſentation überlaſſen wollte. Der Herzog ward erſter Lord der Schatzkammer, die ganze Cabinetsoligarchie beſtand nur aus ſieben Mitgliedern, ſtatt daß das letzte Cabinet aus eilf Perſonen und das vorige aus neun beſtanden hatte.

Fox ward wieder Staatsſecretär für die auswärtigen, Lord North für die innern Angelegenheiten, Lord Keppel erhielt die Stelle eines erſten Lords der Admiralität wieder. Burke und Sheridan gehörten zwar zum eigentlichen Cabinet nicht, doch wurden ſie mit Stellen bedacht, die ihren Bedürfniſſen und Wünſchen angemeſſen waren, ſo daß auch ſie für ihre Reden im Parlament bezahlt wurden. Burke ward wieder Zahlmeiſter und Sheridan Secretär der Schatzkammer. Die eigentliche Regierung während der Zeit des Coalitionsminiſteriums war in Fox Händen, die Hofämter, Ehrenſtellen und Auszeichnungen ertheilte zufolge der Uebereinkunft Lord North; es mußte daher nothwendig die Abneigung des Königs gegen Alles, was die Miniſter vorſchlugen, fortdauern. Dieſe Abneigung des Kö-

nigs, verbunden mit der Oppoſition, die von William Pitt und Dundas ausging, hemmte die Thätigkeit des Miniſteriums, dem ſonſt das unter Lord Norths Leitung gewählte Parlament gänzlich angehörte, weil ſich jetzt die vormaligen liberalen Mitglieder mit den abſolutiſtiſchen vereinigt hatten. Alle Mühe, die Abneigung des Königs zu überwinden, war vergeblich, obgleich er in der Kunſt ſich zu verſtellen Meiſter war, weshalb man ihn falſch und kalt nannte. Er gab den Miniſtern Audienzen, empfing aber alle Glieder des Cabinets ſtets mit ſteifer Förmlichkeit, feierlich und kalt; er ließ ſich von ihnen die nöthigen Maßregeln angeben oder vielmehr vorſchreiben, fügte ſich ihrem Rathe, unterzeichnete die vorgelegten Papiere, bewies aber nie das geringſte Vertrauen, ſondern ließ ihnen deutlich merken, daß, wenn er auch ihre Talente und ihre Fähigkeit im Geſchäfte anerkenne, er ſie doch als Menſchen tief verachte.

Als Fox am Könige und folglich an der Dauer ſeines Miniſteriums verzweifelte, kam er auf den unſeligen Gedanken, die Coalition in eine Oligarchie zu verwandeln, welche Parlamente machen und ſich ohne den König ſollte behaupten können. Dies ſollte dadurch geſchehen, daß die oſtindiſche Geſellſchaft und alle ihre ungeheuern Beſitzungen in Oſtindien, nebſt dem Haupthandelsintereſſe der ganzen Nation, unbedingt von der Herrſchaft des gegenwärtigen Miniſteriums und von der Fortdauer des dieſem angehörigen Parlaments abhängig gemacht würde. Der Zuſtand der privilegirten oſtindiſchen Handelsgeſellſchaft und das Verfahren ihrer von den Eigenthümern der Actien erwählten Directoren, Beamten u. ſ. w. hatte ſchon vorher eine Einmiſchung des Miniſteriums und des Parlaments in die oſtindiſchen Angelegenheiten nothwendig gemacht. Je ausgedehnter das Kaiſerthum der Geſellſchaft in Indien, je größer der Handel ward, deſto mehr Geld hatte das engliſche Volk hergeben müſſen, wenn nicht durch die ſchlechte Verwaltung Stillſtand oder Bankerott erfolgen ſollte. Man mußte daher die ganze Einrichtung der Geſellſchaft ändern, um die Millionen unterjochter Indier der Regierung habſüchtiger Kaufleute

zu entziehen und ſie als Unterthanen des brittiſchen Reichs zu behandeln. Die Einrichtung der Geſellſchaft, vermöge deren jede Actie von fünfhundert Pfund zu einer Stimme, alſo hunderttauſend Pfund zu zweihundert Stimmen in einer Geſellſchaft, welche man die der Eigenthümer nannte, berechtigte, brachte die Regierung eines Gebiets, das ſchon damals größer als Deutſchland war, an wenige reiche Engländer. Die Eigenthümer wählten nämlich Directoren, welche nur ihnen allein Rechenſchaft ablegten. Dieſe Einrichtung zeigte ſich ſchon vor dem ſiebenjährigen Kriege als durchaus mangelhaft, weil ſchon ſeit dem Erbfolgekriege die Geſellſchaft fortdauernd vermöge des Parlaments zur Staatskaſſe Zuflucht nehmen mußte; nach dem ſiebenjährigen Kriege ward ſie völlig unhaltbar.

Seit dem ſiebenjährigen Kriege oder vielmehr ſeit den grauſamen, treuloſen und räuberiſchen Unternehmungen des aus einem Handlungsgeſellen zum Staatsmann und Helden gewordenen Lord Clive, der alle Eigenſchaften eines großen aſiatiſchen Diplomaten mit den Talenten eines ausgezeichneten europäiſchen Generals verband, war ein großer Theil von Indien von den Truppen der oſtindiſchen Geſellſchaft beſetzt, ihre Directoren konnten aber unmöglich in Aſien Könige, in Europa Kaufleute ſeyn, ohne daß England die verderblichſten Folgen fühlte. Dieſe wurden ſchon unter Clive und durch ihn fühlbar und erregten den tiefen Unwillen des unverdorbenen Theils der Nation, der auch ſogar in unſern Tagen in England noch anſehnlicher iſt, als unter andern entſittlichten Völkern Europa's. Die Regierung Indiens von London aus war unmöglich, ſo lange die Directoren von der engliſchen Staatsregierung ganz unabhängig und die oberen Beamten in Indien ſelbſt nur den Directoren Rechenſchaft ablegten, deren Creaturen oder Inſtrumente ſie waren. Die oberſten Beamten, Statthalter auf der Küſte von Coromandel und in den Provinzen am Ganges hatten ſich daher auch ſeit dem pariſer Frieden alle ohne Ausnahme auf eine niedrige und empörende Weiſe gegen die Fürſten und Einwohner des eroberten Landes betragen. Während alſo die oſtindi=

ſche Geſellſchaft ihre Statthalter wegen ihrer Verdienſte und Talente belohnte, ehrte, beſchenkte, riefen die Repräſentanten der engliſchen Nation ſie zur gerichtlichen Verantwortung, weil ſie den engliſchen Namen durch öffentliche Verbrechen beſchimpft hatten. Rumbold, der auf der Küſte von Coromandel deſpotiſch grauſam und unterdrückend habſüchtig Geſetz und Moral verachtet hatte, entging der Anklage durchs Unterhaus vor dem Oberhauſe nur durch ſeinen zur gelegenen Zeit für ihn erfolgten Tod; Clive und ſein Nachfolger Warren Haſtings (ebenfalls ein Mann von Talent und Kraft, aber ebenfalls ohne Grundſätze) wurden unter großem Lärm zu ganz verſchiedenen Zeiten wirklich als Verbrecher angeklagt.

Die Handlung der Geſellſchaft ſogar ward von den londoner Directoren, ſo lange ſie niemand überwachte, ſo ſchlecht beſorgt, daß das Parlament, um einem Bankerott vorzubeugen, der den engliſchen Credit würde vernichtet, und unzählige Menſchen in den Abgrund gezogen haben, mehrere Mal mit Millionen zu Hülfe kommen mußte. Die Nation, welche bezahlen mußte, hatte daher unſtreitig ein Recht, ſich um die Verwaltung der Finanzangelegenheiten der von ihr unterſtützen Privatgeſellſchaft und zugleich um die Art der Verwaltung der mit engliſchen Truppen eroberten Provinzen zu bekümmern. Dies war um 1773 geſchehen, als Lord North an der Spitze des Miniſteriums ſtand. Lord Clive ward damals im Parlamente mit aller der Heftigkeit angeklagt, welche Burke ſpäter auch gegen Warren Haſtings zu beweiſen Gelegenheit hatte. Dies war zu einer Zeit, als die oſtiniſche Geſellſchaft ein Anleihen von 440,000 Pfund vom Parlamente ſuchte und dieſe Summe auch wirklich erhielt. Lord North brachte damals einen Geſetzesvorſchlag ins Parlament, wodurch er die indiſchen Angelegenheiten einer Oberaufſicht des Miniſteriums unterwarf und dadurch die Protection der Miniſter, worauf ihre Macht über das Parlament und auf die Wahl deſſelben beſonders beruht, ungemein vermehrte. Dieſes erſte Staatsgeſetz in den Angelegenheiten der

oſtindiſchen Geſellſchaft iſt unter dem Namen der Regulationsbill bekannt [62]).

Durch das Regulationsgeſetz ward feſtgeſetzt, daß künftig die Directoren auf je vier Jahre ſollten gewählt werden, daß das Stimmrecht in der Verſammlung der Eigenthümer an den Beſitz der Summe von 1000 Pfund an Actien ſollte geknüpft werden, ſtatt daß vorher ſchon der Beſitz von 500 Pfund ein Stimmrecht gab. Es ſollte ferner dieſem Geſetze zufolge in Calcutta ein neuer Obergerichtshof errichtet werden, beſtehend aus einem Oberrichter und drei Richtern, welche die Krone zu ernennen habe. Endlich ſollte künftig in Bengalen ein Generalgouvernement beſtehen, dem die andern Präſidentſchaften untergeordnet wurden. Der beſtehende Rath und der gegenwärtige Statthalter, hieß es darin, ſollten zwar beſtätigt werden, doch wurden ihnen andere Perſonen von Seiten der Regierung beigeordnet. In der Folge ſollte niemand mehr von der oſtindiſchen Geſellſchaft allein, ohne Befragung und Einwilligung des engliſchen Miniſteriums, zu den höheren Stellen ernannt werden. Bei dieſer Gelegenheit ward auch ausgeſprochen, daß Clive wegen ſeines Betragens zur Rechenſchaft gezogen werden ſolle und daß künftig jede Erwerbung von Land und Gebiet, welche im Namen der Geſellſchaft gemacht werde, Eigenthum des brittiſchen Staats ſeyn ſolle. Dies Geſetz half aber dem Hauptübel, der ſchlechten Verwaltung, nicht ab, und die Geſellſchaft fuhr auf der einen Seite, trotz des Regulativs, fort, Eroberungen für ihre Rechnung zu machen, und auf der andern dauerten unter Warren Haſtings, dem erſten Generalgouverneur, die Geldverlegenheiten fort. Der nachher ſo furchtbar angeklagte und durch Burkes im Oberhauſe gehaltenen Reden, als Unmenſch und Tyrann gebrandmarkte Warren Haſtings

62) Wir führen die Bill unter dem Titel an, unter dem ſie bekannt iſt und citirt werden muß, der ausführliche Titel lautet: A bill for establishing certain regulations for the better management of the affairs of the East India company, as well in India as in Europe.

wird übrigens von vielen Schriftſtellern wegen ſeiner Einrichtungen und ſeiner Verwaltung eben ſo ſehr geprieſen, als von andern geſcholten. Die Unterſuchungen darüber gehören theils in dieſes ausſchließend den europäiſchen Geſchichten gewidmete Werk nicht, theils fiel Warren Haſtings Prozeß in eine viel ſpätere Zeit, als die, deren Geſchichte dieſer Band umfaßt.

Schon zur Zeit des vorletzten Miniſteriums, alſo noch unter Lord North, war durch die Klagen über die Regierung der Kaufleute und ihrer Beamten in Indien, noch mehr durch die ſchlechte Verwaltung der Einnahme und des Handels und wegen des ſtets aufs neue drohenden Bankerotts die Ueberzeugung allgemein geworden, daß durch die Regulationsbill wenig oder nichts gewonnen ſey. Man war zu der Ueberzeugung gekommen, daß das Parlament ernſtlich durchgreifen, eine Radicalreform der Geſellſchaft und ihrer Verwaltung vornehmen, und ganz beſonders die Regierung der im ſiebenjährigen Kriege und nachher erworbenen Provinzen den Kaufleuten ganz entziehen müſſe. Den Kaufleuten war nämlich ſowohl Rumbold als Warren Haſtings ein vortrefflicher Mann. Beide hatten ja von den Maratten und durch die Beſiegung des furchtbaren Hyder Ali im Carnatik viel Geld und viel Land gewonnen. Allein die politiſchen Verbrechen dieſer Männer hatten nur ſie und die Begünſtigten bereichert, den Finanzen der Geſellſchaft hatten die auf ihre Koſten erworbenen unermeßlichen Reichthümer mehr geſchadet als genützt, ſie mußte aufs neue die Staatskaſſe in Anſpruch nehmen. Da das Privilegium (**charter**) der oſtindiſchen Geſellſchaft immer nur auf beſtimmte Jahre ertheilt ward, ſo wollte man ſchon im Jahre 1780 den Ablauf des Termins im Anfange des folgenden Jahrs (1781) zu einer Veränderung benutzen, doch verlängerte man hernach das Privilegium noch auf eine kurze Zeit und ſetzte blos einſtweilen zwei Ausſchüſſe nieder, um die indiſchen Angelegenheiten genau zu unterſuchen. In dieſen Ausſchüſſen war ſchon unter Lord North der damalige Generaladvocat von Schottland, Dun-

das, eine Hauptperſon, und auf Antrag der Ausſchüſſe wurden im Laufe der Jahre 1781 und 1782 allerlei Reformen der Geſellſchaft und Abänderungen der Maßregeln der Directoren beſchloſſen. Dieſen Beſchlüſſen ward auf eine ganz auffallende Weiſe von Seiten der oſtindiſchen Geſellſchaft und ihren Directoren entgegengehandelt. Rumbold ſollte einem Parlamentsbeſchluß gemäß vor Gericht geſtellt werden; das geſchah nicht, er ſtarb, ohne daß ſeine Vergehungen wären gerügt worden. Warren Haſtings ſollte ebenfalls zurückberufen und angeklagt werden; die Directoren kehrten ſich aber an dem Parlamentsbeſchluß nicht, ſie beſtätigten ihn im Amte und er ſetzte ſeine, eines aſiatiſchen Deſpoten würdige, Regierung noch Jahre lang fort. Die Urſache dieſer Verachtung der Verordnungen des Parlaments war, daß niemand mehr über die Ausführung der Beſchlüſſe wachen konnte, ſeitdem der eine Ausſchuß, der zur beſſern Einrichtung von Recht und Gericht in Indien und zur Unterſuchung der Urſachen des Kriegs im Carnatic beſtellt war, ſich aufgelöſet hatte. Der andere zur neuen Organiſation beſtellte Ausſchuß dauerte fort, brachte aber den von ihm gebilligten, von Dundas entworfenen Reformationsvorſchlag erſt ans Parlament, als ſich ſchon alle Umſtände geändert hatten.

Der von Dundas ausgearbeitete Bericht kam nämlich erſt 1783 ans Parlament, als der Verfaſſer deſſelben ſchon neben Pitt in der Oppoſition ſeinen Platz genommen hatte. Der Vorſchlag, der in dieſem Bericht enthalten war, wurde daher verworfen, und Fox verſprach eine Totalreform vorzuſchlagen. Pitt und ſeine Freunde ſtimmten übrigens mit ihren Gegnern darin überein, daß man den Uebeln der Verwaltung und der Regierung der indiſchen Beſitzungen nur dadurch dauerhaft abhelfen könne, daß man die oſtindiſche Geſellſchaft unter die Vormundſchaft der brittiſchen Regierung bringe. Fox ſchlug zu dieſem Zwecke im November 1783 zwei Geſetze vor, welche ſeine Abſicht, das Miniſterium und ſogar das Parlament ganz vom Könige und auch vom Volke unabhängig zu machen und fort-

dauernd unter dem Einfluß der Coalition zu erhalten, ſo ſchlau unter der Form der Verbeſſerung der Einrichtung einer Handelsgeſellſchaft verſteckte, daß ſehr wenige Staatsmänner den eigentlichen Sinn der Vorſchläge erriethen, den der König nicht einmal ahndete. Das eine der vorgeſchlagenen Geſetze enthielt nämlich die weiſeſten, gerechteſten, mildeſten und vortrefflichſten Beſtimmungen über Verwaltung von Gericht, Regierung und Recht in Indien, wodurch allen bisherigen Beſchwerden über engliſche Brutalität und Bedrückung der Indier abgeholfen werden ſollte. Das Andere enthielt die Einrichtung der Geſellſchaft ſelbſt. Das Eine hat mit der Geſchichte, die wir hier behandeln, nichts zu thun, ſo wichtig die Kenntniß deſſelben auch in andern Beziehungen iſt, das andere mit dem Erſten unzertrennlich Verbundene führte dagegen den Sturz des Coalitionsminiſteriums herbei. Es unterwarf nämlich nicht blos die Compagnie der Aufſicht des Miniſteriums, was jedermann wünſchte, ſondern es richtete die neue Ordnung der Geſellſchaft ſo ein, daß dadurch die Auflöſung des Miniſteriums dem Könige unmöglich werden mußte.

Das Monopol der Geſellſchaft, welches erſt in unſern Tagen aufgehoben worden iſt, ſollte nach Fox Vorſchlag fortdauern, auch war nichts darüber beſtimmt, ob die Territorialrechte der Geſellſchaft bleiben oder der Krone überlaſſeu werden ſollten. Ausdrücktich feſtgeſetzt ward dagegen, daß den Directoren und den ſogenannten Eigenthümern oder Beſitzern von tauſend Pfund an Actien, von denen die Directoren gewählt wurden, die ganze Verwaltung, ſowohl des Handels als der Regierungsangelegenheiten der von der Geſellſchaft beſetzten und eroberten Provinzen entzogen werden ſolle. Die Verwaltung, die Ernennung der Beamten und Angeſtellten, das Recht des Kriegs und des Friedens ward durch die Art, wie die Commiſſarien, denen Alles dieſes überlaſſen werden ſollte, beſtellt und mit der Landesregierung und dem Parlament in Verbindung gebracht wurden, dem Miniſterium überlaſſen. Fox wollte die oberſte Leitung der indiſchen Geſchäfte an ſieben Mitglieder

der in England durch Landbeſitz oder Geldreichthum angeſehen-ſten engliſchen Familien, die Ausführung der von dieſen gege-benen Verordnungen oder gemachten Einrichtungen an neun Di-rectoren der Handelsgeſellſchaft übertragen laſſen. Wie er den miniſteriellen Theil der engliſchen Ariſtokratie ans Miniſterium und dadurch dieſes ans Parlament, oder vielmehr an den Ein-fluß jener ſieben auf die Wahlen knüpfen wollte, wird man ſchon aus den Namen der ſieben vornehmen Herren ſehen, welche er vorſchlug. Es waren: Der Graf Fitzwilliam, der Viscount Lewisham, der Erbgraf Montague, der älteſte Sohn des Lord North (Auguſt), die Baronets Elliot und Fletcher und der Jun-ker Robert Gregory. Dieſe Männer waren aus denſelben Fa-milien, welche auch das Miniſterum erobert hatten, und ſie waren gerade in eben dem Verhältniß gewählt, in welchem die Coalition das erſtürmte Miniſterium unter ſich getheilt hatte.

Fox verſteckte übrigens, wenn er auch, als er die Namen der Commiſſarien nannte, ganz offen zeigen mußte, daß man die Herrſchaft des Miniſteriums viel weiter ausbreiten wolle, als bisher geſchehen war, die Abſicht, deſſen Herrſchaft auf ſehr lange Zeit zu befeſtigen, durch allerlei künſtliche Kreuz- und Querbeſtimmungen. Es ward nämlich, was bloße Täuſchung war, in dem Vorſchlage nur fürs Erſte die Ernennung der Commiſſarien dem Parlament, d. h. dem Miniſterium, unter deſſen Einfluß dieſes gewählt war, überlaſſen, in der Folge ſollten ſie von den Actionärs gewählt werden. Den Actionärs war aber dadurch das Schwert über den Nacken gehängt, daß die ganze Verfügung nur auf kurze Zeit gelten ſollte. Um nämlich dem Geſchrei, daß die Miniſter einen Eingriff ins Ei-genthum thäten, entgegen zu gehen, ward vorgeſchlagen, daß die Parlamentsacte, wodurch der oſtindiſchen Geſellſchaft ihr Privilegium entzogen ward, nur auf vier Jahre gültig ſeyn ſolle; auf dieſe Weiſe behielt man die Actionärs fortdauernd in der Hand. Durch dieſe Beſtimmung feſſelte man zugleich das folgende Parlament an die Coalition. Da nämlich erſt nach

vier Jahren über die Fortdauer der ganzen Maßregel ein Beſchluß gefaßt werden ſollte, ſo fiel die Wahl eines neuen Parlaments in dieſe Zeit, und alle, die ein Intereſſe bei dem einmal Eingerichteten hatten, waren genöthigt, alles aufzubieten, das Parlament aufs neue nach dem Willen der Miniſter zuſammenzuſetzen [63].

Die Abſicht der India-Bill entging niemanden; aber König Georg, der nur eine einzige Zeitung las und auch dabei zuweilen einſchlief, zu dem niemand gelaſſen wurde (ſo ſteif hielt er auf Etikette), der nicht durch Herkommen dazu berechtigt war, ahndete nichts. Hätte er nur Pitts Reden in einer Zeitung aufmerkſam geleſen, ſo hätte er wiſſen müſſen, daß dieſer und ſeine Freunde öffentlich im Parlament ſagten, daß er durch dieſen Vorſchlag ein Untergebener ſeiner eignen Miniſter werden ſolle. Dieſen Vorſchlag hatte der König nur gebilligt, weil er nicht im Stande war, die verborgene Abſicht deſſelben zu entdecken. Die Bill ward mit einer bei ſo wichtigen Dingen unerhörten Eile im Unterhauſe drei Mal hinter einander verleſen und jedes Mal mit einer Mehrheit von hundert und vierzehn Stimmen angenommen, ſo daß ſie ſchon am 9. December ans Oberhaus gebracht werden konnte. Auch hier nahmen ſich bei der erſten Leſung am 9. Lord Temple und der Herzog von Richmond als Gegner der Coalition und Lord Thurlow als Freund des Königs der in ihren Grundlagen bedrohten Conſtitution vergebens an, das Geſetz erhielt die Zuſtimmung der Pairs, obgleich Lord Temple, vom Herzog von Richmond unterſtützt, den Miniſtern ſchändlichen Volks- und Königsverrath vorwarf [64].

---

63) Man wird in Pitts Reden näher und beſtimmter das entwickelt finden, was wir nur im Allgemeinen angegeben haben: Fox wolle König, Parlament und Volk einer Parthei aufopfern. Er wolle die beſtehende ſchmähliche Coalition von Liberalen und Oligarchen zu einer ſolchen Größe erheben, daß kein Wechſel, keine veränderte Verbindung der Umſtände ſie ſtürzen, oder auch nur ihr Anſehn ſchwächen könne.

64) Er ſagte wörtlich: That he was happy to embrace the first opportunity of entering his protest against so *infamous* a bill — —

Auch Lord Thurlow, der als Mitglied des geheimen Raths vorher dem Könige den erſten an ihn gelangten Wink über die eigentliche Abſicht der beiden Vorſchläge, der von ſeinen Miniſtern beſtellten Commiſſion gegeben hatte, ſuchte in ſeiner heftigen Rede alle, die irgend mit dem oſtindiſchen Handel etwas zu thun hatten, gegen die vom Unterhauſe beſchloſſene Maßregel aufzuregen [65]). Alles war vergeblich, die Bill ging nicht blos am 9. Dezember, ſondern auch bei der zweiten Leſung am 15. mit ſieben und achtzig gegen neun und ſiebenzig Stimmen durch, und das Miniſterium hielt ſeine Sache für gewonnen, weil die dritte Leſung nach dem Ausgang der beiden andern eine leere Form ſchien.

Zwiſchen der erſten und zweiten Leſung der Bill hatte indeſſen am 11. Graf Temple dem Könige endlich über die wahre Abſicht der mit ſoviel Eile durch beide Häuſer getriebenen Bill die Augen geöffnet und ihn in einer bis dahin nie vorgekommenen Sache auch zu einem ganz unerhörten Schritt gebracht. Der König nämlich, im Schrecken über die ihm bevorſtehende Beſchränkung der freien Wahl ſeiner Miniſter, bat den Grafen, den gefährlichen und nach den Grundſätzen der engliſchen Conſtitution unerlaubten Schritt zu thun, ſeine (des Königs) perſönlichen Freunde zu beſchwören, dem verhaßten Vorſchlage bei der dritten Abſtimmung ihre Stimmen zu verſagen. Um Glauben zu finden hatte Lord Temple dazu einer Vollmacht nöthig. Der König ſchrieb deshalb ein Billet, welches er dem Grafen in geheimer Audienz zuſtellte, worin er durch ſeinen Namenszug

---

against a stretch of power so truly alarming, and that went near to seize upon the most inestimable part of our constitution — *our chartered rights.*

65) Er ſagte: Die Bill wäre eine entſetzliche Verletzung alles Privateigenthums, ein Unternehmen, das jedem Engländer durch die Seele ginge und das ſich durch nichts als durch die dringendſte Nothwendigkeit entſchuldigen ließe. Dieſe Nothwendigkeit müßte durch Beweiſe vor den Schranken des Hauſes dargethan werden, nicht durch Berichte eines Ausſchuſſes des Unterhauſes, denen er ſo viel Glauben ſchenkte, als dem Leben des Robinſon Cruſoe.

beſcheinigte: „daß er dem Grafen Temple erlaube, den Freunden des Königs unter den Pairs zu ſagen, daß jeder von ihnen, der für die India-Bill ſeiner Miniſter ſtimme, nicht nur ſein Freund nicht ſeyn könne, ſondern auch als ſein Feind von ihm werde betrachtet werden. Wenn dieſe Worte nicht ſtark genug ſeyn ſollten, ſo möge Lord Temple ſolche Worte gebrauchen, welche ſtärker oder dem Zwecke angemeſſener wären.“

Die Biſchöfe und alle die, welche mit dem Hofe in näherer Verbindung ſtanden oder den König perſönlich und als Privatmann achteten, wollten ihn nicht offenbar und perſönlich beleidigen, wenn ſie auch politiſch nicht mit ihm auf einem Wege waren, ſie mußten ſchicklicher Weiſe alſo bei der dritten Leſung am 17. auf den ausdrücklichen Willen des Königs Rückſicht nehmen. Auch des Königs älteſter Sohn, der Prinz von Wales, der am 15. eine der acht Stimmen der Mehrheit für die Miniſter abgegeben hatte, konnte doch, ohne allen Anſtand zu vergeſſen, dem ausdrücklichen Befehl ſeines Vaters nicht widerſtreben, er blieb bei der dritten Abſtimmung weg. Dadurch ward die Verwerfung der Bill bei der dritten Leſung entſchieden [66]) und der König gerieth mit ſeinen eignen Miniſtern in offnen Krieg, ohne daß ſich ihm eine Möglichkeit zeigte, ohne ſie zu regieren. Oberhaus und Unterhaus geriethen darauf in förmlichen Krieg, die Miniſter und ihre Freunde wütheten ärger und gröber in ihren Reden im Parlament gegen den König und die Pairs, als je vorher Wilkes, oder der Verfaſſer von Junius Briefen oder der demokratiſche Lordmayor, oder auch der über Schicklichkeit und Wahl der Ausdrücke niemals ängſtlich beſorgte

---

66) Wer das Einzelne und die Namen derer, die am 17. ihre Stimmen gegen die Bill gaben oder geben ließen (by proxy), nachdem ſie am 9. und 15. dafür geſtimmt hatten, wiſſen will, der leſe Wraxall Vol. II. pag. 458–60.

Gemeinderath von London gethan hatten. Ein Mitglied des Parlaments überbot immer das Andere durch Heftigkeit der Anträge und beleidigende Reden.

Ein miniſterielles Parlamentsglied, Baker, den man zu den leichten Truppen dieſes Kriegs zählen muß, trug zuerſt darauf an, daß das Parlament erklären ſolle, daß Lord Temple durch Vorzeigung des königlichen Billets im Oberhauſe ein ſchweres Staatsverbrechen begangen habe. Dieſer Vorſchlag ward angenommen [67]. Nach ihm trat Fox auf und hielt eine Rede, wie ſie um 1792 ſchwerlich einer der Girondiſten in der franzöſiſchen legislativen Verſammlung gehalten hat, und doch war Fox damals Miniſter deſſelben Königs, den er öffentlich in dieſer Rede heftig ſchmähte. Er griff zugleich das Oberhaus furchtbar an. Fox klagt ſowohl die Pairs als den König einer Conſpiration gegen die Mehrheit der Mitglieder des Unterhauſes an und geht ſo weit, daß er von denjenigen Gliedern des Oberhauſes, welche gegen den vom Unterhauſe gebilligten Vorſchlag geſtimmt hatten, ſagt: *Es wären des Tiberius Prätorianer, oder vielmehr Janitſcharen, die auf ihres Sultans Befehl ſeine Bill ſtrangulirt hätten.* Dabei richtet er ſich beſonders gegen Pitt und klagt ihn an, daß er auf eine unredliche Weiſe ſich des Miniſteriums zu bemächtigen ſuche. Lord Temple wirft er vor, daß er eine Art Reſcript, wie es Tiberius von Capräa aus gegen Sejanus an den Senat geſchickt, gegen ſeine Bill ans Oberhaus gebracht habe.

Lord Temple und William Pitt waren allerdings ſchon damals im Stillen Rathgeber des Königs, auch ließen ſie ſich weder durch die heftigen Beſchlüſſe, die das Unterhaus in dieſer erſten ſtürmiſchen Sitzung faßte, noch durch die drohenden Anſtalten für eine folgende erſchrecken, obgleich alle Beſchlüſſe

---

67) That to report the opinion or pretended opinion of the king upon any bill or other proceeding, depending in either house of parliament, with a view to influence the vote of the member, *was a high crime and misdemeanor.*

ganz im Sinne und nach den Anträgen der Coalition mit einer Stimmenmehrheit von drei und ſiebenzig Stimmen gefaßt wurden. Pitt hatte ſchon in der Sitzung vom 17. Dezember die Miniſter aufgefordert, ihre Entlaſſung einzureichen; er war ſchon damals Willens, im Vertrauen auf die durch Flugſchriften und Zeitungen zu erregende Beſorgniß für die Conſtitution, auf den Widerwillen gegen die Coalition, und auf das Geſchrei gegen den Eingriff ins Privateigenthum, den das Miniſterium gewagt habe, ſich in den Kampf mit dem Parlamente muthig einzulaſſen. Auch der König erwartete nach den heftigen Ausfällen auf ihn, welche ſich die Miniſter am 17. im Parlamente erlaubt hatten, daß ſie am folgenden Tage ihre Entlaſſung fordern würden, er wartete aber den ganzen achtzehnten hindurch vergebens darauf. Als ſie nicht erſchienen, ſendete er endlich um Mitternacht einen Botſchater an ſie, der ſie erſuchte, dem Könige die Siegel durch die Unterſtaatsſecretärs zuſtellen zu laſſen, ihn ſelbſt aber mit ihrer Gegenwart zu verſchonen. Um ein Uhr Nachts erhielt dann der König die Siegel, welche Lord Temple einſtweilen in Verwahrung nahm; erſt am folgenden Morgen wurden die ſämmtlichen Glieder des Cabinets verabſchiedet.

Die Briefe, durch welche die Glieder des Miniſteriums entlaſſen wurden, hatte zwar Lord Temple unterzeichnet; Pitt aber war es, der am 19. in ſeinem vier und zwanzigſten Jahr die Leitung der Geſchäfte übernahm, indem er die Stelle eines erſten Lords der Schatzkammer mit der eines Kanzlers des Schatzgerichts vereinigte. Dabei duldete er auch nicht einmal Lord Tempels Einfluß neben dem ſeinigen. Lord Temple nämlich ward zwar anfangs Staatsſecretär, mußte aber ſchon nach drei Tagen ausſcheiden. Es ward bei der Gelegenheit eine ſo große Veränderung in Rückſicht der Perſonen, welche Stellen bekleideten, vorgenommen, wie ſelbſt im Jahre 1782 nicht geſchehen war.

Nach den durchgreifenden Veränderungen bei den Stellen am Hofe und im Staate erwartete jedermann eine Auflöſung des Parlaments, weil das Coalitionsparlament ſich jedem Vor-

ſchlage des neuen Miniſteriums widerſetzte und zu fürchten war, daß es auch die Bewilligung des ſtehenden Heers und des Budget verweigere. Pitt hielt daher für nöthig, den Streit ſo lange fortzuſetzen, bis er ſo viele große Herrn und ſo viele Stimmen im Publikum gewonnen hätte, daß man nicht wagen dürfe, das lange verſchobene Budget ganz zu verweigern. Ueber den Punkt der Auflöſung des Parlaments waren übrigens Pitt und Lord Temple völlig einig, nicht aber über die Zeit, wann dieſe vorgenommen werden ſollte, und der Erfolg der Maßregel, worauf Pitt hartnäckig beſtand, hat bewieſen, daß er ſchon damals den politiſchen Takt beſaß, den er in der folgenden Zeit bei jeder Gelegenheit bewährt hat. Pitt wollte das Parlament durch drohende Auflöſung fortdauernd in Schrecken halten, bis es nicht mehr wage, die Acte wegen des ſtehenden Heers (Mutiny act) und das Budget zu verſagen; Lord Temple wollte es ſogleich entlaſſen, dafür ſchied er ſchon nach drei Tagen aus dem kaum erſt gebildeten Miniſterium. Von dieſem Augenblick an boten beſonders Pitt und Dundas im Unterhauſe dem Sturme Trotz. Lord Thurlow als Kanzler hatte im Oberhauſe einen weniger heftigen Kampf, weil die Pairs, welche die Mehrheit gegen die Indiabill gebilbet hatten, ihre eigne Sache verfechten mußten. Das Parlament hatte die Auflöſung gefürchtet und noch ehe das Cabinet gebildet war, ſuchte es am 22. Dezember Vertagung und Auflöſung durch eine ſehr heftige Adreſſe zu hindern. Pitt ſelbſt war an dem Tage nicht anweſend, er ließ aber in ſeinem Namen feierlich erklären, daß er weder daran denke, das Parlament aufzulöſen, noch es zu vertagen. Nichtsdeſtoweniger ward mit einer ſolchen Mehrheit der Stimmen, daß man eine Zählung unnöthig fand, die heftigſte Adreſſe an den König gemacht, welche ſeit der Zeit der Revolution an einen brittiſchen Regenten je war gemacht worden [68].

---

68) Das Parlament wolle, heißt es, Sr. Majeſtät unterthänig vorſtellen, daß ein gefährliches Gerücht von einer bevorſtehenden Auflöſung des Parlaments verbreitet werde. Davon ſeyen aber die größten Schwierigkeiten und

Dieſe Adreſſe ward dem Könige von einer ſehr zahlreichen Deputation überreicht, der ganze Anhang der Coalition ſoll unartig genug geweſen ſeyn, bei der Gelegenheit in Maſſe vor dem Könige zu erſcheinen, der dadurch geärgert werden ſollte. Da gleich hernach die Feſttage eine Pauſe der Parlamentsſitzungen von ſelbſt herbeiführten, ſo begnügte ſich der leitende Miniſter, eine ausweichende, übrigens aber ganz freundliche Antwort geben zu laſſen, welche indeſſen ſo gefaßt war, daß die Furcht einer Auflöſung fortdauern mußte. Als ſich das Parlament am 12. Januar 1784 wieder verſammelte, erließ es hinter einander fünf oder ſechs Erklärungen, eine heftiger als die andere, gegen das Miniſterium. Unter dieſen Erklärungen des Parlaments war eine, worin es hieß: „Bei der gegenwärtigen Lage der Staaten ſeiner Majeſtät ſey durchaus eine Regierung nöthig, welche das Vertrauen des Parlaments und des Publikums habe“ Pitt, obgleich er fortdauernd die Mehrheit im Unterhauſe gegen ſich hatte, blieb im Miniſterium, behielt ſeinen Gang bei, ließ das Volk auf jede Weiſe bearbeiten, und bemächtigte ſich vorerſt der Mehrheit im Oberhauſe, bis ſich, wie er feſt erwartete daß geſchehen werde, das ganze Publicum von ſeinen Gegnern abgewendet habe. Der Herzog von Rutland und Graf Gower, hernach Marquis Strafford, ſchloſſen ſich mit ihrem Anhange an Pitt an, den andern Pairs zeigte er ſich auf dieſelbe Weiſe conſervativ, wie er ſich hernach immer bewieſen hat, und alle

---

die gefährlichſten Folgen zu befürchten, denn die Erhaltung des öffentlichen Credits, die Erhebung der Abgaben, die Abſtellung der in der Regierung von Oſtindien eingeriſſenen Mißbräuche, der Zuſtand der Finanzen der Compagnie, erforderten die unmittelbare Hülfe des Parlaments. Es wäre das Verderblichſte zu befürchten, wenn beſonders die indiſchen Angelegenheiten einem neuen Parlamente überlaſſen werden ſollten, welches durch die langen und verwickelten Unterſuchungen, welche das gegenwärtige beſchäftigt hätten, nicht vorbereitet wäre. Der Schluß enthielt den heftigen Theil: Das Haus erſuche Se. Majeſtät in Unterthänigkeit, den Vorſchlägen deſſelben, nicht aber den geheimen Rathſchlägen beſonderer Perſonen Gehör zu geben, welche eigne Privatvortheile, unterſchieden von dem wahren Beſten des Königs und ſeines Volks, haben könnten.

die Herrn erkannten in ihm den Erhalter ihrer Vorrechte und den der alten für ſie guten Zeit. Das Unterhaus verſuchte indeſſen um ſo mehr das Aeußerſte, als ſich ſeit der Zeit, daß Rutland und Gower übergetreten waren, das Miniſterium auf das Oberhaus ſtützte und auch die Stimmung des Publicums ſich zu Gunſten des Königs wendete.

Am 16. Januar ward Lord Carl Spencers Vorſchlag angenommen, daß das Haus erklären ſolle; „die Fortdauer des gegenwärtigen Miniſteriums, zu dem das Parlament kein Vertrauen habe, ſey verfaſſungswidrig;“ allein ſchon bei dieſer Gelegenheit offenbarte ſich, daß die Ratten angefangen hatten, zu wandern. Die frühere Mehrheit der Oppoſition, welche vier und fünfzig betrug, war auf ein und zwanzig herabgeſunken. Gleich hernach verſuchte Pitt, ſeiner Seits eine Indiabill durchs Parlament zu bringen, wie man dringend gefordert hatte, da es der Zuſtand der oſtindiſchen Geſellſchaft nöthig machte. Dieſe Bill ward nicht, wie man erwartet hatte, gleich bei der erſten Leſung verworfen, ſondern erſt bei der zweiten, und auch dann nur mit einer Mehrheit von acht Stimmen. Dies war am 23. Januar; ſeitdem wurden von allen Ecken und Enden die in ſolchen Fällen gewöhnlichen Adreſſen gegen Fox Indiabill eingereicht, das Parlament und der König mit Vorſtellungen zu Gunſten des Miniſteriums und gegen die Mehrheit im Unterhauſe beſtürmt, und die im Parlament ſtreitenden Parteien ſahen ſich genöthigt, einige Zeit hindurch den Schein anzunehmen, als wenn ſie eine Verſöhnung durch ein gemiſchtes Miniſterium bewirken wollten. Die Verſuche, welche von Ende Januar bis Mitte Februar in dieſer Beziehung gemacht wurden (mit denen es ſchwerlich Ernſt war), ſcheinen uns der engliſchen Specialgeſchichte anzugehören, für unſern Zweck, europäiſche allgemeine Geſchichte, iſt es genug, wenn wir den Weg bezeichnen, auf welchem unter Pitt die Ariſtokratie über den König ſiegte, ihn von dem Einfluß, den er ſeit 1763 geſucht und zum Theil erhalten hatte, ganz ausſchloß und zugleich auch das demokrati=

ſche Streben, welches Fox einigermaßen begünſtigt hatte, unterdrückte.

Das Oberhaus fühlte ſich ſchon im Anfange Februar mächtig genug durch die öffentliche Meinung, um ſich in einen Streit mit dem Unterhauſe einzulaſſen. Es ließ die Erklärung ausgehen: daß es der Verfaſſung zuwider ſey, wenn eins von beiden Häuſern ſich eine im Geſetz nicht enthaltene (discretionary) Macht anmaße, es ſey ein ganz unbeſtreitbares Vorrecht des Königs, ohne jemand zu befragen, die höchſten Beamten der Regierung zu beſtellen und und das Oberhaus habe allen Grund, das feſteſte Vertrauen in den König zu ſetzen, wenn von Ausübung dieſes Vorrechts die Rede ſey. Dadurch ſah ſich das Unterhaus genöthigt, den Schein der Verletzung der Conſtitution, worauf die Nation ſehr eiferſüchtig iſt, von ſich abzuwenden und zu erklären, daß es erſtlich ſich nie angemaßt habe, ein Recht zu haben, die Geſetze zu ſuſpendiren. Zweitens, daß es jedoch ganz mit den Geſetzen und dem Gebrauche übereinſtimmend ſey, wenn ſich das Unterhaus über die Anwendung eines Vorzugsrechts ausſpräche. Hernach ward der durch die Unterhandlungen der Coalition mit der miniſteriellen Partei bis in die Mitte Februar verzögerte offne Krieg am 20. Februar wieder begonnen.

An dieſem Tage ward eine neue Adreſſe an den König gerichtet, worin er dringend gebeten ward, ſein Miniſterium zu ändern [69]. Als auch auf dieſe Adreſſe eine freundliche aber ablehnende Antwort erfolgte, würde zwar Fox vielleicht im folgenden Monat geneigt geweſen ſeyn, die Militärbill und das bis dahin von einer Woche zur andern verſchobende Budget zu verweigern, er erkannte aber ſchon im Anfange März, daß ſein Anhang nicht geneigt ſey, ihm bis zum Aeußerſten zu folgen.

---

69) Die Worte der Reſolution ſind: That the continuance of the present ministers in trust of the highest importance and respectability was contrary to the principles of the constitution and injurious to the interests of the king and the people.

Am erſten März nämlich erließ das Parlament einen förmlichen und beſtimmten Beſchluß (resolution), worin es dieſes Mal ganz ausdrücklich die Entlaſſung der Miniſter vom König forderte [70]). Dieſe letzte Reſolution des Parlaments konnte Pitt um ſo ruhiger vom Könige freundlich, wenn gleich ablehnend, beantworten laſſen, als er ſchon damals ganz ſicher wußte, daß auch das bisherige, ihm durchaus feindliche Parlament nicht mehr wagen werde, durch eine Verſagung ſeiner Stimmen den ganzen Gang der Verwaltung zu hemmen. Dies ward in der That öffentlich kund, als Fox auch nach der letzten Antwort des Königs eine neue Vorſtellung und Beſchwerde im Parlament durchſetzte. Dieſe Vorſtellung war heftiger, ausführlicher, mehr mit anſcheinenden Gründen unterſtützt, als eine der Vorigen [71]), da ſie aber nur mit der Mehrheit einer einzigen Stimme angenommen ward, ſo mußte Fox wohl erkennen, daß es klug ſey, den Kampf vorerſt wenigſtens nicht lebhafter zu treiben, um nicht ſelbſt die Auflöſung des Parlaments herbei zu führen.

Dies war ein Signal für alle, die nur irgend möglich fanden, Aufnahme zu erhalten, ſich an das neue Miniſterium anzuſchließen, da an eine Verweigerung des Budget nicht mehr zu denken war. Die Zeitungen hatten damals gegen Fox Indiabill und gegen den Eingriff ins Eigenthumsrecht, den man der Coalition vorwarf, den Unwillen der Nation rege gemacht und niemand zweifelte mehr, daß die Gunſt des Volks ſich von Fox abgewendet hätte. Pitt übereilte ſich indeſſen nicht, er legte,

---

70) The house humbly prays his Majesty, that he will be graciously pleased, to lay the foundation of a strong and stable government by the previous removal of his present ministers.

71) Die lange Vorſtellung an den König, welche mehrere Seiten füllt, beginnt mit den Worten: Wir bezeigen unſere Betrübniß, daß, da Sr. Majeſtät väterliche Güte Se. Majeſtät bewogen hatte, ſich von den Vortheilen zu überzeugen, welche aus einer Adminiſtration, wie wir ſie in unſerer Reſolution angegeben hatten, entſtehen könne, dennoch Se. Majeſtät ſich verleiten laſſen, die Meinungen einzelner Perſonen dem wiederholten Rathe der im Parlamente verſammelten Repräſentanten ſeines Volks in Anſehung der Mittel einen ſo erwünſchten Zweck zu erlangen, vorzuziehen u. ſ. w. u. ſ. w.

auch nachdem die bisher immer verſchobene Hauptſache wegen Einnahmen und Ausgaben am 9. März entſchieden war, dem Parlament noch andere Dinge vor und vertagte es erſt am 24. Am folgenden, 25., ward dann endlich das Parlament der Coalition entlaſſen und neue Wahlen angeordnet. Bei der Gelegenheit erlaubte ſich freilich Pitts Partei bei der Wahl in Weſtminſter einige Schritte, welche dem Geſetze entgegen waren, weil ſie Fox aus dem Wahlbezirk der größten Stadt drängen, und ihn auf eine ſchottiſche Inſel beſchränken wollten. Die Wahlen waren indeſſen doch im Allgemeinen der Coalition entgegen, und Pitt würde im neuen Parlament noch viel bedeutenderen Einfluß erhalten haben, als er erhielt, wenn nicht der König und ſein Sohn, der Thronerbe, in offnem Zwiſt gelebt hätten. Da ſich Fox und Sheridan des Prinzen von Wales annahmen, ſo mußte Pitt die perſönliche Angelegenheit des Königs auch zur Seinigen machen, das erſchwerte ihm hernach ſein Geſchäft.

Die Geſchichte des neuen Miniſteriums und des Parlaments, von dem es unterſtützt ward, gehört in dieſe Periode nicht, ſondern in die Zeit der Revolution, einige wenige Bemerkungen mögen daher dieſen Abſchnitt beſchließen. Zuerſt ward Pitts zweite Indiabill, vermöge deren die Oberaufſicht (Control) über die oſtindiſchen Angelegenheiten und über die oſtindiſche Geſellſchaft an das Miniſterium kam, gleich anfangs im neuen Parlamente angenommen. Dadurch ward die Protection, wurden alle Vortheile und Stellen, über welche die oſtindiſche Compagnie verfügen konnte, nicht wie Fox gewollt hatte, an ein einzelnes Miniſterium, ſondern an jedes nach der gewöhnlichen Ordnung beſtellte, gebracht. Hernach begann unter Pitt, deſſen jetzt der König gar nicht entbehren konnte, wenn er nicht ſeinen Feinden, die ſich ſeines Sohns, des Prinzen von Wales, bemächtigt hatten und für deſſen Schulden und Aufwand im Parlament ſchöne Reden hielten, in die Hände fallen wollte, langſam und vorſichtig eine ariſtokratiſche, oder, wenn man will, conſervative Bewegung, welche der demokra-

tiſchen, der wir bisher ſeit 1763 gefolgt ſind, gerade entgegengeſetzt war. Dieſe Bewegung rückwärts, oder mit andern Worten, die Sorge, alle alten Mißbräuche, alle überflüſſigen Penſionen, alle Vorzugsrechte gewiſſer Familien bei einträglichen und ehrenvollen Stellen in Flotte und Heer, alle faulen Wahlflecken, alle Sinecuren und unnützen Pfründen, alle weſentlichen Stücke der, wie es immer heißt, beglückenden Verfaſſung, als ehrwürdige Reſte des Mittelalters aufrecht zu erhalten, wuchs ſeit 1784 in England in eben dem Maße, als auf dem feſten Lande am Ende des Jahrhunderts alles Alte zu verſchwinden drohte. Daher kam es, daß ſich hernach Bonaparte und Pitt ſeit 1800, wie die neue und die alte Zeit, wie ein ſtrenger militäriſcher Monarch und das Haupt einer aus Kaufleuten, Hierarchen und Dynaſten der Zeit des Feudalismus beſtehenden Ariſtokratie, ſo entgegenſtanden, wie die Republikaner Frankreichs ſich dem, was ſie Pitt und Coburg nannten, entgegenſtellten.

Zweites Capitel.

Zeiten der unruhigen Bewegung im Innern der Staaten des feſten Landes bis auf die erſten Anzeichen der franzöſiſchen Revolution.

§. 1.

Kaiſer Joſeph II. vom Tode ſeiner Mutter bis auf den Türkenkrieg.

Joſeph II. wollte mit monarchiſcher Gewalt bewirken, was man in andern monarchiſchen Staaten mit Gewalt zu

hindern ſucht; er gerieth daher aus einem ganz entgegengeſetzten Grunde als andere Autokraten mit dem Volke und mit dem Zeitgeiſte in Zwiſt. Er wollte Verwaltung, Regierung und Unterricht, Erziehung und Einrichtung des Religionsverhältniſſes, wie die Geſetzgebung und die Rechtspflege ſeiner Staaten verändern; das war freilich ohne Revolution und ohne das Volk zu Rathe zu ziehen unmöglich, und das Volk wollte Joſeph nicht befragen. Joſephs Geſchichte iſt daher die lange Leidensgeſchichte eines Fürſten, der vom beſten Willen beſeelt mit dem Beſtehenden kämpft, ohne Gehülfen und Bundsgenoſſen zu finden, oder auch nur zu ſuchen. Er ſetzte ſeinen eignen geſunden Verſtand dem Herkommen und Schlendrian, der Politik, dem Pedantismus, der Rechtswiſſenſchaft, dem herrſchenden Aberglauben, der Verfaſſung ſogar und allen Urkunden entgegen; er mußte daher oft wider ſeinen Willen zum Tyrannen werden, um auch nur ſogar die Einrichtungen durchzuſetzen, deren ſich bis auf den heutigen Tag die Verſtändigen in Oeſterreich freuen. Er allein iſt ſeit Marimilian II. im Stande geweſen, einmal wieder ein dämmerndes Licht zu verbreiten; dieſes Licht iſt es, deſſen ſich die Freunde des Fortſchreitens in Oeſterreich jetzt doppelt freuen und wegen deſſen ſie den Kaiſer noch jetzt im Stillen ſegnen. Sie erlangten dieſe Vortheile nicht immer ohne einige Ungerechtigkeit und Härte von ſeiner Seite; Radicalreformen ſind aber unvermeidlich mit temporärer Ungerechtigkeit und Härte verbunden.

Gleich beim Antritt ſeiner Regierung am 28. Nov. 1780 kündigte er an, daß er auf das Bewußtſeyn ſeiner guten Abſicht als Herrſcher vertrauend, ohne Rückſicht auf Vorurtheile und Vorrechte der verſchiedenen Völker und Stämme ſeines Reichs, nur das Wohl der Geſammtheit im Auge haben werde. Das hieß mit andern Worten, er werde die Bevollmächtigten der Böhmen, Ungarn u. ſ. w. nicht befragen, ſondern ſie wie die germaniſchen Stämme ſeiner Unterthanen nach ſeiner deutſchen Anſicht behandeln. Er wollte nicht einmal vom Palladium der Ungarn, von ihrer heiligen Krone und ihrer Verfaſſung, etwas wiſſen, ließ ſich auch nicht als ihr Nationalkönig krönen; daraus

zogen ſie für ihre Verfaſſung eine höchſt ungünſtige Vorbedeutung. In Belgien ſchien er anfangs das Vorurtheil ſcheuen zu wollen, weil ihn Tractate mit den Bürgen des utrechter Friedens feſſelten. Er ließ ſich nämlich als Herzog oder als Graf der verſchiedenen Provinzen Belgiens perſönlich huldigen und auf die beſtehende Verfaſſung verpflichten. Schon damals (Juli 1781) ſchrieb er jedoch, nachdem er im vorigen Monat (Juni) Holland und beſonders Amſterdam unter dem Namen eines Grafen von Falkenſtein beſucht hatte, den großen Unterſchied der Gewerbſamkeit und des Wohlſtandes, den er zwiſchen den ſieben Provinzen und den belgiſchen beobachtete, ganz allein der in Belgien fortbeſtehenden Verfaſſung des Mittelalters, der Hierarchie und der Feudalität zu. In Wien machte hernach Joſeph der ſeit undenklicher Zeit hergebrachten und unter Franz II. völlig wieder hergeſtellten Regierung der großen Familien und der Anſtellung einer großen Anzahl vornehmer Herrn, welche die Geſchäfte durch die untergeordneten Beamten, oder durch ihre Secretärs, oder auch gar nicht beſorgten, plötzlich ein Ende. Er richtete keine neue Hierarchie der Verwaltung ein, weil er mit Recht niemandem ganz traute, er wollte außerdem Alles ſelbſt ſehen, anhören und leiten, was unmöglich war. Er umgab ſich in ſeinem Cabinet bloß mit Secretären [71 a]), hörte ſelbſt jedermann an und war Tag und Nacht thätig; aber er vergaß, daß Harun Alraſchids im Orient berühmtes Regierungsſyſtem im Occident durchaus unanwendbar ſey. Die Ankündigung des einen und untheilbaren öſterreichiſchen Reichs, die er ausgehen ließ, erſchreckte daher auch die Ungarn, Böhmen, Belgier, Lom-

---

71 a) Der Kaiſer, heißt es in dem Beitrage zur Charakteriſtik und Regierungsgeſchichte der Kaiſer Joſeph II., Leopold II. und Franz II., ließ faſt zu allen Stunden des Tags jedermann vor ſich. Wollte man dem Monarchen etwas vortragen, ſo durfte man nur in den ſogenannten Controleurgang gehen, der zu ſeinem Cabinette führte. Joſeph ſah faſt alle Stunden heraus, und wenn Leute da waren, ſo ſprach er mit ihnen, oder führte ſie in ſein Cabinet. Er hatte keinen Thürſteher und Kammerherrn, ſondern öffnete ſelbſt jedermann die Thür und machte ſie auch wieder zu.

barden nicht weniger, als die Ankündigung der einen und untheilbaren helvetiſchen Republik um 1798 die mehrſten Cantons der Schweiz. Den Ungarn, oder doch einem ungariſchen Magnaten, erklärt Joſeph in dieſer Beziehung um 1785 rund heraus, ſeine Regierung ſey eine deutſche, und er wolle daher nicht einmal die Sprache der Millionen ſeiner Unterthanen, welche eine andere als die deutſche redeten, offiziell anerkennen [72].

Joſeph theilte daher ohne Rückſicht auf Nationalität ſeine ganze Monarchie in dreizehn Statthalterſchaften, deren jede wieder in Kreiſe zerfiel. Dadurch ward den Ungarn gewiſſermaßen die Auflöſung ihrer Jahrhunderte lang hartnäckig vertheidigten Conſtitution verkündigt, denn dieſe knüpfte ſich an ihre heilige Krone, an die Krönung, welche der Kaiſer vernachläſſigt hatte und an die Abtheilung ihres Landes, welches Joſeph in zehn Kreiſe theilte, ſtatt daß es vorher in fünfzig Geſpannſchaften getheilt war. Die Veränderungen, welche der Kaiſer vornahm und die unzähligen ſich vielfach durchkreuzenden und nicht ſelten ſich widerſprechenden, aber immer wohlgemeinten Verordnungen Joſephs aufzuzählen, gehört nicht zum Zwecke dieſes Werks, man muß zu dieſem Zweck die zahlreichen Biographien des Kaiſers, beſonders die neuſte von Groß Hoffinger zu Rath ziehen, auch findet man bei Dohm Vieles, was dahin gehört. Eine genaue chronologiſche Geſchichte aller Veränderungen Joſephs würden wir nur in dem Falle dieſem Werke einverleiben, wenn wir im Einzelnen entwickeln wollten, auf welche Weiſe der Kaiſer perſönlich und allein mit ſeinen zum Theil durchaus verblendeten Zeitgenoſſen, mit Beamten und Ständen ſeiner Länder,

---

72) Das ſagt Joſeph in einem Briefe in der oft angeführten Sammlung. Er iſt vom Januar 1785 und war an einen ungariſchen Magnaten gerichtet. Dort heißt es: Die deutſche Sprache iſt Univerſalſprache meines Reichs; warum ſollte ich die Geſetze und die öffentlichen Geſchäfte in einer einzigen Provinz nach der Nationalſprache derſelben tractiren laſſen? Ich bin Kaiſer des deutſchen Reichs, demnach ſind die übrigen Staaten, die ich beſitze, Provinzen, die mit dem ganzen Staat in Vereinigung einen Körper bilden, wovon ich das Haupt bin.

mit Adel und Geiſtlichkeit, ja ſogar mit den Juden und ihren Vorurtheilen in beſtändigem Streit war. Wir wollen aber nur im Allgemeinen andeuten, theils was er zu Gunſten ſeines im Geiſte der franzöſiſchen und italieniſchen Oekonomiſten entworfenen Plans einer Totalreform verſuchte, theils wo und wie er dabei auf unüberſteigliche Hinderniſſe ſtieß.

Am glücklichſten war er in der Reformation des Zuſtands der geiſtlichen Angelegenheiten ſeines Reichs; denn er begann gleich bei ſeinem Regierungsantritt und ſchritt ſo ſchnell vorwärts, daß man trotz aller Bemühungen bis auf unſere Tage nicht im Stande geweſen iſt, den alten Zuſtand gänzlich wieder zurückzuführen. Von Swieten hatte freilich ſchon unter Maria Thereſia, deren volles Vertrauen er beſaß, bei der Aufſicht über Hierarchie und Klöſter, und der Abt Felbinger in Rückſicht des Unterrichts in den niedern Schulen und der Lehrbücher ſtille und geringe Verbeſſerung verſucht, auch ward der Kaiſer gerade in dieſem Fache von allen den Männern Oeſterreichs unterſtützt, welche an dem damaligen neuen Leben unſerer Literatur Antheil nahmen. Oeſterreich befand ſich aber gleichwohl damals gleich Baiern in geiſtlicher Beziehung in dem Zuſtande, worin es im ſiebenzehnten Jahrhundert geweſen war. Kaunitz dachte über Geiſtlichkeit und Hierarchie nicht blos wie Joſeph, ſondern ſogar wie die pariſer Philoſophen, von denen der Kaiſer nichts wiſſen wollte; er unterſtützte daher den Kaiſer in ſeinem Eifer gegen Papismus, Mönchthum und Hierarchie, obgleich er in andern Puncten mit dem eilfertigen Reformiren nicht zufrieden war. Die Männer, welche Joſeph in geiſtlichen Dingen gebrauchte, verdienen ſchon darum genannt zu werden, weil ſie als gelehrte und rechtgläubige Katholiken nur dem Papismus, dem Mönchthum, dem Jeſuitismus und Fanatismus muthig entgegentraten, die eigentliche und reine katholiſche Lehre aber auf jede Weiſe zu erhalten und zu befeſtigen ſuchten. Die vorzüglichſten unter ihnen waren, von Born, von Sonnenfels, von Greiner, der Prälat Rautenſtrauch, der Baron Kreſel, der Staatsſecretär Molinari, die Pröbſte de Terme und Wittola, der Unterkämmerer Valery, ein

Riegger, ein Eybel, ein Schneller, deren bekanntere Namen wir anführen, um zu beweiſen, daß es dem Kaiſer an gelehrten Rathgebern nicht fehlte, und daß die vorzüglichſten Männer unter den Katholiken ſeine Schritte billigten.

Die Hauptſache bei dieſen Veränderungen beruhte auf den Maßregeln gegen die Klöſter, und man nahm es dem Kaiſer ſehr übel, daß er die Güter der aufgehobenen Klöſter entweder ganz einzog, oder ſie wenigſtens unter der Aufſicht des Staats verwalten ließ. Dies war aber das beſte Mittel, dem Mönchthum ein Ende zu machen. Sobald nämlich die arbeitſcheue Jugend nicht mehr durch müßiges Wohlleben in die Klöſter gelockt wurde, verminderte ſich die Zahl derer, die ſich als Novizen anboten, täglich, ſo daß manche Klöſter, welche ſonſt jährlich zwanzig Novizen zählten, deren kaum zwei hatten. Man tadelte freilich Joſeph nicht ganz mit Unrecht darüber, daß er die Einkünfte der Kloſtergüter, welche zum Religionsfonds gezogen worden ſeyen; dieſer Tadel war aber ungerecht. Es fielen allerdings beim Verkauf der geiſtlichen Güter und der Kirchengeräthe Unterſchleife vor und es wurden Summen veruntreut; aber mit des Kaiſers Wiſſen ward nie von der Religionskaſſe ein anderer Gebrauch gemacht, als der, für welchen die Kaſſe beſtimmt war.

Es waren bei der eingeführten Verwaltung die Ausgaben für das Heer für jedes Jahr gedeckt, die Militärkaſſe bedurfte alſo des Zuſchuſſes nicht. Die Gelder des Religionsfonds wurden auf Erbauung von Kirchen und Ausſtattung von Pfarreien und Anſtellung neuer Pfarrer auf dem Lande, beſonders in gebirgigen Gegenden u. ſ. w., verwendet, und ganz allein dazu angewieſen. Der Kaiſer fehlte aber darin, daß er viele geiſtlichen Güter unter ihrem Werthe verkaufen ließ und daß ihre Verwaltung mehr Geld koſtete, als Recht war.

Der Kaiſer behauptete zwar immer, daß er ſich in Religionsangelegenheiten nur in ſo weit miſchen wolle, als es die äußere Disciplin oder das mit dem Kirchlichen verbundene ganz allein vom Staat abhängige Weltliche betreffe; dies ſcheint auch

ſogar Papſt Pius VI., als er ihn in Wien beſuchte, geglaubt zu haben. Wir glauben jedoch auf eine unter dem Text angeführte Stelle eines, im October 1781 von ihm an den Cardinal Herzan, der ſich ſeiner Sachen in Rom annahm, geſchriebenen Briefs geſtützt, behaupten zu dürfen, daß er recht gut wußte, daß die Geiſtlichkeit des Mittelalters und ihre Concilien das Innere und Aeußere ſo genau verbunden hätten, daß man das Eine nicht verbeſſern könne, ohne auch das Andere anzurühren [73]. Zuerſt ließ er daher eine allgemeine Toleranz verkündigen, hob den unmittelbaren Zuſammenhang der Mönchs- und Nonnenklöſter mit Rom auf, und beſchränkte die Gewalt, welche der Papſt über den Clerus der öſterreichiſchen Lande ausgeübt hatte. Die Maßregeln wurden ihm von denjenigen Lehrern des katholiſchen Kirchenrechts angegeben, welche in ihrem Schulſyſtem das, was man Episcopalregierung der Kirche nennt, der abſolut monarchiſchen päpſtlichen vorzogen. Was das Letztere angeht, ſo baute Joſeph dabei auf eine unter ſeiner Mutter Regierung 1767 erlaſſene Verordnung und auf den feſten Widerſtand, den auch Maria Thereſia den Jeſuiten und den Päpſten entgegenſetzte, wenn ſie von Anwendung der Bullen unigenitus und in coena domini redeten. Joſeph ging weiter; er gebot nämlich, daß keine Bulle oder Breve des Papſtes bekannt gemacht werden dürfe, ohne daß ſie vorher die Billigung der höhern Landesſtellen erlangt habe. Es ward ferner verboten, Enthebung von den kirchlichen Verordnungen und beſondere geiſtliche Befreiungen künftig unmittelbar vom Papſte

---

73) Es heißt am Schluſſe dieſes Briefes (Briefe, 1822, bei Brockhaus, Seite 52): Ich werde dafür Sorge tragen, daß das Gebäude, welches ich für die Zukunft errichtet, dauerhaft bleibe. Die General-Seminarien ſind Pflanzſchulen für meine Prieſter, die Seelſorger, welche darin gebildet werden, bringen einen geläuterten Geiſt mit in die Welt und theilen ihn durch einen weiſen Unterricht dem Volke mit. So werden ſie nach einem Zeitraum von Jahren Chriſten ſeyn; ſo werden, wenn ich meinen Plan vollbracht, die Völker meines Reichs genauer die Pflichten kennen, die ſie Gott, dem Vaterland und ihren Nebenmenſchen ſchuldig ſind — ſo werden auch noch die Enkel ſegnen, daß wir ſie von dem übermächtigen Rom befreit u. ſ. w.

ſtatt von den Biſchöfen und Erzbiſchöfen des Landes zu ſuchen. Weil die Mönche und ihre Klöſter bisher als eine Armee Roms und als Pflanzſchulen der Prieſter und der im römiſchen Sinn unterrichtenden Lehrer dienten, ſo ward unterſagt, die Prieſter von den Klöſtern zu nehmen, ſie ſollten alle in den auf kaiſerlichen Befehl eingerichteten Generalſeminarien gebildet werden. Im Jahre 1787 ward endlich ſogar verboten, irgend einen Titel, eine Würde, eine Gunſtbezeugung vom Papſte anzunehmen, ohne vorher bei der Regierung darüber anzufragen. Allen Geiſtlichen wurde bei Verluſt ihrer Beneficien verboten, Gelder für Meſſen zu bezahlen, welche außerhalb Landes geleſen werden ſollten, das hieß mit andern Worten für ſolche, die in römiſchen Kirchen oder was man an den Schwellen der Apoſtel nennt, geleſen würden.

Gleich die erſten Verordnungen, beſonders die wegen der Toleranz, wegen der Aufhebung des Zuſammenhangs der geiſtlichen Orden in den Erbſtaaten mit einem Ordensgeneral in Rom und ihre Unterwerfung unter die Biſchöfe und Erzbiſchöfe ihrer Provinzen weckten die Beſorgniß der Exjeſuiten und ihres gutmüthigen, wohlmeinenden, aber höchſt beſchränkten Werkzeugs, des ſächſiſchen, oder, was einerlei iſt, polniſchen Prinzen, des Erzbiſchofs von Trier und Biſchofs von Augsburg. Clemens Wenzel von Trier hätte immerhin den Kaiſer gutmüthig warnen mögen, Joſeph hätte ihm gewiß nicht ſpöttiſch, oder vielmehr höhnend geantwortet, wenn er nicht gewußt hätte, daß Clemens von den Jeſuiten getrieben werde und daß ein fanatiſcher Jeſuit, der Abbé Beck, für ihn die Feder geführt habe. Dieſer ſchrieb den warnenden Brief des Kurfürſten, der nur ſeinen Namen darunter ſetzte.

In dem Ermahnungsbrief an den Kaiſer, den der Erzbiſchof von dem Jeſuiten aufſetzen und abgehen ließ (Anfang Juni 1781), beſchwert er ſich über fünf Punkte, ganz beſonders aber darüber, daß eine allgemeine Toleranz verkündigt ſey und daß inskünftige die Biſchöfe nur ſolche Bücher ſollten verbieten dürfen, welche auch vom Wiener Cenſurcollegium verboten worden.

Der jeſuitiſche Brief ſpornte einen ſo lebhaften und auf ſich und ſeine Einſicht unbedingt vertrauenden Fürſten wie Joſeph, ſtatt ihn zurückzuhalten, doch ſcheint uns aus ſeiner Antwort hervorzugehen, daß er auch dieſe religiöſe Angelegenheit zu ſehr als eine perſönliche betrachtete, ſeiner kaiſerlichen Würde durch die Art ſeiner Ironie etwas vergab und nicht genug Rückſicht darauf nahm, daß er es mit Dienern einer poſitiven Lehre und Kirche, nicht mit Philoſophen zu thun habe. Er antwortet nämlich zuerſt dem guten, aber im Geiſte des Mittelalters warnenden Erzbiſchofe auf die fünf Punkte das, was ihm in dem Augenblick gerade einfällt, dann ſchließt er ſeinen Brief mit folgenden Worten: „Kurz und gut, ich hoffe, wir gehen beide den kürzeſten Weg ſelig zu werden, wenn wir die Pflichten des Berufs erfüllen, worin uns die Vorſehung geſetzt hat und wenn wir dem Brode, das wir eſſen, Ehre machen. Sie eſſen das Brod der Kirche und proteſtiren gegen alle Neuerungen, ich das Brod des Staats und vertheidige und erneuere ſeine urſprünglichen Rechte."

Die unverſtändige Oppoſition ermunterte den Kaiſer, ſtatt ihn abzuſchrecken, denn ſeit der Zeit, daß der Erzbiſchof ihm geſchrieben hatte, begannen erſt die Hauptveränderungen. Der Erzbiſchof von Trier oder vielmehr der Jeſuit, der in ſeinem Namen Briefe ſchrieb, goß aber aufs neue Oel ins Feuer. Der gute Kurfürſt fand ſich nämlich durch des Kaiſers verletzende Antwort und beſonders durch den leichten Ton, in dem ſie abgefaßt war, ſehr gekränkt und ſandte am Ende Novembers einen zweiten Brief. Dieſer Brief iſt ganz im geiſtlichen Ton abgefaßt, aber verdrießlich und durch einen Wink von der Hölle ſehr beleidigend. Der Erzbiſchof ſchreibt: „Er habe, als er des deutſchen Kaiſers Antwort erhalten, ſich aufrichtig gefreut, daß er nach dem Beiſpiele des Apoſtels würdig befunden ſey, um des Namens Jeſu Chriſti willen Verfolgung zu leiden, und ſchließt: Ja ich ſage es mit aller Freimüthigkeit des Amtes, welches mir anvertraut iſt: So groß auch jetzt die Feſtigkeit ſeyn mag, womit Sie gegenwär-

tig entſchloſſen ſcheinen, dieſe Schritte zu unterſtützen, ſo wird ein Tag kommen, wo Sie darüber untröſtlich ſeyn werden.“ Daß dieſe Drohung mit der Hölle den Kaiſer heftiger gegen alle Pfaffen und gegen das Pfaffenthum erbittern würde, hatte der Kurfürſt vorausſehen müſſen; man wird aber aus dem in den Noten mitgetheilten Stück der Antwort des Kaiſers [74]) ſehen, daß dieſer ſich auch in dieſer Angelegenheit von ſeinem lebhaften Gefühl über die Schranken des Schicklichen hinausreißen ließ.

Um dieſe Zeit hatte Joſeph ſchon ſeine Hofſtiftungscommiſſion errichtet, deren Präſident der Baron von Kreſel war, und hatte über die gleich beim Antritt ſeiner Regierung nur im Allgemeinen verkündigte Toleranz im October 1781 ein beſonderes Edict erlaſſen, worin er noch weit mehr gewährte, als er vorher verſprochen hatte; auch hatte er in Beziehung auf das Kloſterweſen in ſeinen Staaten die erſten Schritte gethan. In dem Verfahren gegen die Klöſter bewies Joſeph, daß es ihm um moraliſche und politiſche Verbeſſerung des Zuſtands ſeines Reichs, nicht aber darum zu thun ſey, die Militär- oder auch die Staatskaſſe, oder gar des Kaiſers Schatulle mit dem Gelde der Stiftungen frommer Seelen für fromme Zwecke zu bereichern. Man kann bekanntlich dieſes weder von Heinrich **VIII.** in England, noch von vielen deutſchen Fürſten der Reformationszeit, am wenigſten aber von den Rittern in Preußen, Liefland und Curland und ihren Großmeiſtern ſagen, welche die Güter und die Commenden zu Eigenthum und ſich zu erblichen Herzögen machten.

---

74) Ich habe den Brief ſo eben empfangen, welchen Ew. Hoheit beliebt hat, an mich zu ſchreiben. Ich ſehe, daß wir auf einerlei Wege ſind. Ew. Hoheit nehmen die Form für die Sache, da ich mich in der Religion genau an die Sache halte und nur den Mißbräuchen wehre, die ſich in dieſelbe eingeſchlichen und ihre Reinigkeit entſtellt haben. Ihre Briefe ſind ganz tragiſch und meine ganz komiſch, und obſchon Thalia und Melpomene als Schweſtern auf dem Parnaſſe nicht immer zuſammengehen, ſo erlauben Sie mir doch, den Zeitpunkt zu erwarten, wo unſere Schweſtern, Abkömmlinge vom Helikon, ſich näher verbinden. In dieſer Erwartung u. ſ. w.

Joſeph hob nämlich nicht die reichen Stiftungen und die ſehr begüterten Klöſter zunächſt auf, ſondern gerade die ganz unbegüterten, deren Bewohner eine Peſt des Landes ſind, weil ſie, gleich den Schacherjuden, ſich überall eindrängen, das Volk im Aberglauben erhalten, das Scherflein der Wittwen und Armen an ſich ziehen, und die Armeen der Bettelorden aus dem Volke recrutiren, um auf dieſe Weiſe das ſtehende Heer bettelnder Faullenzer im Lande zu unterhalten. Die Bettelorden, welche Joſeph zunächſt anſehnlich vermindern wollte, hatten in Oeſterreich, wie in Baiern und in der Pfalz in Verbindung mit den Jeſuiten, dem ſchlecht unterrichteten Volke durch Betgänge, Brüderſchaften, Wallfahrten, Feſte, Fahnen und Almoſen das Faullenzen und den mechaniſchen, gedankenloſen Ceremoniendienſt ſo werth und theuer gemacht, daß jeder beſſere Unterricht fruchtlos war. Wer wiſſen will, wie es z. B. bei den Kapuzinern in Wien zu Joſephs Zeiten ausſah, dem rathen wir, die erſten zweihundert Seiten der Selbſtbiographie eines ſpäter als Schriftſteller ſehr bekannt gewordenen Gelehrten zu leſen, der damals in einem wiener Kloſter als Kapuziner lebte [75]).

---

75) Feßler, bekanntlich hernach ein deutſcher Vielſchreiber, Proteſtant und Generalſuperintendent in Rußland, war damals Capuziner in Wien, er giebt uns in ſeinem Leben (Dr. Feßlers Rückblicke auf ſeine ſiebzigjährige Pilgerſchaft. Ein Nachlaß an ſeine Freunde und ſeine Feinde. Breslau 1824. 8.) gleich vorn ein trauriges Bild vom Treiben der liberalen und der illiberalen Mönche. Zu den Erſten gehörte damals Feßler, er wollte ſich alſo an den Kaiſer drängen und ſchrieb daher ein Büchlein unter dem Titel: *Was iſt der Kaiſer*, dafür ward er im Kloſter gepeinigt und wandte ſich durch viele Canäle endlich an den Baron Kreſel und durch dieſen an den Kaiſer. Darauf erfolgte das Handbillet (Rückblicke, S. 153): Mein lieber Baron Kreſel. Hier iſt das Buch zurück; ich habe es durchgelaufen; der Inhalt iſt der rechte Schlüſſel zum Verfahren des Cardinals Migazzi und der Capuziner gegen die Patres Innocentius und Seraphinus. *Ich nehme beide Geiſtliche in meinen Schutz*; ſie ſollen in Wien bleiben und vom Kloſter aus die Univerſität beſuchen, welches eiligſt dem Cardinal und den Capuzinern bekannt zu machen und ihnen nachdrücklicher einzuſchärfen iſt, daß ſie ſich aller weitern Chicanen gegen dieſe zwei Geiſtlichen enthalten. Mit dieſem muß man vergleichen, zuerſt, was der Abbé de Bellegarde aus dem Munde des Probſt

Joſeph hatte, wie wir ſchon angeführt haben, zunächſt alle Verbindung und jeden Zuſammenhang der Klöſter ſeines Landes mit den Ordensgeneralen in Rom und hernach mit fremden Klöſtern und Ordensmitgliedern aufgehoben und ſeine Klöſter der Aufſicht der Landesbiſchöfe unterworfen, hernach ſchritt er zur Aufhebung ſolcher, die er für überflüſſig oder ſchädlich hielt. Schon im Jahre 1781 verordnete er, daß alle ausländiſchen Mönche aus den Klöſtern der öſterreichiſchen Erblande entfernt werden ſollten; dann ward dem Recrutirungsſyſtem der Klöſter eine Schranke geſetzt. Innerhalb der nächſten zwölf Jahre ſollten von den Klöſtern keine Novizen angenommen werden dürfen. Schon im Januar 1782 ward mit der Aufhebung der Klöſter der Anfang gemacht und zunächſt die Kamaldulenſer und Karthäuſer, Karmeliterinnen, Kapuzinerinnen und Franziskanerinnen aufgehoben. Unmittelbar hernach wurde ein genaues Verzeichniß der beweglichen und unbeweglichen Güter der Klöſter, der Weltgeiſtlichkeit, der Stiftungen und Brüderſchaften aufgenommen. Wie wohlthätig dieſe Maßregel für die öſterreichiſchen Staaten war, von welcher Plage und von einer wie großen Anzahl von Blutſaugern die niedern Claſſen des Volks befreit wurden, wird man auf den erſten Blick erkennen, wenn man das Verzeichniß der nur allein in den Jahren 1782 und 1783 aufgehobenen Orden anſieht, die wenig oder gar kein Eigenthum hatten, alſo ganz dem Volke zur Laſt lagen [76]).

Im Allgemeinen rechnet man, daß der Kaiſer von 1782 bis an ſeinen Tod, alſo in acht Jahren, die Zahl der Mönche und Nonnen in ſeinen Staaten um dreißig bis ſechs und dreißig tauſend Perſonen, die dem Lande eben ſo viel koſteten, als ein

---

Batiſte de Terme in den Nouvelles ecclésiastiques d'Utrecht 1783 berichtet, dann die Beiträge zur Geſchichte der Capuziner in Oeſterreich, Cöln. 8, und Oeſterreichiſche Biedermanns-Chronik. Wien 1784. 8.

76) Im vierten Bande von Groß-Hoffingers Lebens- und Regierungsgeſchichte Joſephs des Zweiten, welcher das Archiv enthält, findet man S 239 das Verzeichniß aller in den Jahren 1782 und 1783 inclusive in den ſämmtlichen k. k. Staaten erloſchenen Manns- und Frauenorden.

ſtehendes Heer von derſelben Zahl, vermindert habe, und dennoch ließ er noch 1324 Klöſter übrig. Die Bevölkerung dieſer übrigen Klöſter, die gerade in unſerm Jahrhunderte wieder mit einigen neuen vermehrt ſind, rechnete man auf ſieben und zwanzigtauſend Seelen. In Belgien allein fand der Kaiſer bei ſeinen Maßregeln gegen die Anſtalten des Mittelalters, die ſich überlebt hatten, einen unüberwindlichen Widerſtand; in den andern Provinzen war der Einfluß des Geiſtes ſeiner nach Licht und Freiheit ſtrebenden Zeitgenoſſen, obgleich deren Zahl nur klein war, doch ſo mächtig, daß der Adel, die Pfaffen, der abergläubige, träge, an kirchlichen Feſten und Wallfahrten hängende Pöbel vergeblich gegen ihn tobten.

Uebrigens waren damals die Verſtändigen noch durch keine Romantik, keine krauſe Myſtik, keinen Kunſtſchwindel oder Teutonismus berauſcht. Der wiener Erzbiſchof, Cardinal Migazzi, fand daher nur unter Schriftſtellern, die niemand als ſeine Pfaffen und ihre Beichtkinder leſen mochte, Verbündete, und auch ſogar die mit allem theatraliſchen Pomp eines vortrefflichen und dabei ſehr ſchönen kirchlichen Figuranten unternommene Reiſe des Papſts nach Wien war vergeblich. Ueber dieſe von den ſchlauen Römern ſehr mißbilligte Reiſe Pius VI. ließ ſich der Schweizer Müller in moderner Weiſe ſophiſtiſch vernehmen, und es ſchien, als wolle er ſeinem Buche dadurch größere Bedeutung geben, daß er als Proteſtant mehr Reſpect für Päpſte zu haben ſchien, als der katholiſche Kaiſer. Nichtsdeſtoweniger verſchwand der augenblickliche große Enthuſiasmus, den die Reiſe des Papſtes im ſüdlichen Deutſchland erregte, gar bald gleich Nebel und Dunſt.

Faſt um dieſelbe Zeit, als Clemens Wenzel dem Kaiſer ſo ernſtlich von ſeinem Streben, Duldung zu üben, und das Mönchthum zu verbeſſern, abmahnte, überreichte ihm Migazzi eine dringende Vorſtellung ähnlichen Inhalts, als des Erzbiſchofs Brief. Dieſe machte Joſeph ohne Bedenken öffentlich bekannt; aber einer der gelehrten, dem Weſen der katholiſchen Religion ſehr günſtigen, dabei aber aufgeklärten Männer, die ihn um-

gaben, begleitete ſie mit ſehr beißenden Noten. Der Erzbiſchof zog gleichwohl noch einmal gegen die Duldung und für die Bettelmönche polemiſirend ins Feld. Er richtete eine längere, mit Stellen aus den Kirchenvätern reichlich geſpickte Schrift an den Kaiſer, worin viel von heiligen und frommen Orden die Rede iſt; er fand aber ſo wenig Gehör, als der Erzbiſchof von Gran und Primas von Ungarn, ein Graf Bathiany, der ſich ebenfalls dem Kaiſer aufs heftigſte widerſetzte. Uebereilung und das zu große Selbſtvertrauen des Kaiſers waren übrigens Urſache, daß die neuen Schulen und Bildungsanſtalten, die er einrichtete, dem Zwecke des wohlmeinenden Fürſten ſelten entſprachen und den Exjeſuiten gewünſchte Gelegenheit boten, Alles Neue zu tadeln. Es ſollte alles nach ſeinem eigenen Sinn ſeyn, er durfte alſo keine feſte und erfahrne Männer zur Ausführung gebrauchen, denn dieſe kannten das Mißtrauen des Volks gegen alle gewaltſamen Verbeſſerungen und würden ſich nicht haben gebrauchen laſſen, ſolchen Vorurtheilen die Stirn zu bieten, die man mit einiger Klugheit leicht umgehen konnte.

Ein Theil des Widerſtands gegen die wohlgemeinten Neuerungen des Kaiſers ging beſonders von Rom aus, wo man bekanntlich auf dem Grundſatz beſteht, daß durchaus Alles in Europa bleiben müſſe, wie es zur Zeit Gregors des Siebenten und des dritten und vierten Innocenz war, wo man daher die Sonne ſich um die Erde bewegen läßt, nicht aber umgekehrt. Da man dort von den Fortſchritten der Zeit und der Bildung, welche Joſeph fördern wollte, keine Notiz nimmt, ſo mußte er den Einfluß der römiſchen Curie auf jede Weiſe zu vermindern ſuchen. Er ließ vermöge ſeiner Behörden, deren Aufſicht er die päpſtlichen Schreiben, Befehle, und Mittheilungen unterworfen hatte, den Gottesdienſt einfacher einrichten; unnütze Ceremonien, Wallfahrten, Prozeſſionen, Andachten abſchaffen, deutſche Kirchenlieder einführen, alſo die katholiſche Religion dadurch wieder zur Angelegenheit des Herzens und Wandels machen, daß er die Mißbräuche der Werkheiligkeit abſchaffte. Zu demſelben Zweck

verordnete er die Ueberſetzung der Bibel in die Landesſprachen und befahl im September 1781, daß Dispenſation vom Faſtengebot und ſelbſt in Eheſachen künftig nicht mehr in Rom oder beim päpſtlichen Nuntius, ſondern ganz allein von den Biſchöfen und Erzbiſchöfen der Erblande ſollten geſucht werden dürfen. Der Cardinal Migazzi, welcher erbittert über die Entziehung des Bisthums Waizen, ein Vorkämpfer der römiſchen Uſurpationen ward, wurde durch Einziehung ſeiner Einkünfte an ſeine Unterthanenpflichten erinnert, und allen Geiſtlichen, die in Rom gebildet wären und dort das päpſtliche Kirchenrecht erlernt hätten, die Anſtellung in den kaiſerlichen Staaten verſagt. Die in den kaiſerlichen Generalſeminarien gebildeten Geiſtlichen wurden nach Rieggers Grundſätzen des Kirchenrechts, nicht nach jeſuitiſchen gebildet.

Papſt Pius VI. erkannte ſehr gut, daß das Syſtem päpſtlicher Regierung von der Zeit und ihrem Geiſte gewaltig erſchüttert ſey, daß es nicht blos vom Kaiſer, ſondern auch von den deutſchen Erzbiſchöfen und beſonders in Frankreich bedroht werde, er ſuchte daher als kluger Steuermann zu laviren. Zunächſt erließ er an den Kaiſer ein Breve wegen des Verfahrens mit den Mönchsorden, dann übergab der Nuntius Garampi dem Staatskanzler eine Note, welche dieſer nach ſeinen, den Geiſtlichen überhaupt nicht günſtigen, Grundſätzen und in der ihm eigenen ſtolzen Manier beantwortete. In dieſer Antwort beſtimmte er die Schranken ganz genau, welche Joſeph künftig als weltlicher Monarch der päpſtlichen und der kirchlichen Regierung überhaupt ſetzen wolle, ohne daß er ſich dabei auf irgend einen dogmatiſchen oder ganz eigentlich geiſtlichen Punct einließ. Fürſt Kaunitz unterläßt dabei nicht, dem Nuntius ziemlich ernſt zu verweiſen, daß er ſich überhaupt in eine Sache der kaiſerlichen Staatsverwaltung gemiſcht und ſich dabei eines ganz unpaſſenden Tons bedient habe. Der Nuntius erwiederte darauf, änderte aber den Ton und drückte ſich ſehr beſcheiden aus, nichtsdeſtoweniger ſchreibt ihm Kaunitz am 19. December 1781,

er wolle nichts mehr über dieſe Sache ſchreiben oder geſchrieben leſen [77].

Pius VI. glaubte darauf, daß vielleicht das Ungewöhnliche einer Reiſe des Papſts zum Kaiſer und beſonders ſeine Perſönlichkeit bewirken könne, was ſich durch Breven und durch offizielle Noten nicht erlangen ließ; er kam daher auf den Einfall, ſelbſt nach Wien zu reiſen. Der Papſt war ein ſchöner und auf dieſe Schönheit ſtolzer Mann, er verſtand mit einer in Wahrheit künſtleriſchen Meiſterſchaft die päpſtlichen Gewänder zu tragen, mit großer Würde und Haltnng ſeinen Theil der kirchlichen Ceremonien zu verrichten und durch ſeine äußere Erſcheinung Ehrfurcht einzuflößen; er machte daher, wie man ſagt, großen Effect, wenn er auftrat. Darauf rechnend, kündigte Pius VI. ſchon im December 1781 gegen den Rath und Willen der Cardinäle dem Kaiſer ſeinen Beſuch an, reiſte im Februar 1782 von Rom ab, und kam im April dahin zurück. Die Cardinäle hatten ſehr gut vorausgeſehen, daß Joſephs Grundſätze nicht durch die Erſcheinung des Papſtes würden erſchüttert werden, daß das päpſtliche Anſehen alſo durch die Reiſe verlieren müſſe. Die ganze päbſtliche Reiſe und die perſönlichen Bemühungen des Papſts hatten einerlei Schickſal mit Müllers Sophismen in ſeinen Reiſen der Päpſte, d. h. der Eindruck, den die Reiſe und das Buch machten, war vorübergehend. Die Reiſe des Papſtes erregte indeſſen doch allgemeines Aufſehen. Tauſende ſtrömten überall herbei, wo ſich der Papſt ſehen ließ, die Straßen und Plätze, wo er in ſeiner impoſanten Manier den Segen austheilte, waren gedrängt voll knieender Gläubigen, ſelbſt die augsburger Proteſtanten wurden entzückt, was hernach dem Bibliothekar in Augsburg von ſeinen deutſchen Glaubens-

---

77) In der kurzen Gegenantwort des Staatskanzlers heißt es: Da auch der Wille Sr. Majeſtät iſt, daß man ſich künftighin in keine Unterſuchung der Materien, worüber Sie Ihre Meinung in dem angeführten Billet vom 19. d. M. erklärt haben, weiter einlaſſe; ſo müſſe der Hof- und Staatskanzler ſich darauf einſchränken, den Herrn Nuntius davon zu benachrichtigen.

genoſſen ſehr übel gedeutet ward. Die Eitelkeit des Papſtes ward befriedigt, auch gab der Kaiſer dem Papſte viel glatte Worte; die Römer nahmen es aber ſehr übel, daß ſich ein Italiener von einem Deutſchen damit täuſchen ließ.

Clemens Wenzel von Trier, die Stadt Augsburg, Carl Theodor von Pfalzbaiern und ſeine Münchner, wie die Baiern überhaupt, gleich den Venetianern, die der Papſt ebenfalls beſuchte, ehrten ihn wie einen Gott; aber gerade die beiden Hauptperſonen, mit denen er zu thun hatte und um derentwillen er gekommen war, der Kaiſer und ſein proſaiſch diplomatiſcher, und wenn es die Umſtände fügten, auch recht ungezogener Staatskanzler, blieben ganz ungerührt. So wenig wir allen Anecdoten trauen, auch wenn ein Plutarch ſich ihrer bedient, ſo könnten doch diejenigen, welche man von dem Zuſammentreffen des Staatskanzlers mit dem ihn beſuchenden Papſt erzählt, nach der inſolenten Weiſe, wie er ſich gegen Maria Thereſia ſogar und gegen ihren Hof und Familie, ſowie gegen ſeine eignen Gäſte ohne Unterſchied des Standes betragen durfte, wohl wahr ſeyn. Hätte er wirklich den Papſt ſo unartig empfangen und begrüßt, wie man erzählt, daß er that, als ihn Pius beſuchte, ſo müßte man ſich allerdings wundern, daß ein ſo unterrichteter und feiner Staatsmann ſo gröblich vergeſſen konnte, daß er ſelbſt, der Form nach wenigſtens, Katholik ſey, daß er den vornehmſten Geiſtlichen der Welt, und einen angeſehenen weltlichen Fürſten in Pius Perſon vor ſich habe. Der Kaiſer war höflich, wie es ſich gebührte, hörte aber des Papſts Vorſtellung gegen die von ihm eingeführte allgemeine Duldung eben ſo wenig an, als er Clemens Wenzels Vorſtellungen angehört hatte.

Der Papſt ließ dem Conſiſtorium in Rom Bericht über den Erfolg ſeiner Reiſe geben; allein die in aller weltlichen Argliſt und Schlauheit ergrauten geiſtlichen Herrn, die dies Conſiſtorium bilden, waren über den Bericht ihres Hauptes wenig erbaut. Papſt und Kaiſer ſuchten ſich auch hernach fortdauernd durch freundliche Worte bei guter Laune zu erhalten, ſie blieben fortdauernd in Correſpondenz; aber die Abſchaffung

der Bettelorden in den öſterreichiſchen Staaten hatte ihren ununterbrochenen Fortgang und Joſeph gab das Recht der Obervormundſchaft über die Kirche ſeiner Staaten und die Verwaltung der Güter derſelben nicht auf. Maria Thereſia hatte die Ertheilung der lombardiſchen Pfründen und die Beſetzung der Bisthümer dem römiſchen Stuhle gänzlich überlaſſen, Joſeph hatte dem Papſte Pius dies Recht wenigſtens auf deſſen Lebenszeit zugeſichert, gleichwohl beſetzte er die Bisthümer des Mailändiſchen und Mantuaniſchen, ohne ihn zu fragen. Er verſagte ſogar als das Erzbisthum Mailand erledigt ward, allen denen, welche der Papſt vorſchlug, ſeine Beſtätigung, dieß veranlaßte endlich einen förmlichen Zwiſt.

Als nämlich Joſeph endlich einen Visconti zum Erzbiſchof ernannt hatte (im September 1783), verweigerte erſt der Papſt ihm die Anerkennung, dann gab Kaunitz zu verſtehen, daß der Kaiſer, im Fall der Papſt ſeinen Erzbiſchof nicht einſetzen wollte, die alte lombardiſche Sitte erneuen werde, die ſämmtlichen lombardiſchen Biſchöfe zu verſammeln und ihn durch dieſe einzuſetzen. Um dieſe Zeit befand ſich der Exjeſuit Beck, der vorher für den Erzbiſchof von Trier die Briefe geſchrieben und auf den der Kaiſer in ſeiner Antwort ſo bitter anſpielt, beim Papſte. Joſeph ſchrieb daher ihm und ſeinen jeſuitiſchen Brüdern zu, daß Papſt Pius in der mailänder Sache einen Schritt that, der ſeinem ſonſtigen Charakter nicht angemeſſen war [78]). Das Breve, welches der Papſt an den Kaiſer erließ, war ſo heftig abgefaßt, daß Joſeph es gänzlich ablehnte; es ward dem Papſt zurückgegeben und keiner Antwort gewürdigt. Der Papſt oder der deutſche Jeſuit, der für ihn das Breve abfaßte, ſpielte darin auf den Inhalt des Briefs an, den Clemens Wenzel an den

78) Wir laſſen unentſchieden, welchen Antheil der Exjeſuit Beck an dem Brief hatte, den Pius VI. ſchrieb, an dem des Kurfürſten von Trier giebt ihm Joſeph ſelbſt einen Antheil, wenn er in der Nachſchrift ſeines Briefes vom 24. Nov. 1781 an den Kurfürſten ſchreibt: „Der Abbé Beck ſoll auch Theil an meiner Dankſagung haben, ſofern er dazu beigetragen hat, mir dieſes ſchmeichelhafte Zeichen der Theilnahme Ew. königl. Hoheit zu verſchaffen.“

Kaiſer geſchrieben hatte, dies veranlaßte den Kaiſer, dem Papſte, als er ihm ſein Breve unbeantwortet zurückſchickte, dazu ſchreiben zu laſſen:

Dieſer angebliche Brief ſeiner Heiligkeit müſſe offenbar von einem Menſchen herrühren, der ihre zu ihrem wechſelſeitigen Vortheile dienende Eintracht zu ſtören ſuche, es verſehe ſich daher der Kaiſer von der Gerechtigkeit des Papſtes, daß Se. Heiligkeit alſogleich nach dem Urheber dieſer beleidigenden Schrift forſchen und ihm die gebührende Strafe zukommen laſſen würden.

Jedermann war ſchon darauf gefaßt, daß Joſeph ſeinen Vorſatz, die Geiſtlichen ſeiner Staaten ganz von Rom abzureißen, ausführen werde, als er plötzlich andern Sinnes ward, und wenn er auch nicht geradezu rückwärts ging, doch dem weitern Fortſchreiten Einhalt that, weil er ſelbſt des Papſtes zur Ausführung ſeiner Plane zu bedürfen glaubte.

Um einen letzten entſcheidenden Schritt zu thun, war Joſeph über die Grundſätze, die er in Sachen des Cultus und der äußern Religionsverfaſſung befolgen wolle, zu wenig mit ſich ſelbſt einig. Wir legen wenig Bedeutung darauf, daß Joſeph zu behaupten pflegte, die ihm von Kindheit auf feſt eingeprägten Glaubenslehren und die eingeübten kirchlichen Gebräuche hätten in ſeinem Gemüth fortdauernd noch dieſelbe Bedeutung, welche ſie von Jugend auf für ihn gehabt hätten. Gewiß iſt aber, daß der Kaiſer auf der einen Seite einen Haß gegen Friedrich hegte und gegen den frivolen Spott, mit dem dieſer die Geiſtlichen verfolgte, und auf der andern waren ihm die franzöſiſchen Philoſophen wegen ihrer radicalen und demokratiſchen Meinungen zu verhaßt, als daß er ihre religiöſen Anſichten hätte theilen können. Sobald man ihn alſo überzeugte, daß das päpſtliche Syſtem der Kirchenregierung viel beſſer zu einer autokratiſch-monarchiſchen Staaatsregierung paſſe, als das Episcopalſyſtem, ſo wandte er ſich zum Papſte zurück. Dieſe Ueberzeugung brachte man ihm bei, als er im Dezember 1783 nach Rom kam.

Männer von Geiſt, Erfahrung und politiſcher Klugheit, welche in der Religion nur einen Zügel des Volks ſahen, wie der Cardinal Bernis und der Ritter Azara, von denen der Eine die geiſtlichen Angelegenheiten Frankreichs, der Andere die ſpaniſchen beſorgte, konnten ihm leicht handgreiflich machen, daß wenn er ſich vom Papſt entferne, er dem Feinde preisgegeben ſeyn werde, der ihm gerade damals am allerfurchtbarſten war. Sobald er nämlich den Biſchöfen die unbedingte geiſtliche Herrſchaft überließ, fiel er in die Hand der Ariſtokratie, die er auf jede Weiſe in ſeinen Staaten zu Gunſten des Volks befehdete; denn aus dem hohen Adel beſtanden ja die Capitel, aus denen und von denen die Biſchöfe gewählt wurden. Daß der erwähnte franzöſiſche und ſpaniſche Geſandte den Kaiſer in Rom auf andere Gedanken brachten, iſt ausgemacht, wir laſſen es aber unentſchieden, ob ſie ihn aufmerkſam machten, daß der Abbé Ciofani, der damals geheimer Ordensgeneral der Jeſuiten, oder doch Mittelpunct aller geheimen Betreibungen der Exjeſuiten war, im Auftrage des Königs von Preußen, mit dem er allerdings in directer Verbindung ſtand, das Feuer ſchüre, um Joſephs politiſchen Planen ein Hinderniß in den Weg zu werfen. Wie dem auch ſeyn mag, Joſeph hörte ſeitdem auf, den Papſt zu kränken, und dieſer, beſſere Zeiten erwartend, wie ſie ſeit 1814 eingetreten ſind, legte der autokratiſchen Reformation des geiſtlichen Weſens und des Unterrichts, welche der Kaiſer vornahm, kein bedeutendes oder öffentliches Hinderniß mehr in den Weg.

Der Kaiſer erregte gerade damals in Ungarn, wo man ohnehin faſt zu einem förmlichen Aufſtande bereit war, weil der Adel dort noch ſtreitbar iſt und viele Streitbare in ſeinem Dienſte hat, durch offene Verletzung der Verfaſſung eine um ſo größere Unzufriedenheit, als er den Biſchöfen des Reichs ihre großen Einkünfte ſchmälerte, und dieſe großen Herrn mit ungeheuern Hofhaltungen auf Beamtenbeſoldungen herabſetzte. Er verminderte die Summe des Betrags der Einnahme der Biſchöfe und Erzbiſchöfe von 900,000 auf 265,000 Gulden, ſo daß ein

Biſchof nur 12,000 und ein Erzbiſchof 20,000 jährliche Einkünfte behielt. Die ungariſche Geiſtlichkeit unterhielt daher den Unwillen der Nation über Verletzung der Verfaſſung, Verachtung der Krone, Krönung und Sprache durch jedes Mittel, das in ihren Händen war, und der Kaiſer gewöhnte ſich, um ihr zu widerſtehen, Willkür zu üben, ſtatt, wie er gewollt hatte, eine geſetzliche Ordnung einzuführen. Er bedurfte daher des Papſtes und mußte den größern höhern Beruf, als deutſcher Kaiſer mit Hülfe der deutſchen Erzbiſchöfe ein Ziel zu erreichen, nach welchem einſt Friedrich II. ſein ganzes Leben hindurch vergeblich gerungen hatte, aufgeben, um in ſeinen Erblanden Dinge durchzuſetzen, die, weil ſie nicht wie das, was die deutſchen Erzbiſchöfe wollten, altes vergeſſenes Kirchenrecht waren, nicht länger dauern konnten, als er lebte.

Der Papſt ſelbſt nämlich war und iſt nicht im Stande, mit der kirchlichen Ariſtokratie, die ihm als Conſiſtorium zur Seite ſteht, fertig zu werden, wenn es Aufrechthaltung der Herrſchaft Roms oder des Ueberreſts des Glanzes der alten weltbeherrſchenden Stadt angeht. Die Cardinäle waren daher ſehr unzufrieden, als der Papſt ihnen um 1784 anzeigte, der lange Streit wegen des Erzbisthums Mailand ſey endlich durch eine freundliche Uebereinkunft zwiſchen Sr. Heiligkeit und dem Kaiſer beendigt worden; ſie geriethen um ſo mehr in Bewegung, als gleich im folgenden Jahre 1785 der Kaiſer und die vier vornehmſten Erzbiſchöfe Deutſchlands förmlich ein neues deutſches Kirchenrecht gründen zu wollen ſchienen. Carl Theodor in München nämlich, der ſeine Freude am geiſtlichem Pomp hatte, und ganz in der Jeſuiten Gewalt war, fand ſich ſehr erfreut, als ihm der Papſt die Ehre erzeigen wollte, eine Nuntiatur in Baiern zu errichten. Er glaubte dadurch den größern ſouveränen Fürſten gleich zu werden, und wollte daher ſeine Geiſtlichkeit zum Nachtheile der deutſchen Kirchenfürſten unmittelbar an Rom knüpfen. Der Nuntius, den Pius VI. abſendete, um auf Unkoſten der nach der Römer Meinung ſehr einfältigen und eben deßhalb für ſie ſehr brauchbaren Deutſchen die päpſtlichen Rechte

in den pfalzbaieriſchen Landen, ſo wie im Jülichſchen nnd Bergiſchen auszuüben, ward in München als Himmelsbote empfangen und ganz Baiern fühlte ſich glücklich, unmittelbar von Rom abzuhängen. Der Primas von Deutſchland, deſſen Rechte, und der Erzbiſchof von Salzburg, deſſen Sprengel verletzt werden ſollte, waren deſto unzufriedener. Dieſe beiden Erzbiſchöfe proteſtirten wegen Verletzung ihrer Rechte als Oberhirten der deutſchen Kirchenſprengel, folglich wegen Verletzung des deutſchen Kirchenrechts, welche ſchon ſeit dem vierzehnten Jahrhundert ſchreiend geweſen war, die größten Beſchwerden veranlaßt und den ſtets nur ſchreibenden, niemals handelnden Deutſchen viel Papier und Schreibgebühr gekoſtet hatte. An dieſe beiden ſchloß ſich auch Joſephs Bruder, der Kurfürſt von Cöln; ſogar der von Trier glaubte ſich dem Bunde der drei andern deutſchen Erzbiſchöfe zur Erhaltung der von Baiern höchſt ſchmählich preisgegebenen Unabhängigkeit der deutſchen Kirche nicht entziehen zu dürfen. Salzburg und Mainz wandten ſich zunächſt an den deutſchen Kaiſer, als an ihren rechtmäßigen Schutzherrn gegen römiſche Anmaßungen, und dieſer nahm ſich anfangs auch ihrer Sache kräftig an. Joſeph erwiederte:

Ein Nuntius des Papſts ſey durchaus nichts anders, als was der Geſandte einer jeden weltlichen Macht auch ſey. Er werde daher nie zugeben, daß ein päpſtlicher Geſandter im Reiche, oder auch an ſeinem Hofe irgend eine geiſtliche Gerichtsbarkeit ausübe. Dieſe Antwort ward dem Papſte offiziell mitgetheilt, und ſpäter im October 1785 eine kaiſerliche Verordnung bekannt gemacht, in welcher den Nuntien verboten ward, irgend eine geiſtliche Gerichtsbarkeit in Deutſchland auszuüben. Wie nöthig es geweſen wäre, daß die Baiern ſich dieſem kaiſerlichen Befehl gefügt hätten, kann man aus Bronners Leben lernen, wo man ſieht, daß man die Nuntiatur und auch ſogar die Agentur in Rom zu ſchändlichen Geldprellereien benutzte. Man lernt dort aus den Thatſachen ſchändliche Prellereien der mit den päpſtlichen Behörden correſpondirenden Agenten, welche nur mit dem verglichen werden können, was neulich in Frank-

reich öffentlich vor Gericht ans Licht kam. Dort hatte man einem eiteln Mann den Orden vom goldenen Sporn und Gregors XVI. um viele Tauſende verkauft, obgleich er ſie hernach nicht einmal tragen durfte, weil die königliche Erlaubniß fehlte. Die Nachforderung ward deshalb gerichtlich zurückgewieſen. In Baiern ward aber unter Carl Theodor das arme Land zugleich vom Lotto, von den Mönchen, von Trägheit, von Dummheit, von Mätreſſen und von der römiſchen Schlauköpfe Induſtrie ſchwer gedrückt.

Die Kurfürſten von Mainz und Cöln ließen die kaiſerliche Verordnung ſogleich zur Ausführung bringen; aber an Patriotismus war leider bei dem hohen Adel, in deſſen Gewalt die Capitel und die Bisthümer waren, ebenſowenig zu denken als bei Carl Theodor, oder bei ſeinen Mätreſſen, Jeſuiten, natürlichen Kindern und Pfaffen. Die päpſtlichen Nuntien, Römer in jenem Rom, wo, wie Dante ſagt, ſie ohne Chriſtus Römer ſeyn können, Pacca und Zoglio, wußten ſich mit den Biſchöfen zu verſtändigen, die lieber mit Italienern als mit deutſchen Erzbiſchöfen zu thun haben wollten, ſie vertrauten auf die Mönche, fürſtlichen Reichsäbte, unmittelbaren Klöſter, Domherren und auf unzählige Pfaffen, von denen es damals noch in Deutſchland wimmelte, und trotzten dem ohnmächtigen deutſchen Recht. Pacca war unverſchämt genug, auf die Blindheit der Weſtphälinger und Bewohner des niederrheiniſchen Kreiſes, die bis auf den heutigen Tag ihre Religion durchaus aus der römiſchen Curie holen wollen, ſo viel zu vertrauen, daß er an Prälaten und Pfarrer des Erzbisthums Cöln gerade in dem Augenblicke ein Rundſchreiben erließ, worin er ihnen verbietet, in vielen Graden der Verwandtſchaft, in welchen ſchon ſeit längerer Zeit die Heirathen erlaubt geweſen waren, irgend eine Erlaubniß der Ehe, die von der erzbiſchöflichen Behörde ertheilt worden, ohne beſondern päpſtlichen Indult anzuerkennen. Damals waren aber ſelbſt im Cölniſchen die Gemüther anders geſtimmt, als in unſern Tagen, die neue Univerſität in Bonn hatte Licht verbreitet, nicht, wie das oft mit theologiſchen Anſtalten der Fall iſt,

die Finſterniß durch philoſophiſche Phantasmagorie verdichtet, Pacca ward nicht gehört und ſein Nuntiaturbefehl nicht befolgt. Der Reichshofrath ließ ein Decret gegen des inſolenten Nuntius Ausſchreiben ergehen, und gab dem Kurfürſten von Baiern einen Verweis, daß er dem Papſt zu Gefallen, das Reich und ſeine eignen Unterthanen fremden Pfaffen verrathe. Die deutſchen Erzbiſchöfe erinnerten ſich, wie ſchändlich ſie zur Zeit, als die Franzoſen bei Gelegenheit des baſeler Conciliums durch die pragmatiſche Sanction die Freiheiten der gallicaniſchen Kirche erlangten, die ſtets ein Dorn in den Augen der Römer blieben, von Aeneas Sylvius, dem nachherigen Papſt Pius II., durch Beſtechung der mainzer Kanzlei waren betrogen worden. Sie waren damals über ein Concordat übereingekommen und erhielten ein ganz anderes, oder mit andern Worten, ſie erhielten durch ein ſchändliches Taſchenſpielerkunſtſtück ſtatt einer goldnen Uhr, die ſie Aeneas Sylvius und ſeinem einfältig gelehrten Kaiſer anvertraut hatten, eine hölzerne zurück. Was im funfzehnten Jahrhunderte verſäumt war, wollten jetzt am Ende des achtzehnten die deutſchen Erzbiſchöfe um ſo mehr wieder gut zu machen ſuchen, als Rom nicht einmal das je gehalten hatte, was es im Gedränge zwiſchen dem baſeler Concilium und den deutſchen Prälaten verſprochen hatte. Leider war auch dies Mal nur durch Autokratie des Kaiſers zu helfen, wenn nicht unendlich Gezänk und fruchtloſes Concilienweſen die Verwirrung ärger machen ſollte; dieſe Autokratie ſcheuten die Erzbiſchöfe und von ihrer Oligarchie wollte weder der Kaiſer, noch die Biſchöfe etwas wiſſen; dadurch ward Alles vereitelt.

Um endlich zu einem deutſchen Kirchenrecht zu gelangen oder wenigſtens den Anmaßungen Roms auf immer ein Ende zu machen, wäre ein Nationalconcilium nöthig geweſen, dieſes hätte der Kaiſer verſammeln müſſen, er hatte aber damals Händel genug, hatte Unruhen in allen Provinzen ſeiner Staaten zu bekämpfen, und konnte viel beſſer mit dem Papſt fertig werden als mit der ganzen Kleriſey. Er war außerdem überhaupt

kein Freund der Ständeverſammlungen, weder in Beziehung auf die Kirche, noch auf den Staat. Es kam aber damals noch ein beſonderer Grund hinzu, der den Kaiſer abhielt, ſich einer Sache anzunehmen, welche vor allen den Kurfürſten von Mainz anging, und von dieſem als Erzkanzler und Primas vorzüglich betrieben wurde. Der Kurfürſt von Mainz nämlich hatte gerade in demſelben Jahre gegen den Kaiſer eine weltliche Oligarchie deutſcher Fürſten unter dem Namen des Fürſtenbundes gebildet, der Kaiſer mußte daher beſorgen, daß man auf dem Congreß zu Ems am Ende auch noch einen kirchlichen oligarchiſchen Bund der deutſchen Erzbiſchöfe herauspunctire.

Die Erzbiſchöfe ließen nämlich auf einem Congreß, den ſie in Ems hielten, wo ihre Gebiete und Sprengel zuſammenſtießen und ſich durchkreuzten, von ihren gelehrten Geiſtlichen und Rechtskundigen die Puncte des in den falſchen Decretalen eines vorgeblichen Iſidor von Sevilla im neunten Jahrhundert erdichteten und im eilften durch Gregor den Siebenten der occidentaliſchen Chriſtenheit aufgedrungenen päpſtlichen Kirchenrechts, welches ſie nicht ferner anerkennen wollten, aufſetzen. Dies in drei und zwanzig Puncten oder Artikeln zuſammengefaßte biſchöfliche, dem päpſtlichen entgegengeſetzte Kirchenrecht des erzbiſchöflichen Congreſſes iſt unter dem Namen der Emſer Punctation bekannt. Der Kaiſer hatte gerathen, gleich bei den erſten Berathſchlagungen auch die andern deutſchen Biſchöfe zuzuziehen; allein, wenn man den Biſchof von Würzburg und Bamberg ausnimmt, war mit den andern auf dem Wege der Vernunft nichts anzufangen; es war daher ſehr weiſe gehandelt, daß man, ehe man die, welche, wenn ſie auch ſehend waren, ſich doch blind ſtellten, herbeiriefe, erſt durch gelehrte, religiöſe, aber verſtändige und patriotiſche Männer die Puncte ausmachen ließe, worüber man freundlich und gütlich mit dem Papſte unterhandeln wollte, ehe man ſelbſt Geſetze gäbe. Die Erzbiſchöfe waren übrigens zu gut mit der römiſchen Zähheit und dem ſchlauen Harren der Curie auf beſſere Zeiten bekannt, um zu erwarten, daß ſie durch Unterhandlungen etwas gewin-

nen würden, ſie wandten ſich daher an den Kaiſer. Joſeph II. war aber mit Recht längſt über die Langweiligkeit und Pedanterie der deutſchen Kanzleien erbittert, er begnügte ſich daher, dieſe deutſche Sache für die von ihm ausgehenden Reformen ſeiner Erblande politiſch zu benutzen, den Papſt durch die Erzbiſchöfe, und dieſe durch jenen zu ſchrecken, um von beiden Vortheile für ſich zu erlangen.

Die Erzbiſchöfe wandten ſich nämlich an den Kaiſer, theilten ihm das mit, worüber ſie übereingekommen waren, zeigten ihm an, daß ſie es dem Papſte zur Billigung vorgelegt hätten und baten ihn, wenn der Papſt ihre Punctation innerhalb zwei Jahren nicht annehmen ſollte, ein Nationalconcilium zu berufen, wozu man nicht, wie zu einer allgemeinen Kirchenverſammlung, den Papſt nöthig habe. Darauf erwiederte der Kaiſer, ohne ſich auf Einzelnes einzulaſſen, im Ganzen günſtig, obgleich er auch in dieſer Antwort ſich nicht beſtimmt zu Gunſten der Punctation erklärte, ſondern den Erzbiſchöfen gewiſſermaßen dadurch auswich, daß er ſie nochmals aufforderte, auch die andern Biſchöfe, ja ſogar die weltlichen katholiſchen Fürſten zu Rathe zu ziehen. Schon dies bewies, daß der Kaiſer lieber den Papſt als die Ariſtokratie geiſtlicher Fürſten in kirchlichen Angelegenheiten begünſtigen wolle, um nicht eine oligarchiſche Theokratie gegen ſich zu haben; denn dieſe Befragung der verſchiedenſten Perſonen hieß die Entſcheidung auf unbeſtimmte Zeit (in Calendas Graecas) vertagen; er machte aber dieſe Vertagung noch auf andere Weiſe kund. Es ward auf des Kaiſers Veranlaſſung nämlich eine Reichshofraths-Commiſſion zur Unterſuchung der Punctation niedergeſetzt, welcher aber von Seiten Pfalzbaierns und, was merkwürdig genug iſt, von Seiten Kurbrandenburgs, ſolche Schwierigkeiten gemacht wurden, daß es mit der Commiſſion und Punctation ging, wie es ſonſt mit Concilien zu gehen pflegte, das heißt, es war großer Lärm und man kam zu keinem Reſultat. Der Reichshofrath gab kein Gutachten und es war ein großes Glück, daß von 1792 bis 1814 der Krieg eine völlige Revolution herbeiführte, ſonſt würde das Alte, das

wir in unſern Tagen als Schatten wieder auferſtehen und als Geſpenſt am hellen Tage herumwandeln ſehen, ſeinen Körper behalten haben und uns mit furchtbarer Fauſt wieder packen.

Joſephs Bruder, Leopold, der unter Italienern zum Italiener geworden war, und bis an ſein Ende eine doppelte Rolle geſpielt hat, regierte damals in Toscana, als Reformator, Geſetzgeber, Weiſer und Oeconomiſt, obgleich er ſpäterhin in Deutſchland und in den Erbſtaaten alle alten Mißbräuche wieder hergeſtellt, jedes freie Wort verfolgt, Spioniren nach Jacobinismus gehegt und niederträchtige Ankläger beſchützt hat. Dieſer ging damals weiter als ſein Bruder Joſeph, denn ſtatt daß dieſer den Begünſtigern des alten biſchöflichen Syſtems der Kirchenregierung in Deutſchland ſeinen Schutz verſagte, um den Papſt zu gewinnen, gewährte Leopold den Prälaten von Toscana, die ſich den römiſchen Bedrückungen entziehen wollten, jede Unterſtützung. Die Biſchöfe von Toscana wollten aber auf der Synode zu Piſtoja, den Italienern, wie ſie jetzt ſind, zumuthen, eine moraliſche Religion ſtatt Muſik und Ceremonien, janſeniſtiſche Strenge ſtatt der leichten Abſolution, einfache Geiſtliche ſtatt der Pracht des Papſts bei ſich einzuführen. Sie wollten das aufheben und wegräumen, wodurch Italien und beſonders Rom immer noch wenigſtens den Schatten der Weltherrſchaft behauptet; das konnte unmöglich friedlich durchgeführt werden. Wir wollen indeſſen doch des Verſuchs erwähnen, wäre es auch nur, um zu beweiſen, daß überall das Vorurtheil ſtärker iſt, als der Grundſatz, und daß auch ſogar die Freiheit, wenn ſie in dem Volke, wie es in unſern civiliſirten Staaten zu ſeyn pflegt, dauerhaft ſeyn ſoll, auf dem Erſtern, nicht auf dem Letztern begründet ſeyn muß.

Der Clerus von Toscana, der ſich ſeit langer Zeit, gleich dem beſſeren Theil des franzöſiſchen Clerus, zum Janſenismus bekannt hatte, und deßhalb von Rom und vom römiſchen Theil des Clerus ärger gehaßt und verfolgt war, als Ungläubige und Heiden, benutzte nämlich den Reformationseifer Leopolds, um die kirchlichen Mißbräuche abzuſchaffen und die alte Kirchendiſciplin wieder herzuſtellen. Leopold hatte die Verwaltung des

Landes ganz nach den Grundſätzen geordnet, denen hernach die conſtituirende Nationalverſammlung Frankreichs huldigte; er hatte für Landbau und Staatshaltung, für Civil- und Criminalgerichtspflege durch Verfügungen geſorgt, deren Sammlung ein Muſterbuch für monarchiſche Staaten bildete, es war daher natürlich, daß die Reihe auch an die Kirchenverfaſſung kam, ſobald Ricci Hauptperſon des toscaniſchen Clerus wurde. Ricci war ein ſehr eifriger Janſeniſt; ſobald er Biſchof von Piſtoja wurde, verſammelte er in dieſer Stadt ein Provinzialconcilium. Auf dieſem Concilium brachte er die Prälaten von Toscana zu einem ſo kräftigen Widerſtand gegen die Anmaßungen Roms, daß ſo lange Kaiſer Joſeph lebte und ſo lange ſein Bruder Leopold ſich ſelbſt gleich blieb, die Katholiken von Toscana ſich im Beſitz von Rechten und Vortheilen befanden, welche die Vertheidiger der alten chriſtlichen, (noch nicht wie ſeit Gregor VII. papiſtiſchen) Kirchenordnung in Deutſchland vergeblich zu erſtreben ſuchten, und deren ſie noch immer entbehren.

Die Beſtimmungen des Provinzialconciliums von Piſtoja ſind unter dem Namen der Propoſitionen von Piſtoja bekannt, weil den dort im Jahre 1787 verſammelten Prälaten ſieben und funfzig Kirche und Kirchenrecht reformirende Sätze vorgelegt waren, von denen die mehrſten gebilligt und angenommen wurden. Vermöge der Synodalbeſchlüſſe der in Piſtoja verſammelten Prälaten von Toscana ward nicht blos das bisherige päpſtliche Kirchenrecht verworfen, ſondern auch das Weſentliche der Religion vom Unweſentlichen genau unterſchieden. Es ward dort die ſtrenge Sittenlehre der Janſeniſten und des Urchriſtenthums, welche über lauter Ceremonien und Kirchen-Symbolik ganz in Vergeſſenheit gekommen war, wieder für Hauptſache des Chriſtenthums erklärt, und der blos äußerliche, für Herz und Wandel unfruchtbare Theil des Gottesdienſtes förmlich mißbilligt und verworfen. Das war freilich in einem Lande, wo Moral für Proſa, wir möchten faſt ſagen für Dummheit gilt, wo Poeſie und Kunſt das Leben regieren und auf dem künſtleriſch geordneten Cultus beruhen, wo der gemeine Mann von Spar-

ſamkeit, Ordnung, Reinlichkeit, häuslicher Zucht und Wohlſtand auch nicht einmal einen Begriff hat, nicht durchzuſetzen. Das Volk glaubte den Jeſuiten, Mönchen, Papiſten des Landes und beſonders dem Papſte herzlich gern, daß der moraliſche Katholicismus der Synode von Piſtoja nichts anders ſey als die teufliſche Lehre des ketzeriſchen Luther, deſſen bloßer Namen die Italiener wie die Baiern um ſo mehr erſchreckt, je falſcher und ſchmählicher er ihnen alle Tage auf den Kanzeln, im Leben, in Schriften von Jeſuiten und Kapuzinern, mit und ohne Kutten, abgemalt wird.

Der Papſt mußte übrigens eine Zeit lang dem ihm ſehr verdrießlichen geiſtlichen Weſen in Toscana zuſehen und Zeiten der Reaction erwarten, weil ſeine erſten Schritte durch Leopolds Feſtigkeit und Riccis Entſchloſſenheit fruchtlos gemacht wurden. Als nämlich die Synode von Piſtoja die vier berühmten Sätze billigte und als die Ihrigen anerkannte, welche auf Ludwigs **XIV.** Veranlaſſung die gallicaniſche Kirche um 1682 den päpſtlichen Anmaßungen entgegengeſetzt hatte, ſo erließ Papſt Pius gegen dieſe als Grundſatz der Kirche von Toscana aufgeſtellte Sätze eine beſondere Bulle, worin eigentlich auch die Synode verdammt war. Er erklärte in dieſer Bulle die Billigung für ärgerlich und beleidigend für den heiligen Stuhl, tobte aber hernach ganz anders, ſobald die Zeit der Reaction und des Conſervirens aller alten Mißbräuche eingetreten war. Dies fiel nicht mehr in die Periode, deren Geſchichte dieſer Band behandeln ſoll, wir bemerken daher nur, daß der Papſt die Vernichtung der von Leopold begünſtigten Religions- und Kirchenverfaſſung und die Verfolgung der edlen Männer, von denen ſie gemacht war, unter einer ganz papiſtiſchen Regierung zu erhalten wußte, und daß er die Propoſitionen der Synode von Piſtoja als Irrthümer und ſchismatiſche, alſo als ketzeriſche Lehren verdammte. Zum Troſte aller derer, die in unſern Tagen ſich mit dem Verluſt der mühſam erſtrebten Fortſchritte der Zeit bedroht glauben, wollen wir jedoch bemerken, daß jeder, der Italien noch jetzt bereiſet, auf den erſten Blick erkennt, daß

die weiſe und in jeder Rückſicht vortreffliche Regierung Leopolds (von 1765—1790) auch jetzt noch überall in Toscana ſichtbar und fühlbar iſt. Die Wirkungen dieſer Regierung unterſcheiden dieſes Land vor allen italieniſchen Staaten, wie man auch in Oeſterreich die wohlthätigen Verbeſſerungen des Kaiſers Joſeph bis auf den heutigen Tag noch wahrnimmt. Der Kaiſer war übrigens zur Zeit der Synode von Piſtoja durch ſeine unruhige Beweglichkeit, ſeine Haſt und ſein zu großes Selbſtvertrauen in allen Dingen, in ſo viele Händel und Schwierigkeiten verwickelt worden, daß er ſehr gute Urſachen hatte, nicht auch noch mit dem Papſte zu brechen. Wir haben ſchon im vorigen Bande und auch in dieſem an mehreren Stellen bemerkt, wie ängſtlich König Friedrich die Schritte des raſchen und unternehmenden Kaiſers beobachtete, und wo er konnte, den Fortgang hemmte, um nicht noch einmal, wie 1778, zu den Waffen greifen zu müſſen. Er hatte zur Zeit des emſer Congreſſes den Fürſtenbund geſtiftet, ſein Nachfolger ward hernach durch den von Joſeph zur Zeit der Synode von Piſtoja mit Rußland verabredeten Krieg zu neuen ernſtlichen Kriegsrüſtungen genöthigt. Auch Frankreich ſogar, welches damals mit Oeſterreich innig verbunden war, welches bei der Schwäche ſeiner Regierung jeden entſcheidenden Schritt zu vermeiden ſuchte und weil der Einfluß der Königin überwiegend war, zur großen Unzufriedenheit der franzöſiſchen Patrioten, den Kaiſer auf jede Weiſe begünſtigte, mußte ſich endlich den Neuerungen des Kaiſers widerſetzen. Dies geſchah als er, den Verträgen zuwider, gegen Holland ſein Vernunftrecht, welches dem poſitiven Rechte Hohn ſprach, mit Gewalt geltend machen wollte, weil die Holländer, wie es ihm ſchien, nicht ſtark genug waren, ihr Recht mit den Waffen zu verfechten. Frankreich mußte ſich dabei nothwendig der Holländer annehmen, weil es glücklich genug geweſen war, durch den amerikaniſchen Krieg oder doch während deſſelben, die innige Verbindung Hollands mit England zu trennen.

Es verhielt ſich mit den Unternehmungen des Kaiſers gegen Hollands Anmaßungen und gegen die Mißbräuche in Belgien,

wie mit ſeinen Schritten gegen den hohen Adel ſeiner Erbſtaaten zu Gunſten des gedrückten Volks und mit ſeiner aus den vortrefflichſten Abſichten herrührenden Einmiſchung in die Gerechtigkeitspflege. Wir wollen Beides zuerſt durch ein Beiſpiel erläutern, ehe wir zu den holländiſchen und belgiſchen Angelegenheiten übergehen.

Um den Landmann aus einem drückenden Verhältniſſe zu erlöſen, verordnete der Kaiſer eine neue Steuerregulirung in allen Erbſtaaten, wodurch der Bauer nothwendig gewinnen, der Adel aber, der ein furchtbares Geſchrei erhob und erheben ließ, verlieren mußte. Die ganze Maßregel ward durch Heftigkeit und Uebereilung des Kaiſers vereitelt. Joſeph ſtand hier allein; er ſah böſen Willen und paſſiven Widerſtand, dies bewog ihn, die Ausmeſſung der Grundſtücke zu übereilen, ſo daß, weil für eine ſo umfaſſende Meſſung nicht Landmeſſer genug im Lande waren, oft ganz unkundige Leute zu dem Geſchäft gebraucht werden mußten, was dann Mängel und Schaden veranlaßte. Dadurch erhielt der Adel, der durch die neue Einrichtung verlieren mußte, Gelegenheit, allerlei Hinderniſſe in den Weg zu werfen und die Abſicht des Kaiſers zugleich mit der Ausführung lächerlich oder gehäſſig zu machen. Daß dies in der That der Fall war, zeigen die Worte des Grafen von Chotek, mit denen er gewiſſermaßen als Märtyrer für die Sache des Adels wegen dieſer Steuerangelegenheit ſeine Stelle niederlegte.

Der Graf Chotek war ſehr von Joſeph begünſtigt, er war Kanzler der böhmiſch=öſterreichiſchen Hofkanzlei, welche die neue Steuerregulirung bekannt zu machen hatte, gegen deren Einführung Chotek mehrere Male Vorſtellungen an den Kaiſer abgehen ließ. Die Gründe, die er anführte, waren alle davon hergenommen und die Vorſtellungen beruhten blos darauf, daß der Adel dabei verliere. Darauf gab der Kaiſer wiederholt die Antwort, daß aber der Bauer ſehr dabei gewinne, und beharrte, als keine beſſern Gründe vorgebracht wurden, auf der Einführung. Als Graf Chotek ſah, daß ſeine Vorſtellungen fruchtlos waren, legte er, um das Patent nicht unterſchreiben zu müſſen,

ſeine Stelle nieder und machte dadurch die populärſte Maßregel dem Lande verhaßt. Die Worte, deren er ſich in der Acte, die er dem Kaiſer überſchickte, bedient, beweiſen, daß er mit einem Van der Noot und Conſorten auf einem Wege war. Mein Gewiſſen, ſo ſchreibt er, erlaubet mir nicht, meinen Namen unter eine Verordnung zu ſetzen, welche dem Adel ſoviel Unrecht zufüget. Der Kaiſer hatte ihm vorher freundlich geſagt: Lieber Chotek, iſt es nicht beſſer, wir laſſen den Bauern etwas nach, als daß ſie uns gar nichts geben. Chotek erwiederte: Das ſey nicht zu fürchten, da man die Widerſpenſtigen mit Gewalt zur Entrichtung der Abgaben zwingen könne. Mit Gewalt, erwiederte der Kaiſer, die phyſiſche Gewalt iſt beim dritten Stande. Glauben Sie mir, wenn der Bauer nicht will, ſind wir alle pritſch (ein böhmiſch Wort).

Auf gleiche Weiſe ward die Gerechtigkeitsliebe des Kaiſers und ſein Wunſch einer unpartheiiſchen Juſtizpflege Urſache der Unzufriedenheit und des Widerſtands. Er konnte niemandem trauen und er ſtritt gegen den Schlendrian der Gerichte und gegen verjährte Mißbräuche ganz iſolirt. Er mußte heftig mit autokratiſcher Gewalt kämpfen; dies ward oft nachtheilig und gab Gelegenheit, ihn der Willkühr und Härte anzuklagen. Er fand überall Unterſchleif und Käuflichkeit, Veruntreuung öffentlicher Gelder und unverſchämte Beſtechlichkeit, wodurch auch im Revolutionskriege die öſterreichiſchen Angelegenheiten zu Grunde gerichtet wurden, als Herkommen und als Privilegium geltend; es war nicht möglich, dem Uebel abzuhelfen, weil die Gerichte gegen vornehme Leute unthätig oder doch ohnmächtig waren. Der Kaiſer, welcher ſah, daß die Behörden, die Gerichte und die privilegirten Claſſen gegen gleiches Recht in einem förmlichen Bunde waren, übernahm ſelbſt die Sorge, über die Juſtiz zu wachen, und drang darauf, daß jedes Vergehen an dem Vornehmſten, wie am Geringſten, ja auch ſogar an dem, der in ſeiner größten Gunſt geweſen war, unerbittlich hart beſtraft werde. Ein Fehler war, daß er aus Mißtrauen gegen juriſti-

ſche Deutung und Mißdeutung des Geſetzes, ſein Gefühl von Recht und Unrecht oft dem Geſetze und dem Urtheil der Richter vorzog. Wenn dieſe daher aus allerlei Rückſichten die Strafe, welche das Geſetz ausſprach, zu mildern ſuchten, ſo erlaubte er ſich oft, ſie, wie in Rußland Sitte iſt, im Cabinet zu ſchärfen. Dies ſchrieb man der Grauſamkeit zu, obgleich der Kaiſer gewiß nicht grauſam war, ſondern nur die Ariſtokratie in Schranken halten wollte. Die Ariſtokratie zog dann in den Erblanden, wie hernach in Belgien, das Volk dadurch in ihr Intereſſe, daß ſie den Kaiſer der Geſetzverletzung beſchuldigte. Daß Joſeph ſich beſonders der Beamten und der Ariſtokratie wegen hart bewies, ſieht man ſchon allein daraus, daß die zwei Fälle, welche man vor andern benutzt hat und zu benutzen pflegt, um Joſeph überall als einen Tyrannen auszuſchreien, Perſonen der höheren Claſſen angingen. Dieſe Perſonen waren der Graf Podaczky-Lichtenſtein und der Oberſtlieutenant Szekely, obgleich die Verſchärfung der Strafe bei dem Letztern, genau betrachtet, nur eine Veränderung der Strafe war, welche Szekely ſelbſt als eine Milderung betrachtete.

Was Holland und Belgien angeht, ſo konnte der Kaiſer den Gedanken nicht ertragen, daß ihn ein Friedensſchluß von 1711—1714 bei ganz veränderten Umſtänden in alle Ewigkeit hindern ſolle, Herr in ſeinem eignen Lande zu ſeyn. Weil er das poſitive Recht gegen ſeine eigne Ueberzeugung von dem, was recht ſey, nicht wollte gelten laſſen, ſo fand er es unvernünftig, daß er niederländiſche Truppen in ſeinen Feſtungen dulden und ſeinen Belgiern verbieten mußte, die Schelde und die See zu befahren. Der Streit mit Holland iſt übrigens aus einem doppelten Grunde für die europäiſche Geſchichte bedeutend. Es zeigte ſich nämlich erſtlich bei dieſer Gelegenheit, daß Joſeph ſich bei ſeinen Entwürfen übereile und um ſo leichter durch unerwartete Hinderniſſe und ernſtlichen Widerſtand zurückgeſchreckt werde, je heftiger, hitziger, übereilter er, jeden fremden Rath verachtend, anfangs zu verfahren pflegte. Zweitens ſind dieſe Streitigkeiten wichtig, weil der Ausbruch der ſogenannten

holländiſchen Revolution dadurch beſchleunigt ward. Der Entſchluß Joſephs, gegen die Holländer, wie überall, das Recht der Vernunft gegen Verträge, Privilegien, Diplome und Siegel autokratiſch geltend zu machen und ſeinen Belgiern in ihrem eignen Lande die Rechte zu verſchaffen, deren die Holländer in dem Ihrigen genoſſen, war ſchon bei ſeiner Huldigungsreiſe nach Belgien und während des Beſuchs, den er damals in Holland machte, in ihm gereiſt. Es verdroß ihn, als er ſah, wie ungünſtig Amſterdam für den großen Seehandel gelegen ſey und wie günſtig Antwerpen, daß doch in der erſten Stadt überall Leben, Bewegung, großer Reichthum, in der andern alles öde und verlaſſen ſey. Es ſchien ihm, als ob ſeine Nachbarn ihren Wohlſtand auf dem Ruin ſeiner Belgier gegründet hätten. Noch mehr fand er ſich dadurch gekränkt, daß ſeine niederländiſchen Feſtungen holländiſche Garniſonen hätten. Der Kaiſer hatte das Kriegsweſen in Holland ganz vernachläſſigt, Marine und Heer im elendeſten Zuſtande getroffen. Die Holländer hätten die Feſtungen Belgiens, in denen ſie Garniſon halten durften, im guten Stande halten ſollen, er fand ſie vernachläſſigt, die Garniſonen ſchlecht ausgerüſtet und verſehen, und gleichwohl mußte der Kaiſer dulden, daß, dem ſogenannten Barrièretractate gemäß, die Holländer in gewiſſen Diſtricten ſeines Landes Contributionen, vorgeblich zur Erhaltung der Feſtungen und zur Bezahlung der nie vollzähligen Garniſonen, ausſchrieben.

Der Barrièretractat, deſſen Joſeph zunächſt entledigt ſeyn wollte, war Karl dem VI. durch die Königin Anna, oder eigentlich durch die Tories, die zur Zeit des utrechter Friedenscongreſſes ihr Miniſterium bildeten, mit Gewalt aufgezwungen worden, damit nur die Holländer (1713) deſto ſchneller den Frieden unterſchreiben möchten. In dieſem Tractate war feſtgeſetzt, Holland ſolle in den belgiſch-öſterreichiſchen Plätzen Namur, Dornick, Menin, Fürnes, Warneton, Ypern und Knocke Beſatzungen halten dürfen, und eine holländiſch-öſterreichiſche Armee von dreißig bis ſechsunddreißigtauſend Mann, beſtehend aus drei Fünftel holländiſcher und zwei Fünftel öſterreichiſcher

Truppen, ſollte den öſtlichen Theil der Niederlande, von wo aus ein Einfall in die ſieben Provinzen und in ihre Generalitätslande leicht ausführbar ſey, gegen Frankreich beſchützen. Das Verhältniß Oeſterreichs ward in den erſten zwanzig Jahren nach dem utrechter Frieden noch viel drückender in Beziehung auf Belgien und Holland. Die Engländer bedurften der Holländer erſt gegen Alberoni, dann gegen Carls VI. Handlungsprojecte und gegen die oſtindiſche Compagnie in Oſtende, ſie opferten ihnen daher das öſterreichiſche und belgiſche Intereſſe. England und Holland vereinigten ſich, um den Kaiſer zu nöthigen, einzuwilligen, daß weder von Oſtende, noch von Trieſt aus indiſcher Handel getrieben werden dürfe. Zuerſt mußte (1722) die Handelsgeſellſchaft in Oſtende aufgehoben werden, dann (1731) ward feſtgeſetzt, daß nicht nur die öſterreichiſchen Seeſtädte von ihrer günſtigen Lage am Meer keinen Nutzen ziehen dürften, ſondern daß auch die Mündung der Schelde, folglich der unvergleichliche Hafen von Antwerpen auf immer verſchloſſen bleiben ſollte. Man ging ſogar ſo weit, daß man feſtſetzte, im Falle einer Verletzung dieſes Artikels ſollten die holländiſchen Forts am Ausfluß der Schelde auf die von Antwerpen ausgeſendeten Schiffe feuern dürfen.

Hollands Macht und Wohlſtand nahm indeſſen in der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in eben dem Grade ab, als England reicher, mächtiger, betriebſamer wurde und ſeine Schiffahrt ſich bis zum Unglaublichen vermehrte; es kam endlich dahin, daß die holländiſche Regierung, welche eine halbe Million Gulden für Truppen und Unterhaltung der Feſtungen jährlich aus Belgien zog, die dafür übernommenen Verbindlichkeiten nicht erfüllte [79].

---

79) Urſprünglich war im Barrièretractat feſtgeſetzt, die Holländer ſollten eine Subſidie von einer Million und zweimalhunderttauſend Gulden erhalten, die Einnehmer gewiſſer Diſtricte waren angewieſen, beſtimmte Summen unmittelbar an Holland abzuliefern, und im Fall hierin ein Rückſtand erfolgte, war ſogar den holländiſchen Truppen ein Recht der Execution geſtattet.

Die holländiſchen Beſatzungen der niederländiſchen Feſtungen hatten nicht einmal den Zweck erreichen helfen, um deſſentwillen ihnen die Barrièreplätze eingeräumt waren. Als nämlich im Jahre 1745 die Franzoſen gegen dieſe Plätze anrückten, verließen die holländiſchen Truppen den ihnen vertrauten Poſten ohne Widerſtand gethan zu haben, weil die Generalſtaaten hofften, dadurch den Sturm des franzöſiſchen Kriegs von ſich abzuwenden, was gleichwohl nicht der Fall war. Die Franzoſen ſchleiften hernach die Feſtungswerke der Barrièreplätze und die Holländer blieben während des ſiebenjährigen Kriegs ihres Beſatzungsrechts beraubt. Erſt um 1763 durften ſie wieder Truppen ſchicken; ſie ſtellten aber die Feſtungswerke nicht wieder her, und erhielten deshalb auch die ihnen im Barrièretractat zugeſtandenen Subſidien nicht. Maria Thereſia erklärte um 1776, daß ſie den Barrièretractat in Rückſicht gewiſſer Landſtriche und Orte, welche die Holländer in Anſpruch nahmen, nicht mehr wollte gelten laſſen, weil er ihrem Vater mit Gewalt und Verletzung der Rechte der Belgier ſey aufgedrungen worden; Kaunitz und Joſeph hatten ſchon damals weiter gehen wollen. Sie ſuchten die Kaiſerin zu bewegen, den ganzen Tractat für ungültig zu erklären, ſie war indeſſen nicht dahin zu bringen geweſen. Joſeph war kaum von ſeiner erſten Reiſe in die Niederlande zurückgekehrt, als er erklärte, daß er die fremden Truppen nicht ferner dulden wolle. Er zwang im März 1783 die Holländer wirklich, ihre Truppen zurückzuziehen, regte aber ſchon damals ganz Europa weniger durch den Gewaltſtreich als durch die höchſt bedenklichen Erklärungen ſeines Staatskanzlers über die Haltung beſtehender Verträge gegen ſich auf.

Die Unterhandlung über die Räumung Belgiens von Seiten der Holländer wurde in Wien zwiſchen dem Grafen von Waſſenaer und dem Fürſten Kaunitz geführt und der Letztere redete dabei von beſtehenden Verträgen und von dem Rechte der Schwachen gegen die Starken in einem ſo vornehmen und verächtlichen Ton, daß der Andere durch die bloße Bekanntmachung der Unterhaltung mit Kaunitz den Planen des Kaiſers mehr

ſchadete, als durch die feinſten diplomatiſchen Cabalen hätte geſchehen können [80]). Die Holländer waren damals wegen ihrer engherzigen Krämerpolitik und ihrer innern ganz öffentlich geführten Streitigkeiten und oft ganz armſeligen Zänkereien, wobei mehrentheils beide Theile ſchuldig oder verächtlich waren, in Europa nicht gerade beliebt; man mußte ſich aber ihrer annehmen, wenn der Kaiſer ſo dachte, wie Kaunitz redete. Daß er aber wirklich ſo denke, zeigte er, als er Anſtalt machte, der Inſtruction gemäß zu handeln, welche der Herr von Nenny, Präſident des belgiſchen geheimen Raths, ehemals aufgeſetzt hatte, um ihn vollſtändig von den niederländiſchen Sachen zu unterrichten. In dieſen bekannten Inſtructionen, welche Dohm in ſeinen Denkwürdigkeiten vortrefflich benutzt hat, war der Rath gegeben, alle längſt vergeſſenen Anſprüche an holländiſche Orte und Landſchaften, welche aus den Verhältniſſen des ſechzehnten Jahrhunderts abgeleitet werden könnten, jetzt geltend zu machen, wo die Umſtände ſehr günſtig ſeyen. Dies fällt nämlich in die Zeit, als Spanien und Frankreich ohne beſondere Rückſicht auf Holland für ſich allein den verſailler Frieden geſchloſſen hatten, ſo daß Holland in dem Augenblick weder auf England, noch auf Frankreich rechnen konnte.

Das Benehmen des Kaiſers gegen die Holländer war eines edeln Mannes, der, wie Joſeph, Gerechtigkeit liebte und ſie ſogar oft mit Willkür ausübte, durchaus unwürdig. Er ward, als er am Ende ſeine Sache nicht durchſetzen konnte, verächtlich, und was ſchlimmer für einen mächtigen Herrſcher iſt, ſogar lächerlich. Den Anfang machte er neben andern kleinlichen Schikanen, denen ähnlich, welche Preußen damals gegen Danzig und ſpäter als es Anſpach und Bayreuth an ſich gebracht hatte, gegen Nürnberg übte, mit der Forderung des Dorfs Doel in der Nähe des holländiſchen Forts Lieffershoek und des Forts St. Donaas zwiſchen Sluys und Brügge. Die öſterreichiſchen Trup-

---

80) Reflexions sur une conversation ministérielle entre le prince de Kaunitz et le comte de Wassenaer 1782.

pen nahmen von dem Dorfe mit Gewalt Beſitz und verdrängten die Holländer, denen ſie an Zahl überlegen waren, mitten im Frieden durch die Waffen aus ihren Quartieren. Da dieſe Sache zu unbedeutend war, als daß ſich fremde Mächte hätten einmiſchen ſollen, ſo trat er bald mit ſtärkeren Forderungen hervor. Er verlangte nicht blos die bedeutende Stadt und Feſtung Maſtricht, ſondern kam endlich mit einem ganzen Regiſter von Abtretungen zum Vorſchein. Wir fügen die ſämmtlichen Forderungen unten bei, weil der Kaiſer gleich im erſten Artikel dieſes Regiſters erklärt, daß er von allem dem nichts wiſſen wolle, was die Spanier einſt den Holländern aus Dankbarkeit für die Vertheidigung Belgiens gegen die Franzoſen zugeſtanden hätten [81]. Gleich anfangs erboten ſich übrigens die Oeſterreicher, auf alle Artikel des langen Regiſters nicht weiter zu beſtehen, wenn man dagegen die Schiffahrt auf der Schelde freigeben wolle und wenn Antwerpen ſeinen Seehafen wieder öffnen dürfe. Die Ungeduld des Kaiſers erwartete aber den Ausgang der Unterhandlungen nicht, ſondern er forderte durch eine Erklärung vom 23. Auguſt 1784 daß die Eröffnung der Schelde ſogleich zugeſtanden werden ſolle, wofür er von allen andern Forderungen abzuſtehen verſprach.

---

81) Die Forderungen waren: 1) Oeſterreich erkenne nur den 1664 geſchloſſenen Gränztractat für gültig und fordere alles, was durch ſpätere Verträge abgetreten ſey, zurück. 2) Die holländiſchen Forts Kruitſchanz und Friedrich Heinrich ſollten geräumt und geſchleift, von den Werken des Forts Lieſkenshoek und Lille ſollte der Theil, der die ehemals beſtimmte Gränze überſchreite, geſchleift werden. 3) Das Wachtſchiff, welches Holland bei dem Fort Lille halte, ſollte für immer entfernt werden und die ganze Schelde unter kaiſerlicher Hoheit ſtehen. 4) Stadt und Feſtung Maſtricht ſollten abgetreten werden, weil Holland dies in dem am 30. Auguſt 1573 mit Spanien geſchloſſenen Tractat verſprochen habe. 5) Alles Land über der Maas ſolle als zu Maſtricht gehörig abgetreten werden. 6) Mehrere andere Diſtricte und Orte ſollen aus demſelben Grunde abgetreten werden. 7) Die Holländer ſollen alle Einkünfte, die ſie aus den abzutretenden Orten ſeit ihrer Beſetzung gezogen, erſtatten. Die Artikel 8, 9, 10, 11 enthalten lauter Beſtimmungen über Vergütungen, welche die Holländer für die Vortheile leiſten ſollen, die ſie ſeit dem ſiebenzehnten Jahrhundert aus den Verträgen gezogen, die der Kaiſer jetzt für ungültig erklärt.

Der Kaiſer benahm ſich bei dieſer Gelegenheit, wo er auch nicht einmal von Kaunitz Vorſicht und Behutſamkeit lernen wollte, auf eine ganz unbegreifliche Weiſe unklug und gegen alle Regeln einer geſunden Politik. Er wollte, im feſten Vertrauen, daß die Holländer nicht wagen würden, ſich ihm zu widerſetzen, Antwerpen für einen Freihafen erklären, und der Präſident ſeiner Regierung in Brüſſel mußte bekannt machen, daß der Kaiſer ſchon jetzt die Schiffahrt aus der Schelde ins Meer als völlig frei anſehe. Er fügte drohend hinzu, daß der Kaiſer jedes Hinderniß, welches man der freien Schiffahrt ſeiner Unterthanen entgegenſetzen würde, als wirkliche Feindſeligkeit und als Kriegserklärung betrachten werde. Durch dieſen Schritt, den Kaunitz ſehr mißbilligte, kam Joſeph in größere Verlegenheit, als er geahnet hatte. Der alte König von Preußen gab bei der Gelegenheit ſeinen Unwillen laut zu erkennen und fragte bei Rußland an, ob er vielleicht allenfalls weiter gehen könne, ohne Rußland zu reizen. Ludwig XVI. ward durch dieſen Schritt ſeines Schwagers in die größte Verlegenheit gebracht. Die Miniſter, beſonders Vergennes und die ganze franzöſiſche Nation verlangten dringend, daß ſich Frankreich der Holländer annehmen ſolle, die Königin ſuchte ihren Gemahl zu bewegen, dem Willen der Nation entgegen zu handeln, zu deren Organ in dieſer Sache ſich derſelbe Graf Mirabeau aufwarf, der einige Jahre ſpäter den Gang der Revolution leitete. Er ſchrieb damals in ſeiner heftigen, aber der Aufregung des franzöſiſchen Volks ganz angepaßten Manier über die holländiſchen Angelegenheiten. Der liberale Mirabeau ſchrieb alſo damals für die ihm ſonſt tödtlich verhaßte, kleinliche und ſelbſtſüchtige holländiſche Patrioten-Parthei, vertheidigte alſo Feudal- und Geldariſtokratie, d. h. Leute voll Vorurtheil, welche blos von Selbſtſucht und Geldgier geleitet wurden, gegen den Kaiſer, der ſich für Vernunft und Menſchenrechte ſelbſt aufopferte, den uns aber der liberale Franzoſe als einen gar argen Tyrannen und Deſpoten ſchildert.

Mirabeaus Schrift gegen Kaiſer Joſeph ward zwar in Frankreich verboten, es wurden aber doch Rüſtungen gemacht,

weil ſich die franzöſiſche Regierung, wenn ihre Vermittelung nicht gelingen ſollte, der Holländer annehmen wollte. Es ward den Franzoſen erlaubt, d. h. den Militärs zu verſtehen gegeben, in Holland Dienſte zu nehmen, man lieferte Kriegsvorräthe und franzöſiſche Ingenieurs, franzöſiſche Stabsoffiziere leiteten die holländiſchen Vertheidigungsanſtalten. Die Holländer übten im Vertrauen auf Frankreich gleich darauf Thätlichkeiten gegen die Belgier, welche von der von der Brüſſeler Regierung erlaſſenen Erklärung Gebrauch machen wollten. Dadurch wurden die Franzoſen wider ihren Willen zu feindſeligen Anſtalten gegen den Kaiſer genöthigt, weil dieſer bei der Nachricht von den Feindſeligkeiten der Holländer in Begriff ſtand, ein Heer von vierzigtauſend Mann nach Belgien zu ſchicken und einen Theil deſſelben wirklich marſchiren ließ. Als nämlich die Brigantine Ludwig unter Kapitän Iſeghem am 8. October 1784 die Schelde hinabfahren wollte, feuerten die Holländer von Saftingen aus auf das Schiff und nöthigten es, nach Antwerpen zurückzukehren. Ein anderes kaiſerliches Schiff, das von Oſtende kam und die Schelde hinauf fahren wollte, ward bei Vlieſſingen angehalten, obgleich es hernach wieder frei gegeben wurde.

In dieſem Augenblicke nahm Alles ein kriegeriſches Anſehn; die kaiſerlichen Truppen marſchirten, der öſterreichiſche Geſandte ward vom Haag abgerufen, in den vereinigten Provinzen zeigte ſich eine Nationalbewegung, wovon man ſeit langer Zeit keinen Begriff mehr gehabt hatte, und es ſammelte ſich ein holländiſches Heer an den Gränzen, welches von franzöſiſchen Offizieren organiſirt ward. Um dieſelbe Zeit als Kaiſer Joſeph mit Krieg drohte, erreichten die Streitigkeiten der Städte von Holland mit der ſtatthalteriſchen Regierung den höchſten Punct, und der Herzog von Braunſchweig ſah ſich genöthigt, endlich das Land zu verlaſſen. Er war ſchon im Juli auf Antrag der Städte der Provinz Holland von den Ständen dieſer Provinz gewiſſermaßen abgeſetzt worden, als ſie ihm durch eine beleidigende

Reſolution ankündigten, daß ſie nur bis Ende des Jahrs die Summen zahlen würden, die ſie zu den ihm angewieſenen Geldern beitrügen; Seeland trat hernach dem Beſchluſſe bei. Der Herzog wendete ſich am Ende Auguſt zwar an die fünf andern Provinzen, erkannte aber ſeine Stellung ſchon im September für unhaltbar, und gab am 8. October ſeine Entlaſſung ein. Dies war, nachdem die Holländer am 8. October auf das öſterreichiſch-belgiſche Schiff geſchoſſen hatten und Krieg mit Oeſterreich drohte, ſehr klug gehandelt. Seine Stellung an der Spitze des holländiſchen Heers wäre doppelt peinlich geworden, da er die lange Zeit hindurch immer noch die öſterreichiſche Feldmarſchallſtelle beibehalten hatte.

So ſchlecht beim zerriſſenen Zuſtande ihrer Civilregierung und der Verwaltung ihres Kriegsweſens auch die Anſtalten der Holländer waren, ſo zeigte ſich doch bei dieſer Gelegenheit Joſeph noch ſchwächer als die Niederländer. Er wagte nicht einmal, ihre thätliche Beleidigung raſch und nachdrücklich zu rächen, wie der Fürſt von Ligne als Commandant von Antwerpen hatte thun wollen. Dieſer war nämlich in Begriff, den Schaden, den die Holländer den Belgiern durch das Anhalten und Beſchießen der Schiffe und durch die Vertheidigungsanſtalten, die ſie in der Nähe der Schelde machten, gethan hatten, durch Beſetzung der Forts Lillo, Liefkerhoek, Kruitſchanz und Fort Friedrich Heinrich zu rächen, dazu bedurfte er aber der Erlaubniß der Regierung in Brüſſel, dieſe wagte aber nicht, ſie ihm zu ertheilen. Vergennes, der die auswärtigen Angelegenheiten der Franzoſen bis an ſeinen Tod (im Februar 1787) leitete, benutzte des Kaiſers Zagen und Zaudern und die Ohnmacht der Niederländer, um zu erlangen, daß Holland eine innige Verbindung mit Frankreich einginge, was bisher die Parthei des Prinzen ſtets gehindert hatte. Frankreich machte nämlich ſeine Vermittelung für Holland durch Drohungen gegen Joſeph geltend, und knüpfte dadurch ein Band der Freundſchaft, welches hernach Preußen und England bei Gelegenheit der holländiſchen Revolution wieder zerriſſen.

Vergennes krönte ſeine lange diplomatiſche Laufbahn durch die meiſterhafte Weiſe, wie er, ohne ſeinen König durch offenbare Feindſeligkeiten gegen ſeinen Schwager zu betrüben, durch Unterhandlungen die ganze Ehre in dieſen Händeln für Frankreich zu gewinnen und die ganze Schmach auf den Kaiſer zu werfen verſtand. Er gewann bei der Gelegenheit die Freundſchaft der Holländer für Frankreich, entzweite ſie tödtlich mit Oeſterreich und trennte ſie von England. Die Franzoſen, welche ſchon in jener Zeit ihre Königin mit unbegreiflichem Haſſe verfolgten, ſchrieen freilich damals und auch ſpäter, daß es gegen die Ehre der Nation ſey, daß man durch Geldzahlung und nicht durch die Waffen eines als militäriſch und ritterlich vor andern anerkannten Volks den Frieden beſchleunige; aber Joſeph ward mehr dadurch beſchimpft, daß er das Geld annahm, als Frankreich durch die Zahlung verlor. Wäre die Behauptung des Geſchichtsſchreibers der franzöſiſchen diplomatiſchen Unterhandlungen zuverläſſiger und begründeter, als ſie uns zu ſeyn ſcheint, ſo verdiente Vergennes noch weit mehr Lob, als wir ihm ertheilt haben. Wenn Flaſſan Recht hätte, verdiente Joſeph auch nicht den Vorwurf eines übereilten Vorwärtsſchreitens und eines zaghaften Zurückweichens, welcher ihm damals allgemein gemacht wurde. Flaſſan berichtet nämlich, Joſeph habe nur darum nachgegeben, den Feindſeligkeiten Einhalt gethan und die Vermittelung der Franzoſen angenommen, weil Vergennes ſeinen König bewogen habe, über dieſe Angelegenheit, ehe ſie noch an Geſandte übertragen werde, in unmittelbare Correſpondenz mit Joſeph zu treten [82]). Aus dem Tone der eigenhändigen Briefe des Kö-

82) Flassan, histoire de la diplomatie française, Vol. VII, berichtet zuerſt pag. 400 im Text: Mr. de Vergennes remit au roi un premier mémoire le 14. Octobre 1784. Il y établissoit l'intérêt de plus d'un genre, que la France avoit à la contestation présente; exposant en même tems les dangers auxquels pourroit entraîner une résolution trop précipitée à l'égard de l'empereur, avec lequel il engageoit le roi d'ouvrir une correspondance directe pour le disposer à la paix. Dazu fügt er pag. 401 die Note: Cette correspondance eut

nigs habe ſich der Kaiſer überzeugt, daß ſich Ludwig perſönlich der Sache annehme, und daß ſeine Gemahlin ihn nicht umſtimmen könne und werde. Flaſſan entſchuldigt zugleich den Miniſter mit Gründen, die uns gut und treffend ſcheinen, gegen den Vorwurf, den man ihm darüber machte, daß er aus der franzöſiſchen Staatscaſſe die kleine Summe für den Kaiſer zahlen ließ, welche die Holländer nicht zahlen wollten. Die Holländer verließen ſich auf Frankreich, als ſie ſich weigerten, mehr zu zahlen als ſie geboten hatten, und Vergennes zog vor, Geld für ſie auszugeben, als für ſie ins Feld zu ziehen. Freilich warf man in den unzähligen Schmähſchriften, welche man hernach von Seiten der Anhänger der beleidigten Familie Rohans, der geiſtreichen, aber durchaus unmoraliſchen Freunde des Herzogs von Orleans und aller derer, welche der Königin antifranzöſiſche Geſinnung vorwarfen, ausgehen ließ, als die Zahlungen wirklich geleiſtet wurden, dieſer vor, ſie laſſe ihrem Bruder ganze Wagenladungen franzöſiſchen Geldes ſenden.

Nachdem Ludwig XVI. zuerſt dem Kaiſer energiſch zu verſtehen gegeben hatte, daß er nie zugeben werde, daß das Recht des Starken gegen die ſchwachen Holländer in Rückſicht auf Tractate ausgeübt werde, die in der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts durch Frankreichs Hülfe von Oeſterreich erpreßt worden, kam hernach die Sache ans Cabinet und an die Bevollmächtigten. Am 17. Nov. 1784 ward dem Kaiſer durch eine ſehr kräftig und beſtimmt abgefaßte dringende, oder vielmehr höflich drohende Note die Vermittelung Frankreichs im Scheldeſtreit angeboten; erſt am 24. Januar 1785 nahm der Kaiſer dieſe Vermittelung, oder mit andern Worten, die Entſcheidung Frankreichs an. Auch nachdem Joſeph ſich gefügt

---

lieu en effet; et c'est aux explications qu'elle amena insensiblement, que l'on doit l'accommodement auquel l'empereur se prêta, mais après avoir manifesté l'humeur la plus aigre, piqué de ce que le roi, qu'il croyait dominer par le crédit de la reine, n'avait écouté en définitif que l'avis de son conseil.

hatte und nach und nach den wichtigſten Puncten, der Freiheit der Schifffahrt auf der Schelde und der Erwerbung eines bedeutenden Landſtrichs oder befeſtigter Oerter, entſagt hatte, erſchwerte er durch ſeinen Eigenſinn und durch kleinliche Geldforderung, die Holländer durch den Geiz, womit ſie über den Betrag der von ihnen zu zahlenden Summe feilſchten und bald mehr bieten, bald weniger geben wollten, den Franzoſen das Geſchäft der Friedensſtiftung. Die Holländer und der Kaiſer nämlich handelten von Februar bis September über die Summe welche die Erſten dem Letztern als Entſchädigung zahlen ſollten, damit es wenigſtens den Anſchein habe, als wenn er einige Genugthuung für eine thätliche Beleidigung erhalten habe. Sowohl die Holländer als der Kaiſer hatten ſich bei dieſen Unterhandlungen ihrer Kleinlichkeit und Geldrückſichten zu ſchämen, Frankreich allein benahm ſich ſo, wie es einer großen, beiden befreundeten Macht gebührte.

Der Kaiſer forderte nämlich anfangs fünfzehn Millionen Gulden und die Holländer hatten die Unverſchämtheit, ihm darauf drei Millionen zu bieten, darüber ward dann Monate lang wie über eine Waare, in Wien und Verſailles gehandelt, bis endlich der Kaiſer auf neun und eine halbe Million herabgehandelt ward. Dieſe Summe forderte Joſeph für ſich, außerdem noch eine halbe Million für ſeine Unterthanen, welche durch die Holländer gelitten hatten. Auch dabei zeigte ſich die öſterreichiſche Politik kleinlich; denn, ſo wenig es dem Kaiſer Ernſt war, erklärte doch Graf Mercy, wenn die Holländer nicht bis zum 22. Sept. ſich zur Zahlung dieſer Summe erböten, ſo werde der Krieg (alſo nicht um Ehre, ſondern um ein Paar Millionen) beginnen. Da die Handelsleute ſahen, daß die Sache eine Angelegenheit Frankreichs geworden ſey, ſo boten ſie auch von dieſer Summe nur die Hälfte, und Frankreich fand am Ende vortheilhafter, die andere Hälfte zuzulegen, als ungeheure Kriegskoſten zu tragen und alle europäiſchen Mächte in Bewegung zu bringen.

Erſt am 8. November ward übrigens zu Fontainebleau der

Ausſöhnungstractat abgeſchloſſen. Vermöge des erſten Artikels dieſes Tractats blieb die Schelde verſchloſſen und Maſtricht blieb den Holländern; dagegen verſprachen dieſe, die Forts Lillo und Liefkenshoek, befeſtigt, wie ſie waren, und Fort Friedrich Heinrich und Kruitſchanz geſchleift dem Kaiſer übergeben zu laſſen. Sie verſprachen außerdem zehn Millionen Gulden zu zahlen, wovon Frankreich, um die Ausſöhnung zu beſchleunigen, die Hälfte übernahm. Dohm rechnet, daß allein die Unkoſten, die der Kaiſer gleich anfangs gehabt habe, als er über die damals eigentlich ganz wehrloſe Republik eine Bedrängung verhängte, welche alle Mächte und ſeine eignen Provinzen gegen jede Verbeſſerung, die er vornehmen wollte, argwöhniſch machte nnd mit ſeiner Beſchämung endigte, über fünf Millionen Gulden betragen hätten; doch ſcheint es uns, als wenn er das Einzelne etwas zu hoch anrechne. Frankreich erlangte dabei einen Vortheil, den es im folgenden Jahr dadurch wieder einbüßte, daß es in den holländiſchen Unruhen nicht entſchieden und militäriſch den Preußen und Engländern entgegentrat.

Die oraniſche Partei nämlich konnte und durfte, als England in dieſer Sache nichts für die ſieben Provinzen that, Frankreich aber handelte und zahlte, nicht weiter hindern, daß die patriotiſche und ariſtokratiſche Partei ihre Abſicht, eine nähere Verbindung mit Frankreich einzugehen, durchſetze. Die Republik riß ſich von England ab, ſchloß einen Defenſivtractat mit Frankreich, und ſchien dadurch das ganze ſeit 1672 beſtandene Verhältniß der Seemächte zu einander und zu Frankreich zu ändern. Das erſte politiſche Meiſterſtück Pitts, der ſeit ſeiner India Bill Regent des Königs und des Reichs war, beſtand darin, daß er die Franzoſen um den Vortheil ihrer Freundſchaft mit Holland zu bringen und den Bund zu zerreißen wußte. Die unter dem Text angeführte Stelle aus Flaſſans Geſchichte der franzöſiſchen diplomatiſchen Verhandlungen mag zeigen, wie meiſterhaft Pitt die holländiſche Revolution benutzte, um Englands Vortheil durch preußiſche Bajonnette zu erreichen [83].

83) Es heißt Vol. VII. pag. 409: L'alliance entre la France et

§. 2.

Innere Bewegungen und politiſche Streitigkeiten in Belgien, Holland, Frankreich bis zum Jahre 1788.

a. Belgien.

Während ſich der Kaiſer auf der einen Seite in einen für ihn ſehr nachtheiligen Streit mit Holland und Frankreich zu Gunſten der Belgier einließ, gerieth er auf der andern mit der Ariſtokratie und Hierarchie der Belgier in einen Streit, der mit einem förmlichen Aufſtande ſeiner Niederländer endigte. Dieſer Aufſtand in den öſterreichiſchen Niederlanden hatte gleich den Unruhen in Holland ſeinen Grund darin, daß die verwickelte Staatsverfaſſung und Regierung der ſämmtlichen Niederlande ſeit dem ſechzehnten Jahrhundert nie im Geringſten verändert war, daß ſie daher auch den Bedürfniſſen der Zeit durchaus nicht mehr entſprach. In den proteſtantiſchen und in den katholiſchen Niederlanden ſollte und mußte reformirt werden; die Reform ſollte in beiden gewaltſam, in dem Erſten aber nach republikaniſcher, in den Andern nach monarchiſcher Weiſe durchgeſetzt werden.

---

les Provinces-Unies étoit un coup de force politique, et l'on n'avoit pu y arriver que par une grande suite de combinaisons adroites, à la faveur desquelles on rompait l'intimité de la Hollande et de l'Angleterre et l'on privait le stathouder d'une prépondérance dont il usait trop fréquemment en faveur de la cour de Londres. Ce brillant succés fut dû principalement au duc de la Vauguyon, qui dans le cours de son ambassade de Hollande s'étoit occupé à détacher les Provinces-Unies de l'Angleterre et à les rapprocher de la France dans la vue essentielle de combiner les marines française, espagnole et hollandaise pour détruire ou du moins balancer la suprémacie maritime de l'Angleterre. Les consequences de ce traité furent profondément senties à Londres. En effet elles étaient telles, qu' aux approches d'une guerre maritime la cour de Versailles, en vue de garantir son allié, et par une suite de ses engagemens pouvoit envoyer au cap de Bonne Espérance et á Trinquemale des forces respectables qui eussent décidé sa supériorité dans cette partie du monde etc. etc.

Die an ſich unbedeutenden belgiſchen und holländiſchen Unruhen ſind uns hier als Vorſpiel der Bewegungen in Frankreich merkwürdig, auch waren dabei in Holland ganz beſonders Franzoſen und unter ihnen auch Mirabeau thätig. Außerdem müſſen wir des Aufſtands in Belgien auch aus dem Grunde gedenken, weil bei der Gelegenheit aller Welt offenbar ward, daß Joſeph übereilt und unvorſichtig verfahre, wenn er glaube alle die verſchiedenen Völkerſtämme, welche er zu Unterthanen habe, ohne ſie zu Rath zu ziehen, autokratiſch durch unzählbare aus dem Cabinet erlaſſene, nur auf dem Papiere ausführbare Geſetze und Verordnungen reformiren zu können. Um zu beweiſen, daß Joſephs neue Einrichtungen und Verordnungen der Natur und dem Weſen der Belgier und den Gewohnheiten und Neigungen aller Claſſen, wie ſie bis auf den heutigen Tag ſind, entgegen waren, darf man nur den Charakter ſeiner Reformen kurz angeben.

Joſeph wollte offenbar das Regierungsſyſtem Türgots einführen, er wollte die Verwaltung der Staatspolizei und der Finanzen in ſeinen Staaten überhaupt und in Belgien insbeſondere, in der Art einrichten, wie hernach Düpont de Nemours als Herausgeber von Türgots Schriften, deſſen einzelne Winke zu einem Ganzen verbunden hat, dabei wollte der Kaiſer das monarchiſche Prinzip ſtreng aufrecht halten. Auf welche Weiſe der unermüdlich thätige und unglaublich arbeitſame Kaiſer dies auszuführen verſuchte, kann man aus dem zweite Theile der neueſten Biographie deſſelben lernen, wo alles Einzelne aufgezählt wird. Wir wollen in der Note nur kurz und ſummariſch die Gegenſtände, auf welche ſich Joſephs Thätigkeit erſtreckte, anführen und den Leſern überlaſſen, das Nähere in dem angeführten Buche nachzuleſen [84].

---

84) Was in der erſten Ausgabe dieſes 18. Jahrhunderts I. S. 333 aus Pezzl angeführt iſt, bezieht ſich eigentlich nur auf das Religionsweſen, es ſcheint daher paſſender, den Inhalt des zweiten Theils von Groß Hoffingers Lebens- und Regierungsgeſchichte anzugeben und es dem Leſer zu überlaſſen, das Einzelne in dieſem Buche ſelbſt aufzuſuchen. Die ganze erſte Abtheilung dieſes Bandes handelt ausſchließend von Reformen in Religionsſachen. Im dritten Capitel findet man die Schritte gegen Rom; im vierten wird die Re-

Geht man die einzelnen Provinzen des Reichs in Beziehung auf Ausführbarkeit der unten bezeichneten Pläne Joſephs durch, ſo hatten die Böhmen den weſentlichſten Theil ihrer Nationalrechte längſt verloren, die Poſtulaten-Landtage anderer Provinzen konnten auf die Dauer keinen Widerſtand gegen einen Regenten leiſten, welcher Verwaltung und Regierung durch ſeine Beamte leitete und durch Polizei und Militär unterſtützte; nur in Ungarn und Belgien war dies anders, in dieſen Ländern war daher ein Widerſtand ohne Rebellion möglich. Die Verwaltung, die Geſetzgebung, die Gerichtsverwaltung in allen Inſtanzen, war in beiden Provinzen nicht öſterreichiſch, ſondern ganz national und ward im Lande von Eingebornen in ihrer

---

form des Prieſterſtandes, die Umgeſtaltung des Mönchweſens und die Errichtung von Anſtalten zur beſſern Bildung des Prieſterſtandes berichtet. In den folgenden Capiteln findet man die neue Regulirung des Gottesdienſtes, die Aufzählung der abgeſchafften ſchädlichen Gebräuche, die Beſchränkung des Ablaßhandels, Abſchaffung der Brüderſchaften und Einrichtung eines eigentlichen Religionsunterrichts. Im ſechsten Capitel ſind die neuen Verfügungen über Ehen und Begräbniſſe und im ſiebenten die Toleranzgeſetze zu finden. Im zweiten Abſchnitt wird berichtet von der Einrichtung der Volks- und Normalſchulen, von den allgemeinen Anſtalten zur Verbeſſerung des Volksunterrichts von den Gymnaſien und ausführlich von der Cenſur. Im dritten Abſchnitt findet man alle Einrichtungen, welche die Unterthanenverhällniſſe betreffen. Dahin gehören die Vorſchriften für Beſchwerden, die Geſetze gegen den Wucher, die Abſchaffung ſchädlicher Gebräuche, die Robotabolition, die Verorduungen, die ſich auf Aufhebung der Leibeigenſchaft beziehen; die Steuergeſetze. Dann folgt ein Abſchnitt über das Juſtizweſen. Zuerſt gilt es Joſephs Civilgeſetzgebung, dann ſeinen Criminalgeſetzen, hernach wird die neue Einrichtung des Unterrichts über Rechtspflege, der Gerichtsordnung und Juſtizverfaſſung überhaupt gedacht, dann beſonders Reform der Stadträthe, der Beamten, der ſogenannten Landtafel, der Ordnung der Gerichtskoſten, Erbfolgeverordnungen, Pupillenſachen u. ſ. w. erwähnt. Dann folgt ein Abſchnitt von neuen Polizei- unb Humanitätsanſtalten. Im ſechsten findet man einzeln angeführt, was für Handel und Induſtrie, Landescultur, Viehzucht geſchah. Mauthweſen, Straßenbau u. ſ. w. Der ſiebente Abſchnitt begreift die Cameralgegenſtände, Münz-, Berg-, Jagd-, Forſt-, Poſtweſen. Judengeſetze, Penſionen, Stempelpapier, Abzugsgeld, Fiſcusangelegenheiten. Darauf folgt ein Abſchnitt über Militärweſen u. ſ. w. Man ſieht blos aus der Aufzählung, daß Joſeph mehr leiſten wollte, als die ganze franzöſiſche conſtituirende Verſammlung leiſten konnte.

Sprache verwaltet. Joſeph hatte in Belgien nicht blos gleich bei ſeinem Regierungsantritt alle überlieferten und beſtehenden Privilegien, Herkommen, Gebräuche, Geſetze, Verbriefungen der einzelnen Städte, Grafſchaften, Herzogthümer und Corporationen beſtätigt, ſondern er hatte auch die höchſt merkwürdige Urkunde des Freiheitsbriefs der Herzogthümer Brabant und Limburg über die Rechte der Unterthanen und die Pflichten der Regenten [85]) öffentlich beſchworen. In dieſen Provinzen bildeten Deputirte, welche von den drei ſogenannten Ständen, der Geiſtlicheeit, dem Adel, den Städten erwählt wurden, nicht blos die Geſetzgebung, welche über die Erhebung, Verwendung, Vertheilung der Steuern und Auflagen entſchied, ſondern dieſe Stände ſetzten auch einen Ausſchuß nieder, der zwiſchen der Zeit der Sitzungen der Stände an der Regierung förmlich Antheil nahm. Jede Provinz, jede Stadt, ja man möchte faſt ſagen, jeder Flecken und jedes Dorf hatte eine eigne Einrichtung und Verwaltung, die oft von denen des benachbarten Orts ganz verſchieden waren. Jede Provinzialregierung beſtand, wie die Landesregierung in Brüſſel, nur aus Landeseingebornen, außer daß die allgemeine Landesregierung in Brüſſel einen kaiſerlichen Miniſter zum Präſidenten hatte. Sogar die Repräſentation der monarchiſchen unabhängigen Regierung und eines Hofes fehlte in Brüſſel nicht. Ein Statthalter oder eine Statthalterin, gewöhnlich fürſtlichen Geblüts, unter Joſeph ſeit Januar 1781 ſeine mit dem Herzoge von Sachſen-Teſchen vermählte Schweſter Marie Chriſtine, hielten in Brüſſel einen glänzenden Hof, bei dem fremde Geſandte, wie bei andern regierenden Herren, beglaubigt waren. Auch die Hierarchie der Gerichte, wie die Landesregierung, waren von der Juſtiz der andern Erblande unabhängig. Jedes Tribunal entſchied nach Localgeſetzen und nach ganz verſchiedenen Herkommen. Es war ein anerkannter Grundſatz, daß niemand vor ein anderes Gericht geſtellt werden könne, als

---

85) Dies iſt die ſogenannte Joyeuse entrée, die man in Meiners und Spittlers hiſtor. Magazin im 1. Bande, S. 724 leſen kann.

vor dem ihm oder ſeinen Voreltern durch Geſetz und Herkommen beſtimmten.

Nach der beſtehenden Verfaſſung des Landes fiel die größte Macht und der ſtärkſte Einfluß aus vielen Urſachen der Geiſtlichkeit zu, und gerade dieſe wollte Joſeph zunächſt reformiren. Der Einfluß der Hierarchie war nicht blos geiſtlicher Art, er beruhte nicht blos auf Aberglauben und Fetiſchismus der Menge, unterhalten durch tauſende von Mönchen und Pfarrern, ſondern das Grundeigenthum war auch größtentheils in geiſtlichen Händen. Es waren in Belgien wie damals in Deutſchland und noch jetzt in England die älteren Söhne der großen Familien mächtig durch das Erbe des Vaters, die jüngeren aber reich durch Pfründen, Abteien, Bisthümer, ſie bildeten das erſte Collegium der Stände. Belgien war damals, wie Spanien und Neapel, das Paradies der Geiſtlichkeit; denn man zählte in dieſem Lande neben einem Erzbiſchofe und ſieben Biſchöfen hundert und ſieben Aebte, deren jeder Einzelne von ſechzig bis dreimal hundert tauſend Gulden Einkünfte hatte. Die Univerſität Löwen, wo alle Belgier, welche geiſtliche oder weltliche Aemter bekleideten, gebildet wurden, war dem Erzbiſchofe von Mecheln untergeordnet, und dieſer war ganz von Exjeſuiten geleitet, ſo daß alſo jeſuitiſcher Unterricht einzige Quelle aller belgiſchen Einſichten in Staats- und Kirchenangelegenheiten wurde. In Löwen wurden ganz im Geiſte des Mittelalters alle die Rechtsgelehrten gebildet, die in den drei höchſten Tribunalen Belgiens, dem Gerichte von Geldern, dem großen Rathe von Brabant, dem Rathe von Mecheln in höchſter Inſtanz entſchieden. Dieſe ſogenannten ſouveränen Gerichtshöfe entſchieden nicht allein, wie unſer Reichskammergericht, unſer Reichshofrath und die franzöſiſchen Parlamente ganz unabhängig vom Regenten, oder von einer höheru Inſtanz in Rechtsſachen, ſonderu ſie genoſſen auch verfaſſungsmäßig der politiſchen Rechte, welche die franzöſiſchen Parlamente zwar in Anſpruch nahmen, die ihnen aber von der Regierung nicht eingeräumt wurden. Die Verordnuugen der Regierung hatten nämlich nur dann Gültigkeit, wenn ſie von dieſen Gerichten, den

Stützen und Aufrechthaltern jedes Schlendrians, vorher geprüft waren.

Da man auch noch heutiges Tags, nach zwei Revolutionen, nach der Vereinigung mit Frankreich zur Schreckenszeit, nach Bonapartes Regierung und nach der Vereinigung mit Holland, in gewiſſen Gegenden Belgiens den Aberglauben, das Ceremonienweſen, die Prozeſſionen und Wallfahrten völlig wie in Spanien und Italien aufrecht hält, ſo denkt man ſich leicht, wie es dort zu Joſephs Zeiten ausſehen mochte. Es war ja ſeit dem ſechzehnten Jahrhundert auch nie ein einziger Lichtſtrahl in das von Mönchen und Jeſuiten unterhaltene Cimmeriſche Dunkel des Unterrichts der gelehrten Schulen gefallen. Joſeph hatte das Verſehen begangen, daß er in demſelben Augenblick, als er auf durchgreifende Reformen in Belgien dachte, den ganz unfähigen Fürſten von Stahremberg ſeiner Schweſter und ihrem Gemahl, die blos repräſentiren ſollten, als Miniſter zur Führung der Geſchäfte zur Seite gegeben hatte. Dieſer war nichts als ein großer Herr, d. h. er that nichts und wußte nichts, als Vornehmthun, ſondern überließ Alles dem Intriganten Crumpipen, der hernach neben dem Advocaten van der Noot und dem Abt von Tongerloo Haupt der hierarchiſch-ariſtokratiſchen Conſpiration ward. Dieſer Crumpipen war der Sohn eines Kammerdieners des Visconti, welcher durch Joſeph Erzbiſchof von Mailand ward, und hatte ſeine Laufbahn als deſſen Secretär in Neapel begonnen. Da dieſer Mann die Seele der Landesregierung in Brüſſel war, ſo begreift man leicht, warum dieſe ſtatt, wie ſie ſollte, die kaiſerliche Reformation zu fördern, ihr Hinderniſſe in den Weg legte, ohne daß der gute Stahremberg wußte, wohin die Verordnungen zielten, die er ſelbſt machte.

Der Kaiſer ſchritt indeſſen in Belgien ebenſo raſch vorwärts, als in andern Provinzen. Er nahm durchaus keine Rückſicht auf den Einfluß der Geiſtlichkeit, der Univerſität Löwen, des Cardinals und Erzbiſchofs von Mecheln (Frankenberg), des in Belgien reſidirenden päpſtlichen Nuntius und der Exjeſuiten, ſondern forderte ſchon in den Jahren 1781 und 1782,

daß ſeine Verordnungen in Religionsſachen, ohne Rückſicht auf die hergebrachten Formen, auch in Belgien ausgeführt werden ſollten. Wie wenig die belgiſchen Theologen und Juriſten geneigt waren, im Geringſten der Regierung nachzugeben, zeigte ſich gleich im November 1781, als Joſephs Toleranzedict in Belgien auch nicht einmal bekannt gemacht werden durfte. Die Univerſität Löwen bewies gleich bei dieſer Gelegenheit, in welchem Geiſte ſie die Jugend unterrichte. Sie ließ verkündigen, daß jede Toleranz den Grundſätzen der heiligen römiſchen Kirche entgegen ſey, weil nach dem Glauben derſelben alle Ketzer ewig verdammt ſeyen. Joſeph beſtand aber auf ſeinem Souveränitätsrechte, wie er es nannte, und verfuhr im Namen der unveräußerlichen Menſchenrechte gewaltſam wie dies hernach auch die Männer der Schreckenszeit thaten, welche ſich ebenfalls darauf beriefen. Dieſe Republicaner ſowohl als Joſeph hielten das Volk für unmündig, weil es von Vorurtheilen deſpotiſch beherrſcht werde und handelten daher als eigenmächtig beſtellte Vormünder deſſelben in deſſen Namen. Der Kaiſer verordnete (1783) Einziehung vieler Klöſter; er erklärte jede Berufung auf den Papſt für völlig unſtatthaft; er änderte die Formel der Immatriculation auf den Univerſitäten, weil ſie, im Geiſte der Hierarchie abgefaßt, den Rechten des Regenten entgegen ſey, und nahm den Biſchöfen das Recht, in geiſtlichen Angelegenheiten unabhängig zu ſchalten. Er forderte Rechenſchaft über die Eide, welche die Biſchöfe von den Seminariſten, von den Geiſtlichen, denen ſie die Weihen ertheilten, von den Seelſorgern zu fordern pflegten, und verordnete, daß biſchöfliche Hirtenbriefe, ehe ſie bekannt gemacht werden könnten, den weltlichen Behörden vorgelegt werden ſollten; auch nahm er ihnen die Entſcheidung in Eheſachen.

In Religionsangelegenheiten und in allem demjenigen, was ſich auf Bildung und Unterricht der Jugend bezog, war Joſeph aus einem Grunde, der ſeinem Verſtande und ſeinem Herzen auf gleiche Weiſe Ehre macht, durchaus unerbittlich, Verbeſſerungen, die ſich darauf bezogen, wollte er gewaltſam durchſetzen;

andere Reformen ſollte die Landesregierung nach und nach ein- führen. Weniger hartnäckig beſtand er auf ſeinem Willen bei der neuen Anordnung des Gerichtsweſens. Er verkündigte näm- lich in dieſer Beziehung im Jahre 1785 den Niederländern durch ein Ausſchreiben, daß er auf die Vorſtellung ſeines Statthalters der Niederlande alles, was die Errichtung der von ihm neu beſtellten Gerichtshöfe in Flandern, Dornick, Namur und Gel- dern angehe, ſo lange aufgeſchoben habe, bis die Gemüther über dieſen wichtigen Gegenſtand beſſer beruhigt ſeyen. Er ver- ordnete zugleich, daß die Obrigkeiten der Städte, wie die der verſchiedenen Gerichtsſprengel und des platten Landes, überhaupt alle Juſtiz- und Polizeibeamte in den genannten Provinzen, ihre Amtsverrichtungen, welche auf ſeinen Befehl eingeſtellt waren, wieder antreten ſollten. Dadurch ward der damals wegen der Gerichtsverfaſſung drohende offene Ausbruch der Unruhen ge- hindert; es kam aber bald über die geiſtlichen Dinge zu ärgerem Zwiſt. In dieſen geiſtlichen Dingen ſchritt nämlich der Kaiſer unaufhaltſam fort und nahm gerade im Jahre 1786 eine ganz entſchiedene Maßregel gegen Mönchsgeiſt, Aberglauben und Hierarchie.

Der Kaiſer kannte den Lärm, den Mönche und Pfaffen im Beichtſtuhle und auf den Kanzeln gegen ihn erhoben, er kannte die Verläumdungen, welche die ins Innere aller Familien zu- gelaſſenen frommen Heuchler verbreiteten, und die Wirkung jeſuitiſcher Künſte, er war daher überzeugt, daß er ohne Re- form der Univerſität Löwen niemals einen beſſeren Volksunter- richt in Schulen und auf den Kanzeln hoffen dürfe. Aus dieſem Grunde verlangte er, daß in Löwen ein Generalſeminarium, wie in ſeinen andern Staaten, eingerichtet werden ſolle. Dieſe Generalſeminarien Joſephs ſtanden unter Aufſicht des Staats, der Sinn der Verordnung war daher, die ſämmtliche Geiſtlich- keit der Niederlande ſolle nicht mehr, wie bis dahin, unter der Aufſicht des Erzbiſchofs, ſeiner Exjeſuiten und des Nuntius, ſondern durch die von der Regierung angeſtellten Lehrer und unter Aufſicht der Regierung gebildet werden. Wie es mit die-

rechtigkeit, ſie verkündeten daher überall, der Kaiſer habe dieſem Generalſeminarium ſollte gehalten werden, wird man aus dem in der Note [86]) mitgetheilten Schluſſe des kaiſerlichen Edicts ſehen. In der Einleitung dieſes Edicts wird die Nothwendigkeit der Maßregel ganz vortrefflich aus dem Weſen der Religion und aus der Nothwendigkeit, ihren ſchon drohenden gänzlichen Verfall durch eine beſſere Lehrmethode zu verhindern, hergeleitet. Das ganze Edict, beſonders aber die Darlegung der Gründe und die Darſtellung der durch die Zeit erforderlich gewordenen Beſchaffenheit einer neuen Lehrmethode, welche ſtatt der ganz veralteten der Univerſität Löwen eingeführt werden ſolle, iſt mehr eine Belehrung als eine Verordnung zu nennen. Gerade deshalb fand es aber heftigen Widerſtand; denn, wer mit Gründen gegen ein hartnäckiges Vorurtheil kämpft, der wälzt den Stein des Siſyphus.

Geſtehen muß man übrigens, daß das nach dem Muſter der übrigen neuen Seminarien eingerichtete Generalſeminarium zu Löwen Vieles zu wünſchen übrig ließ; das war es aber nicht, was die an Mechanismus und abergläubiſchen Ceremonien klebenden, oder nur an Gedächtnißwerk gewohnten belgiſchen Geiſtlichen erſchreckte. Die Aufgabe, ſich fünf Jahre lang mit wiſſenſchaftlichen theologiſchen Studien zu beſchäftigen, ehe ſie Amt und Pfründen und Wohlleben erlangen könnten, ſchien den ſämmtlichen Geiſtlichen und ihren Obern eine ſchreiende Unge-

86) Sowohl die theologiſchen Schüler vom weltlichen Clerus unſerer belgiſchen Provinzen, ſo lautet dieſer Schluß, als auch diejenigen, die nachher in einen Mönchsorden treten wollen, werden mit dem erſten Wintermonat 1786 entweder in das Generalſeminarium, welches wir in Löwen errichtet haben, oder in das Filialſeminarium nach Luxemburg ſich begeben. Was die Theologen der Ordensgeiſtlichkeit betrifft, ſo müſſen alle, Luxemburger ausgenommen, nach Löwen geſchickt werden, um dort in den öffentlichen Vorleſungen auf der Univerſität ihren Curſus zu vollenden. Die Luxemburger aber verfügen ſich nach Luxemburg, um dort die Vorleſungen der daſelbſt angeſtellten Profeſſoren anzuhören. Die Ordensobern haben demnach freie Willkür, ihre Religioſen, welche nach Löwen oder Luxemburg geſchickt werden müſſen, in einem Kloſter oder Convent ihres Ordens, oder auch in jedem andern Hauſe während ihres wiſſenſchaftlichen Aufenlhalts zu verſorgen.

Abſicht, die Religion zu zerſtören. Die neuen Lehrer wurden gleich dem Kaiſer Feinde der Religion geſcholten, weil die Erſtern vom blind papiſtiſchen Kirchenrecht und von jeſuitiſcher Religion und Moral abwichen, und der Andere die vielen Wallfahrten und Prozeſſionen verboten und auf zwei in jedem Jahre beſchränkt hatte. Dies war nach jeſuitiſchem Grundſatz hinreichender Grund, dem Nuntius, das hieß bei ihnen Gott, mehr zu gehorchen als der weltlichen Obrigkeit.

Die in dem Generalſeminariumsgebäude von Löwen wie in einer geiſtlichen Caſerne vereinigten Studenten wurden daher heimlich aufgewiegelt. Dieſe rohen Muſenſöhne der guten alten Zeit, die man durch Landsmannſchaften conſervirt, beklagten ſich über heterodoxe Lehre, alſo über eine Sache, die ihren Schatten, wie Homer ſagt, d. h. ihre Seelen anging, zugleich aber über eine Angelegenheit ihres wahren Selbſt, wie es derſelbe Dichter im Anfange der Iliade nennt, nämlich über ſchlechtes Brod und Bier, und erregten darüber am 6. December 1786 einen förmlichen Aufſtand. Unter den Studenten waren die Söhne der erſten Familien des Landes, der Mitglieder der Stände, der ſouveränen Gerichte und der Regierungen der Provinzen, ſie wurden insgeheim von der mit der Studienveränderung unzufriednen Landesregierung, vom Nuntius und dem Erzbiſchofe unterſtützt; das wußte der Kaiſer. Aus der Urſache, weil der Kaiſer wußte, welche Bewandniß es mit dem Aufſtande habe, erbitterte er ihn ganz anders als ein gewöhnlicher Studenten- oder Handwerksburſchentumult würde gethan haben. Die Studenten ſteinigten bei der Gelegenheit den Profeſſor Stögler, ſie widerſetzten ſich dem kaiſerlichen Commiſſar le Clerc mit gewaffneter Hand. Statt jugendliche Unbeſonnenheit diſciplinariſch zu ſtrafen, erſchrack die Regierung ſo ſehr, daß ſie Soldaten marſchiren ließ, welche auf die thörichten jungen Leute, die man leicht hätte einſchließen können, ernſtlich feuerten. Dadurch ward das ganze Land, beſonders die Eltern und Verwandten der nach ihrer Meinung um des Glaubens willen verwundeten jungen Leute vollends erbittert, und zwar um ſo mehr, als die Landesregierung, nachdem zuerſt ganz mi-

litäriſch verfahren war, nachher auf eine ſehr ſchwache Weiſe mit ſich unterhandeln ließ.

Man hatte fünf und zwanzig Studirende als Empörer verhaftet, man hatte das ganze Generalſeminarium unter eine Art militäriſcher Disciplin geſtellt, unmittelbar nachher trat man aber mit den Urhebern des ganzen Lärms in friedliche Unterhandlung, als wenn man es mit einer fremden Macht zu thun hätte. Der Kaiſer glaubte ſich alſo von ſeiner eignen Landesregierung in Brüſſel verrathen, und er war es wirklich, wenn man an Stahremberg und ſeinen treuloſen Crumpipen denkt. Die Regierung von Brüſſel nahm ſogar eine Vorſtellung der Studenten an, worin die unverſchämteſten Forderungen gethan wurden, und gab denſelben zum Theil Gehör. Sie ſtellte nämlich das ſtrenge Verfahren gänzlich ein und verſuchte, nachdem ſie mit Bajonnetten und Flintenkugeln angefangen hatte, durch Gründe und Ermahnungen auf Leute zu wirken, die weder Verſtand noch guten Willen hatten und daher nothwendig in der auf Gewalt folgenden Nachſicht und Milde nur Schwäche und Furcht ſehen mußten. Aus den Forderungen, welche die Seminariſten in dieſer Vorſtellung an die Regierung richten, geht klar hervor, daß ſie durch ihre Entfernung und Zerſtreuung die Aufhebung der ganzen neuen geiſtlichen Einrichtung zu erzwingen gedachten. Es ſtand in der That, wie die Studenten gedroht hatten, am Ende des Jahrs 1786 das Seminarium faſt ganz verlaſſen da.

Die Nachricht von den Unruhen und von dem ſchwachen Benehmen ſeiner niederländiſchen Behörden führte den Kaiſer aufs neue auf den Satz, den er unglücklicherweiſe nur zu ſehr ſtets vor Augen hatte, daß er ſich auf Niemand verlaſſen könne, als auf ſich ſelbſt. Er nahm daher auch dies Mal ſeine Maßregeln nach ſeinen perſönlichen Anſichten, ſuchte dem Uebel abzuhelfen, kannte aber die eigentliche Quelle nicht, ſondern gebrauchte denſelben durchtriebenen Crumpipen, der Stahremberg irre leitete, zu ſeinen Zwecken. Joſeph ließ zunächſt den Erzbiſchof von Mecheln zu ſich nach Wien kommen, und gab ſich

die lächerliche Mühe, zu verſuchen, dieſen Mann, der nicht belehrt ſeyn wollte, zu belehren; den Nuntius dagegen jagte er fort. Dieſer Nuntius, Zondadari, war bis dahin Haupt und Quelle alles Widerſtandes gegen jede Verbeſſerung des Unterrichts geweſen, und ſcheute ſich nicht, trotz des Verbotes, das der Kaiſer erlaſſen hatte, die Bulle, durch welche Pius VI. Eybels von Joſeph gebilligte Schrift: Was iſt der Papſt? verdammt hatte, in Belgien bekannt zu machen. Der Kaiſer war aber verrathen und verkauft, er mochte machen was er wollte; der heuchelnde Verbündete der im Finſtern ſchleichenden Pfaffen, Crumpipen, war überall und verrieth ihn unter allen Formen.

Der Kaiſer nämlich, der ſelbſt von ſechs Uhr Morgens bis ſpät in die Nacht mit ſeinen Cabinetsſecretärs arbeitete, rief zwar den trägen Stahremberg, der zu Geſchäften zu vornehm war, aus Brüſſel ab; aber Stahrembergs Seele und Rathgeber, Crumpipen, wußte ſich zu behaupten. Ein wackerer Mann, der Graf Belgioſo, ward Miniſter, der Baron von Reuß Präſident, aber Crumpipen blieb in Thätigkeit und ward ſogar, als ſpäter auch Belgioſo und der Baron von Reuß wieder entfernt wurden, Hauptperſon in der ganzen Verwaltung. Es ward nämlich nach der beiden Männer Entfernung ein königlicher Rath zur Ausführung der kaiſerlichen Abſichten errichtet und Crumpipen an deſſen Spitze geſtellt. Dieſer brachte ſeinen pfäffiſchen Anhang und ſeine Verwandten in die vorzüglichſten Stellen und diente zu einer und derſelben Zeit dem Kaiſer und den Gegnern und Feinden der kaiſerlichen Maßregeln. Der Kaiſer überſchritt bei der Gelegenheit auf der andern Seite durch Strenge die Schranken politiſcher Klugheit, wie ſie die belgiſche Regierung auf der einen durch übertriebene Nachgiebigkeit und Milde überſchritten hatte. Er war überzeugt, daß die aus dem Mittelalter ſtammenden ariſtokratiſchen und hierarchiſchen Einrichtungen mit ſeinen wohlthätigen Abſichten, mit dem Bedürfniſſe, dem Zeitgeiſte in manchen Dingen nachzugeben, durchaus unvereinbar wären, er glaubte ſich daher

als Volksvertreter als einen in deſſen Namen gebietenden Dictator, der einen Staatsſtreich ausführen müſſe, anſehen zu können.

Im Januar 1787 ward der Befehl erlaſſen, daß Belgien in Kreiſe getheilt werden ſollte, wie die andern Provinzen des Reichs. Damit war eine völlig neue Organiſation der Behörden, Gerichte und Verwaltungen verbunden, wobei weder Verfaſſung, noch Nationalität, noch Herkommen berückſichtigt ward. Daß faſt alle die Veränderungen, welche man in der Note [87]) aufgezählt findet, im Bedürfniſſe der Zeit begründet waren, geht aus dem Zuſtande der ganz hinter der Zeit zurückgebliebenen, blindlings und unbedingt am Alten klebenden damaligen Bildung des belgiſchen Volks hervor; allein das Volk wollte das nicht anerkennen, und Bildung läßt ſich nicht erzwingen. Der ganz blinde Haufen war längſt von Mönchen und Pfaffen in die heftigſte Bewegung gebracht worden, jetzt proteſtirte nicht blos der Adel, ſondern auch die Advocaten, die Procuratoren, die Juſtizbeamten, die in ihrem Schlendrian geſtört, oder der Vortheile, die ſie aus den Mißbräuchen zogen, beraubt wurden, das Volk ſchalt den Kaiſer einen Tyrannen und die Verfechter der Mißbräuche gaben alle die Dinge, welche ihnen und ihren Familien Vortheil brachten, für Recht und Freiheit aus. Die

87) Die drei ſeit Carls V. Zeiten beſtehenden Räthe, der Staats-, Finanz- und Geheimerath hörten auf und an ihrer Stelle ward ein Regierungsrath, unter der Leitung eines von Wien aus ernannten Präſidenten beſtellt. Die ganze alte Provinzialabtheilung ward in eine Kreisabtheilung umgewandelt, deren neun ſeyn ſollten: Brüſſel, Antwerpen, Gent, Dornick, Mons, Namur, Luxemburg und Limburg. Jedem Kreiſe ſollte ein Intendant vorſtehen. Jeder Kreis war in mehrere Diſtricte getheilt, denen Commiſſarien vorgeſetzt wurden. Die deputirten Staaten-Collegien wurden abgeſchafft; Brabant, Flandern, Hennegau, Luxemburg mit Limburg und Namur mit Dornick ſollten zuſammen fünf Räthe ernennen, die im Regierungsrath in Finanzſachen Sitz und Stimme haben ſollten. Für Gerichtsſachen ward auch der Rath von Brabant abgeſchafft, ein ſouveräner Rath und unter dieſem zwei Appellationsräthe zu Brüſſel und zu Luxemburg eingerichtet. Größere Städte behielten Tribunale erſter Inſtanz. Die Tortur wurde abgeſchafft.

Zahl der öſterreichiſchen Truppen in den Niederlanden war damals nicht bedeutend, keiner der Stellvertreter des Kaiſers war den Umſtänden gewachſen, denn Belgioſo, der es vielleicht geweſen wäre, ward von Crumpipen, dem er Alles überließ, ſchändlich hintergangen. Alle Privilegirte Belgiens verbanden ſich daher ſchnell zum Widerſtande und gebrauchten das Volk, wie es auch in unſern Tagen in Belgien gebraucht ward, nur mit dem Unterſchiede, daß es damals noch keine demokratiſche Faction in Belgien gab, die man hätte benutzen und täuſchen können.

Günſtig für die mächtige Reaction in Belgien war es, daß Joſeph gerade in dem Augenblicke, als ſeine perſönliche Gegenwart in ſeinen Staaten am nöthigſten geweſen wäre, eine Reiſe zum Beſuch der ruſſiſchen Kaiſerin nach Cherſon unternahm, wo er bei der Zuſammenkunft mit Catharina **II.** in die Plane derſelben gegen die Türken hineingezogen ward. Im Februar und März war in den Niederlanden Alles zu einem förmlichen Aufſtande im Stillen reif geworden, im April gaben die Stände von Brabant das Signal zum Ausbruche. Dieſe Stände erklärten nämlich am 27. April 1787, daß ſie die weitere Erhebung der zur Unterhaltung der Verwaltung und Regierung erforderlichen Gelder nicht geſtatten würden, wenn man ihnen nicht alles zugeſtände, was ſie in einer von ihnen überreichten Vorſtellung verlangten. Sie hatten zu dieſem Zwecke alle diejenigen Punkte zuſammengeſtellt, welche nach ihrer Meinung dem vom Kaiſer beſchworenen Freiheitsbriefe der Belgier (der **Joyeuse entrée**) entgegen waren. In dieſer Zeit war Crumpipen Belgioſos Rathgeber, ſein Bruder war Kanzler, er ward daher damals noch vom Volke mit Steinwürfen verfolgt, während ſein nachheriger Genoſſe, der Advocat van der Noot, ſchon an der Spitze der Unzufriedenen ſtand. Dieſer elende und ausſchweifende Rabuliſt benutzte den Prozeß zweier Menſchen, die den Staat ſchändlich betrogen hatten, um ein lautes Geſchrei über Verletzung der Rechte jedes Niederländers und des Staatsbürgers überhaupt zu erheben. Wahr iſt es, daß der Kaiſer in dem Prozeß zweier Gauner von Stande, ſeine Gerechtigkeitsliebe

und ſeinen Eifer, vornehme Verbrecher zur Strafe zu bringen, beweiſen wollte und ſich dabei derſelben Verletzung aller ſchützenden Rechtsformen ſchuldig machte, die man ihm in der Sache von Potzdaczky-Lichtenſtein und Sczekely vorwarf.

Der Oberſte Legisfeld hatte ſich nämlich bei den Lieferungen für die Truppen bedeutender Betrügereien ſchuldig gemacht, ein reicher Seifenſieder, Namens de Hont, hatte des Oberſten Beſtechlichkeit benutzt, um ſich ebenfalls auf Unkoſten des Schatzes zu bereichern, was bekanntlich ſo wenig auffallend im öſterreichiſchen Dienſte iſt, daß wir die wichtigſten Unternehmungen des Revolutionskriegs vor unſern Augen durch die von den commandirenden Generalen mit reichen Lieferanten geſchloſſenen betrügeriſchen Verbindungen haben ſcheitern ſehen. Die Niederländer nahmen daher auch dieſe Sache, die der Kaiſer durchaus ſtrenge unterſucht wiſſen wollte, ſehr leicht, und es ſchien, als wenn es unmöglich ſeyn würde, von niederländiſchen Gerichten und Behörden ſtrenge Unterſuchung und Beſtrafung des Vergehens zu erhalten; de Hont ſollte daher ſeinem natürlichen Richter entzogen und nach Wien abgeführt werden.

Dieſe Abführung des Kaufmanns de Hont ward mit der Staatspolizei, oder mit dem, was man jetzt unter uns hohe Polizei nennt, in Verbindung gebracht, die ſie eigentlich nichts anging, da von einem Criminialverbrechen die Rede war, man machte ſie zum Vorwand des Ausbruchs des lange vorbereiteten Volksaufſtands. Die Städte ſtellten eine bewaffnete Bürgermacht auf und die bürgerlichen Zünfte von Brüſſel, Antwerpen und Löwen überreichten den Ständen Vorſtellungen, welche in den heftigſten Ausdrücken abgefaßt waren. Die Stände wollten etwas behutſamer verfahren, ſie beriefen ſich daher in ihren Beſchwerden nur auf dieſe Vorſtellungen. Die Landesregierung, welche eigentlich ganz andere Anſichten hatte, als die, welche Joſeph geltend machen wollte, benutzte den Vorwand der Unruhen und Beſchwerden, um die Ausführung der kaiſerlichen Verordnungen und beſonders die Einführung der Kreiseintheilung und der damit in Verbindung ſtehenden neuen Verwal-

tungs- und Gerichtsformen wenigſtens aufzuſchieben, weil die Aufhebung nur vom Kaiſer kommen konnte. Die Anſtifter der Unruhen beruhigten ſich mit den vorläufigen Verordnungen nicht, ſie ſuchten die Schwäche und die Furcht, welche die Regierung gerade zur unrechten Zeit gezeigt hatte, noch weiter zu benutzen. Sie forderten jetzt ausdrücklich eine unbedingte Beibehaltung aller der Mißbräuche, deren Abſchaffung der Kaiſer verordnet hatte. Der Rath von Brabant hatte daher, ohne Rückſicht auf den Kaiſer oder die Landesregierung, die Dreiſtigkeit, Alles für nichtig zu erklären, was etwa die neuen Gerichte nach Urtheil und Recht, in Prozeßſachen oder auch ſonſt erkennen würden. Auch Flandern proteſtirte gegen jede Verbeſſerung des Beſtehenden, blos weil es eine Neuerung ſey und dem Herkommen Abbruch thue. In allen Städten, beſonders in Brüſſel und Namur übte der Pöbel, von den Geiſtlichen und Reichen, von deren Arbeit und Almoſen er abhing, ermuntert, grobe Exceſſe gegen Aufgeklärte und gegen ſolche Perſonen, welche den Abſichten des Kaiſers Gerechtigkeit widerfahren ließen, wenn ſie auch die Art ſeines Verfahrens mißbilligten. Städte und Stände bedrohten die ſchwache Landesregierung, und beſtanden darauf, daß alle neuen Verordnungen ſogleich abgeſchafft, alle dem Volke verhaßten Perſonen ſogleich aus dem Rathe der Statthalterſchaft entfernt werden ſollten. Man ſieht, wie ungerecht die Vertheidiger der Ariſtokraten und Hierarchen, welche dies Alles thaten und anſtifteten, blos um das Alte zu erhalten, gegen die Urheber der franzöſiſchen Revolution ſind, welche von ihnen geſchmäht, verflucht und verläumdet werden, weil ſie ſich ähnlicher Mittel bedienten, um Neues einzuführen, das ſie für eben ſo vortheilhaft für ſich hielten, als die Hierarchen und der Adel das Alte.

Dieſes Alles geſchah, während der Kaiſer in ſo weiter Entfernung war, daß eine bedeutende Zeit verging, ehe die Botſchaften ihn erreichten und ſeine Antworten in Wien, geſchweige in Brüſſel, eintrafen, weil Fürſt Kaunitz, der in Wien den Geſchäften vorſtand, dem Kaiſer nicht vorgreifen wollte. Die brüſſeler Regierung war dem Alten geneigter, als dem kaiſerlichen

Neuen, ſie benutzte daher auch ihrer Seits des Kaiſers weite Entfernung als Vorwand. Sie ſetzte dem Trotz und dem Ungeſtüm der Belgier nur Freundlichkeit und Milde entgegen, ſie gewährte, ſo weit ſie konnte, Alles, was von ihr gefordert ward. Fürſt Kaunitz erkannte einſtweilen, bis er den Willen des Kaiſers näher kenne, die Verfügungen der niederländiſchen Landesregierung an. Der Beſcheid, welcher am 25. Mai 1787 den Ständen von der Schweſter des Kaiſers als Stellvertreterin deſſelben auf ihre Beſchwerden und Forderungen gegeben wurde, lautete: „daß ſie die Beſchwerden und Vorſtellungen der Stände an den Kaiſer ſelbſt geſchickt habe, daß bis zu deſſen Rückkehr von ſeiner weiten Reiſe nichts gegen die **Joyeuse entrée** ſolle unternommen werden; und daß ſich die Erzherzogin von der Billigkeit ihres Bruders ſeine vollkommene Einwilligung zur Gewährung der Bitten der Stände verſpräche.“ Auch damit war man noch nicht zufrieden; man wollte ſich keinen Aufſchub gefallen laſſen; alle Neuerungen ſollten ſogleich abgeſtellt werden. Die Landesregierung des größten Monarchen in Europa war ſchwach genug, ſich von den Adligen und Pfaffen, welche einen förmlichen Volksaufſtand organiſirt hatten, eine Bewilligung abtrotzen zu laſſen, wozu ſie nicht einmal berechtigt war.

Der Kaiſer konnte nach ſeiner Zurückkunft aus Cherſon unmöglich zugeben, daß dasjenige, was ſeine Landesregierung, ohne ihn zu befragen, blos aus Schwäche zugegeben hatte, erfüllt und ihm dadurch auch die Möglichkeit abgeſchnitten werde, auf einem andern Wege den Zuſtand Belgiens, mit dem er unzufrieden war, zu verbeſſern. Er gab indeſſen eine ganz freundliche Antwort; entbot aber die Statthalterſchaft und zugleich Deputirte aller Provinzen nach Wien; weil er zwar nicht unbedingt auf ſeinem Sinne beſtehen, aber ebenſowenig, wie vorher ſeine Statthalterſchaft gethan hatte, alles Alte aufrecht erhalten wollte. Er wollte in Wien durch die Glieder der Statthalterſchaft mit den Deputirten über dasjenige unterhandeln, was er durchaus eingeführt haben wollte, er wollte durch Gründe

ſiegen. Der Kaiſer gibt in dem Beſcheid, den er auf die ihm vorgelegten Beſchwerden ertheilt, eine vollſtändige und gründliche Auskunft über ſeine Beweggründe. Wir fügen die Antwort des Kaiſers in der Note bei, weil man aus derſelben das Einzelne, was wir in der allgemeinen Darſtellung der Sache übergehen müſſen, vollſtändig kennen lernen kann [88].

---

88) Joſeph ſchreibt den Ständen: Mein Hof- und Staatskanzler hat mir eure Vorſtellungen vorgelegt, und ich will mir noch gefallen laſſen, euch über den Inhalt derſelben durch Gegenwärtiges zu ſagen, daß es nie meine Abſicht war, die Landesverfaſſung meiner niederländiſchen Provinzen umzuwerfen und daß alle Anordnungen, die ich meinem Generalgouvernement aufgetragen habe, einzig und ohne den mindeſten Anſchein des perſönlichen Intereſſe zum größern Vortheil meiner getreuen Unterthanen in den Niederlanden abzielten, ohne daß ich dadurch die verſchiedenen Corporationen der Nation ihrer alten Rechte und Freiheiten berauben wollte. Alle meine Schritte müſſen euch von der Wahrheit dieſes Satzes überzeugen, wenn ihr noch fähig ſeyd, ihnen die ſchuldige Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Blos das in einer Menge Bittſchriften enthaltene vielfache Anſuchen um Herſtellung einer kürzern und weniger koſtſpieligen Rechtsbehandlung hat mich bewogen, mich mit einigen Verbeſſerungen bei der Gerichtsverwaltung zu beſchäftigen. Die Kreishauptmannſchaften hatten keinen andern Zweck, als über Ausübung der Geſetze zu wachen, und die durch ihren Stand zur Beobachtung derſelben verpflichteten Perſonen zu ihrer Schuldigkeit zu halten. Was verſchiedene alte Freiheiten betrifft, ſo habe ich nur die ſchädlichen Mißbräuche, welche ſich im Laufe der Zeit eingeſchlichen haben, ſelbſt mit Einwilligung derjenigen, die dabei Antheil nehmen, abändern wollen. Weit entfernt — — Indeß will ich als Vater und Menſch, der viel vergeben kann, dasjenige, was bisher vorgefallen iſt, und ihr euch zu thun unterfangen habt, nur allein Mißverſtändniſſen und falſchen Auslegungen meiner Abſichten zuſchreiben, die durch ſolche Perſonen erzeugt und ausgeſtreut worden ſind, welche mehr ihrem Eigennutz als dem allgemeinen Wohl anhängen und nichts zu verlieren haben. Wie dem auch immer ſeyn mag, ſo will ich es doch geſchehen laſſen, daß alle meine Anordnungen, von welchen die Rede iſt, gegenwärtig ſuſpendirt werden und ſobald ihre königl. Hoheiten meine Statthalter und Generalgouverneurs nach meinen ihnen letzthin eröffneten Geſinnungen mit den Deputirten der Provinzen ſich zu Wien einfinden, und letztere mir mündlich ihre Beſchwerden vorgelegt und meine Anſichten vernommen haben werden, die ſie allezeit nach den Grundſätzen der vollkommenen Billigkeit und blos auf das Wohl meiner Unterthanen abzielend finden ollen; dann wollen wir uns über die zum allgemeinen Beſten zu treffenden Anordnungen nach Maßgabe der Grundgeſetze des Landes einverſtehen. Wenn aber gegen alle Erwartung dieſer letzte Schritt meiner Güte gegen euch ſo

Auch dieſe Maßregeln des Kaiſers ſchienen den Belgiern verdächtig, ſie ſetzten wenigſtens ihren Widerſtand fort. Die Stände wollten anfangs keine Deputirten ſenden, man ſchien ſogar die Statthalterin mit Gewalt an der Reiſe nach Wien hindern zu wollen, denn die Studenten und das Volk wurden bewaffnet und bildeten eine lächerliche Miliz, es wurden Freicorps geworben. Man merkte, daß es den Pfaffen und dem hohen Adel, welche bei der Sache thätig waren, am Gelde nicht fehlte; die Stände von Brabant wollten ſogar ſich an Frankreich wenden, welches vordem ihre Verfaſſung verbürgt hatte. Das konnte freilich Joſeph nicht ruhig ertragen, wenn er ſein ganzes monarchiſches Anſehen nicht an Oligarchen wollte fallen ſehen.

Er ließ die Unterhandlungen fortſetzen, er fuhr fort auf freundlichem Wege der Verblendung durch Belehrung zu begegnen; allein er beorderte zugleich vierzehn Regimenter und einige Bataillons Infanterie, vier Regimenter Cavallerie und einige Artillerie in die Niederlande. Die Belgier hatten ſich zwar endlich zur Abſendung einer Deputation der Stände nach Wien verſtanden, hatten aber dabei ausdrücklich und trotzig erklärt: „daß die Deputirten keinen andern Auftrag oder Vollmacht hätten, als aus Wien die Beſtätigung aller von der Statthalterin ertheilten Bewilligungen vom Kaiſer zu holen.“ Der Aufſtand dauerte indeſſen fort; die Deputirten erſchienen nicht an dem vom Kaiſer als äußerſten Termin beſtimmten vierzehnten Julius, die Statthalterin ward fortdauernd an ihrer Abreiſe mit Gewalt gehindert, ſie konnte ihre Reiſe erſt am 20. Juli antreten. Als die Statthalterin und ihr Gemahl abgereiſet waren, folgte ihnen Belgioſo und endlich reiſeten dann auch die Deputirten ab.

ſehr verkannt würde, daß ihr euch weigern ſolltet, eure Klagen, Beſorgniſſe und Zweifel hierher vor mich zu bringen und mich mit Vertrauen anzuhören, ſondern eure entehrenden Ausſchweifungen und unverzeihlichen Schritte fortſetzen wolltet, dann werdet ihr euch ſelbſt alle die unglücklichen Folgen, die daraus entſtehen werden, zuzuſchreiben haben.

In dieſem Augenblicke gab offenbar der Kaiſer eine Blöße und ermunterte durch den Weg, den er einſchlug, die ſpätere belgiſche Revolution, deren wir hier nicht mehr erwähnen, weil ſie der Zeit der franzöſiſchen conſtituirenden Ständeverſammlung angehört. Vielleicht ward gerade in dieſem entſcheidenden Augenblicke dem Kaiſer wegen der Unruhen in Holland bange, vielleicht hinderte ihn der Türkenkrieg, den er beginnen wollte, ſo zu handeln, wie man erwartete, daß er handeln würde; er ging nämlich plötzlich zurück. Man hatte erwartet, der Kaiſer würde durch ſeine abgeſendete Armee das Land beſetzen, die Aufrührer niederwerfen, die Urheber beſtrafen laſſen und hernach ſeine Verordnungen freundlich zurücknehmen, ohne darauf zu beſtehen, den Blinden mit Gewalt die Augen zu öffnen. Die Truppen machten aber Halt, nur ein Regiment ward geſendet, das Volk in Belgien blieb unter den Waffen, die Unterhandlungen in Wien vermehrten den Widerwillen des Kaiſers gegen das Pfaffenweſen und den Argwohn der Belgier. Die halben Maßregeln, über welche man des Friedens wegen übereinkam, mußten nothwendig bald einen neuen Bruch herbeiführen.

Die Verhandlungen mit den nach Wien geſendeten Bevollmächtigten der niederländiſchen Vorurtheile machten dem Kaiſer vielen Verdruß. Joſeph bewies ſich dabei ſehr freundlich und mild und gleichwohl erfuhr er den unverſtändigſten Widerſpruch und mußte ſich, ſtatt wie er gewollt hatte, verbeſſernde Geſetze zu geben, die alten Mißbräuche als Geſetz vorſchreiben laſſen. Daß das Volk, dem der Kaiſer helfen wollte, ein bloßes Werkzeug der Menſchenklaſſen ſey, deren Uſurpationen Joſeph ein Ende machen wollte, wußte er recht gut, und doch fand er für den Augenblick rathſam, um das Volk zu beruhigen, den auf Koſten des Volks privilegirten Obſcuranten nachzugeben. Das wußten die in Cabalen und Intriguen erwachſenen Pfaffen und Oligarchen ſehr gut, die Verſöhnung in Wien war daher nur ein Waffenſtillſtand, die Belgier blieben in der Stille gegen den Kaiſer verbunden, und dieſer wartete auf eine gün-

ſtige Wendung der Umſtände, um endlich ſeine Abſichten durchzuſetzen.

Zufolge der Uebereinkunft in Wien ſollte der Zuſtand vom April 1787 normal ſeyn, das heißt, alles ſollte in Belgien ſo bleiben, wie es im Anfange dieſes Monats geweſen war, und die bis dahin aufgehobenen Klöſter ſollten nicht wieder hergeſtellt werden. Die Erzherzogin Chriſtine und ihr Gemahl kehrten hernach nach Brüſſel zurück, Belgioſo begleitete ſie aber nicht, er blieb in Wien; Graf Trautmannsdorf ſollte künftig in ihrem Namen als kaiſerlicher Miniſter die Geſchäfte leiten. Die Belgier hatten einmal geſehen, daß ſich der Kaiſer vor dem Aeußerſten ſcheue, alle ſeine Verordnungen fanden daher Widerſtand, und in den Städten brachen um ſo mehr jeden Augenblick neue Unruhen aus, als auch der Militärcommandant Murray, während er in Abweſenheit der Statthalterin und ihres Gemahls die obere Leitung in des Kaiſers Namen führte, zu verſchiedenen Zeiten ganz verſchiedene Wege einſchlug und dadurch Schwäche und Wankelmuth zu beweiſen ſchien.

Murray verbot Cocarden und Uniformen der Inſurgenten, er ließ den Aufſtand in Brüſſel und Mecheln, wo man ſich der Ausführung dieſer Verordnung mit Gewalt widerſetzte, militäriſch dämpfen, ſo daß am 20. October in beiden Städten Blut vergoſſen ward. Nichtsdeſtoweniger erklärte er gleich am folgenden Tage in einer öffentlichen Bekanntmachung, deren weſentlichen Inhalt wir in der Note angeben wollen [89]), es ſollte

---

89) Murray erklärt in der Proclamation im Namen des Kaiſers wiederholt: Daß die Landesverfaſſungen, Grundgeſetze, Privilegien und Freiheiten, kurz die **Joyeuse entrée**, den Inaugurationsacten Sr. Majeſtät gemäß, ſowohl in Anſehung der Geiſtlichkeit, als des Civilſtandes, unverletzt erhalten werden und bleiben ſollen. Daß die neuen Juſtiztribunale, die Intendanten und Commiſſäre gänzlich aufgehoben ſeyn und bleiben ſollen. Daß die Ordnung der Juſtiz, die Stände und ihre Deputation in Zukunft auf dem alten Fuße beſtehen ſollten. Daß folglich die Stellen der Oberämter und des Civilgouvernements fortdauern, die Erhaltung der Stände in ihrem unverletzten Zuſtande, ebenfalls die Erhaltnng der Abteien, deren Aebte Mitglieder dieſer beſagten Stände ſind, in ſich begreifen und die Abteien mit Aebten der **Joyeuse**

das Alte wieder gelten, ohne daß man wußte, wie dieſes Alte mit dem bis zum April eingeführten Neuen könne in Uebereinſtimmung gebracht werden. D'Alton ward hernach, als die Statthalterin zurückkehrte, Militärcommandant neben Trautmannsdorf, der die Civilregierung leitete, und Joſeph ſchien dem Gedanken einer Religionsverbeſſerung entſagen zu wollen. Er gab im September 1787 die Idee eines Generalſeminariums entweder ganz auf, oder beſchränkte und beſtimmte ſie wenigſtens nach niederländiſchen Begriffen ſo, daß niemand erwartete, daß er darauf zurückkommen würde. Dies geſchah gleichwohl hernach und veranlaßte die Errichtung einer belgiſchen, kurz dauernden Republik. Da die neuen Unruhen aber erſt 1789 begannen, ſo gehört ihre Geſchichte in den folgenden Band.

§. 2.

Belgiſche, holländiſche, franzöſiſche innere Streitigkeiten.

b. Holländiſche Unruhen und Friedrich Wilhelm II. von Preußen.

Die Anfänge und die Beſchaffenheit der Streitigkeiten in den ſieben vereinigten Provinzen der Niederlande ſind im Vorhergehenden oft erwähnt worden, es iſt daher unnöthig, hier darauf zurückzukommen, wir wollen nur kurz und ſummariſch dasjenige berühren, was ſich unmittelbar auf den offnen Zwiſt der Stände, oder, wie man das nennt, der Staaten, mit der erbſtatthalteriſchen Regierung bezieht. Die Geſchichte dieſes Zwiſts, wobei der indolente, aber eigenſinnige und unverſtändige, ſelbſt zum bloßen Repräſentiren zu ungelenkige und unbeholfene, mehr engliſche als holländiſche Wilhelm V. eine bloße Nebenrolle ſpielt, theilt ſich in zwei Zeitabſchnitte. Während

---

entrée und den Conſtitutionen gemäß, verſehen werden ſollten. Daß man ſich wegen Gegenſtänden, die der Joyeuse entrée zuwider wären, mit den Ständen, deren Verlangen gemäß, verſtehen werde.

des erſten, von 1766—1784, war Schlözers Ludwig Ernſt von Braunſchweig, der ſich um 1766 durch die Conſultationsacte dem Prinzen und dem Staat aufgedrungen hatte, Urſache und Gegenſtand der Unzufriedenheit und der Beſchwerden. Seit 1784 war des Prinzen männliche und militäriſch geſinnte Gemahlin, die Schweſter des nachherigen Königs Friedrich Wilhelm von Preußen, dem ſie in Geſtalt und Gebährde ſehr ähnlich war, Stein des Anſtoßes.

Die Anführung der Beſchwerden über den Herzog und über die Art, wie er den Prinzen Erbſtatthalter erziehen ließ und leitete, würde uns in die ſehr verwickelte Verfaſſung der ſieben Provinzen tiefer einzugehen nöthigen, als der Zweck dieſes Werks verträgt, wir erinnern daher nur daran, daß die Gegner des Herzogs und der Prinzeſſin beide ſchon während des nordamericaniſchen Kriegs beſchuldigt hatten, daß ſie und der ganze Anhang des Hauſes Oranien die Engländer auf jede Weiſe begünſtigt und gewiſſermaßen heimlich mit ihnen gegen die Republicaner oder Patrioten conſpirirt hätten. Dieſe letztere, ſeit Wilhelms II. Zeiten auch die Löwenſteinſche genannte Parthei war in der Provinz Holland, deren Gewicht in den Generalſtaaten überwiegend war, am ſtärkſten. Amſterdam, welches für die Niederlande war, was London für England iſt, bildete eine unabhängige Republik für ſich, und überwog in den Generalſtaaten alle Provinzen zuſammengenommen. Faſt alle Städte Hollands ſtimmten wie Amſterdam, wenn man Rotterdam etwa ausnimmt, die Städte und ihre Abſtimmungen überwogen aber die Ritterſchaft, unter welcher der Prinz allerdings, wie auch in andern Provinzen, einen nicht unbedeutenden Anhang hatte.

Der Herzog von Braunſchweig und die erbſtatthalteriſche Regierung wurden während des Kriegs auf mancherlei Weiſe gekränkt; man leitete unter andern förmliche Unterſuchungen wegen der Beſchaffenheit der holländiſchen Kriegsſchiffe ein, und nach der Schlacht bei der Doggersbank wegen der vom Generaladmiral den Admirälen Bylandt und Kinsbergen ertheilten Inſtructionen. Ein bedeutender Streit veranlaßte

neue Unterſuchungen von Seiten der Staaten als die Vereinigung der niederländiſchen Flotte mit der ſpaniſchen und franzöſiſchen in Breſt durch die Schuld des Generalcapitäns und Generaladmirals nicht mit dem Eifer betrieben ward, den die franzöſiſche Parthei in Holland gewünſcht hatte. Als Joſeph **II.** anfing, die Republik zu bedrücken und zu bedrängen, ward der öſterreichiſche Feldmarſchall, der die niederländiſchen Angelegenheiten leiten ſollte, endlich ſo verdächtig, daß ſelbſt der ihm ſonſt ganz ergebene, unter ihm dienende Generalintendant Dümoulin gegen ihn Parthei nahm. Der Generalintendant zeigte nämlich den Staaten offiziell an, daß die Regierung des Prinzen, von welcher Land- und Seemacht allein abhing, alle Feſtungen ſo vernachläſſigt habe, daß ſie jetzt in einem durchaus unhaltbaren Stande ſeyen. Die holländiſche Preſſe, welche ſich niemals der feinſten und behutſamſten Ausdrücke zu bedienen pflegt, mißhandelte damals den Herzog auf's furchtbarſte und gröbſte.

Der Herzog beſchwerte und rechtfertigte ſich zwar, er verlangte eine ſtrenge Unterſuchung ſeines Betragens; auch mag Vieles von dem, was er vorbrachte und was Schlözer hernach in dem dicken Buche über dieſen ſeinen quasi Phocion in Deutſchland drucken ließ, wahr ſeyn, es wollte aber niemand daran glauben, ſondern man klagte ihn, als die Geſchichte der Acte der Berathung kund ward, förmlich des Verraths an. Die gerichtliche Unterſuchung wegen der ohne Berathung mit den Staaten der Provinzen, ohne daß jemand außer dem Rathspenſionarius darum wußte, unter Einfluß des engliſchen Miniſters zwiſchen dem Prinzen und dem Herzoge geſchloſſenen unauflöslichen Verbindung hätte für den Herzog ſehr empfindlich ſeyn müſſen, er wich daher dem ihm wegen der Conſultationsacte von 1766 angedrohten Pro-eß lieber aus. Ludwig Ernſt wollte das Aeußerſte nicht abwarten, er begab ſich, als die Provinz Holland ſeine Entlaſſung vom Prinzen und von den Generalſtaaten gefordert hatte, erſt in ſein Gouvernement Herzogenbuſch, und reichte hernach, als ſich auch Seeland, Friesland und Utrecht

an Holland anſchloſſen, ſeine Abdankung ein (October 1784). Er begab ſich dann vorerſt nach Aachen.

Dieſe Streitigkeiten gingen eigentlich das Volk gar nicht an, es war ein Streit, wie der der Whigs und Tories in England. In Holland ſuchte die republicaniſche Parthei ſich nicht einmal gleich den Whigs in England das Anſehen zu geben, als wenn ſie mit der Zeit fortſchreiten wolle, ſondern ſie wollte durchaus das Alte nicht blos erhalten, ſondern auch ſogar wieder herſtellen; der Anhang des Hauſes Oranien war dagegen zeitgemäßen Verbeſſerungen nicht durchaus und unbedingt abgeneigt. Wie ſehr eine Zuſammendrängung und Einheit der Regierung in dieſen Zeiten des Verfalls der ehemals ſo blühenden Handlung und Seemacht der Republik Wohlthat für den Staat geweſen wäre, geht aus den Vorwürfen hervor, welche die ſtatthalteriſche Parthei der republicaniſchen und dieſe jener mit gleichem Rechte machten. Daß aber die ſeit 1785 zu einem offnen Streite gediehenen Zwiſtigkeiten des republicaniſchen Theils der executiven Macht mit dem monarchiſchen Theil derſelben in der alten, nicht mehr paſſenden Verfaſſung ihren Grund hatten, wird einleuchten, wenn wir einige Winke über dieſe Verfaſſung geben. Jede Provinz bildete eine eigne ſouveräne Macht, deren Haupt und Regierung die Verſammlung der ſogenannten Staaten waren, welche aus Deputirten des Adels und der Städte, nach einem in den verſchiedenen Provinzen ganz verſchieden beſtimmten Verhältniſſe, beſtand. Da die Provinz Holland allein zu jedem hundert Gulden Abgaben, welches die ſieben Provinzen zahlten, acht und fünfzig, alle übrigen zuſammen nur zwei und vierzig beitrugen, da ſieben nordholländiſche und drei ſüdholländiſche Städte drei oder vier Deputirte zu den Generalſtaaten ſchickten und die ſämmtliche Ritterſchaft nur einen, ſo hatten die holländiſchen Städte in den Generalſtaaten überwiegenden Einfluß, wie die Stadt Amſterdam in den Staaten der Provinz Holland.

Die Magiſtrate der Städte waren auf dieſe Weiſe gewiſſermaßen die eigentlichen Souveräns ihrer Provinzen, ſie hat-

ten ſogar einen Theil der Verwaltung des Kriegsweſens, weil die Commandanten der Feſtungen dieſer Provinzen unter den Bürgermeiſtern der Städte ſtanden, welche zugleich Gouverneurs waren. Nur in den Generalitätslanden allein wurden eigne Gouverneurs von dem Erbſtatthalter beſtellt; es hing daher die ganze Regierung der Provinzen von der Wahl der Glieder der Magiſtrate ab. Dieſe Wahl war in den mehrſten Städten, wie in unſern ehemaligen Reichsſtädten, ein bloßer Schein, weil ſich der Rath ſelbſt ergänzte, doch hatte der Statthalter der Provinz, wenn dieſe einen beſondern Statthalter hatte, oder der Erbſtatthalter, wenn er die Statthalterſchaften alle in ſeiner Perſon vereinigte, gewiſſe Rechte bei dieſer Wahl, die in verſchiedenen Städten verſchieden waren. In einigen Städten durfte er ſelbſt den Magiſtrat ernennen, in andern drei oder vier oder mehr Perſonen bei der Wahl der einzelnen Magiſtratsglieder vorſchlagen. Dies Recht ſuchten ihm die Staaten von Holland, als ſie mit ihm zerfielen, zu ſchmälern, weil ſie Regierung und Geſetzgebung der Provinz in ſich vereinigten. Sie entzogen in der That endlich dem Prinzen ſeinen Einfluß auf die Wahlen gänzlich, und einzelne andere Provinzen folgten dem Beiſpiele. In vielen andern Provinzen zerfielen die Staaten über die Frage, ob man dem Prinzen ſeine Rechte nehmen oder erhalten ſollte, in ihrem Innern. In manchen Provinzen zerfiel die Mehrheit der Stimmenden mit der Minderheit ſo ſehr, daß ſie ſich einander wie Feinde gegenüber ſtanden; ſie trennten ſich ſogar hie und da förmlich, begaben ſich an verſchiedene Orte, von wo aus ſich dann die Republikaner an die Provinz Holland, die Anhänger des Hauſes Oranien an den Prinzen wandten, um bewaffnete Unterſtützung zu erhalten.

Der Mittelpunkt des Streits war aus vielen Urſachen die Provinz Holland, nach welcher mit vollem Rechte die Republik der ſieben vereinigten Provinzen benannt ward; die übrigen warfen ein ſehr geringes Gewicht in die Waagſchale. Friesland und Gröningen lagen an den äußerſten Enden des Landes

und die dort herrſchende Stimmung wechſelte nach den Umſtänden. In Seeland war der Prinz als Markgraf von Vliſſingen und ter Veere Beſitzer vieler Städte und Dörfer, man hatte zwar Wilhelm IV. die hohe Würde des erſten Edeln der Provinz während ſeiner Jugend entzogen gehabt, er hatte ſie aber wieder erhalten, als er Erbſtatthalter geworden war. Während der Minderjährigkeit Wilhelms V. blieb freilich dieſe Würde, welche Jan Boſſel van den Hoge für ſeinen Vater verwaltet hatte, einſtweilen erledigt, doch ward ſie ihm ſpäter wieder zu Theil, nur mit der Beſchränkung, daß ſie künftig nicht mehr an eine beſondere Landbeſitzung, Qualität, Familie geknüpft werden ſollte. In Utrecht war zwar ein großer Theil der Ritterſchaft für den Erbſtatthalter, die Mehrzahl der Deputirten der allgemeinen Verſammlung der Staaten war aber republikaniſch, oder wie man das nannte, patriotiſch. In Oberyſſel war derſelbe Fall. In Geldern, wo der Prinz bedeutende Beſitzungen hatte, war ihm der Adel auf Tod und Leben ergeben und blos die Städtchen Elburg und Hattem widerſtrebten hartnäckig, ſich den Beſchlüſſen der Mehrheit der Staaten ihrer Provinz zu fügen.

Jede Provinz und ſogar jede Stadt konnte, wenn ſie Gelder dazu hergeben wollte, eigne Truppen halten; dies thaten in dieſer Zeit die holländiſchen Städte, weil die Soldaten, welche die Provinz Holland beim gemeinſchaftlichen Heer unterhielt, ſo lange man noch nicht mit dem Generalcapitän öffentlich gebrochen hatte, dieſem allein unterworfen waren. Selbſt die ſogenannten hochmögenden Herrn, oder die Generalſtaaten, hatten mit dem Militärcommando nichts zu ſchaffen, wollten daher die Staaten von Holland Truppen haben, ſo mußten ſie dieſe ſelbſt bilden. Das war freilich ſchwer, weil Offiziere und Soldaten ſich nicht gern von Juriſten und Krämern commandiren ließen. Gleichwohl ward um 1783, als die mit dem Prinzen unzufriedenen Staaten, Städte und Obrigkeiten anfingen, vorauszuſehen, daß es zu Thätlichkeiten kommen

könne, von den Städten eine, freilich herzlich ſchlechte, eigne Miliz errichtet. Dieſe beſtand theils aus der auf eine komiſche Weiſe in Soldaten und Offiziere verwandelten bürgerlichen Clientel der Reichen, aus Handwerkern, Krämern und ihrem Dienſtvolk; theils aus geworbenen und bezahlten, eben ſo ſchlecht wie die Bürgergarde geübten Freicorps oder Volontärs. Dieſe Werbung und die Waffenübungen der Geworbenen um 1783 war nicht eigentlich gegen den Erbſtatthalter gerichtet, ſondern man benutzte dazu den Vorwand der Drohungen des Kaiſers und ſeine feindlichen Maßregeln an der Schelde. Man konnte deshalb auch dieſe gerüſtete Stadt- und Provinzialmiliz der militäriſchen Oberbehörde entziehen, weil ſie eine Art Bürgergarde und Landwehr vorſtellte.

Da die Streitigkeiten mit dem Kaiſer das ganze Jahr 1784 hindurch und auch noch im folgenden Jahre fortdauerten, ſo konnte man auch die Militärmacht der Städte erhalten und vermehren, bis 1785 der förmliche Zwiſt mit dem Erbſtatthalter ausbrach. Weil die Patrioten in Holland und in Utrecht mehr als andere beſorgten, der Statthalter möchte, wenn ihn die oraniſche Minderzahl der Deputirten in der Staatenverſammlung anriefe, auf dieſe geſtützt, in den unaufhörlichen Zänkereien militäriſch einſchreiten, ſo ſuchten ſie endlich, weil es ihnen an Geld nicht fehlte, eine Art Reſervarmee aufzuſtellen. Dazu erbot ſich zunächſt der abentheuernde Rheingraf von Salm-Grumbach, damals Oberſt in holländiſchen Dienſten, weil er die günſtige Gelegenheit ergreifen wollte, die reichen Holländer und Utrechter um Geld zu prellen. Er ließ ſich von den Patrioten zu Sendungen und Werbungen gebrauchen, hatte vorgeblich ein Armeecorps aufgeſtellt; aber er und ſein Armeecorps und ganz beſonders die Kriegskaſſe, verſchwanden hernach beim Einrücken der Preußen plötzlich bei Nacht und Nebel, ohne daß von ihnen irgend etwas weiter gehört oder geſehen ward. Ein Franzoſe ſorgte etwas beſſer für die Holländer, als der ſaubere Rheingraf für die Utrechter.

Der König von Frankreich hatte den Holländern, als ihnen der Kaiſer mit Krieg drohte, den General, Grafen von Maillebois, geſchickt, um das Kriegsweſen zu ordnen. Dieſer ward hernach von den Staaten von Holland gebraucht, um die Rüſtungen zu leiten, wodurch ſie ihren Beſchwerden über den Erbſtatthalter Nachdruck geben wollten. Der Rheingraf von Salm, Graf Maillebois und ein Glied der Generalſtaaten, der Penſionarius von Dortrecht, Gyzelaer, wurden für die Seele aller Cabalen gegen den Prinzen und gegen Ludwig Ernſt von Braunſchweig gehalten. Dieſe drei wurden von den Oranienmännern beſchuldigt, daß ſie acht militäriſche Abentheurer, die ſich nach Aachen begaben, wo Ludwig Ernſt noch immer verweilte, gedungen und abgeſchickt hätten, um den Herzog ſeiner Papiere mit Gewalt zu berauben. Die Unterſuchungen über dieſe Sache findet man in Schlözers Buch und auch in ſeinen Staatsanzeigen; der Antheil Gyzelaers an der Sache ſcheint ſehr problematiſch. Gewiß iſt dagegen die Thatſache, daß die drei genannten Männer eine Militärmacht zu organiſiren ſuchten, als die Staaten von Holland um 1786 dem Prinzen das Commando ihrer Truppen entzogen und die Stabsoffiziere der regulären Armee dem Prinzen treu blieben.

Zu offnen Feindſeligkeiten kam es zuerſt in Utrecht, d. h. in dieſer Stadt und in den andern Städten der Provinz, als die Mehrzahl der Bürger die Streitigkeit ſeiner eifrig patriotiſchen oder vielmehr ariſtokratiſchen Stadtobrigkeit mit dem Statthalter benutzen wollte, um auch für ſich einen Antheil an der Staatsverwaltung zu erlangen. Die Bürger wollten ihre oligarchiſche Obrigkeit, die ſich ſelbſt aus ihren Verwandten ergänzte, zwingen, ſie an der Wahl der Bürgermeiſter und Rathsherrn Theil nehmen zu laſſen. Auf dieſe Weiſe wollten aber die Oligarchen den vorgeblichen Kampf für die Freiheit nicht verſtanden haben, ſobald ſich alſo dieſe demokratiſche Bewegung zeigte, ſchloſſen ſich die oligarchiſchen Magiſtrate an die Ritterſchaft an und erſuchten in Verbindung mit dieſer den Prinzen um militäriſche Hülfe.

Unter den kleineren Städten der Provinz Utrecht hatten ſich beſonders Amersfort und Rheenen ihren Stadtobrigkeiten thätlich widerſetzt, dieſe hatten ſich an die Staaten der Provinz und durch dieſe an den Prinzen gewendet; der Prinz konnte als ihr Generalcapitän ihnen ihre eignen Truppen nicht verſagen, die beiden genannten Städte wurden alſo militäriſch beſetzt. Bei dieſer Gelegenheit bedienten ſich daher die ſonſt eifrig patriotiſchen Magiſtrate in Verbindung mit der Ritterſchaft des Prinzen gegen die Bürgerſchaften. Die Bürger der Städte wandten ſich darauf um Schutz gegen ihre Magiſtrate und gegen das Militär des Statthalters an die Staaten von Holland, denen dieſe Gelegenheit, ihren Freunden in Utrecht das Uebergewicht zu verſchaffen, gerade zur günſtigſten Zeit dargeboten ward.

Die Staaten von Holland nämlich, erbittert, daß das geringe Volk der Ariſtokratie abgeneigt, dem Prinzen gewogen blieb, während die mittlern bürgerlichen Klaſſen immer wüthender patriotiſch wurden, hatten das Tragen der Oranienfarbe für ein Aufruhrzeichen erklärt und als ſolches verboten. Die Staaten hatten ſogar Bürger und Landleute, welche die Oranien-Cocarde oder die Schleife trugen, nach ihrem damaligen barbariſchen Criminalrechte richten und grauſam beſtrafen laſſen; die haager Bürger dagegen bekämpften Gewalt mit Gewalt und widerſetzten ſich den Staaten und ihren Dienern. Im Haag war nicht blos der Pöbel, ſondern auch die eigentliche Bürgerſchaft oraniſch geſinnt, derſelbe Fall war in Rotterdam, ſobald ſich alſo die Volontärs oder Söldner der Staaten in dieſen Städten ſehen ließen, wurden ſie mißhandelt. Dies erfuhren zwölf Volontärs der patriotiſchen Stadt Leyden, am vierten September 1785, als ſie ſich im Haag auf der Parade blicken ließen. Sie wurden übel behandelt, flüchteten ſich endlich in ein Haus, von wo aus ſie um den Schutz der ſtatthalteriſchen Beſatzung baten, es ward auch eine Wache geſchickt, um den Pöbel zu zerſtreuen. Dieſe Wache wandte ſich aber nicht gegen das Volk,

ſondern ſie verhaftete die zwölf Volontärs und brachte ſie aus der Stadt.

Dieſen Vorfall benutzten die Deputirten der Stadt Harlem, um bei den Staaten der Provinz Holland darauf anzutragen, die militäriſche Polizei im Haag und die Sorge für Patrouillen dem Prinzen und ſeinen Offizieren zu entziehen, und ſie unmittelbar ſelbſt zu übernehmen. Die Staaten nahmen dieſen Antrag an und übertrugen Anordnung und Anführung der auszuſendenden Patrouillen gerade dem Deputirten von Harlem, der den Antrag gemacht hatte. Dies bewog dann den Prinzen, ſeine Reſidenz, deren Polizei ſeine Gegner an ſich genommen hatten, am 14. September ganz zu verlaſſen. Seit dieſer Zeit verweilte er, theils in ſeinem eignen Markiſat, zu Breda, theils in Seeland, oder in Friesland, oder in Nimwegen, oder endlich auf ſeinem Schloſſe Loo in Geldern. Durch dieſen Schritt ward den Staaten gewiſſermaßen offne Fehde angekündigt und dieſe vergalten eilf Tage nach des Prinzen Entfernung Feindſeligkeit mit Feindſeligkeit. Sie hatten vorher nur die militäriſche Polizei im Haag dem Prinzen entzogen gehabt, am 25. September entzogen ſie ihm den ganzen Oberbefehl über die am Verſammlungsorte der Staaten von Holland und der Generalſtaaten liegenden Truppen und übertrugen das Commando derſelben dem General Sandoz.

Die unverſtändig heftige Ariſtokratenparthei kam zugleich auf den Einfall, einen leeren Vorzug, deſſen der Prinz bisher, ohne daß jemand Bedeutung darauf legte, oder die Sache nur bemerkte, genoſſen hatte, mit ihm zu theilen und dem ihm blind anhängenden Volke handgreiflich zu machen, daß die Ariſtokraten eigentlich Herrn im Lande ſeyen, nicht das oraniſche Volk und ſein Prinz. Der Prinz wohnte nämlich im Haag, wenn er dort war, in dem ſogenannten Binnenhofe, wo auch die Verſammlung der Staaten gehalten ward, fuhr aber dort zu einem bis dahin ihm vorbehaltenen Thore ein, welches das Statthalterthor genannt ward. Zwei wüthende Ariſtokraten unter den Staaten, unter denen der Freund des ſaubern Rheingrafen

war, derſelbe Gyzelaer, den man nebſt dem Rheingrafen von Salm-Grumbach und dem General Maillebois der Abſendung der Offiziers nach Aachen angeklagt hatte, wollten dieſes unbedeutende Ehrenrecht für die Deputirten der Staaten in Anſpruch nehmen, um zu beweiſen, daß dieſe der eigentliche Souverän im Lande ſeien.

Schon die Nachricht, daß die Staaten und der den oraniſch Geſinnten tödtlich verhaßte Gyzelaer ſo etwas im Sinne hätten, brachte die Bevölkerung vom Haag in heftige Bewegung, wo man ſchon darüber erbittert war, daß die Oligarchen den Prinzen eines Vorzugs nach dem andern beraubten, um ſich damit zu bekleiden. Sie ließen z. B. ſein Wappen aus den Fahnen nehmen und ſetzten das der Staaten hinein; ſie nahmen für den Präſidenten der Staaten von Holland diejenigen militäriſchen Ehrenbezeugungen in Anſpruch, welche bisher nur dem Präſidenten der Generalſtaaten waren erwieſen worden; ſie kauften einen neuen Palaſt; ſie ließen, wie der Prinz ſonſt zu thun pflegte, wenn er im Haag war, Speiſen in der Stadt austheilen, die in herrſchaftlicher Küche bereitet waren. Der Verſuch, durch das Statthalterthor in die Verſammlung der Staaten zu fahren, veranlaßte endlich am 17. März 1786 einen förmlichen Tumult, und zwar beſchuldigte die patriotiſche Parthei die oraniſche und dieſe jene, daß ſie den Pöbel am 17. aufgeregt und ermuntert hätte. Es hieß, daß der junge, unverſtändige und heftige Freund des Prinzen, der Graf von Bentink Rhoone, gleich Mirabeau im November 1789 und For um 1780 unter dem Pöbel, ihn ermunternd, ſey geſehen worden. Als der Verf. dieſer Geſchichte den Grafen um 1796 in Varel, wo er ohne Bedenken eine ſolche loyale Demagogie hätte geſtehen können, weil dieſe Art Demagogie damals rühmlich war, darüber befragte*), bewies ihm der Graf, daß dies nicht wahr ſey. Gewiß iſt indeſſen, daß der Aufſtand am 17. zu ſpät kam,

*) Der Verf. war damals Hofmeiſter der Kinder des Grafen Jan, des Bruders des regierenden Grafen von Varel und Kniphauſen.

weil am 16. bei der feierlichen Eröffnung der Staaten ſchon die ſämmtlichen Deputirten dieſes ſouveränen Raths durch das Statthalterthor in den Binnenhof gefahren waren. Die Anhänger des Prinzen ſagen daher auch, das Volk ſey erbittert geweſen, daß am folgenden Tage die Unruheſtifter Gevaerts und Gyzelaer für ſich allein hätten durch das Thor fahren wollen, obgleich der tobende Haufen ſich an demſelben geſammelt hatte. Sie behaupten, die Patrioten ſelbſt hätten den Perrückenmacher Morand betrunken gemacht, damit er ihnen Vorwand gebe, ihre Gegner mit der Staatspolizei zu verfolgen.

Den innern Zuſammenhang der Sache zu wiſſen, ſcheint uns hier eben ſo unwichtig als bei den mehrſten Gelegenheiten ähnlicher Art, die Thatſache iſt, daß Gyzelaer und Gevaerts durch die tobende, ſchreiende, hemmende Volksmaſſe einfahren wollten, und daß der Perrückenmacher Morand endlich ihren Pferden in die Zügel fiel. Er ward ſogleich verhaftet und nach holländiſchem Criminalrecht, welches neben der Tortur noch ſehr viele andere ſpaniſche Reſte bewahrt hatte, als Hochverräther gerichtet, weil er ſich gegen die beiden Deputirten, die ein Theil des Souveräns waren, vergangen hatte. Er wurde zum Tode verurtheilt, und die Oligarchen, Krämer und ihr Anhang, Patrioten und Freiheitsfreunde genannt, unterſtanden ſich, Gyzelaers Milde zu preiſen, weil er bewirkt hatte, daß die Todesſtrafe in ewiges Gefängniß umgewandelt werde.

Auch bei dieſer Gelegenheit zeigte ſich Friedrich **II.** groß. Er bewies, daß er Achtung für freiere Verfaſſungen habe, als die, welche für ſein durchaus künſtlich geſchaffenes, aus heterogenen Stücken gebildetes Reich paßte, denn dieſes wird und ward trotz alles Anſcheins von Civilregierung durch Ordres rein militäriſch regiert und wahrſcheinlich wird es noch lange ſo regiert werden. Er wurde von allen Seiten her beſtürmt, ſich in die Sache des Gemahls ſeiner Nichte zu miſchen, er ermahnte aber ſtets dieſe ſeine ſtolze Nichte, innerhalb der Verfaſſung zu bleiben, obgleich er wegen der Beſchwerden des Prinzen mit den Generalſtaaten unterhandeln und insbeſondere wegen des Commandos der Haager Gar-

niſon zwei nachdrückliche Vorſtellungen überreichen ließ. So dringend dieſe Vorſtellungen abgefaßt waren, ſo ließ Friedrich, der Herzbergs Neigung kannte, das Preußenthum und ſeinen großen König mit Gewalt geltend zu machen, ſich doch alle die Inſtructionen zeigen, welche dieſer dem preußiſchen Geſandten im Haag gab, und ſtrich eigenhändig jede Stelle weg, worin dem conſtitutionellen Gewichte der Staaten zu wenig Bedeutung gegeben ward.

In dieſer Zeit hatte ſich mit Hülfe der Staaten von Holland in Utrecht ein Magiſtrat organiſirt, an deſſen Wahl die Bürgerſchaft den Antheil gehabt hatte, den ſie forderte und durch Hülfe der Holländer durchſetzte. Es beſtand daher in der Provinz Utrecht neben dem ariſtokratiſchen Aufſtande, der ſich zuletzt an die prinzliche Ariſtokratie angeſchloſſen hatte, eine Art demokratiſchen Aufſtands der unter Antheil der Bürgerſchaften gewählten Stadtobrigkeiten gegen die nach Art des Mittelalters nur aus einem gewiſſen Kreiſe und von einem gewiſſen Kreiſe von Bürgern wählbaren Magiſtrate. In Amersfort und Rheenen behaupteten ſich die alten Staaten mit Hülfe der vom Erbſtatthalter verlangten Truppen, in den andern Städten ſiegte aber die Parthei der neuen Organiſation der Stadträthe, die in der Hauptſtadt geſiegt hatte; denn die Staaten von Holland unterſagten ihren zum Heer des Generalcapitäns gehörenden Truppen, ſich in der Sache der utrechter Staaten in Amersfort gebrauchen zu laſſen. Die in Utrecht durchgeſetzte demokratiſche Bewegung gegen die alten ariſtokratiſchen Stadtobrigkeiten ſchien ſich auch in den andern Provinzen auszubreiten.

In Friesland verlangte die Bürgerſchaft von Leuwarden die Veränderung der beſtehenden Einrichtung; in Gröningen ward wirklich ein anderer Magiſtrat beſtellt; in Overyſſel ſchloſſen ſich die Städte an den neuen Magiſtrat von Utrecht gegen die Staaten an, und ſelbſt in Geldern, wo der Prinz vermöge des zahlreichen Adels und wegen ſeiner eignen großen Güter faſt monarchiſch herrſchte, traten die Städtchen Hattem und Elburg mit den neuorganiſirten Städten von Utrecht und Overyſſel in

Verbindung. Dieſe Städte verlangten ebenfalls die Abſchaffung der oligarchiſchen Regierungsform des ſiebenzehnten Jahrhunderts, ſie forderten, daß den Bürgern Antheil an der Wahl ihrer Magiſtrate gegeben würde und wollten ſich den Beſchluß der Staaten, das hieß, der Ritterſchaft von Geldern, nicht gefallen laſſen. Dieſe Staaten hatten beſchloſſen, daß die Conſtitution von 1674 ganz unverändert erhalten werden ſollte. Sie wieſen alle dagegen gerichteten Bittſchriften zurück und wollten die Städte mit Gewalt zwingen, ſich dem Beſchluſſe zu fügen. Dies veranlaßte zuerſt in Geldern, dann auch in Utrecht einen Bürgerkrieg. Die Regierungsveränderung in Preußen gab um dieſelbe Zeit den engliſchen Cabalen und der Leidenſchaft der Erbſtatthalterin, deren Bruder den Thron beſtieg, mehr Einfluß in Berlin, als ſie vorher gehabt hatten, und Herzberg durfte endlich ſchreiben, wie er wollte.

Der alte König von Preußen war am 17. Auguſt 1786 geſtorben, ſein Nachfolger Friedrich Wilhelm **II.** war durch ſeine phyſiſche Beſchaffenheit, durch Verführung und Erziehung ſchon ganz früh ſo tief geſunken, als Ludwig der **XV.** erſt in ſeinen reiferen Jahren ſank, er war in der Gewalt ſeiner Mätreſſen und ihrer Verwandten, und ward durch Männer, wie Biſchofswerder und Wöllner, von Fanatikern, Myſtikern und Frömmlern für ihre Zwecke myſtificirt. Der Miniſter von Herzberg an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten und der Herzog von Braunſchweig als Oberbefehlshaber des Heers glaubten indeſſen, die Ehre des Königs durch energiſche Schritte zu Gunſten ſeines Schwagers heben und dem preußiſchen Staat um ſo eher neues politiſches Gewicht geben zu können, als der erſte Anfang der Regierung des Königs auch durch Freigebigkeit und Verſchwendung einen Contraſt mit der übertriebenen Kargheit der letzten Jahre Friedrichs bildete. Beide waren lange um einen Vorwand verlegen geweſen, Preußens Einmiſchung vor den Augen anderer Mächte zu rechtfertigen, es ſcheint uns daher die Behauptung der holländiſchen Republikaner (Patrioten) nicht ganz unwahrſcheinlich, obgleich ſie nicht erwieſen iſt, daß die oraniſche Faction

den Waffenkampf in Geldern ausdrücklich veranlaßt habe, um Gewaltthätigkeiten gegen den Prinzen hervorzurufen und ihm dadurch Vorwand zu geben, ſich fremder Hülfe zu bedienen.

Die Staaten von Geldern forderten am 30. Auguſt 1786 den Prinzen förmlich auf, Truppen gegen die Städte Hattem und Elburg zu ſchicken, um dieſe Städte zu zwingen, ſich dem Beſchluſſe der Ritterſchaft, als der Mehrheit, zu fügen; dagegen ergriffen die Staaten von Holland ihrer Seits entſcheidende Maßregeln. Sie verboten nicht allein ihren Truppen, die unter dem Generalcapitän ſtanden und den größten Theil des niederländiſchen Heers ausmachten, ſich gegen die Städte gebrauchen zu laſſen, ſondern ſie ſchickten ihnen ſogar ihre ſogenannten Freikorps zu Hülfe, als es zum wirklichen Kampf kam. Der Erbſtatthalter ließ nämlich die Städte wirklich militäriſch auffordern, ließ ſie beſchießen, als ſie die Thore verſchloſſen hielten, ließ ſie endlich von ſeinen Truppen im Namen und Auftrag der Staaten beſetzen und es ward eine gerichtliche Verfolgung verhängt, wodurch viele Bürger genöthigt wurden, nach Overyſſel und Utrecht zu fliehen. Auch in andern Provinzen erfolgte Aehnliches, und die in Amersfort verſammelten Staaten der Provinz Utrecht forderten ebenfalls Truppen vom Prinzen, um die Hauptſtadt zu zwingen, ſich ihnen zu fügen; Seeland und Gröningen unterſagten aber ihren unter dem Prinzen dienenden Soldaten, ſich zu dieſem Zweck gebrauchen zu laſſen.

Die Staaten von Holland ſchritten, ſobald es zu eigentlichen Feindſeligkeiten gekommen war, zum Aeußerſten, und achteten nicht auf die Proteſtation der Ritterſchaft, welche in den Staaten von Holland nur eine Stimme gegen neunzehn Stimmen der Städte hatte. Unter dieſen neunzehn ſtimmten am zwei und zwanzigſten September ſechzehn dafür, dem Erbſtatthalter den Oberbefehl ihrer Truppen ganz zu entziehen. Als die Staaten auf dieſe Weiſe, ohne die Generalſtaaten zu befragen, gegen den Willen der ganzen Ritterſchaft, ihren bisherigen Generalcapitän förmlich abſetzten, gaben ſie, um die Soldaten vom allgemeinen Heer an ſich zu ziehen, ihren Truppen Zulage,

nahmen den Rheingrafen Johann Friedrich von Salm-Grumbach nebſt ſeinen Vagabunden in ihre Dienſte, legten dieſe ihre Truppen an die Gränzen und ertheilten dem General Ryſſel Befehl, ſobald die Utrechter es verlangten, mit ſeiner Heerabtheilung in dieſe Stadt einzurücken.

Dies hatte die herrſchſüchtige Prinzeſſin im Stillen längſt erwartet, und der Herzog Ludwig Ernſt, der eben ſo erbittert über die Republikaner war, als die Alles leitende und vorbereitende und mit dem intriguirenden engliſchen Miniſter conſpirirende Prinzeſſin, half ihr getreulich. Er war damals ſchon längſt von Aachen nach Eiſenach gegangen und ſpornte ſeinen Neffen, den regierenden Herzog, der ſich ſeit dem Gefecht bei Kloſter Campen für einen der größten Generale hielt, die Gelegenheit zu nutzen, um in Holland den Cäſar (veni, vidi, vici) zu ſpielen. Dies gelang ihm freilich gegen den Rheingrafen, es beſtärkte, ihn aber in ſeiner eiteln, von Mirabeau und andern Franzoſen genährten Einbildung von ſich ſelbſt ſo ſehr, daß er durch dieſe thörichte Einbildung von ſeinen Feldherrneigenſchaften ſich 1792 die Schmach in der Champagne und 1806 die Schande bei Jena ſelbſt zuzog. Die Wöllner, Biſchofswerder, Rietz und Conſorten ließen ſchon damals in Berlin niemand anders aufkommen; Prinz Heinrich war vergeblich ſchnell angelangt, weil er im Namen ſeines Neffen zu regieren hoffte, doch hatte Herzberg noch die auswärtigen Angelegenheiten in ſeinen Händen, und war wenigſtens über Holland mit dem Herzoge von Braunſchweig einſtimmig. Die, welche in Berlin den König umgarnten, ſahen ganz gern, daß der Herzog nach dem bekannten Spruche (sit divus, modo non sit vivus) in Holland Ruhm hole, wenn er nur nicht in Berlin ihnen im Wege ſey. Man hätte auch gewiß ohne Bedenken ſogleich Truppen, die man in den weſtphäliſchen Beſitzungen, beſonders im Cleveſchen in der Stille ſammelte, marſchiren laſſen, wäre man wegen der Franzoſen ruhig geweſen.

Frankreich hatte ſich neulich enger an die holländiſchen Republikaner angeſchloſſen, und die Staatsklugheit ſchien den Franzoſen um ſo mehr zu gebieten, eine Heerabtheilung bereit zu

halten, als der neue engliſche dirigirende Miniſter (Pitt) in demſelben Jahre (1784), als er ſich im ſichern Beſitz der Macht fühlte, einen Meiſter in diplomatiſchen Künſten aller Art an den Erbſtatthalter, d. h. an die Prinzeſſin, geſchickt hatte. Harris, Sohn eines Lords der Admiralität, nachher Lord Malmsbury, war einer der Geſellſchafter der Kaiſerin Catharina II. geweſen, und hatte im amerikaniſchen Kriege meiſterhaft cabalirt, er ward daher um 1784, als die Schritte des Kaiſers gegen Holland und zugleich die innern Streitigkeiten dieſes Landes bedenklich wurden, als Meiſter in diplomatiſchen Künſten nach dem Haag geſchickt. Hier leitete er die Angelegenheiten in Verbindung mit der Prinzeſſin und der Ritterſchaft ganz vortrefflich im Dunkeln, während Preußen im Lichte handelte. Dies erkannte ſpäter ſowohl Pitt als Preußen, als ſie ihn der Cabalen wegen belohnten und öffentlich erklärten, dies geſchehe, weil er die preußiſchen Bajonnette mit ſeiner diplomatiſchen Kunſt ſo mächtig unterſtützt habe. Schon im October 1786 ſagte der Herzog von Braunſchweig dem berühmten Grafen von Mirabeau, der ſich damals als franzöſiſcher Spion oder Emiſſar in Berlin und auch bei ihm in Braunſchweig befand:

„Herr Harris habe zu einer mächtigen und wirkſamen Beihülfe Hoffnung gegeben, im Falle der König von Preußen die holländiſchen Angelegenheiten mit gewaffneter Hand vermitteln wolle; dadurch habe er dem Könige das Verlangen eingeflößt, mit ſeinen Staatsbedienten Rath zu pflegen.“ Dieſe Stelle des ſieben und dreißigſten Briefs der geheimen Geſchichte des Berliner Hofs, oder der vertrauten Briefe des Grafen von Mirabeau über dieſe Geſchichte, darf man ohne Bedenken gebrauchen, weil ſie durch hundert anderer Zeugniſſe und durch den Ausgang beſtätigt wird, ſo wenig Vertrauen ſonſt dieſe Briefe und ihre Klatſchereien verdienen mögen. Obgleich England und Preußen ſeit dieſer Zeit ſchon entſchloſſen waren, einzuſchreiten, ſo mußte man doch den Franzoſen zuvorzukommen ſuchen, weil man hernach durch Drohungen von Seiten Englands leicht ihr Schwert in der Scheide zu halten hoffte. Man

gab ſich alſo von Seiten Preußens das Anſehen, als wenn man gemeinſchaftlich mit Frankreich zwiſchen dem Erbſtatthalter und den Staaten vermitteln wolle.

Schon im Auguſt, alſo zwei Monate vorher, ehe der Graf Mirabeau die erwähnte Unterhaltung mit dem Herzoge von Braunſchweig hatte, und dieſer aus ſeiner Reſidenz nach Berlin ging, wo über die engliſchen Anſchläge Rath gepflogen werden ſollte, hatte die Prinzeſſin ihren Bruder mit Sendungen und Briefen beſtürmt; Friedrich Wilhelm war aber kein militäriſcher Charakter. Schon als Jüngling durch Wolluſt, Schwärmerei und tolle Nachtwachen geſchwächt, konnte er keine vierzig Zeilen hinter einander anhaltend leſen, und war jeder ernſten Anſtrengung unfähig. Schwankend, wie er war, ſchickte er auf der einen Seite den Grafen von Görz nach Holland, um gemeinſchaftlich mit den Franzoſen zwiſchen dem Prinzen und den Staaten zu vermitteln, und ließ doch auch zugleich, wie Herzberg und die Prinzeſſin wollten, Truppen an den Gränzen von Geldern zuſammenziehen.

Graf Görz ſollte über Loo nach dem Haag reiſen [90]), er ſollte ſich mit dem dort befindlichen preußiſchen Miniſter Thulemeyer und mit der Prinzeſſin verſtändigen, und ſich nicht in zu genaue Verbindungen mit Harris einlaſſen. Was den Prinzen, alſo doch eigentlich die Hauptperſon, derentwegen der ganze Lärm angefangen ward, anbetrifft, ſo heißt es ausdrücklich in der Inſtruction: Der Graf wiſſe ja recht gut, daß des Prinzen Benehmen nicht immer ſeinem wahren Intereſſe angemeſſen ſey und daß er oft Blößen gebe.

90) Der ganze zweite Theil der hiſtoriſchen Denkwürdigkeiten des königl. preußiſchen Staatsminiſters Johann Euſtach Grafen von Görz, aus deſſen hinterlaſſenen Papieren entworfen 1828, enthält nichts als die holländiſchen Angelegenheiten. Actenſtücke ſtehen in Herzbergs **Recueil**, und das ganze Detail, wie die Schriſten der Holländer über dieſen Streit mit dem Erbſtatthalter muß man ſuchen in Jacobis vollſtändiger Geſchichte der ſiebenjährigen Verwirrung und daraus erfolgten Revolution in Holland. **Caillards mémoire sur la révolution de Hollande** bildet den 1ten Theil von Segürs **F. Guillaume II.**

In Rückſicht der Hauptſache ſolle der Graf allein darauf dringen, daß dem Prinzen das Commando der im Haag liegenden Truppen zurückgegeben werde, damit er wieder dahin gehen könne. Man hatte den Grafen von Görz auch darum zu dieſer Sendung erwählt, weil er noch von Petersburg her dem franzöſiſchen Marquis von Vérac, den er im Haag wieder antraf, perſönlich befreundet war. Die Unterhandlung ward indeſſen dadurch erſchwert, daß der franzöſiſche Miniſter die entſchiedene Abneigung des Prinzen gegen Frankreich kannte, welcher Franzoſen und Holländer ſchon ſeit Jahren dadurch erbitterte, daß er, wenn er einmal nüchtern war und verſtändig redete, ſeine Anglomanie gar nicht verbarg; die Prinzeſſin war ganz offen in Harris Gewalt.

Görz kam in dem Augenblicke an, als bei Gelegenheit der Beſetzung von Hattem und Elburg die Staaten von Holland in offnen Krieg mit dem Prinzen gerathen waren, er hielt ſich in Loo einige Zeit auf, er reiſete über Amersfort, wo die Staaten der Provinz Utrecht unter dem Schutz der Waffen des Prinzen ihren Sitz hielten. Ein ſolcher Vermittler mußte nothwendig im Haag als Geſandter des Herzogs von Braunſchweig, der in Weſtphalen eine Heerabtheilung ſammelte, und als Agent der Prinzeſſin, nicht als Friedensbote des Königs von Preußen angeſehen werden. Die ſieben vereinigten Provinzen waren übrigens damals in einer höchſt traurigen Lage; da der Staatsſecretär (Fagel) nicht nur, ſondern die ſämmtlichen Generalſtaaten mit den Staaten von Holland nicht einig waren, und auch die Stadt Amſterdam war mit ihnen entzweit. Die Stadt Amſterdam leitete beſondere Unterhandlungen ein, und die Generalſtaaten machten, als die Staaten von Holland ihren Truppen verboten hatten, ihren durch den Prinzen ertheilten Befehlen zu gehorchen, ein Anleihen, um dieſe Truppen bezahlen und zurückhalten zu können; für das Anleihen leiſtete England Bürgſchaft.

Aus Paris hatte man indeſſen zu den Unterhandlungen wegen der Ausſöhnung den Herrn von Rayneval geſchickt und Friedrich Wilhelm II. ſcheute ſich, wie man aus ſeinen Briefen

an Görz ſieht, ſo lange Vergennes lebte und die auswärtigen Angelegenheiten Frankreichs leitete, feindlich einzuſchreiten, das Jahr verfloß alſo ohne Entſcheidung. Görz ward indeſſen ſchon im Januar 1787 abberufen, und als Vergennes im Februar geſtorben war, hatte das Miniſterium und Calonne, der die Seele dieſes Miniſteriums war, ſo viel mit der damals berufenen erſten Verſammlung der Notablen zu thun, daß es die holländiſchen Angelegenheiten einige Zeit hindurch aus den Augen verlor.

Dieſe Zeit benutzten die Engländer, um durch Geld und Cabalen die herrſchende Patriotenparthei zu trennen und zu untergraben. Es hatte ſich in Seeland, in Utrecht, in Friesland, ſogar in Amſterdam und in andern holländiſchen Städten die Stimmung merklich geändert. Es ſchien ſich endlich eine demokratiſche Parthei zu bilden, denn die Gegner des Erbſtatthalters nahmen die Bürgerſchaften gegen die Magiſtrate in Schutz und erlaubten ihnen unter ihrem Beiſtande neue Obrigkeiten zu wählen. Das Volk bewaffnete ſich endlich überall, der Prinz dagegen, auf vier Provinzen vertrauend, ſtand an der Spitze ſeiner Truppen bei Arnheim; dies veranlaßte die Holländer, einen Cordon an der Gränze von Südholland zu ziehen. Dieſen Cordon commandirte der General Ryſſel, während der Rheingraf mit ſeiner ſogenannten Legion den utrechter Demokraten zu Hülfe zog. Endlich, nachdem es bei Utrecht zu blutigen Gefechten gekommen war, erließ der Prinz am 26. Mai 1787 eine Art Kriegsmanifeſt gegen die Staaten von Holland. In dieſem Manifeſt iſt freilich nur von einer Parthei von Unruheſtiftern die Rede, daß dieſe aber aus der Mehrzahl der holländiſchen Städte beſtehe, war jedermann bekannt, es galt alſo auch dieſen, wenn es im Manifeſt heißt: dieſe Parthei in den Staaten der Provinz Holland habe die Verfaſſung und Rechte der Magiſtrate, des Erbſtatthalters und der Generalſtaaten freventlich vernichtet, der Prinz könne daher in Verbindung mit den Staaten der andern Provinzen nicht länger an-

ſtehen, ſich der Zwangsmittel zu bedienen, die ihm nach der Conſtitution zukämen u. ſ. w.

Nach einem ſolchen Manifeſt und in einem Augenblick, in welchem ſich die Truppen der Holländer und die des Prinzen feindlich gegenüber ſtanden, als jedermann wußte, daß der gemeine Haufen beſonders im Haag und in der Nähe dieſer Stadt ganz oraniſch geſinnt ſey, mußte es ſehr auffallen, daß die Prinzeſſin gerade vier Wochen nach Erlaſſung dieſes Manifeſts eine Reiſe von Nimwegen nach dem Haag machen wollte, wo ſie keine Geſchäfte hatte, und wo die Reſidenz der feindlichen Staaten von Holland war. Sie mußte, um dahin zu gelangen, durch die von Ryſſel beſetzten und bewachten Orte und Päſſe und durch die bewaffneten Bürger, welche ihr Gemahl durch ſein Manifeſt erbittert hatte, durchziehen, man behauptete daher nicht mit Unrecht, es ſey entweder darauf abgeſehen, den Enthuſiasmus des Pöbels zu erwecken, oder irgend einen Vorwand zu erlangen, wenn die Prinzeſſin perſönlich beleidigt werde, ihren Bruder, den König von Preußen, als Rächer anzurufen. Dies iſt keine Vermuthung, ſondern Görz ſagt es ganz ausdrücklich [91]).

Die Lage der Dinge zeigte übrigens zugleich die Unvollkommenheit der Verfaſſung und Einrichtung der Republik und die Unmöglichkeit, bei der damaligen Beſchaffenheit der Dinge irgend eine Maßregel conſequent durchzuführen. Die Staaten von Holland gaben nämlich dem General Ryſſel Gegenbefehl,

---

91) Es heißt nämlich in ſeinen Denkwürdigkeiten, 2. Th. S. 199: Als der bürgerliche Krieg gerüſtet war und die Truppen beider Partheien gegen einander im Felde ſtanden, veränderte plötzlich der kühne und wohl berechnete Schritt der Prinzeſſin von Oranien, nämlich ihre Reiſe von Nimwegen nach dem Haag, die ganze Geſtalt der Sache. Denn das, was weder die Bitte des Prinzen und der Prinzeſſin, noch die Vorſchläge und Rathſchläge von Herzberg und Görz bei dem Könige hatten bewirken können — eine kräftige nöthigen Falls durch die Waffen unterſtützte Intervention — bewirkte bei dem Bruder die unlöbliche Beleidigung der Schweſter unweit Schoonhoven. Friedrich Wilhelm forderte dafür ſchnelle Genugthuung und ließ, als dieſe verweigert ward u. ſ. w. u. ſ. w.

als ihm die Generalſtaaten hatten befehlen laſſen, den Cordon gegen Utrecht aufzuheben, die Generalſtaaten ſuſpendirten ihn, weil er dem Befehl der Staaten von Holland gehorcht hatte, die holländiſchen Staaten dagegen hatten ihm für ſeinen Ungehorſam gegen die Generalſtaaten Schutz, Sicherheit und völlige Schadloshaltung zugeſichert. Ganze Regimenter und faſt alle Offiziere waren durch die Erklärung der Generalſtaaten kurz vor der Reiſe der Prinzeſſin bewogen worden, ſich den Befehlen der Staaten von Holland zu entziehen, und nur vom Prinzen Befehle zu erwarten. Der Dienſt ward in den Gegenden, wo die Prinzeſſin durchfahren mußte, von Bürgern, Bauern und von den ſogenannten Freiwilligen verſehen. Die Prinzeſſin gab vor, ſie wolle nach ihrem Landſitz, dem Hauſe im Buſche, wie man es nannte, reiſen, und von dort aus mit den Staaten unterhandeln, das hätte ſie nothwendig lange vorher melden müſſen. Sie hatte außerdem denſelben Bentink bei ſich, den die öffentliche Meinung als Urheber des Tumults wegen der Einfahrt durch das Statthalterthor anklagte. Außer dieſem war, als reiſete ſie im tiefſten Frieden, nur die Baroneſſe von Waſſenaer und einige wenige Bediente bei ihr.

Bis Schoonhoven ließ man die Prinzeſſin ruhig reiſen, erſt zwei Stunden hinter dieſer kleinen Stadt bei Welſche Sluys ward ſie von einem kürzlich in einen Offizier umgewandelten tölpelhaften holländiſchen Bauer oder Krämer, dem man wahrſcheinlich dieſe Rolle abſichtlich überließ, auf offner Landſtraße angehalten. Man bewog ſie, um ſie nicht auf offner Straße halten zu laſſen, in einem kleinen Hauſe eines benachbarten Oertchens zu warten, bis der neu geſchaffene Vorpoſten-Commandant Verhaltungsbefehle aus Woerden erhalten hätte, wo eine Commiſſion der Staaten von Holland ihren Sitz hatte. Dies währte einige Stunden, und der Holländer, der ſich in ſeiner militäriſchen Würde zeigen wollte, benahm ſich ungemein komiſch, was aber Alles hernach von ſophiſtiſirenden berliner Diplomaten als Beleidigung der Schweſter ihres Königs gedeutet

ward. Er bewachte ſie in dem Hauſe, als wäre ſie kriegsgefangen, er behielt, wahrſcheinlich aus Höflichkeit, den bloßen Degen in ihrer Gegenwart in der Hand, und ſteckte ihn erſt ein, als man ihn daran erinnerte. Selbſt ſeine Art von gutmüthiger bäuriſcher Gaſtfreundlichkeit ward als Beleidigung gedeutet. Er ließ nämlich, während man in dem Häuschen warten mußte, nach holländiſcher Weiſe, Pfeifen und Tabak, Wein und Bier für die Begleitung der Prinzeſſin aufſtellen.

Nach wenigen Stunden langten die Commiſſarien aus Woerden an, entſchuldigten, was vorgefallen war, mit der Unerfahrenheit des zum Offizier gewordenen Bauers oder Krämers, bewieſen, als Leute von Lebensart, alle ſchuldige Höflichkeit, baten aber die Prinzeſſin um Verzeihung, wenn ſie durch den Stand der Dinge und durch die Unruhen im ganzen Lande gezwungen wären, ſie zu bitten, in Schoonhoven zu warten, bis ſie Befehle aus dem Haag erhalten hätten. Als dieſe Befehle auch am dreißigſten noch nicht angekommen waren, reiſete die Prinzeſſin zurück und erhielt erſt jenſeit der Gränze die ihr Verlangen ablehnende Antwort der Staaten von Holland. Dieſes Ereigniß ward dann nach der Art, wie ein Bentink darüber berichtet hatte, in preußiſchen und engliſchen Zeitungen erzählt, die Geſchichte der Tage vom 28. bis 30. ward in einen Beleidigungsroman verwandelt, und ſo ſtellte ſie auch die Prinzeſſin ihrem Bruder, dem Könige, vor, den die Engländer von der andern Seite her bearbeiteten [92].

---

92) So hat auch Ségur die Sache gefaßt, der als hiſtoriſche Quelle in ſeiner loſen, vornehmen Manier freilich nicht zu gebrauchen iſt, diplomatiſch und politiſch aber hier um ſo eher dienen kann, als er redet, wie die andern auch redeten, und als er eigentlich Caillard nur ausſchreibt. Er ſagt **Hist. du règne de F. Guillaume II. etc. Paris (1800) Vol. I. p. 126: Harris avoit prévu que si les états laissoient venir la princesse à la Haye, leur foiblesse et sa présence enflammant la populace, il seroit facile de faire éclater une révolte qui écraseroit le parti patriotique, et que si on l'arrêtoit dans sa marche, le roi de Prusse qui avait plus de vanité que de prudence, seroit irrité de cette insulte et verroit son**

Von dieſem Augenblick an konnten Herzberg und der Herzog von Braunſchweig darauf rechnen, daß ihre Wünſche erfüllt würden. Herzberg durfte jetzt durch Thulemeyer drohende Noten im Haag überreichen laſſen, und der Herzog die längſt beorderten Truppen in einem ſogenannten Luſtlager in der Grafſchaft Cleve vereinigen. Als Ludwig XIV. um 1672 wegen einer perſönlichen Beleidigung mit den Niederländern einen Krieg begann, erhoben ſich alle Stimmen gegen ihn, und man ſchalt ihn ſtolz und übermüthig, weil er ſeine gekränkte Ehre als Urſache des Kriegs im Manifeſt anzugeben wagte. Preußen drohte jetzt gar mit Blutvergießen und Raub, nicht weil die Ehre des Königs ſelbſt gekränkt war, ſondern wegen einer ſehr problematiſchen Beleidigung der Schweſter des Königs, welche noch dazu blos Gemahlin des erſten Beamten der Republik der Niederlande war. Herzbergs Note, welche Thulemeyer am 11. Juli 1787 im Haag übergab, war übrigens bei weitem inſolenter, als das Betragen des guten Holländers bei Welſche Sluys. Frankreich ſtellte ſich zwar, als wenn es gegen das Luſtlager des Herzogs von Braunſchweig ein anderes Lager und ein Heer einrichten laſſe, es wurden auch einige Soldaten und Offiziere nach Holland geſchickt; aber die preußiſchen Kundſchafter berichteten, daß in Givet weder Rüſtungen noch Heer zu ſehen ſey. Thulemeyers erſte Eingabe ward ſogar durch eine franzöſiſche Note unterſtützt, worin die galanten Franzoſen die Kränkung der Prinzeſſin laut mißbilligten und für eine grobe Beleidigung erklärten. In dieſer Note ließ man den König von Frankreich ſagen, Preußen habe ein Recht, Genugthuung für den erlittenen Schimpf zu fordern, und man dürfe ſie ihm nicht verſagen.

---

honneur intéressé à se venger de cet affront. Fréderic Guillaume ordonna à son ambassadeur Thulemeyer d'exiger des états une satisfaction éclatante pour sa soeur et de les menacer de la guerre en cas de refus. L'effet de cette *intrigue angloise* devoit être un grand embrasement de l'Europe.

Die Staaten von Holland gaben auf beide Noten eine ausweichende Antwort. Thulemeyer überreichte ſchon am 6. Auguſt einen neuen Aufſatz aus Herzbergs Feder, der in demſelben Tone abgefaßt iſt, in dem man damals den preußiſchen Behörden zu ſchreiben pflegte, welche ſchon unter den beiden letzten Königen, Friedrich **II.** und ſeinem Vater, gewohnt waren, militäriſch angefahren zu werden. Zum Belege fügen wir den Schluß in der Note bei[93]), weil ſich daraus auf das ganze Stück ſchließen läßt. Eine unmittelbar nachher eingereichte Note ſpricht aus, daß man von einem ſchwachen, aber unabhängigen Staate eine Art Genugthuung fordere, wie ſie einſt Ludwig **XIV.** von Genua erpreßt hatte, wodurch er aber nicht, wie er meinte, Genua und den Doge, ſondern ſich ſelbſt beſchimpfte. Er ließ bekanntlich den Doge nach Paris kommen, obgleich dieſer nach einem Grundgeſetze der Republik die Stadt Genua nicht verlaſſen durfte.

Frankreich war theils damals ſchon wegen der demokratiſchen Grundſätze der Franzoſen ſehr beſorgt, und zögerte den Verfechtern derſelben in Holland zu helfen, theils war ſeit April der Erzbiſchof von Sens, Loménie de Brienne, an der Spitze des franzöſiſchen Miniſteriums, und dieſer fand nicht rathſam, auf den Vorſchlag des Grafen von Montmorin, des Miniſters der

---

93) Auf ausdrücklichen Befehl ſeines Königs fordert der Unterzeichnete nochmals von Ew. Edelgroßmögenden eine ſchleunige und der Beleidigung angemeſſene Genugthuung. Se. Majeſtät haben mir ferner befohlen, Ihnen nicht unbekannt bleiben zu laſſen, daß der König unveränderlich auf dieſer Genugthuung beſtehen und ſich nicht mit Erörterung einzelner Thatſachen, unbeſtimmten Entſchuldigungen und weiteren Ausflüchten begnügen will. Der König verkennt die Achtung nicht, die der Republik der vereinigten Provinzen und der erlauchten Verſammlung der Generalſtaaten gebührt, welche die Souveränität des Staats in Abſicht fremder Mächte vorſtellt. Seine Majeſtät findet ein Vergnügen darin, dem Betragen Ihrer Hochmögenden ſeinen Beifall zu ertheilen, da dieſelben zu erkennen gegeben, daß ſie die Maßregeln nicht billigen, die man in Holland in der Sache, welche den Gegenſtand dieſes Memorials ausmacht, befolgt hat. Von Ew. Edelgroßmögenden Klugheit und nochmaligen ferneren Berathſchlagungen über die Sache erwartet der König eine ſchleunige und genugthuende Antwort.

auswärtigen Angelegenheiten, einzugehen. Der letztere trug nämlich mit Zuſtimmung des Kriegsminiſters und eines andern Collegen darauf an, den Staaten von Holland Hülfe zu ſenden. Die Staaten hatten ſich zudem erboten, die Koſten zu tragen, und auch ſogar Calonne hatte die Truppen ſchicken wollen; aber der Erzbiſchof war ein Intrigant, der für kühne Unternehmungen keinen Sinn hatte. Er entſchuldigte ſich mit dem Zuſtande der Finanzen, mit drohenden Winken der Engländer, ſich für Preußen zu erklären, wenn Frankreich ſich regen ſollte, endlich mit der Unmöglichkeit, einen Seekrieg zu führen. Da die unterlaſſene Beſchützung der Holländer und der leichte Triumph des Herzogs von Braunſchweig ſowohl der alten franzöſiſchen Regierung, als dem Herzoge ſpäter verderblich ward, ſo wollen wir Ségürs, oder beſſer Caillards (denn aus dieſem nimmt Ségür das Seinige) ausführlichen Bericht über den ganzen Zuſammenhang in der Note mittheilen [94]). Uebrigens war das

---

94) Ségur l. c. Vol. I. p. 130: Mais la faiblesse qui causa peu de tems après la ruine du pouvoir monarchique en France, rendoit déjà toutes les résolutions du cabinet de Versailles lentes et incertaines. Le comte de Vergennes entraîné par l'activité du duc de la Vauguyon, avoit contre son voeu et celui du roi, pris part aux premiers troubles des Provinces-Unies. Engagé dans cette querelle, le roi n'avoit soutenu les patriotes qu' à regret; il craignoit, que cette contestation en suscitant une nouvelle guerre, n'achevât d'épuiser ses finances; cependant il sentoit, qu'il ne pouvoit sans honte abandonner la Hollande à l'influence de l'Angleterre: il avoit toujours espéré terminer cette querelle par un accomodement. M. de Montmorin qui avoit succédé à M. de Vergennes dans le ministère des affaires étrangères, représentoit en vain, que pour parvenir à ce but il falloit développer autant de force que de sagesse, et que pour empêcher la guerre il falloit se montrer prêt à la soutenir avec succès; en vain le maréchal de Ségur, ministre de la guerre, renouveloit à chaque conseil la demande des fonds nécessaires au rassemblement d'un camp à Givet. L'archevêque de Toulouse, depuis archevêque de Sens, nouveau ministre des finances, homme de peu de moyens et d'une grande ambition, dont les femmes avoient fait la réputation et qui la perdit dès qu'il fut à la tête des affaires, retardoit de jour en jour la décision du conseil sur cette importante détermination, et croyoit que les menaces d'un armement sans en faire les frais suffiraient pour

Verhältniß der Dinge in den Niederlanden ſo ſonderbar, daß es ſchwer zu ſagen war, ob ein fremder Staat berechtigt ſey, der Provinz Holland beizuſtehen. Als nämlich Frankreich anfangs den Staaten von Holland Offiziere, Soldaten, Waffen zukommen ließ, beſchwerten ſich die Generalſtaaten darüber, und nannten es eine Verletzung der mit den ſämmtlichen Provinzen beſtehenden Verträge.

In dem Augenblick als die Preußen Truppen marſchiren ließen, um die Unabhängigkeit des freien Staats unter dem Vorwande zu unterdrücken, daß ſie die preußiſche Prinzeſſin und ihren Gemahl in den ihnen entzogenen Rechten gewaltſam wieder einſetzen wollten, zeigten ſich die verderblichſten Folgen der Zwietracht. Nicht blos die Generalſtaaten vereinigten ſich mit dem Prinzen, ſondern nachdem Gelderland und Friesland ſich ſchon längere Zeit hindurch oraniſch gezeigt hatten, trennte ſich auch Seeland von den jetzt demokratiſirenden Holländern und Utrechtern, mit denen nur noch Gröningen und das kleine Overyſſel verbunden blieben. Sobald man ſich verſichert hatte, daß die Franzoſen keine Macht beiſammen hätten, marſchirten die Truppen des Prinzen, im Namen der alten Staaten von Utrecht von Amersfort aus gegen dieſe Stadt und belagerten ſie, während die Preußen ſich in drei Heerabtheilungen vertheilt ebenfalls in Marſch ſetzten. Die Staaten von Holland hatten nämlich mit einer Antwort auf die inſolenten Forderungen, welche der preußiſche Miniſter an ſie gethan hatte, bis zum 8. Sept.

effrayer la Prusse. Il étoit évident que ce système puéril ne pouvoit pas avoir un long succès. Le duc de Brunswick, qui s'étoit avancé peu à peu jusqu' aux frontières de la république envoya des officiers reconnaître les dispositions des François. Il a dit lui-même souvent depuis son expédition, que s'il y avoit eu quelques tentes il n'auroit pas continué sa marche, parceque le roi de Prusse ne vouloit pas pour l'intérêt de sa soeur s'engager dans une guerre avec la France, dont la maison d'Autriche n'auroit que trop profité. Mais en apprenant que les François n'avoient pas un seul corps de troupes sous les armes, il jugea que la célérité de son expédition en assureroit le succès.

gewartet, an dieſem Tage antworteten ſie auf die Drohungen zwar demüthig und höflich, wichen aber doch der Forderung aus und billigten das Betragen der Commiſſarien in Woerden, indem ſie bedauerten und um Verzeihung baten, daß der des Kriegsdienſtes ungewohnte Officier mit blankem Degen vor der Prinzeſſin herumſpaziert ſey.

Ehe dieſe Erwiederung der Staaten noch vom Geſandten nach Berlin geſchickt war, erhielt er von dorther in derſelben Nacht eine neue ganz brutale Erklärung, die er am 9. übergab. Die Antwort, welche die Staaten am 12. gaben, würde, auch wenn ſie nicht ablehnend geweſen wäre, wie ſie war, doch zu ſpät gekommen ſeyn, denn die Preußen waren ſchon im Anzuge. Fünftauſend Mann unter dem General von Lottum gingen bei Arnheim über den Rhein und zogen gegen Utrecht; zwölftauſend unter dem Herzoge von Braunſchweig gingen bei Nimwegen über die Waal; fünftauſend unter von Knobelsdorf zogen nach Zutphen. Den Fortſchritten der Preußen ſtand bis nach Amſterdam hin nichts entgegen, wodurch ſie auch nur hätten einige Zeit aufgehalten werden können, als der moraſtige Boden und die ſumpfigen Wege; wir werden daher in einer allgemeinen Geſchichte der einzelnen Umſtände dieſes preußiſchen Triumphs gar nicht erwähnen. Das Reſultat war, daß der Erbſtatthalter den Holländern, wie die Bourbons um 1814 den Franzoſen, durch fremde Bajonnette wieder aufgedrungen ward. Ganz paßt jedoch dieſe Vergleichung nicht, denn die oraniſche Partei in den ſieben Provinzen war der patriotiſchen an Zahl unſtreitig gleich, und der demokratiſche Theil, oder der in den letzten Jahren erſt zum Bewußtſeyn gekommene Theil der Bürgerſchaften vermochte noch wenig.

Obgleich Amſterdam einigen Widerſtand that, ſo war doch die Unterwerfung der Provinzen unter die vorige Regierung innerhalb eines Monats beendigt. Die Sache war leichter, als 1814 in Frankreich, denn man durfte nur unter preußiſchem Schutz überall die Patrioten verdrängen und die Anhänger und Freunde des Hauſes Oranien einſetzen, ſo war die Reaction

vollendet und die Gegenrevolution feſt begründet. Dieſe Gegenrevolution bereitete indeſſen dennoch eine neue Revolution ganz anderer Art vor, weil ein großer Theil von denen, welche in Holland den Demokraten emporgeholfen hatten, nach Frankreich flüchteten. Dort errichteten ſie, als die franzöſiſche Revolution ausbrach, Ausſchüſſe, reiſten hin und her, knüpften Correſpondenz mit Gleichgeſinnten in ihrem Vaterlande an, und bereiteten alles für eine Revolution anderer Art, als die vorige geweſen war, vor.

Da der Prinz den Oberbefehl der ganzen Armee der vereinigten Niederlande in der ganzen alten Ausdehnung deſſelben wieder erhielt, ſo bedurfte es keiner fremden Truppen, um die Ruhe zu erhalten, doch wurden dem Prinzen ſechstauſend Mann Preußen auf ſechs Monate geliehen. Auch bedurfte es keiner Gewaltſtreiche, denn die Häupter der Patrioten entfernten ſich auf einige Zeit freiwillig, und da alle Obrigkeiten und Stadtmagiſtrate mit Männern der oraniſchen Parthei beſetzt wurden, und der Erbſtatthalter ſein Recht des Einfluſſes auf die Wahl der ſouveränen Stadtmagiſtrate noch in weiterem Umfange als vorher geltend machen konnte, ſo herrſchte die oraniſche Faction im ganzen Lande. Die preußiſchen Truppen betrugen ſich muſterhaft und mußten oft dem oraniſchen Pöbel Einhalt thun. Dieſer plünderte und mordete und verfolgte ſowohl die Urheber der demokratiſchen Bewegung, als die Patrioten. Die oraniſchen Gerichte und Obrigkeiten begünſtigten heimlich den Pöbel; dieſe ſtille Reaction, nicht öffentliche Verfolgnng der Regierung, trieb jene bedeutenden Männer aus dem Lande, welche hernach die Ausſchüſſe zu St. Omer und Dünkirchen bildeten, deren Wirkſamkeit erſt ſeit dem Jahre 1792 der herrſchenden Partei gefährlich ward.

Der ganze Vortheil dieſer Kataſtrophe ward, wie gewöhnlich, den gut berechnenden Engländern zu Theil; den Schimpf hatte Frankreich; den Schaden die Republik der ſieben Provinzen; den eiteln und augenblicklichen Ruhm eines Siegs, ohne einen Feind bekämpft zu haben, kaufte Preußen mit einem ſehr

ſchweren Geldaufwand, zu einer Zeit, als der neue König die von ſeinem Vorgänger geſammelten Schätze auch auf jede andere Weiſe leichtſinnig verſchwendete. Was zunächſt England betrifft, ſo erreichte es blos durch politiſche Künſte und durch die Rolle, welche Harris bei dieſer ganzen Revolutionsgeſchichte vermöge der Prinzeſſin ſpielte, ein Ziel, nach dem es das ganze Jahrhundert hindurch vergeblich geſtrebt hatte. Es unterdrückte nämlich die franzöſiſche Partei in den Niederlanden gänzlich und ſchloß eine innige und nothwendige Verbindung mit der Gegenpartei der Republikaner, die ſich an Frankreich zu halten pflegten. Es ward im April 1788 ein Defenſivtractat zwiſchen Holland, Preußen, England geſchloſſen, der für Preußen nicht den geringſten Vortheil hatte, wodurch aber Holland, dem in dieſem Tractat ſeine Verfaſſung, das heißt die Regierung des Erbſtatthalters, verbürgt ward, ſpäter in den Revolutionskrieg hineingezogen wurde.

In Frankreich benutzte die Partei, die ſchon damals dahin arbeitete, durch den Sturz des regierenden Zweigs der Bourbons, von dem durchaus keine Aenderung des veralteten Syſtems der Regierung zu erwarten war, eine neue Einrichtung des Reichs möglich zu machen, den Unwillen der Nation über die preußiſche Expedition auf dieſelbe Weiſe, wie ſie vorher die Unzufriedenheit über die Geldzahlung an den Kaiſer bei der Vermittelung der Streitigkeiten über deſſen Forderungen an Holland benutzt hatte. Die auf ihre militäriſchen Eigenſchaften mit allem Recht ſtolzen, und bis zum Kindiſchen auf ihre Nationalehre eiferſüchtigen Franzoſen haben es weder dem damaligen Miniſterium, noch ihrem ſchwachen Könige je verzeihen können, daß auf die bloßen Drohungen der Engländer nicht blos die Rüſtungen gleich eingeſtellt, ſondern auch die geflüchteten Holländer entwaffnet und von den Gränzen entfernt wurden.

Preußen ward durch die unzeitige Großmuth des Königs in ſehr bedeutende, ganz unnöthige Koſten geſtürzt, weil, wenn es wirklich nöthig war, das Aufhalten der Reiſe einer preußiſchen Prinzeſſin mit den Waffen zu rächen, und ſie und ihren

Gemahl mit einer Armee zurückzuführen, es doch höchſt ungerecht war, den armen Preußen zuzumuthen, aus ihrem Beutel zu bezahlen, was die reichen Holländer geſündigt hatten. Durch das Glück dieſes ſchnellen Zugs gegen Spießbürger und ſchlecht geübte Soldaten erreichte außerdem in Preußen die militäriſche Bürgerverachtung der adligen Officiere, beſonders der Garde, und das Selbſtvertrauen und die Einbildung des Herzogs von Braunſchweig von ſeinen eignen ſehr großen Feldherrntalenten, in welcher ſowohl Mauvillon als Mirabeau dieſen Oberanführer der preußiſchen Armee beſtärkt hatten, einen unglaublichen Grad, ſo daß ſelbſt die Erfahrung in der Champagne weder die Officiere noch ihren Chef von ihrer Verblendung heilen konnte.

Um dieſe Zeit glich Friedrich Wilhelms Regierung dem Ende der Regierung Ludwigs **XV.**, denn auch der König von Preußen hoffte, wie Ludwig, Gott wegen aller Sünden des Fleiſches durch blinden Glauben und wilde Schwärmerei, beſonders aber durch Eifern für die alte rechte Lehre und für den alten Kirchenglauben verſöhnen zu können. Wöllner, der anfangs wenigſtens äußerlich hatte an ſich halten müſſen, weil der König nicht ſogleich als Reactionär hatte erſcheinen wollen, durfte ſich mit einer Schaar Steifgläubiger umgeben, ein ſogenanntes Religionsedict erlaſſen, und gegen den Rationalismus wüthen. Er hatte dabei einen ſchwerern Kampf als die, welche in unſern Tagen in ſeine Spuren treten, weil er dabei nicht, wie dieſe, von zwei Partheien, von den Unverbeſſerlichen oder Köhlergläubigen, und von denen, die nach der Mode und dem Ton der Zeit bald gläubig, bald ungläubig ſind, unterſtützt ward. Wollte man übrigens Scandale oder Satyre ſtatt Geſchichte ſchreiben, ſo böte die preußiſche Geſchichte der Zeit Friedrich Wilhelms **II.** dazu denſelben reichen Stoff, als die Geſchichte Ludwigs **XV.** Der durch den Zug nach Holland vermehrte Uebermuth und die Verachtung alles Bürgerlichen und der Moral war nämlich unter dem preußiſchen Adel damals eben ſo herrſchend geworden, als unter dem franzöſiſchen Hofadel. Der Hochmuth und das

thöricht e Selbſtvertrauen dieſer ſittenloſen Zeit, wo man jeden ſteif rechtlichen Mann einen unbrauchbaren Pedanten ſchalt, überlebte ſogar den unglückſeligen Zug in der Champagne, und ward bis auf die Zeit der Schlacht bei Jena fortgepflanzt. Wir alle freuten uns daher ſehr, als das auf dieſe Schlacht folgende Elend eine völlige Wiedergeburt unter den Preußen bewirkt zu haben ſchien, und als endlich einmal das Prahlen und Pochen verſchwand. Wir alle hofften damals, daß der despotiſche und ſervile Geiſt übermüthiger Beamten und Officiere gänzlich und auf immer verſchwunden ſey.

Wir wollen weder hier, noch im Folgenden uns auf Hofgeſchichten einlaſſen, weil wir auch in den franzöſiſchen Geſchichten einen gleichen Grundſatz befolgt haben und befolgen werden; obgleich leider! darüber die Quellen am reichhaltigſten ſind, und den, der nur Zeitvertreib im Leſen ſucht, beſſer unterhalten, als ernſte Geſchichte thun würde. Mirabeaus Briefe enthalten ſchon einen guten Vorrath von Klatſchereien, wahren und falſchen; nach 1806 erſchien aber bekanntlich eine ganze Bibliothek von Schriften über die preußiſche Hofgeſchichte. Schon die allgemein bekannten Geſchichten und das tägliche Leben eines ſchwachen von Sinnlichkeit und Fantaſie, alſo auch durch Aberglauben und Myſticismus beherrſchten Königs ſind anſtößig genug; die geheime Geſchichte der Scandale jener Zeit würde viele Bände füllen. Dahin gehört z. B., daß anfangs die Königin, die längſt die Rolle ſpielte, welche Ludwigs **XV.** Gemahlin an ſeinem Hofe hatte, geneigt geweſen war, für Geld ihre Einwilligung zu geben, daß das Fräulein von Voß dem Könige an der linken Hand angetraut werde, ſo daß der fromme König zu gleicher Zeit zwei Frauen, unzählige Beiſchläferinnen und eine erklärte Mätreſſe in der Frau Rietz würde gehabt haben. Die Rietz machte übrigens bei Friedrich Wilhelm, wie die Pompadour bei Ludwig **XV.**, die Gelegenheitsmacherin.

Als das Fräulein von Voß 1789 geſtorben war, begann nämlich die Tochter des Waldhorniſten Enke, die der König mit ſeinem Kämmerer Rietz vermählt und deren Sohn er unmittel-

bar nach ſeinem Regierungsantritt zum Grafen von der Mark gemacht hatte, erſt eigentlich ihre Rolle zu ſpielen. Sie trieb das Geſchäft der Pompadour, welche bekanntlich für Ludwig **XV.** auf eine Weiſe ſorgen mußte, die ihr allein bekannt war und bekannt ſeyn konnte. Sie ward die Hauptperſon im Reiche, und wie es in dieſem Reiche ausſah, welche Rolle ſie darin als Gräfin von Lichtenau ſpielte, hat ſie uns ſelbſt durch ihren Defenſor ſagen laſſen. Das von ihr eingegebene, durchaus gemeine und unverſchämte, mit gemeinen und niederträchtigen Actenſtücken geſpickte Buch, welches der Prorector Schummel in Breslau in unſerm Jahrhundert herausgab [95]), iſt nicht, wie Mirabeaus Briefe, geſchrieben, um Alles ins Schwarze zu malen; ſondern um ſo viel wie möglich Alles zu rechtfertigen. Wer einigen Tact hat, wird ſich aus dieſem Büchlein allein ſchon ein Gemälde der berliner Zuſtände entwerfen können, welche übrigens nicht mehr in die hier behandelte Periode gehören.

§. 3.

Belgiſche, holländiſche, franzöſiſche innere Streitigkeiten.

c. Frankreich.

Wir haben uns bemüht, in der erſten Abtheilung dieſes Bandes durch die Geſchichtserzählung und durch ihre Anordnung und Einkleidung handgreiflich zu machen, daß es nicht die jährliche Lücke in der Staatseinnahme und die ſteigende Unmöglichkeit, die jährlichen Ausgaben zu beſtreiten, an und für ſich ſelbſt waren, welche das Bedürfniß einer gänzlichen Veränderung der Staatsverfaſſung ſchon unter Ludwig XV. allgemein fühlbar machten. Wir haben gezeigt, daß es unmöglich war, die Mittel zu benutzen, welche die Zeit und die neue Wiſſenſchaft der Staatshaushaltung angaben,

95) Apologie der Gräfin Lichtenau gegen die Beſchuldigungen mehrerer Schriftſteller. Von ihr ſelbſt entworfen. Nebſt einer Auswahl von Briefen an ſie. Erſte und zweite Abtheilung. Leipzig und Gera, bei Wilhelm Heinſius. 1808. 298 u. 303 S. gr. 12.

um dem Uebel abzuhelfen, an welchem der Staat litt, wenn man nicht alles Beſtehende ganz und durchaus änderte. Verändert hatte man in allen Ländern Europas nach und nach ſehr Vieles, in Frankreich hatte man nicht einmal Hierarchie und Ariſtokratie in unweſentlichen Dingen beſchränkt, wie doch Maria Thereſia, im ſtreng conſervativen Oeſterreich, zu thun gewagt hatte. Die Maſchine blieb, wie ſie unter Ludwig **XIV.** geweſen war, aber alle Räder waren roſtig und die Feder verlor alle Elaſticität. Weder der Wechſel der Finanzminiſter hatte geholfen, noch hätte die Sparſamkeit des Hofes, die Verminderung der Ausgaben und Vermeidung neuer Schulden, welche Necker als Univerſalmittel empfahl, auf die Dauer helfen können, wenn gleich für den Augenblick darum die Sparſamkeit nicht ganz überflüſſig geweſen wäre, und die leichtſinnige Verſchwendung der Prinzen nicht gerade nützlich wurde, wie Calonne zu behaupten ſich unterſtand. Die ganze Einrichtung der Verfaſſung, Verwaltung, Juſtiz hing ſo enge zuſammen, daß man entweder Alles beim Alten laſſen, oder Alles ändern mußte.

Schon ſeit Ludwigs **XIV.** Zeiten war die franzöſiſche Staatskaſſe entweder wirklich im Bankerott, oder in der Lage eines großen Hauſes, das bald einmal ſeine Zahlungen einſtellt, bald ſich auf jede Art, redlich oder unredlich, aus der augenblicklichen Verlegenheit hilft und ſie wieder aufnimmt. Der Despotismus konnte nur für Augenblicke helfen, das geſchah ſeit Ludwig **XIV.** und vermehrte die Verlegenheit. Nur dadurch konnte geholfen werden, daß der König den Theil der Nation, der bis dahin allein beſteuert war, gegen den Theil, der, durch Vorrechte geſchützt, keinen mit ſeiner Einnahme in irgend einem Verhältniſſe ſtehenden Beitrag zu den Staatsausgaben zahlte, zu Hülfe rief. Es kam darauf an, im Namen und mit Hülfe des Volks auch die bisher Privilegirten zu gleichen Beiträgen mit den andern Staatsbürgern zu zwingen, und zugleich alle Hemmniſſe und Beſchränkungen der Betriebſamkeit und des Verkehrs wegzuräumen; um dies zu thun, hätte man aber Adel und Geiſtlichkeit gebrauchen müſſen, die ſich wohl hüteten, Laſten auf ſich zu

laden. Wie nothwendig die durchgreifende Reform eines Zuſtandes ſey, der auf keine Weiſe mehr mit den Anforderungen an einen Socialzuſtand, wie der der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts war, vereinigt werden konnte, fühlte ſogar Ludwig XV., als er dem Syſtem der Oekonomiſten Aufmerkſamkeit ſchenkte und nach dem Rathe ſeines Leibarztes mit dem Landbau ſpielte. Dies war es, was Türgot öffentlich ausſprach, aber dieſer wählte den unmöglichen Weg, als er ſich einbildete, er könne friedlich und freundlich eine Veränderung hervorrufen, bei welcher Tauſende verlieren, und die ſich nur dadurch erreichen läßt, daß ſich ein ganzes Volk erhebt. Türgot überſah, daß nur ein Volk im Aufſtande das Recht verletzen kann und darf, um künftigen Generationen eine neue Exiſtenz zu geben; er wollte durch Parlamente und Miniſterialbeſchlüſſe bewirken, was durch eine Revolution erlangt werden mußte. Türgots Nachfolger konnten auch nicht einmal mehr für den Augenblick dem Bedürfniß der Staatskaſſe abhelfen, und Necker, als er Mittel ſchaffte, um noch einige Jahre länger die alte Maſchine in Gang zu halten, fügte gewiſſermaßen ein neues Uebel zu dem alten; die Verlegenheit ward ſeitdem größer.

Es ſcheint uns, als wenn man auf Neckers Grundſätze, wie auf ſehr viele andere ganz zufällige, zu jeder andern Zeit unbedeutende Dinge, ja ſogar auf das ſogenannte Deficit und auf den Aufwand der Prinzen, der, verglichen mit den gegenwärtigen geheimen Ausgaben der franzöſiſchen Regierung, ganz unbedeutend erſcheint, bei einer Weltbegebenheit, wie die Revolution, welche eine reife Geburt der ſeit der Regentſchaft mit einer gänzlichen Umgeſtaltung ſchwangeren Zeit war, viel zu große Bedeutung gelegt hätte. Man kann ohne Bedenken zugeben, daß Neckers liberale Anſichten und ſein Anleiheſyſtem, wie Calonnes Leichtfertigkeit und Verſchwendung an Hof, Prinzen, Günſtlinge und Schranzen die Kataſtrophe etwas ſchneller herbeiführte, als ſie ſonſt erfolgt wäre. Die Vergleichung des jetzigen Frankreichs, das ſchwerlich moraliſcher iſt oder beſſer regiert wird, als Frankreich unter Neckers Miniſterium regiert

ward, und die Summen, die es jährlich aufbringen muß und kann, mit dem, was unter Necker einen Staatsbankerott herbeizuführen drohte, beweiſt, daß die Kataſtrophe auf die eine oder die andere Weiſe erfolgen mußte.

Sogar der Blutſauger Frankreichs, deſſen Herz hart war, wie ein Stein, der Finanzminiſter dü Terray, erklärte am Ende rund heraus, ohne daß es ihm einfiel, daß die Revolution irgend wo anders herkommen könne, als aus dem autokratiſchen Cabinet, daß ohne eine gänzliche Veränderung der beſtehenden Ordnung der Dinge die Staatsausgaben nicht mehr beſtritten werden könnten. Dieſe Veränderung wollte der edle Turgot durch freundliche Mittel und durch Reſcripte bewirken, aber wenn er auch nicht am Widerſtande der Parlamente geſcheitert wäre, ſo würde er doch bald empfunden haben, daß da, wo Salzſäure erfordert wird, Roſenwaſſer nicht fruchtet. Necker und Calonne werden beide von ganz verſchiedenen Claſſen von Menſchen als Urheber der Revolution angeklagt, was völlig abgeſchmackt iſt. Mit mehrerem Rechte könnte man vielleicht ſagen, beide ſeyen doctrinäre Charlatans geweſen, der Eine ſey aus der bürgerlichen Schule reicher Bankiers, der Andere aus der höfiſchen und adligen Schule der alten Routine und des Phraſenmachens hervorgegangen. Wir müſſen übrigens den in der erſten Abtheilung abgebrochenen Faden der innern Geſchichte von Frankreich und des Vorſpiels der Revolution hier bei Neckers erſtem Miniſterium wieder aufnehmen.

Man hatte Necker geſucht und trotz ſeiner der Königin, dem Könige ſogar und dem Hofadel wenig zuſagenden doctrinären, auf genfer und bürgerliche Weiſe etwas pedantiſchen Formen am Hofe und in den Geſchäften geduldet, weil er die nöthigen Summen für den nordamerikaniſchen Krieg anzuſchaffen wußte, ohne neue Steuern vorzuſchlagen. Man ertrug es darum auch, daß er ſich einbildete, daß die von ihm der Königin, den Prinzen und dem Hofe empfohlene Sparſamkeit, welche unſtreitig unter den Umſtänden moraliſche Pflicht geweſen wäre, auch eine Maßregel politiſcher Weisheit und finanzieller

Aushülfe für einen ſo großen Staat ſeyn könne. In Genf oder Schweden oder Dänemark wäre das anders geweſen. Necker ſelbſt ſagt uns, man habe ihn, den Kaufmann, genommen, weil man Credit gebraucht habe und ſchlechterdings Anleihen habe machen müſſen, deren vortheilhafteſte Einrichtung und Erlangung der Geſchäftsführer eines ſehr großen Bankierhauſes am beſten verſtehe. Er geſteht bei der Gelegenheit zugleich, daß er ſich als Miniſter einer großen und glänzenden Militärmonarchie, die mit einer Hierarchie und einem mächtigen Adel des Mittelalters und mit allem Flitter und Plunder, der zur Repräſentation großer Höfe gehört, belaſtet geweſen ſey, eingebildet habe, mit den Mitteln, die in einer großen Privathaushaltung oder in einem kleinen Freiſtaat ganz vortrefflich ſeyn mögen, eingewurzelten ungeheuern Uebeln abhelfen zu können. Das bezeichnet den ganzen Mann, beſonders, wenn man die doctrinäre Sicherheit des Tons und Ausdrucks dazu nimmt, mit dem er das alles vorträgt [96]).

In der Vertheidigung ſeines zweiten Miniſteriums berichtet uns Necker ſelbſt, daß es unmöglich geweſen ſey, dem Mentor des Königs, der an der Spitze der Geſchäfte ſtand, zu einer ernſten

96) Er ſagt (Sur l'administration de Mr. Necker par lui même. Paris 1791) pag. 8: Les moyens auxquels je mis ma principale confiance étoient l'ordre, l'économie et l'application de la morale à toutes les transactions. Dann rechtfertigt er ſein Anleiheſyſtem pag. 9 auf eine ſolche Weiſe, daß man ſieht, daß er auch 1791 noch nicht begriff, daß er eine Sache unternommen hatte, deren Unmöglichkeit jedermann auf den erſten Blick erkennt. Er ſagt pag. 9: Il étoit réservé à l'ésprit de nouveauté qui nous gouverne sur tous les points, de censurer l'usage du crédit pendant la deruière guerre, comme s'il y avait eu une possibilité de subvenir par des impôts à des besoins immenses. Je ne sais ce que la nation pourra payer en extraordinaire sous un gouvernement où elle réglera elle-même toutes les contributions et toutes les dépenses (das weiß und fühlt jetzt das von ſeinen Deputirten verkaufte franzöſiſche Volk); mais autrefois on auroit éprouvé des résistences très-nuisibles à la confiance publique si dès les commencemens de la guerre on eût demandé un troisième vingtième et ce supplément n'eût valu que vingt à vingt cinq millions.

Anſicht der Dinge zu bringen. Maurepas war ein alter Höfling und Witzmacher, er konnte, wie die Weiber von großem Ton, von Allem reden und hatte von Allem reden hören, er glaubte, wie Weltleute pflegen, Alles beſſer zu wiſſen, Sinn für einen großen und reiflich geprüften Plan konnte man ihm nicht beibringen. Necker erzählt, daß alles, was der ſchwache, aber wohlmeinende König gebilligt hatte, auch noch erſt der Kritik der Königin, die ſich beſſer auf Flitterſtaat, als auf Politik und Finanzen verſtand, und der der Prinzen, der Polignacs und ſogar der der Frau von Campan unterworfen wurde, welche letztere uns ihre Weisheit in ihren Denkwürdigkeiten mitgetheilt hat. Er ſchildert die Angſt, die er jedesmal empfand, wenn er die lange dunkle Treppe zu dem kleinen Cabinet, welches Maurepas in Verſailles über dem königlichen zum Arbeitszimmer hatte, hinaufſtieg und mit einem neuen Einfall ſchwanger ging, den er dem alten Grafen begreiflich machen ſollte, auf eine wahrhaft tragikomiſche Weiſe. Man lernt aus ſeinen eignen Worten, wie ſehr der nach Genfs Manier gebildete Mann ſich durch ſeine, übrigens ganz vortrefflich gemeinte moraliſch=doctrinäre Predigt die Sache bei Leuten erſchweren mußte, die, weil ſie in Talleyrands Manier geiſtreich waren, auch dachten, wie dieſer. Necker führte gleichwohl manche Verbeſſerungen ein, worunter wir beſonders der Provinzialverſammlungen, als eines erſten Schritts zu weſentlichen Aenderungen erwähnen [97]). Dies war um 1779; er ſtürzte aber, ſobald er es wagte, den Schleier des Geheimniſſes, der die Myſterien des Cabinets und der Finanzen deckte, auch nur ein wenig zu lüften. Necker wollte, um die Anleihen, die im Laufe des nord=

---

97) Was Neckers Verwaltung angeht, ſo wird man wohl thun, darüber den vierten Abſchnitt des erſten Theils der Geſchichte der Staatsveränderung in Frankreich unter König Ludwig XVI. (Leipzig, Brockhaus 1827) nachzuleſen, da wir ſowohl das Adminiſtrationsweſen und die Finanzen, als die eigentliche Kriegsgeſchichte nur im Vorbeigehen behandeln dürfen, wenn wir unſern Zweck nicht verfehlen wollen.

amerikaniſchen Kriegs gemacht werden mußten, zu erleichtern, vielleicht auch gelegentlich und ſich ſelbſt unbewußt, um auf ſeine Verwaltung ein glänzendes Licht zu werfen, eine Bilanz oder eine Rechenſchaft der Verwaltung der Finanzen öffentlich vorlegen. Dies geſchah durch ein gedrucktes Buch (compte rendu) im Januar 1781 und verſchaffte Necker einen ſehr kurz dauernden Ruhm und eine gefährliche Popularität unter denjenigen Franzoſen, welche weſentliche Veränderung aller Verhältniſſe und Einrichtungen, nicht blos ein Ausflicken der alten morſchen Staatsmaſchine und temporäre Finanzmaßregeln wünſchten. Zu einem ſolchen Geſchäft war aber Necker nicht gemacht, man pries ihn daher in jener Zeit nur darum, weil er dreiſteren Männern den Weg bahnte. Vom Hofe ward ſeine Schrift als gefährliche Neuerung angeſehen, die Parlamente, alle zahlreichen Freunde des Alten und Veralteten, erbebten, obgleich Necker ſeinem neuen Anleihen dadurch allerdings einen günſtigen Fortgang verſchaffte. Welche Blößen übrigens Necker vermöge der Eitelkeit und der ſich und die Familie und Freunde vergötternden Manier, die ſeiner Tochter, der Frau von Staël, beſſer gelungen iſt, und ſie weltberühmt gemacht hat, den Spöttern am Hofe, einem Calonne und andern Meiſtern des Witzes der Salons gab, lernt man gelegentlich aus ſeinem Buche über die Finanzen. Er kann ſich nämlich nicht enthalten, in dieſem Berichte über die Finanzen eines großen Reichs, der zwar an den König gerichtet iſt, aber doch zum Druck beſtimmt war, den König gelegentlich von ſeiner (Neckers) Frau und von ihren Verdienſten zu unterhalten.

Durch den Schritt, den Necker gethan hatte, ward ſeine Stellung ſehr bedenklich, Maurepas war nicht weniger als die Miniſter dadurch gekränkt, daß Necker in ſeiner Ueberſchätzung deſſen, was er zu leiſten im Stande ſey, ſich allein als Retter des Reichs darſtellte und von den Staatsbürgern, welche Aenderungen wünſchten, auch wirklich als ſolcher angeſehen ward. Es war daher ſeinen Feinden ſehr gelegen, daß er gerade in dieſem Augenblick darauf beſtand, wirkliches Mitglied des Mi-

niſteriums zu werden, damit er in den Sitzungen deſſelben perſönlich dem Könige vortragen könne. Necker nämlich war anfangs als Finanzrath angeſtellt, er ward hernach Director des Schatzes und war endlich unter dem Titel eines Generaldirectors der Finanzen eigentlich Finanzminiſter, mußte aber, weil er nicht Generalcontroleur der Finanzen hieß, ſeine Berichte durch Maurepas im Miniſterrathe vortragen und vertheidigen laſſen, was freilich ſeine Unbequemlichkeit hatte; ſeine Forderung betraf daher nicht blos eine leere Ehre. Man nahm ſeinen Proteſtantismus, der, wenn man gewollt hätte, damals kein Hinderniß mehr geweſen ſeyn würde, blos zum Vorwand, ihm den Titel des Amts, das er wirklich bekleidete, zu verweigern, und ihn von der Theilnahme an den Berathſchlagungen des geheimen Raths auszuſchließen. Den Wink, den man ihm dadurch geben wollte, konnte er nicht verkennen; er verließ daher eine Stelle, von der er weder Beſoldung noch irgend einen andern Vortheil genoſſen hatte. Kaum hatte er am 20. Mai 1781 erklärt, daß er ſich zurückziehen wolle, als er auch noch an demſelben Tage ſeine Entlaſſung erhielt.

So ſchwierig der Poſten war, den Necker verließ, ſo fehlte es doch an Bewerbern nicht, und die zahlreichen Denkwürdigkeiten jener Periode, wie die aus ihnen geſchriebenen Geſchichten der letzten Jahre der alten Regierung von Frankreich ſind voll Anekdoten und Klatſchereien über die Cabalen der müßigen und leichtfertigen Leute, die am Hofe, wo über das Miniſterium unterhandelt ward, wie über ein Ballet oder über eine Oper, Einfluß hatten oder haben wollten. Wir erfahren dort alles, was Maurepas, was die Königin, was der ganze Troß von Hofleuten und Prinzen wollten oder nicht wollten, uns ſcheint alles dieſes in einem Augenblicke, wo endlich das Alte wirklich unhaltbar geworden war, wie ſich ſchon unter Calonne zeigte, von keiner ſolchen Bedeutung, daß es der Mühe lohnte, ſich dabei aufzuhalten; wir wollen nur auf zwei Dinge allein aufmerkſam machen, die weit mehr am Tage liegen, als alle ſolche Anekdoten und Hofgeſchichten.

Der eine Punct, auf den wir aufmerkſam machen wollen und der zugleich die Vergötterung Neckers vom Volke, das hernach ſchon 1790 gar nichts mehr von ihm wiſſen wollte, angeht, iſt, daß jetzt zum zweiten Mal dem Volke, das heißt allen Verſtändigen, die Sinn und Urtheil für die Angelegenheiten des Vaterlandes haben, weß Standes ſie auch immer ſeyn mögen, kund gegeben und bewieſen ward, daß von dem ſchwachen Könige und ſeinem guten Willen keine entſchiedene Maßregel zu hoffen ſey. Der König hatte in Türgot einen Mann des Volks und einen Arzt, der auf eine Radicalcur drang, zum Rathgeber gewählt gehabt, er hatte dieſen, ſo lange ſich kein bedeutender Widerſtand zeigte, unterſtützt und gefördert, er war aber zurückgebebt, als die Parlamente ſich widerſetzt hatten. Daſſelbe erfolgte, als jetzt der Hof und die Prinzen gegen Necker ſchrien, der ſchon darum allein dem Volke gefallen mußte, weil er gegen Verſchwendung und gegen den Aufwand eiferte, den der Hof und die Prinzen, um des leeren und eiteln Glanzes willen, machten. Da in jener Zeit gerade der achtbarſte, kräftigſte und erleuchtetſte Theil der Franzoſen, den man nicht wie den Pöbel mit Bajonnetten und Flintenkugeln zum Schweigen bringen konnte, einſah, daß nur Widerſtand, und zwar heftiger und kräftiger Widerſtand, den König und den Hof zum Guten zwingen werde, weil beide mit Polizei, Staatsgefängniſſen und Militär alles Gute hinderten, ſo gaben ſie ſich denen ganz hin, welche die entſchiedenſten Schritte thaten. Der zweite Punct, den wir hervorheben möchten, hängt mit dem erſten innig zuſammen; er iſt, daß Necker durch dieſe Entlaſſung in der Volksmeinung eine Stellung erhielt, die ihm nicht gebührte. Er galt fortan für einen großen Staatsmann, dazu gehören aber in unſern Zeiten und bei verdorbenen Sitten und künſtlichen Verhältniſſen ganz andere Eigenſchaften, als die eines ehrlichen und verſtändigen Mannes und eines geſchickten und erfahrnen Kaufmanns und Bankiers. Die Pariſer Salons, das Gerede ſeiner Frau und ſeiner Tochter und ihrer ſehr zahlreichen Freunde, der ganze damals herrſchende Liberalismus der Zeit, ſeine Uneigennützigkeit und Sparſamkeit ſchufen ihm einen coloſ-

ſalen Ruhm. Dieſer Ruhm ward durch den Contraſt der ſchrankenloſen Vergeudung und der unredlichen Verwaltung eines Calonne ſehr vermehrt, er konnte ihm aber, als es hernach auf Gewandtheit und politiſche Fähigkeit mehr ankam, als auf Rechtlichkeit, nicht entſprechen. Er mußte alſo das Schiff des Staats, welches er beim Drohen eines Orcans zu ſteuern übernommen hatte, mitten im Sturme ſeinem Schickſale überlaſſen. Necker war in dem Augenblick, als er abtreten mußte, beſonders darum als Volksfreund beliebt, weil er ſowohl Türgots, beſonders den Güterbeſitzern und kleinen väterlichen Dynaſten günſtiges, Syſtem, als die Hoftheorie des monarchiſchen Glanzes und der monarchiſchen Verſchwendung, welche hernach Calonne in Schutz nahm, öffentlich bekämpft hatte. Er forderte außerdem Oeffentlichkeit in Staatsangelegenheiten, ſtiftete deshalb Provinzialverſammlungen und wollte die Rechenſchaft der Finanzverwaltung öffentlich bekannt machen. Necker hatte ſich dem Volke vorzüglich durch viele unter ſeiner Verwaltung erlaſſene, dem alten fiskaliſchen Charakter der vom Finanzminiſterium gefaßten Beſchlüſſe ganz unähnliche Verordnungen beliebt gemacht. Seine Ermahnungen zur Sparſamkeit im Hof- und Staatshaushalte und die Erſparniſſe, deren er ſich rühmte, über welche vielleicht Männer, welche Einſicht in große Verhältniſſe hatten und das Weſen der Monarchien kannten, mit Recht lächelten, ſchienen dem Bürgersmann, der nach ſeinen häuslichen Verhältniſſen urtheilt, das rechte und einzige Mittel, den Bankerott zu verhindern. Unter allen Hoffnungen, welche Necker während ſeines Miniſteriums erweckt hatte, war aber beſonders eine, wegen deren er mit Recht als Erlöſer des leidenden Volks betrachtet werden konnte. Er wollte es nämlich wagen, dem Grundübel des alten Frankreichs abzuhelfen, er wollte von den Privilegirten einen Beitrag zu den Ausgaben des Staats fordern, deſſen erſte und reichſte Bürger ſie waren. Necker hatte deßhalb angekündigt, daß die neuen Einrichtungen, die er in Rückſicht der ſogenannten Taille, welche vorher ganz allein die auch in andern Beziehungen mit Steuern übermäßig gedrückten Staatsbürger traf, ge-

macht habe, nur die Einleitung zu einer gleichen Vertheilung der Abgaben überhaupt ſeyn ſollten.

Joly de Fleury, welcher nach Neckers Entlaſſung Finanzminiſter wurde, befand ſich in der größten Verlegenheit, da er unmittelbar Geld anſchaffen ſollte und ſchon darum keinen Credit fand, weil dieſer an Neckers Perſönlichkeit geknüpft geweſen war. Necker ſtand mit allen Großhändlern und Bankiers in Verbindung, ſein Nachfolger nicht; er verſprach öffentlich Rechnung abzulegen, ſein Nachfolger hüllte ſich in das alte Dunkel. In dem Augenblick, als Joly de Fleury Controleur ward, forderte gerade der amerikaniſche Krieg den größten Aufwand. Von neuen Einrichtungen und neuer Vertheilung der Abgaben konnte, weil ſogar Necker wegen ſeiner Neuerungen und Freiheitsideen verſchrien ward, nicht die Rede ſeyn, Joly de Fleury mußte alſo Anleihen unter höchſt ungünſtigen Bedingungen ſuchen. Die Staatskaſſe ward auf dieſe Weiſe auf eben die Art aus einer Verlegenheit in eine größere geſtürzt, wie oft das unermeßliche Vermögen reicher Herrſchaften unbegreiflich ſchnell in die Hände der Wucherer fällt.

Der Controleur hatte keine Stände oder Deputirtenkammer neben ſich, die er als Druckmaſchine gebrauchen konnte, denn leider wiſſen die Franzoſen jetzt nur zu gut, daß Volksdeputirte gar zu oft unter dem Schein, das Volk zu repräſentiren, nur ihr eignes Intereſſe vorſtellen, und daß der, welcher ihre Wahl zu leiten verſteht, durch mancherlei Mittel nach Belieben ohne Bedenken immer neue Steuern auflegen kann. Joly de Fleury mußte daher die alten drückender machen und den ſchon zu ſehr Belaſteten neue Laſten auflegen. Man darf nur, um die Verlegenheit des Controleurs richtig zu beurtheilen, die Acten genau ſtudiren und man wird finden, daß er ganz allein fand, wenn er gegen den Hof und gegen das Volk kämpfen mußte. Er konnte in keinem öffentlichen Blatte Winke über die nöthigen Maßregeln geben und darauf vorbereiten, keinem Deputirten des Volks Berechnungen vorlegen und doch auch nicht, wie in Rußland, autokratiſch gebieten; ſondern mußte jedes Unrecht, wenn es verbrieft war, aufrecht halten.

Das gilt ſogar von Vergennes, den man darüber anklagte daß er den Engländern in den Präliminarien des verſailler Friedens (1783) zu viel eingeräumt habe, und daß er 1785 bei der Ausſöhnung des Kaiſers mit den Holländern durch den Vertrag von Fontainebleau ein Paar Millionen zahlte, ſtatt einen Kriegsaufwand zu machen, deſſen Größe nicht zu berechnen geweſen wäre. Der Friede in Verſailles war aber der einzige rühmliche Friede, den Frankreich ſeit hundert Jahren mit England geſchloſſen hatte, und durch die Verwendung für Holland ward alles das erreicht, was man ſeit Wilhelms III. Zeiten vergeblich geſucht hatte. Was den verſailler Frieden angeht, ſo beſchuldigte man den Miniſter, daß er den Engländern unnöthigerweiſe Gondeloor und das Fort St. David zurückgegeben, daß er die Hälfte des franzöſiſchen Gebiets auf der Küſte Coromandel dadurch aufgeopfert, daß er Vilnour und Valdaour, das eine mit einem großen, das andere mit einem kleinen Gebiet verwechſelt, und das erſtere in den Händen der Engländer gelaſſen habe. Man warf ferner dem damaligen Miniſterium vor, es habe ſich gefallen laſſen, daß auch unter ganz veränderten Umſtänden eine Beſtimmung des Friedens von 1763 in den neuen Tractat aufgenommen worden ſey, wodurch den Franzoſen die ſchimpfliche Verpflichtung auferlegt ward, Chandernagore nicht weiter zu befeſtigen, ſondern blos mit einem Abzugsgraben umgeben zu dürfen. Auch nannte man die unterlaſſene Erwähnung von Hyder Alis Nachfolger, Tippu Sultan (Tippoo Saib) ſchimpflich. Die Franzoſen hatten nämlich bis dahin dieſen indiſchen Fürſten, der Tapferkeit, große Talente in Kriegs- und Friedensgeſchäften, und Feindſchaft gegen die Engländer von ſeinem Vater geerbt hatte, in ihren Schutz genommen, durch die Nichterwähnung ward er ſeinen Feinden preisgegeben, die ihn um 1788 zum Theil und zehn Jahr hernach gänzlich vernichteten. Beiläufig wollen wir bemerken, daß die beiden Kriege, welche die Engländer vorher mit Hyder Ali geführt hatten, und die beiden, die ſie 1788 und 1798 mit

Tippu Sultan führten, diejenigen waren, in welchen ſie in Indien den hartnäckigſten Widerſtand fanden.

In welcher Verlegenheit ſich aber die franzöſiſche Regierung gerade im Augenblicke der Unterhandlung über die Präliminarien befand, ſieht man ſchon allein daraus, daß der Finanzminiſter abtreten mußte, weil er ſich in Rückſicht des Aufwandes des letzten Kriegsjahrs nicht zu helfen wußte. Joly de Fleury mußte nämlich am Anfange des Jahrs 1783 ſeine Stelle verlaſſen, weil er nicht im Stande war, die Summen aufzubringen, welche nöthig waren, die im letzten Kriege auf den Schatz gezogenen, von bedeutenden Häuſern als Zahlung angenommenen Wechſel zu zahlen. Als damals die Staatskaſſe ihrer Verbindlichkeit nicht entſprach, kamen die erſten franzöſiſchen Bankiers und Großhändler in Gefahr. Die Wiederbeſetzung der Stelle des Controleurs, die der König zu leicht nahm, war eine ſchwierige Sache. Wenn man nämlich bei andern Gelegenheiten dem Könige vorwarf, daß er ſich von ſeiner Gemahlin und ſeinen Brüdern zu viel einreden ließ, oder Maurepas (der Ende 1781 geſtorben war) zu unbedingt folgte, ſo machte er dieſes Mal dadurch, daß er ganz allein ſeinem Kopfe folgte, aus Mangel an Geſchäftserfahrung einen ſehr groben Fehlgriff. Nach Maurepas Tode hatten mit allem Rechte der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Vergennes, und der Juſtizminiſter (**Garde-des-sceaux**), Miroménil, einen Theil ſeines Mentorgeſchäfts übernommen, ſie ſchlugen auch jetzt dem Könige drei Männer zu der erledigten Stelle vor, er ernannte aber keinen von dieſen, ſondern einen jungen Mann von zwei und dreißig Jahren. Dieſen Mann hatte er in einer Verwaltungsſtelle kennen lernen, wo er ganz vortrefflich ſeyn konnte, ohne darum den Finanzgeſchäften eines verſchuldeten Reichs, deſſen Ausgaben jedes Jahr die Einnahme um funfzig Millionen überſtiegen, gewachſen zu ſeyn.

Dieſer neue, vom Könige unmittelbar ernannte Controleur war Lefèvre d'Ormeſſon d'Amboile, der erſt Parlamentsrath, dann gleich ſeinem Vater und Großvater Intendant der Finan-

zen geweſen war. Der König hatte ſeine perſönliche Bekanntſchaft gemacht, weil d'Ormeſſon die Verwaltung der königlichen Anſtalt zu St. Cyr unter ſeinen Augen geleitet hatte. Er war ein rechtlicher Mann und, was wahrſcheinlich den König am mehrſten für ihn gewann, wie er im Gegentheil Necker als einen Proteſtanten immer nur mit ängſtlicher Scheu neben ſich ſah, in der ſtrengen kirchlichen Form aufrichtiger Katholik. Er empfand übrigens ſelbſt, trotz des Zutrauens, welches der König in ihn ſetzte, daß er dem ſchwierigſten Poſten in den ſchwierigſten Zeiten nicht gewachſen ſey. Er lehnte gleich Necker alle Vortheile ſeiner Stelle und auch ſogar die Beſoldung ab, und als man ihm hernach gleichwohl eine Summe aufdrang, überließ er ſie der wohlthätigen Anſtalt von St. Cyr, die er leitete und die auch dem guten Könige ſehr am Herzen lag. Der Irrthum des Königs in der Wahl dieſes Mannes ward ſogleich klar; denn er entzweite ſich mit Vergennes und vermehrte durch ſein Schwanken, Zögern, Zagen, durch die Furchtſamkeit, die ihn unfähig machte, im entſcheidenden Augenblick einen ſchnellen Entſchluß zu faſſen, die natürliche Unentſchloſſenheit des Königs.

Mit ſeinen Collegen geſpannt, am luftigen Hofe als pedantiſch rechtlicher und religiöſer Mann ohne Halt, war d'Ormeſſon anfangs wenigſtens im Publikum geachtet, zwei Fehlgriffe beraubten ihn aber auch dieſer Stütze, und er mußte noch im November deſſelben Jahrs ſeine Stelle wieder aufgeben. Die Schritte, welche d'Ormeſſon thun mußte, beweiſen am beſten, wohin es damals gekommen war, weil ſich ein Mann, wie d'Ormeſſon, zu den Maßregeln eines dü Terray verſtehen mußte. Der Controleur war ein rechtlicher, beliebter und ſogar den Maßregeln der nachherigen Nationalverſammlung durchaus nicht abgeneigter Mann, man wollte ihn um 1792 durchaus zum Maire von Paris machen, obgleich er klug genug war, dieſe Würde ſtandhaft abzulehnen, und dennoch mußte er in der kurzen Zeit ſeiner Amtsführung zwei Mal Treue und Glauben verletzen. D'Ormeſſon mußte nämlich, um nur baar Geld zu erhalten, aus der Caisse d'Escompte, welche damals ungefähr

daſſelbe war, was jetzt die Bank iſt, ſechs Millionen heimlich wegnehmen und in den königlichen Schatz bringen laſſen. Der Raub konnte unmöglich verborgen bleiben, es ward daher das Zutrauen zu dieſer Caſſe plötzlich ſo ſehr erſchüttert, daß ſie ihre Zahlungen auf eine Zeitlang einſtellen mußte. Die zweite Maßregel, welche er ergriff, war eben ſo ſchneidend, als die erwähnte erſte. Er ließ nämlich ohne allen Grund den Pacht der Generalpächter caſſiren und übernahm im Namen der Regierung die unmittelbare Verwaltung der öffentlichen Gefälle. Das mochte allerdings nöthig und nützlich ſeyn; aber in der Art, wie es geſchah, war es gegen das gemeine Recht und ſchreckte in dem Augenblicke, als die Regierung der Leute, welche Millionen anſchaffen konnten, am mehrſten bedurfte, jedermann ab, ſich mit ihr in Geldſachen einzulaſſen.

Dieſe Lage der Finanzen erklärt recht gut, warum Vergennes um 1784 keinen Krieg für Holland anfangen wollte, und 1785 lieber Geld zahlte, als Krieg anfing. Man wirft dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten (Vergennes) außerdem den Handelstractat, den er im Jahre 1786 mit England ſchloß, als eine übertriebene Gefälligkeit gegen dieſen Staat vor, wodurch er der franzöſiſchen Induſtrie ſehr geſchadet habe. Dieſer Sache erwähnen wir blos als Notiz, da ſie nicht innerhalb des Kreiſes liegt, auf den wir uns beſchränken müſſen; fälſchlich beſchuldigt man aber oft ihn und ſogar ſeinen Nachfolger im Amte, den Grafen von Montmorin, daß ſie ſich durch Drohungen der Engländer hätten abhalten laſſen, den Holländern gegen Preußen beizuſtehen. Zu der Zeit, als dies hätte geſchehen müſſen, war Vergennes ſchon geſtorben, und der damalige Premierminiſter war anderer Meinung, als der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, als der Kriegsminiſter und ſogar als Calonne, der an der Spitze der Finanzen ſtand.

Das Schickſal Frankreichs brachte nach d'Ormeſſon an die Stelle, die er bekleidet hatte, einen genialen Verſchwender, der bei der Verwaltung ſeines eignen bedeutenden, aber gänzlich verſchuldeten Vermögens gelernt hatte, ſich für den Augenblick

zu helfen, ohne daran zu denken, wie man im nächſten einer weit größeren Verlegenheit, worin man ſich ſtürze, entgehen wolle. Carl Alexander von Calonne ward nach d'Ormeſſon Generalcontroleur der Finanzen und es fehlt uns auch über ſeine Ernennung nicht an Notizen und Anecdoten, die wir aber ſo wie manches andere der Kürze wegen übergehen können, weil alles dieſes in andern Büchern nachgeleſen werden kann und für den Hauptzweck dieſes Werks unweſentlich iſt. Wir verweiſen deshalb in der Note auf zwei Bücher, worin man alles, was in Beziehung auf Calonne hier nur kurz oder gar nicht erwähnt iſt, genau und mit Angabe der Quellen geſammelt findet [98].

Calonne war der Sohn des erſten Präſidenten des Parlaments von Douai und war ſelbſt zur parlamentariſchen Laufbahn beſtimmt. Als Parlamentsrath war er ſeit der Zeit, daß er ſich in des Generalprocurators la Chalotais Sache hatte gebrauchen laſſen, eben ſo beliebt bei Hofe, als er den Parlamenten verhaßt war, dies machte ihm hernach als Finanzminiſter

98) Im erſten Theile von Wachsmuths Geſchichte Frankreichs im Revolutionszeitalter im dritten Capitel, und im zweiten Theil der in der vorhergehenden Note angeführten Geſchichte der Staatsveränderung u. ſ. w. Dort findet man im fünften Abſchnitte alle einzelnen Angaben und Notizen, die man hier vermißt. Wir berühren daher auch nur Weniges von der leichtfertigen Verſchwendung, deren man Calonne anklagt, weil das, was der Verf. geſammelt hatte, auch bei Wachsmuth Seite 61 und 62, beſonders aber Note 21 bis 23 gefunden werden kann. Im fünften Abſchnitt des zweiten Theils der Geſchichte der Staatsveränderung u. ſ. w. findet man nicht blos vollſtändige Auskunft über das ſogenannte rothe Buch, das heißt über alle von Ludwig XV und XVI. direct aus der Staatskaſſe angeordneten Zahlungen, ſondern auch überhaupt über Calonnes Schritte und Maßregeln. Die Halsbandgeſchichte haben wir, ſo viel nur immer möglich war, abgekürzt, weil ihr Wachsmuth die ganze erſte Beilage ſeines Buchs gewidmet und die Quellen angeführt hat. Wir würden ihrer nur mit einem Worte gedacht haben, wenn ihr nicht in der erſten Ausgabe dieſer Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts und der Revolution (der der 2te und ſtärkere Theil des Büchleins war gewidmet worden) ein größerer Raum angewieſen worden wäre und wir den dort gegebenen Abriß in dieſer zweiten und dritten Ausgabe nur ausführen, berichtigen, fortſetzen wollten.

jede Unternehmung ſchwierig, wozu er der Parlamente bedurfte. Durch Gunſt am Hofe, das heißt bei der Königin, den Prinzen, den Freunden und Freundinnen der Königin, gelangte er zur Stelle eines Finanzminiſters, und niemand war reicher an augenblicklichen Auskunftsmitteln, als er, dem es an Talenten nicht fehlte, deſſen Rede mit leichtem und unaufhaltſamen Strome floß, und der der Sprache, wie der Feder mächtig war. Er war nicht blos zierlich, modiſch, galant und machte den Aufwand eines großen Herrn, ſondern er wäre auch vielleicht in unſern Tagen ein vortrefflicher Miniſter für Frankreich, jene Zeit aber war ernſter, und es war nicht genug, von einem Jahre zum andern Auskunft zu finden. Calonne ſelbſt fühlte und ſprach in ſeinen Briefen aus, daß alle Einrichtungen der alten Zeit morſch wären.

Wenn man den Briefen, die man um 1789 unter ſeinem Namen drucken ließ, mehr trauen könnte, als wir zu thun wagen, obgleich er nie dagegen proteſtirt, oder ihre Aechtheit geleugnet hat, würden wir blos aus dieſen Briefen eine vollſtändige Charakteriſtik des Mannes, der Art ſeiner Talente und ſeiner unverantwortlichen Leichtfertigkeit in Behandlung der Geſchäfte geben können. Wir wollen indeſſen nur aus zwei Briefen, einem kürzern Billet, das er zur Zeit, als er die Notablen verſammelte, aus Paris an den Hof nach Verſailles ſchrieb, und aus einem längern Briefe, den er zur Zeit der Berufung der états généraux aus London an ſeinen Bruder richtete, eine einzige Stelle ausheben. Es kommt für unſern Zweck auf Authenticität nicht an, die Stellen ſollen blos dienen, anſchaulich zu machen, wie die Dinge ſtanden und wie Calonne und ſeines Gleichen am Hofe ſie betrachteten und behandelten. Dies iſt vortrefflich in den Stellen, die wir anführen, ausgeſprochen, ob von Calonne oder von einem andern, darauf kommt es hier nicht an [99]). Calonne war übrigens unſtreitig ein Mann, der

99) Man zeigte dem Verfaſſer, als er 1821 in Paris war, eine Sammlung von Briefen angeſehener Perſonen, welche 1789 in Paris und, wie man

zum Miniſter und Diplomaten geboren war, und in unſern Tagen im franzöſiſchen Cabinet und in der Deputirtenkammer die Bewunderung von ganz Europa erlangen würde; damals war

---

ihm ſagte, auch in London gedruckt waren, ohne daß Calonne, der damals in England war, und von dem ſich auch ein Paar Briefe in dieſer Sammlung fanden, dagegen reclamirt hätte. Man ſagte uns ſogar, er habe ſich 1794 ſelbſt dazu bekannt. Der Verf. excerpirte einiges, wagte aber doch hernach nicht recht, dieſe gedruckten Briefe als urkundliche Stücke zu gebrauchen. Zu dem im Texte beſtimmten Zwecke glaubt er jedoch hier zwei kurze Stellen aus zwei dort gedruckten Briefen ausheben zu können, da ſie, ächt oder unächt, doch den Mann und die Zeit charakteriſiren. Er ſchreibt dort über die von ihm berufene Verſammlung der Notablen an die Frau Jules de Polignac: **Je sens parfaitement tout le ridicule de cette assemblée à laquelle j'ai donné lieu; mais les esprits fermentaient et il falloit une égide respectable pour parer à tous les traits. Ils ne feront rien sans nous et nous ferons tout sans eux. Ce sont de grands ressorts dont nous nous servirons pour faire jouer la grande machine. Que sa Majesté ne tremble point à l'aspect de cet épouvantail formidable; il faudra moins de tems pour le détruire, qu'il n'en a fallu pour l'établir. Il faut fasciner les yeux du Français, et quand on sait bien lui offrir l'illusion il croit tenir la vérité et il est content.** Aus einem langen, von uns abgeſchriebenen Briefe an ſeinen Bruder, den Abbé de Calonne, wollen wir ebenfalls nur eine kurze Stelle abſchreiben. Er gehört in die Zeit von Neckers Verſammlung der Notablen. — — — **Il n'y a,** ſchreibt er, nachdem er bewieſen hat, daß Necker ſcheitern müſſe, wie er geſcheitert ſey, **absolument qu'une banqueroute qui puisse mettre l'état au niveau de ses affaires, et il ne s'agit pas de discuter, si ce parti est noble ou légitime, il suffit d'être persuadé qu'il est de nécessité. Je regarde la France comme un corps gangrené dans presque toutes ses parties; on craint d'opérer parcequ'il y a trop d'amputations à faire, le mal augmente et le corps périt lorsqu' on agite la guérison. Sois sûr, mon ami, que ce sera le résultat des états généraux. La puissance royale d'abord y perdra, les ministres y seront soupçonnés et point écoutés, et Messieurs les députés des différentes provinces commenceront par frémir à l'aspect du gouffre qui va s'ouvrir à leurs yeux. Ils disputeront, analyseront, projeteront et ils finiront par désespérer du salut de la France. Ainsi l'état, sans éprouver un heureux changement, n'aura été que bouleversé etc. etc.** Als Probe der Weisheit Calonnes, oder doch der Leute, wie er, mag dies aus dem langen Briefe genug ſeyn. Auf dieſelbe Weiſe behauptete immer er und Mallet dü Pan und der von Pitt zum Ritter gemachte d'Ivernois, zwei genfer Doctrinärs, Bonaparte werde aus Mangel an Geld

aber die Zeit, die Umſtände und der herrſchende Geiſt den Künſten, die er trieb, und den Naturgaben, die er hatte, ungünſtig. Dies ausführlich zu beweiſen, würde uns zu weit führen, wir wollen nur einen Fingerzeig über die Art geben, wie es ſich beweiſen ließe.

Calonne nämlich vereinigte in den Projecten, mit denen er ſcheiterte, auf eine ſehr geſchickte Weiſe das, was andere ausgedacht hatten, er hatte die Unverſchämtheit, die Ideen eines Machault, Türgot, Necker mit der ihm eignen Gewandtheit vortrefflich einzukleiden und ohne alle Rückſicht darauf, daß das Reformiren weder ſeiner Stellung, noch ſeinen Sitten, noch ſeinen Manieren und Bekanntſchaften angepaßt ſey, als Reformator aufzutreten, wenn es die Umſtände forderten. Er unterhandelte ferner zur Zeit der erſten und zweiten Nationalverſammlung auf eine merkwürdige und durch Intriguen und Cabalen, die ſchon allein einen Diplomaten verewigen könnten, ausgezeichnete Weiſe mit den Cabinetten von Wien, Berlin, Petersburg und London, und ward in jener Zeit von allen Publiciſten und Staatsmännern wegen der Producte bewundert, die aus ſeiner Feder hervorgingen. Wenn man lieſt, was er damals ſchrieb, wird man, ſo ſehr man ihn verachten mag, Talent und Styl, klares Erörtern der ſchwierigſten Materien und lebendige Darſtellung trockner Finanzſachen bewundern müſſen. Uns allen, die wir damals das Weſen und das eigentliche Bedürfniß der bürgerlichen Verhältniſſe des achtzehnten Jahrhunderts nicht kannten, ſchien unübertrefflich, was er um 1789 in den zwei öffentlich bekannt gemachten Briefen an den König dieſem als das Mittel angab, die Monarchie zu erhalten. Wir alle hielten ſeine ſehr gut geſchriebenen und ſcharfſinnig entworfenen Abhandlungen, die er, als ſich der Convent trennte und dem Direc-

---

ſcheitern, und das behauptete Calonne ſogar gegen Pitt, und die andern beiden wiederholten es jedes Jahr regelmäßig, wenn Bonaparte ſein Budget mittheilte.

torium Platz machte, in der erſten Zeit des Directoriums bekannt machte, für unwiderleglich.

Gerade dieſe leichten Gaben, ſophiſtiſchen Talente, loſe Fertigkeiten, gemüthloſe Geſinnungen, die jetzt vor allen andern geſchätzt werden, und die hohe Gunſt, deren Calonne unter den Prinzen, am leichtſinnigen und verſchwenderiſchen, wenn auch übrigens ziemlich moraliſchen Hofe genoß, machten ihn damals dem Volke verhaßt. Die alten Juriſten und Janſeniſten des Parlaments und der parlamentariſchen Familien (noblesse de robe) vergaßen es ihm immer noch nicht, daß er ſich für den Herzog von Aiguillon gegen den Generalprocurator la Chalotais hatte gebrauchen laſſen, und daß er die Stelle eines Generalprocurators bei der in deſſen Sache beſtellten conſtitutionswidrigen Gerichtscommiſſion angenommen hatte. Auch bei Gelegenheit des Prozeſſes der la Chalotais zeigte ſich ſchon Calonne zugleich als einen Mann, den die Regierung zu Allem gebrauchen könne, und als einen Mann, der ſich aus jeder Verlegenheit eben ſo gut, als aus jeder Gewiſſensbedenklichkeit zu helfen wiſſe. Er war zwar anfangs mit großem Eifer vorwärts geſchritten, hatte ſogar dem Siegelbewahrer einen Privatbrief des Herrn de la Chalotais mitgetheilt, der auf keine Weiſe zu den Acten gehörte, ſobald er aber erkannte, daß ſich die Luft geändert habe, wußte er ſehr geſchickt umzulenken, denn er ſah, daß man nicht ferner rathſam fände, die Sache ſo eifrig als anfänglich zu betreiben.

Die Ernennung eines Mannes aus der Zeit Ludwigs XV., welcher zur Schule des Herzogs von Aiguillon und ſeiner Roués gehörte, zu dem Poſten, den Türgot und Necker bekleidet hatten, ſchadete dem Könige bei allen ſeinen folgenden guten und wohlwollenden Maßregeln, beſonders dadurch, daß offenbar ward, daß man unter einem ſtets von einem Extrem zum andern übergehenden Regenten, durchaus auf nichts ſicher rechnen könne, weil er ein Spielball ſeiner Brüder, Gemahlin, Umgebungen ſey. Er war ſeit ſeiner Thronbeſteigung und ſeit Türgots Miniſterium immer vom Alten zum Neuen und umgekehrt

hin und her geſchwankt, er huldigte bald einmal der Zeit, bald widerſtrebte er ihr geradezu. Neckers Miniſterium, und Calonnes Ernennung zeigte einen Widerſpruch, der nur durch Mangel an Urtheil und Character zu erklären war. Dies Schwanken dauerte fort bis 1792 und gab denen, die damals allein conſequent waren, den Sieg.

Der Frau Jules Polignac oder der Königin, oder auch den Prinzen, die Calonne ſollen empfohlen haben, wäre nur etwa vorzuwerfen, daß ſie durch ihn die alte Zeit, ihre Maßregeln und Manieren wieder auf den Thron geſetzt hätten; aber das war eben *ihre Zeit* und *ihre Regierungsform*, der König dagegen, der eine Reform wirklich wollte, hätte widerſtehen müſſen. Er war aber ein Rohr, das der Wind hin und her weht. Die, welche Calonne empfahlen, konnten ſich mit Recht darauf berufen, daß er nicht blos Juriſt, Redner, geſchickter und geübter publiciſtiſcher Schriftſteller, ſondern auch ein in Verwaltungsſachen geübter Geſchäftsmann ſey. Er war Intendant der Generalität von Lille geweſen, wie Türgot von der von Limoges, war in den höhern Aemtern gebraucht worden, welche juriſtiſche Kenntniſſe forderten, und war im königlichen Staatsrathe thätig geweſen. Er war außerdem der beſte unter den beiden Candidaten des alten Syſtems, welche dem ſchwachen König von den Unverbeſſerlichen des Hofs empfohlen wurden. Dies waren die Leute, welche man hernach in der Revolution ausſchließend Hof (la cour) nannte, und als Feinde der Nation und des Königs bezeichnete, weil ſie den letztern, wenn er einen Schritt vorwärts gethan hatte, immer drei zurück thun, und jeden Eid als gezwungen (cum reservatione mentali) geleiſtet betrachten ließen. Es war nämlich neben Calonne nur noch der Volksfeind Foulon in der Wahl, deſſen ſteinhartes Herz ſprüchwörtlich war, und den der Pöbel um 1789 wegen eines hochmüthig ariſtokratiſchen Worts, das er entweder geſagt hatte, oder welches doch ſeinen Charakter und Geſinnung ausdrückte, am Laternenpfahl aufknüpfte.

Wir müſſen den Leſern überlaſſen, die Geſchichte der einzelnen Schritte des neuen Controleurs in den oben (Note 98) angeführten deutſchen Werken aufzuſuchen; für unſern Zweck reicht es hin, der Reſultate der neuen Verwaltung kurz zu gedenken. Calonne hob zunächſt für den Augenblick den Credit der königlichen Staatskaſſe dadurch, daß er alle Forderungen an dieſelbe pünktlich am Verfalltage auszahlte; aber er machte dies nur dadurch möglich, daß er unter den läſtigſten Bedingungen Anleihen machte, um die Zinſen der frühern zu zahlen, alſo nothwendig am Ende dahin gelangen mußte, wohin er ſchon 1787 gelangte. Er hatte in den vier Jahren ſechshundert Millionen entweder durch Anleihen oder durch früheres Einfordern des erſt ſpäter Fälligen aufgebracht, hatte außerdem durch allerlei geheime und unerlaubte Kunſtgriffe die Einnahme um hundert Millionen vermehrt, und dennoch war mit jedem Jahre die Verlegenheit geſtiegen, und die Einnahme war immer weiter hinter der Ausgabe zurückgeblieben. Dies brachte endlich den Finanzminiſter zu den Schritten, welche dienen ſollten, neuen Erpreſſungen den Schein der Rechtmäßigkeit zu geben.

Die Verwendung der geliehenen Summen und die Immoralität und Gewiſſenloſigkeit des Finanzminiſters, die es hernach rathſam für ihn machten, einem ihm drohenden Staatsprozeß durch die Flucht zu entgehen, empörte ſelbſt die, denen er das Geld mit freigebiger Hand zuwarf, als ſie ſich gierig um ihn drängten. Wir glauben nicht, daß es wahr iſt, daß der Graf von Provence (Ludwig XVIII.) geſagt hat, was man ihm Schuld gibt, geſagt zu haben, obgleich es ſeinem Charakter ganz angemeſſen iſt, daß er, als alle die Hand gegen Calonne ausgeſtreckt, damit ſie von ihm gefüllt werde, den Hut hingehalten habe. Der Graf von Artois (Carl X.) war von Jugend auf Schuldenmacher, man hatte im Jahre 1781 anderthalb Millionen Livres Schulden für ihn bezahlt; im Jahre 1782 gar vier Millionen, Calonne gab 1783 noch zwei Millionen her, und doch rechnete man, daß die beiden Prinzen zuſammen

noch 14 Millionen Schulden hätten. Calonne predigte die Theorie, die man jetzt in Frankreich wieder neu aufputzt, daß eine Monarchie Glanz, Luxus und Verſchwendung fordert, und daß glänzende Thorheit beim gegenwärtigen Zuſtande der Civiliſation den Künſten und der Betriebſamkeit vortheilhaft, ja nothwendig iſt. Er machte ſich daher auch durch Begünſtigung königlicher Bauten und durch Feſte der Königin gefällig, wie den Prinzen.

Er ſchaffte Geld, damit der König zu den vielen königlichen Luſtſchlöſſern noch Rambouillet kaufen könne, und zahlte aus der Staatskaſſe die nöthigen Summen, für die Befriedigung einer Grille der Königin, welche St. Cloud beſitzen und verſchönern wollte. Er verſchaffte ihr zugleich die Gelegenheit, ohne daß es auffiel, ihre Günſtlinge zu bereichern. Er verwendete nämlich unter dem ſcheinbaren Vorwande, daß dies finanziell vortheilhaft ſey, eine Summe von zwanzig Millionen zum Ankauf von Domainen, man bewies aber hernach, daß dieſe Güter unter dem Schein von Kauf und Tauſch an die begünſtigten Familien übergegangen und die im Tauſch oder Kauf feſtgeſetzten Summen nie bezahlt ſeyen. Dies Alles ward in jener Zeit der Königin zugeſchrieben, und ihre Unvorſichtigkeit bei der Wahl ihrer Geſellſchaft und der ihrer Freunde und Freundinnen ward vom Neid und von der Eiferſucht zum Verbrechen gemacht. Man hatte einmal am Hofe die Einbildung vom ausſchließenden Recht gewiſſer Familien auf gewiſſe Ehrenplätze am Hofe und auf Theilnahme an der königlichen Geſellſchaft, die Königin ward daher erſt ein Opfer des hohen Hofadels, hernach des demokratiſchen Pöbels, ſo rein auch ihr Wandel war.

Derſelbe Theil des höchſten Adels, der gegen die Königin der Etikette wegen erbittert war, glaubte ſich hernach im Jahre 1785 durch die Kränkung eines Mitglieds der dem königlichen Hauſe nahe ſtehenden Familie Rohan tödtlich beleidigt. Bei dieſer Gelegenheit benutzte auch das damals dem Hofe ſehr feindſelig geſinnte Parlament den gegen den Cardinal Rohan eingeleiteten Prozeß, um die Königin in den Augen von ganz Europa verdächtig erſcheinen zu laſſen. Die Familie, welche ſich belei-

digt glaubte, war um ſo gefährlicher, je unverſchämter ihre erſten Glieder der öffentlichen Meinung, den Geſetzen der Ehre und allen rechtlichen Grundſätzen Hohn zu ſprechen wagten. Ein Prinz dieſer Familie (von Guémenée) machte einen ſchändlichen Bankerott, der zahlreiche Familien ins Elend ſtürzte; der Prinz von Rohan, Cardinal und Biſchof von Strasburg und als ſolcher deutſcher Reichsfürſt, trat mit Gaunern und Buhldirnen und Abenteurerinnen in Verbindung, um den Zorn der Königin zu beſänftigen und ihre Gunſt zu gewinnen. Um dieſe Gunſt hatte ſich Rohan lange vergeblich beworben und weil er kein Mittel zu ſeinem Zwecke verſchmähte, gerieth er auf eine ſo ganz unbegreifliche Weiſe in die Netze einer Gaunerin, daß man ſich im Publikum nie überzeugen konnte, daß die Königin nicht irgend eine Veranlaſſung zu den Verwicklungen der ſogenannten Halsbandsgeſchichte ſollte gegeben haben. Wir glauben, daß ſie ganz unſchuldig war; obgleich es heißt, daß ſelbſt ihr Neffe, der Kaiſer Franz, der übrigens durch Scharfſinn nicht gerade ausgezeichnet war, ſie einiger Unvorſichtigkeit ſchuldig gehalten habe. Der Zuſammenhang dieſer für das Schickſal der unglücklichen Königin wichtigen Halsbandsgeſchichte iſt folgender:

Man hatte den leichtfertigen, verſchwenderiſchen, verſchuldeten Rohan im Januar 1772 nach Wien geſchickt, wo er ſich durch einen ganz unerhörten Aufwand und durch die gleich bei ſeinem erſten Aufzug in der Stadt gezeigte unverſtändige Pracht völlig zu Grunde richtete. Ein Prinz, welcher wenigſtens dem Scheine nach Geiſtlicher hätte ſeyn ſollen, und dabei ein Leben führte, wie Rohan, konnte der Kaiſerin Maria Thereſia, einer in jeder Rückſicht würdigen deutſchen Hausfrau, unmöglich angenehm ſeyn, und ſie ließ ihn das empfinden; dafür rächte er ſich. Er konnte nämlich, wie das bekanntlich immer der Fall iſt, in eben dem Grade, als er mit den Verdorbenſten vertraut und gränzenloſer Verſchwender war, die diplomatiſchen Geheimniſſe leichter erfahren, als ein anderer, und erfuhr ſie auch bei der Gelegenheit der damaligen erſten Theilung von Polen. Maria täuſchte die Franzoſen durch die Verſicherung ihrer Ab-

neigung vor der Theilung, ſie vergoß ſogar Thränen darüber, daß ſie wider Willen daran Theil nehmen müſſe; dieſe Verſicherungen machte Rohan in einem Geſandtſchaftsbriefe mit der Schärfe des beißenden Spotts lächerlich, der Leuten, wie er war, eigen und die Würze ihrer Geſelligkeit iſt. Er ſchrieb einen geiſtreich ſarkaſtiſchen Brief über die zur Natur gewordene Verſtellungskunſt der Kaiſerin und über die Fähigkeit derſelben, zu lachen und zu weinen, wie ſie wolle, ohne daß es ihr mit dem Einen oder dem Andern Ernſt ſey. Der Herzog von Aiguillon, an den, als an den Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, der Brief gerichtet war, brachte ihn, wie er pflegte, der dü Barry, die nach ihrer Art Scandal daraus machte. Das erfuhr die nachherige Königin, ſie glaubte, Rohan habe den ſpottenden Brief über ihre Mutter unmittelbar an die dü Barry gerichtet gehabt, und verzieh ihm nie, daß er ihre Mutter zum Gegenſtand des Hohns und Spotts einer Dirne gemacht habe.

Man ſollte denken, Rohan hätte der Gunſt der Königin entbehren können, denn er hatte unermeßliche Einkünfte und war der erſte Würdenträger des Reichs. Er war Cardinal, war Biſchof von Straßburg und als ſolcher deutſcher Reichsfürſt mit einer Reſidenz in Ettenheim, war Großalmoſenier von Frankreich, Proviſor der Sorbonne und Oberverweſer der Blindenanſtalt (Proviseur de Sorbonne et administrateur des quinze vingts). Alles dieſes war ihm ohne Gunſt bei Hofe von wenig Werth. So waren damals die Zeiten und ſo ſcheinen ſie wieder werden zu wollen! Die Putzſucht der Königin und ihr kindiſcher Leichtſinn, wenn es auf Flitter, Zerſtreuungen und Glanz ankam, ſchien endlich dem Cardinal Gelegenheit zu bieten, ſich ihrer Gunſt zu verſichern. Er fand es glaublich und ihrem Character gemäß, daß es ihr leid ſey, den Kauf eines ihr von den Hofjuwelieren Böhmer und Baſſange angebotenen Schmucks von Brillanten, der einzig in ſeiner Art war aber 1,600,000 Livres koſten ſollte, wegen des damaligen Zuſtands der Staatskaſſe ablehnen zu müſſen. Verſchmitzte Gauner

und Abenteurer machten hernach den Cardinal zum Werkzeug, um den Juwelier zu betrügen.

Eine Hauptrolle bei dieſer durch Phantasmagorie unterſtützten Gaunerei zur Myſtification des Cardinals ſpielte ein in ganz Europa berühmter Sicilianer, der ſich der Freimaurer und der damals auch vom Könige von Preuſſen begünſtigten Schwärmerei und Geheimnißkrämerei vorgeblicher Orden meiſterhaft zu bedienen verſtand. Dieſer Mann war Joſeph Balſamo, der um 1743 in Palermo geboren im vorletzten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts unter dem Namen des Grafen Alexander Caglioſtro in Deutſchland und Frankreich ganz unglaubliches Aufſehen erregte, bis er endlich in Rom entlarvt ward.

Wir haben über ſein Leben bis auf den Augenblick, als er in die Klauen der Inquiſition gerieth, den Bericht der Leute, die ihn in Rom peinigten, deren Urtheil alſo wenigen Werth haben kann und darf; die Thatſachen, welche ſie anführen, ſind indeſſen doch bewieſen und unläugbar. 99a) Die

99 a) Der Bericht, den die Inquiſition über das Reſultat der Verhöre und Geſtändniſſe Caglioſtros in italieniſcher Sprache bekannt gemacht hat, iſt zu Zürich bei Orell, Geßner, Füßli und Comp. deutſch überſetzt im Jahre 1791 erſchienen unter dem Titel: Leben und Thaten des Joſeph Balſamo, ſogenannien Grafen Caglioſtro. Nebſt einigen Nachrichten über die Beſchaffenheit und den Zuſtand der Freimaurerſecten. Aus den Acten des 1790 in Rom wider ihn geführten Prozeſſes gehoben und aus dem in der päpſtlichen Kammerdruckerei erſchienenen italieniſchen Originale überſetzt. Der Ueberſetzer hat in der Vorrede die römiſche Manier zu unterſuchen, zu richten und zu beurtheilen in wenigen Worten ſo vortrefflich charakteriſirt, daß wir ſie als charakteriſtiſch für die officiellen proteſtantiſchen Frömmler und für die katholiſchen Eiferer für Rom, deren Zahl jetzt Legion iſt, abſchreiben wollen. Der Verfaſſer, ſagt er, oder vielmehr die heilige Inquiſition in Rom ſchadete ſich in den Augen verſtändiger Menſchen offenbar dadurch, daß ſie einen Betrüger, wie Caglioſtro war, ſo kritiſch und ſo ſtrenge in Rückſicht ſeines Irrglaubens behandelte und nebenbei auf ſogenannte Ketzer ſo hämiſche Seitenblicke warf. Denn Caglioſtro wäre, wenn er auch ſtets die Gebote der römiſchen Kirche äußerlich beobachtet hätte, nichtsdeſtoweniger ein grober Betrüger geweſen, da er nun jetzt nach der Art, wie ihn die heilige Inquiſition behandelt, zum Theil ein Märtyrer der Bigotterie ſcheinen und folglich bei weitem nicht ſo ſehr verabſcheut werden möchte, als er es von Rechtswegen und aus Rückſichten verdiente, die von einer Philoſophie, welche den Römern ſo verhaßt iſt, hergenommen ſind.

Natur hatte ihn offenbar zum Gauner und Wunderdoctor beſtimmt, denn er kam im dreizehnten Jahr zu einem Apotheker und lernte etwas Chemie und Pharmazie und trieb ſich ſchon ein Paar Jahre hernach in Palermo und Meſſina als Betrüger herum. Aus Meſſina mußte er flüchtig werden, kam dann nach Rhodus und Alexandria und endlich nach Malta, ſtets als Gauner. Von Malta ging er nach Neapel und nach Rom, fand aber auch dort, wo er ſich als preuſſiſcher Officier herumtrieb, eben ſo wenig eine bleibende Stätte, als in Madrid und Liſſabon, wohin er ſich von Rom aus begeben hatte. Später trieb er ſich in Paris herum und hielt ſich im Jahr 1771—1772 einige Zeit hindurch in London auf. Weder im Haag noch in Venedig, wohin er auf kurze Zeit kam, konnte er die nöthige Celebrität erlangen; dies glückte ihm erſt in Curland. Dort verrichtete er Wunderkuren, galt als Hoheprieſter altägyptiſcher Geheimniſſe, als Goldmacher und ward der göttliche Caglioſtro genannt.

Seit dem Aufenthalt in Mietau, von wo er auf kurze Zeit nach Petersburg ging, ſpielte Caglioſtro die Rolle eines großen Herrn und eines Wunderthäters, und wußte, während Jedermann glaubte, daß er Gold machen könne, durch Gaukelei und Gaunerei einen unbeſchränkten Aufwand zu decken. Sein Zug von Curland durch Sachſen nach Frankfurt am Main glich dem Triumphzuge eines ſiegenden Kaiſers oder der Reiſe eines lange erwarteten Meſſias. Er that überall Wunder, er heilte die Kranken, rief die Geſtorbenen ans Licht, um den ſie Befragenden Rede zu ſtehen, und Alle, welche durch ſeine Wunder nicht gerührt wurden, ſetzte ſein Aufzug und ſein Aufwand in Erſtaunen.

Er reiſete mit dem zahlreichſten Gefolge ſtets mit Poſt. Er hatte Couriers, Laufer, Kammerdiener und eine zahlreiche Dienerſchaft, alle prächtig gekleidet. Eine einzige Bedientenlivrée, die er in Paris machen ließ, koſtete ein Paar hundert Gulden. Seine mit der größten Pracht meublirten Wohnzimmer, ſeine köſtliche ſtets für Viele gedeckte Tafel, ſein und ſeiner Frau Auf-

zug, beſonders aber ſeine Großmuth und Freigebigkeit ſetzten alle Welt in Erſtaunen.

Er heilte die Armen, die zu Hunderten herbeiſtrömten ganz umſonſt und beſchenkte ſie noch dazu reichlich, auch ſchlug er oft die Geſchenke ſeiner Verehrer, Clienten und Eingeweihten für ſich ſelbſt, aus. Seine Frau dagegen mußte, wenn er Melancholie affectirte oder düſter ſchien, der vornehmen Clientel einen Wink geben, von ausgebliebenen Wechſeln, von einem Diebſtahle oder einem andern widrigen Umſtande, ſo daß ſie an ihn brachte, was ſeine ſcheinbare Delicateſſe verſchmähte.

In Frankfurt ſpielte Caglioſtro eine eben ſo glänzende Rolle, als in allen Städten, durch welche ihn ſein Weg führte, und Perſonen, welche den Lärm, den der Zug des Gauners machte, in Frankfurt mit angeſehen hatten, haben dem Verfaſſer dieſer Geſchichte unglaubliche Dinge von dem Taumel und der Täuſchung erzählt, welche über ihre ſonſt ſo beſonnenen Mitbürger gekommen war. Aerger war es noch in Straßburg, wo Caglioſtro zuerſt die Bekanntſchaft des Cardinals Rohan machte, die er hernach in Paris erneute. Der Jubel und Enthuſiasmus, mit dem man ihn in Straßburg aufnahm, wo damals Magnetismus und Somnambulismus an der Tagesordnung waren und wo der Hauptſitz des geheimen Ordensweſens und der Maurer war, glich einem augenblicklichen Wahnſinn. Das Gedränge in der Straße, wo er wohnte, war eben ſo groß, als in Frankfurt und die angeſehenſten Perſonen ſtrömten aus der Nähe und aus der Ferne herbei. In Straßburg beſchäftigte ihn beſonders das Ordensweſen und die damit verbundenen geheimen Künſte, wohin er ſich aber von dort zunächſt wandte, was ihn nach Italien und beſonders nach Neapel trieb, laſſen wir unentſchieden; ausgemacht iſt, daß er erſt nach Bordeaux ging und dann nach Paris kam.

In Paris traf Caglioſtro den Cardinal Rohan wieder, den er vorher in Straßburg um Geld und Koſtbarkeiten betrogen und durch ſeine Phantasmagorien, wie durch ſeine Lügen von Zaubern, Goldmachen, Geiſtercitiren irre geleitet hatte, und

der jetzt ſeinen Zauber zu gebrauchen wünſchte, um die Gunſt der Königin zu erlangen. Um den Cardinal zu betrügen, verband ſich Caglioſtro mit einer Abenteurerin, welche um 1785, als er ſie kennen lernte, die Rolle einer Dame aus königlichem Geſchlecht mit eben der Unverſchämtheit ſpielte, als er die eines Grafen oder eines ägyptiſchen Prieſters der älteſten Zeit. Dies Weib, welches ſich rühmte, mit der Königin in genauer Verbindung zu ſtehen und dem Cardinal zu ihrer Gewogenheit helfen zu können, war die Tochter eines Mannes von geringem Stande, der den Namen Valois führte und deshalb vorgab, daß er ein Sprößling des königlichen Hauſes Valois ſey. Einige pariſer Damen glaubten dies und nahmen ſich ihrer an, und ſie hat in ihren ſogenannten Denkwürdigkeiten, oder ihrer Schandſchrift gegen die Königin, die Fabel ihrer Abſtammung, aufs beſte ausgeſchmückt, durch eine Geſchlechtstafel begründet. Sie heirathete einen abgedankten Officier, der ſich Graf nannte, aber ganz ohne Vermögen war. Dies darf nicht auffallen, da man bekanntlich damals in Frankreich, wie jetzt in Italien, eine Legion der Grafen und Marquis hatte, deren Marquiſat im Monde lag. Die Abenteurerin, die er geheirathet hatte, nannte ſich indeſſen ſeit ihrer Heirath Gräfin la Motte Valois. Sie ward durch Caglioſtro mit Rohan in Verbindung gebracht, übernahm von ihm geheime Botſchaften an die Königin, brachte Antworten, beſorgte Billets und bewog einen Herrn von Villette, einen Cameraden ihres Mannes, der Königin Hand nachzumachen und deren vorgebliche Antworten auf Briefe des Cardinals zu unterzeichnen. Um den Cardinal noch ſicherer zu täuſchen, ward die Oliva, ein pariſer Freudenmädchen der höhern Claſſe, nach Verſailles gebracht, wie die Königin angezogen, um in der Dämmerung auf der Schloßterraſſe die in den vorgeblichen Billets der Königin verſprochenen freundlichen Winke und Zeichen zu geben. Endlich hieß es in den Botſchaften und Briefchen, die Königin wünſche das Halsband der Hofjuweliers zu kaufen, wolle aber nicht öffentlich Käuferin ſeyn, ſondern durch den Car-

dinal in Terminen zahlen; der Cardinal möge daher in ſeinem Namen im geheimen Auftrage der Königin das Halsband kaufen.

Die Juweliers und Bankiers waren weder ſo leichtgläubig, wie der Cardinal, noch wagten ſie, einem gewiſſermaßen creditloſen großen Herrn einen ſo bedeutenden Werth anzuvertrauen; ſie wollten eine ſchriftliche Verſicherung von Seiten der Königin, daß der Cardinal das Halsband in ihrem Auftrage kaufe; auch dieſe ward von der Gaunerin geſchafft. Der Cardinal, den man ſchon vorher um bedeutende Summen, die er, ganz unbegreiflich geblendet, vorgeblich der Königin lieh, geprellt hatte, erhielt von den Gaunern eine ſchriftliche, von Villette mit der Königin Namen unterzeichnete Vollmacht, von Böhmer und Baſſange für die Königin das Halsband zu kaufen. Man übergab ihm ſogar einen mit der Königin Namen unterzeichneten, bei jedem einzelnen Artikel mit einem Zugeſtanden (approuvé) verſehenen Contract mit den Juweliers, worin die Termine angegeben waren, in welchen ſie die Summe durch den Cardinal wolle bezahlen laſſen. Dieſe Vollmacht übergab der Cardinal den Juweliers, welche dann den Schmuck in ſeine Hände lieferten, obgleich es ein für uns unauflösliches Räthſel bleibt, wie es möglich war, daß weder der Cardiual noch die Handlung Böhmer und Baſſange ſich der Richtigkeit der Unterſchrift beſſer verſicherten; beſonders da die Königin ſich nicht zu unterſchreiben pflegte und auch nicht einmal ſo unterſchreiben durfte, wie dort unterſchrieben war (**Marie Antoinette de France**).

Der Cardinal überlieferte den Schmuck der la Motte; dieſe ſchickte ihren Mann, der die einzelnen Steine veräußern ſollte, damit nach England, und ſpiegelte dem Cardinal vor, daß ſie ihn der Königin übergeben habe. Sie wußte ihn ſo lange zu täuſchen, bis die Juweliers auf Zahlung drangen und ſich an die Königin ſelbſt wandten. Böhmer und Baſſange zeigten endlich der Königin die vorgeblich von ihr dem Cardinal ertheilte Vollmacht und den Contract, und erklärten, daß ihr Haus falliren müſſe, wenn die Zahlung nicht gehörig erfolge.

Darüber gerieth die Königin außer ſich, ſchob, da ſie vom Zuſammenhange nichts wußte, die ganze Schuld auf den Cardinal, theilte dem Könige ihre Leidenſchaftlichkeit mit, und dieſer ließ den Cardinal, als er am Mariä Himmelfahrtstage (15. Auguſt 1785) im vollen Ornat und mit allem geiſtlichen Pomp eines Großalmoſeniers in Verſailles erſchien, in ſein Cabinet rufen. Als hier der Cardinal, im Vertrauen auf die von ihm für ächt gehaltenen Briefe in Gegenwart der Königin darauf beharrte, daß er von ihr beauftragt worden, ließ ihn der König, ſo wie er war, im vollen Ornat, trotz aller Bitten und Vorſtellungen, ins Gefängniß bringen, und einen Prozeß beim Parlament gegen ihn einleiten. Die Oliva, welche durch Geberden und Kleidung die Königin geſpielt hatte, Villette, Caglioſtro und die la Motte wurden ebenfalls verhaftet, der Generalvicar Rohans aber, der Abbé Georgel, hatte zu rechter Zeit, vor der Beſchlagnahme der Papiere, auf ein in deutſcher Sprache geſchriebenes Billet des Cardinals die Correſondenz der la Motte mit dieſem vernichtet. Dadurch ward es den Advocaten möglich, ein Dunkel darüber zu verbreiten, ob die Königin oder der Cardinal der Gaunerin Vorwand und Anlaß zu dem Diebſtahl gegeben habe.

So wenig man glauben kann, daß die Königin irgend einen Antheil an der Sache gehabt habe, ſo benahm ſich doch der König übereilt, heftig und unvorſichtig bei der Verhaftung des Cardinals. Nach den genauern Umſtänden, die wir hier übergehen, vernachläſſigten die Frau von Campan, als vertraute Dienerin der Königin, und die Königin ſelbſt die erſten Winke, die ſie über die Sache erhielten, auf eine unverantwortlich leichtſinnige Weiſe, ſtatt der Sache gleich nachzuſpüren, was dann ein falſches Licht auf ſie warf. Auch der Baron von Breteuil, als Miniſter des königlichen Hauſes, benahm ſich ungeſchickt. Dies alles ward von den damals ſehr zahlreichen Feinden der Königin auf eine boshafte Art, beſonders im Parlamente und in unzähligen Pasquillen benutzt. Man warf auf den König und die Königin Schatten, um den Cardinal als Märtyrer er-

ſcheinen zu laſſen. Der Ausgang des Prozeſſes blieb lange zweifelhaft, die Familie Rohan und der Hof boten alles auf, um entweder der Königin einen Flecken anzuhängen, oder den Cardinal für ſchuldig erklären zu laſſen. Das Urtheil fiel ſo aus, daß zwar nichts gegen die Königin daraus geſchloſſen werden konnte, aber doch ein ſtiller Verdacht zurückblieb, weil zum großen Verdruß des Königs der Cardinal frei geſprochen ward, nachdem man ſeinen Prozeß noch bis zum 16. Auguſt 1786 verlängert hatte.

Das Parlament erklärte vermöge ſeines am 8. Mai 1786 gefällten Urtheils über die andern Beklagten, die la Motte und ihren Gemahl, der ſich geflüchtet hatte, für ſchuldig und verurtheilte ſie zu infamirenden Strafen. Die la Motte entkam jedoch ſpäter, und ſchrieb in England jene ſchändlichen Denkwürdigkeiten, welche die franzöſiſche Regierung aufkaufen ließ und dadurch den Credit vermehrte, den bekanntlich das Publikum aller Länder gerade den ärgſten und dreiſteſten Lügen am erſten zu ſchenken pflegt. Caglioſtro ward zwar freigeſprochen, aber des Landes verwieſen [100]), Villette mußte ebenfalls das

100) Nie waren unſtreitig die Pariſer ſammt und ſonders freier von Aberglauben und Schwärmerei, als damals, nie waren die Juriſten und Staatsmänner Frankreichs reicher an wahrer und ächter politiſcher Weisheit, und freier in ihren Anſichten, beredter in ihren Darſtellungen menſchlicher Verhältniſſe, wie die Einrichtungen der conſtituirenden Verſammlung beweiſen, und dennoch durfte man dem geſammten Parlament, in einer Vertheidigungsſchrift Caglioſtro's, woran ſogar d'Eſprémenil Theil gehabt haben ſoll, wörtlich ſagen, Caglioſtro ſey: **Le fils d'un grand maître de l'ordre de Malte, mystérieusement élevé à la Mecque, à Médine. Voyageur dès sa plus tendre jeunesse, c'était dans les pyramides d'Egypte qu'il avoit appris les sciences occultes de l'Orient. Son gouverneur, le sage Althotas, qui lui avoit donné tout ce savoir, était chrétien et de plus chevalier de l'ordre de Malte; mais il avoit l'habitude de se déguiser et de faire déguiser son élève en musulman. Des grands honneurs avaient été rendus au Comte de Cagliostro dans l'île de Malte. Parvenu à la maturité de la raison et de son génie, il avoit voyagé en Europe. Médecin et prophète, doué du pouvoir d'évoquer les**

Land verlaſſen, die Oliva ließ man, wahrſcheinlich aus Bosheit gegen die Königin, durchſchlüpfen. Der König vermehrte, wie ſchwache Menſchen, wenn ſie einmal erbittert werden, zu thun pflegen, den üblen Eindruck, den die auf ganz verſchiedene Weiſe erzählte und gedeutete Geſchichte machte, durch die Willkühr, die er gegen den Cardinal übte, nachdem dieſer von den Richtern losgeſprochen war. Dies erſchien um ſo mehr als eine ohnmächtige Rache, als der Cardinal durch ſeine kirchlichen Würden und Pfründen doch im Grunde dem Könige unerreichbar blieb. Der König ließ nämlich den Cardinal ſchon vier Stunden, nachdem er im Auguſt 1786 aus der Baſtille entlaſſen war, ſeiner Stelle als Großalmoſenier, als Proviſor der Sorbonne und als Curator der großen Blindenanſtalt entſetzen, ließ ihm den heiligen Geiſtorden abfordern und ihm befehlen, ſich ſogleich in ſeine Abtei Chaiſe Dieu in Auvergne zu begeben. Wie ohnmächtig dies alles war, und wie ſchwankend der König, kann man ſchon allein daraus beurtheilen, daß ſchon drei Jahre hernach alles dies ſo ſehr vergeſſen iſt, daß der Cardinal bei der Verſammlung der Stände des Reichs ſeinen Platz unter den geiſtlichen Herrn des Landes einnimmt.

Dieſe Scandale wären zu jeder andern Zeit von keiner Bedeutung geweſen, ſie wurden aber dadurch in jenem Augenblicke ſehr wichtig, daß der König unmittelbar nachher, als er die Notablen verſammelte, der Gunſt der vornehmen Familien und Geiſtlichen, die Rohans Sache zu der ihrigen gemacht hatten, bedurfte, um gegen die Parlamente eine Schutzwehr zu haben, mit denen er durch Calonne in Streit gerieth. Calonne hatte ſchon zwei Jahre vorher den König zu einem Schritte gegen Necker verleitet, der eben ſo willkührlich und eben ſo ohnmächtig und fruchtlos war, als des Cardinals Verbannung.

ombres, il s'était annoncé partout comme l'ami des hommes; c'étoit le surnom que lui avoit donné la reconnoissance.

Necker hatte nämlich ſein Werk über die Finanzen Frankreichs (Traité de l'administration des finances), welches man von dem 1791 erſchienenen Buche über ſeine eigne Verwaltung (sur l'administration de Mr. Necker par lui même) wohl unterſcheiden muß, als Ueberſicht des Zuſtandes der Reichsfinanzen um 1784 herausgegeben. Er hatte dieſes ſehr umfaſſende Werk in der Vorausſetzung, daß man den Druck in Frankreich, wo Calonne als königlicher officieller Doctrinär allein reden ſollte, damit er allein Recht behielte, nicht erlauben, oder doch das gedruckte Buch gleich unterdrücken werde, an zwei Orten zugleich, nämlich in Lyon und in Lauſanne, druckenlaſſ en. Was Necker vorausgeſehen hatte, traf ein; der König ward Werkzeug ſeines Miniſters. Neckers Buch, worin er ſein Syſtem hervorhob, und die Unhaltbarkeit des von Calonne befolgten Syſtems handgreiflich machte, ward verboten, die Lauſanner Ausgabe aber, weil es damals in Paris Mode war, von Finanzen zu reden, dem Verbote zum Trotz in der ungeheuren Zahl von wenigſtens funfzigtauſend Exemplaren (die Frau von Staël ſagt gar 80,000, wir ziehen 30,000 fürs Prahlen ab) verbreitet, obgleich Calonne eine ausführliche Widerlegung ſchrieb. Das Buch war bald in jedermanns Händen; es war daher die Erſcheinung deſſelben ſehr ungünſtig für den Finanzminiſter, der im Begriff war, durch Lug und Trug und durch eine mit ſchlauer Beredſamkeit vorgetragene, an ſich ſchändliche Theorie die Welt zu täuſchen. Calonne nämlich ſuchte damals durch den Dunſt des Trugs, den Necker zerſtreute, neue Anleihen zu erhalten. Der König ließ freilich Necker kund thun, daß er ihn nicht in Paris leiden wolle, damit er nicht die Bankiers irre leite, dieſe hatten aber ohnehin kein Zutrauen zu Calonne; auch dieſe Handlung der königlichen Willkühr war daher vergeblich.

Die Ausſchließung Neckers von Paris machte ihn, wie hernach Rohan, zum Märtyrer, und man wallfahrtete, um ihn zu beſuchen und ſeine Orakel zu vernehmen, zu ihm in die Provinz, ſein verbotenes Buch voll Zahlen und Rechnungen war nicht nur in den Händen derer, die etwas davon verſtan-

den, ſondern auch in der Hand der Damen und der Hofleute. Es war hernach das Handbuch aller der vornehmen Herrn, die an den Sitzungen und Debatten der Notablen Antheil nahmen. Der Finanzminiſter nämlich, der an Auskunftsmitteln ſtets reich war, glaubte entweder wirklich, daß er die Verbeſſerungen und Veränderungen, von denen er redete, ſeitdem er den Parlamenten keine Anleihen mehr vorzulegen wagte, nur durch Auctorität der ſämmtlichen Ariſtokratie des Reichs durchſetzen könne, oder, was wahrſcheinlicher iſt, er wollte nur ein neues Gaukelſpiel aufführen. Er rieth dem Könige, die Noth der Finanzen einem großen Rathe vorzulegen, deſſen man ſich im ſiebenzehnten Jahrhundert zuweilen bedient hatte. Seitdem man nämlich die um 1614 zum letzten Mal berufenen Generalſtände des Reichs zu befragen nicht mehr für rathſam hielt und die Hartnäckigkeit der Parlamente fürchtete, hatte man, um gewiſſen Miniſterialbeſchlüſſen mehr Anſehn zu geben, Verſammlungen von höhern Beamten, Geiſtlichen, Würdeträgern und Bevollmächtigten der Städte und Provinzialſtände gehalten, denen man den Namen Notablen gab, die aber weder irgend eine geſetzgebende noch ausübende Gewalt hatten. Die Verſammlung der Notablen mußte den Verſtändigen im Volke als ein mit Gepränge und Prunk verſammeltes Collegium zur Bedrückung der ſchon gedrückten Claſſen vorkommen.

Man war allgemein erſtaunt, als Calonne in einem Augenblicke der Gährung unter allen Ständen und in allen Gegenden des Reichs einen Schritt that, der nichts nützen konnte, weil nicht zu erwarten war, daß die zu dieſer Verſammlung berufenen Privilegirten aus ihrem Vermögen den Ausfall (Deficit) in der Staatseinnahme decken würden, was allerdings für ſie ſelbſt das Beſte geweſen wäre. Der Nachtheil leuchtete aber jedermann ein, er beſtand nämlich darin, daß durch das Nutzloſe dieſer nach dem Muſter der Notablen von 1616 berufenen Verſammlung die Nation unfehlbar darauf würde geleitet werden, die um 1614 verſammelt geweſenen Generalſtände zu fordern, deren Berufung bei der damaligen Stimmung, bei dem

offnen Geſtändniß des Königs und ſeiner Finanzminiſter Türgot, Necker, Calonne, daß das Reich durchgreifender Aenderungen bedürfe, von einer Revolution unzertrennlich war. Wir werden unten ſehen, daß ſehr bedeutende Männer unter den Notabeln dies fühlten, und daß la Fayette es laut und trotzig ausſprach.

Der König war dem Plane des Controleurs keineswegs günſtig, es koſtete Mühe, ihn zur Berufung der Notablen zu bewegen, der Baron von Breteuil dachte wie der König, man ſagte ihm daher ſo wenig als den beiden andern Miniſtern das Geringſte, bis Vergennes, Calonne, Miroménil allein den König überraſcht und ſeine Einwilligung erhalten hatten.

Wie man in einer ſolchen Zeit, bei einer beiſpielloſen Gährung der Gemüther, bei der durch die Noth der Finanzen herbeigeführten Lähmung der ganzen Staatsmaſchine, einen ſolchen Schritt thun konnte, wie durch die Berufung der Notablen vermöge des königlichen Decrets vom Ende Dezembers 1786 geſchah, iſt ſchwer zu begreifen. Wir ſehen indeſſen aus Calonnes Briefen, daß er meinte, es würde bei einem Gaukelſpiel der Art bleiben, wie die ſind, welche unter uns hie und da den Doctrinärs in den Miniſterien gelungen ſind; Calonne irrte ſich indeſſen ſehr. Die Verſammlung nämlich, welche dem Könige rathen ſollte, wie er die noch beſtehenden Formen und Einrichtungen des Mittelalters mit den neuen Bedürfniſſen und dem Zuſtande der Nation in Uebereinſtimmung bringen könne, beſtand ganz allein aus ſolchen Perſonen, die unter und ſeit König Heinrich IV. und dem Cardinal Richelieu alle Ehren und alle Vortheile des Staats unter ſich theilten, was war von dieſen mit Güte zu erhalten? Nach dem Ausſchreiben vom 30. Dezember 1786 wurden die Notablen gerade in der Weiſe berufen, wie ſie unter dem Cardinal Richelieu um 1616 gehalten waren. Dabei hatte Calonne die Keckheit, ſich der Nation als einen Reformator, als einen Mann in Neckers Art, empfehlen zu wollen. Er machte nämlich bekannt, dieſe Notablen, alſo die Privilegirten, ſollten eine gerade den Privilegirten durchaus ver-

haßte Verbeſſerung einführen. Dies war eine Art Hohn, denn er wußte recht gut, daß eine Verſammlung, wie die in der Note [101]) bezeichnete der Notablen war, nie darauf eingehen werde. Die Notablen nahmen es daher, ſchon ehe ſie verſammelt waren, dem Controleur ſehr übel, daß er den Liberalen ſpielen, und den Haß des Volks gegen die Privilegirten, der ſchon furchtbar war, vermehren wollte. Calonne erklärte nämlich, ſeine Abſicht bei der Berufung der Notablen ſey, die allgemein geforderten Provinzialverſammlungen oder Landräthe endlich zu organiſiren, die Grundſteuer auf alle liegende Güter, ohne Unterſchied der Beſitzer, auszudehnen, die auf die niedern Stände durch ſtete Erhöhung zu ſehr drückende Steuer der Taille für dieſe zu erleichtern, und endlich ernſtlich den Getreidehandel im Innern von jeder Abgabe zu befreien. Er verſprach zugleich die Abſchaffung der Hand- und Spanndienſte gegen eine beſtimmte Geldabgabe [102]). Dies alles war dringendes Bedürf-

---

101) Zu dieſer Verſammlung wurden berufen: 7 königliche Prinzen, 3 geiſtliche Pairs und 36 weltliche, ducs, comtes, marquis, 12 Mitglieder des königlichen Raths. Dieſe zuſammen ſollten Repräſentation des Königs und des hohen Adels vorſtellen. Dann ward die Geiſtlichkeit durch 11 Prälaten, die Parlamente durch drei und dreißig Präſidenten und Generalprocuratoren vertreten, zu denen man als ſteife Verfechter aller hiſtoriſchen Jurisprudenz und aller veralteten Formen, noch vier Präſidenten und Generalprocuratoren der cour des comptes und den lieutenant civil de Paris zählen muß. Die alten Feudalſtände wurden repräſentirt durch zwölf Deputirte der Provinzen und Landſchaften, welche ſtändiſche Rechte hatten; unter dieſen zwölf waren 5 Geiſtliche. Zu dieſen kamen fünf und zwanzig Bürgermeiſter aus den ariſtokratiſchen Familien, die in Frankreich, wie bei uns und in Holland und in der Schweiz, die Städte regierten. Man rechnete, daß unter hundert und ſieben und dreißig Notablen nur acht Bürgerliche waren, und dies ſolche, die nach dem Adel ſtrebten. Zu dieſen kamen noch fünf Miniſter, damals: Der Marſchall von Ségür, Kriegsminiſter, der Graf de la Lüzerne, Miniſter des Seeweſens, der Baron de Breteuil, Miniſter des königlichen Hauſes, der Graf Montmorin, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Miroménil, Juſtizminiſter, Calonne, Generalcontroleur. Die Namen der 137 und die Vertheilung in Tafeln oder Ausſchüſſe findet man bei Lacretelle.

102) Wer Luſt hat, kann bei Lacretelle Vol. VI. pag. 130 bis 138, das Weſentliche von Calonnes Rodomontaden zuſammengeſtellt finden. Pag.

niß, aber man traute weder dem Finanzminiſter, noch dem Hofe irgend etwas Gutes zu. Auch das Vortrefflichſte wollte man nicht verſtehen; man krittelte, man ſtieß ſich an den Perſonen, ſtatt nur auf die Sache zu ſehen.

Calonne, der Hof, die Prinzen, ſelbſt die Königin benahmen ſich allerdings höchſt unvorſichtig in dem ſo ernſten Augenblick, als ſich am 22. Februar 1787 die Notablen verſammelten. Des Finanzminiſters Ehrlichkeit war nicht blos zweifelhaft, ſondern er war, wie ſich nach ſeiner Flucht zeigte, grober Untreue ſchuldig, führte ein ärgerliches Leben und machte gränzenloſen Aufwand. Am Hofe wurden alle Creaturen und Schranzen mit vollen Händen aus dem Schatze eines Staats beſchenkt, der ſelbſt erklärte, daß er dem Bankerott nur durch gefährliche Neuerungen entgehen könnte. Die Königin verſchwendete mit ihrem Flitterputz größere Summen, als die ſolideſte Pracht würde erfordert haben; die Prinzen vergeudeten nach engliſcher Art durch einen prächtigen Marſtall, durch Rennpferde, durch Wetten bei Pferderennen, durch Jagdzüge und Jagdſchlöſſer, durch koſtſpielige Liebſchaften und Liebhabereien die Summen, die man ihnen zur Bezahlung ihrer Schulden freigebig anwies. Die Feſte in Verſailles waren nie glänzender, häufiger, geſchmackvoller, verſchwenderiſcher, als gerade in dieſer Zeit und mancher richtete ſich und ſeine Familie am Spieltiſche der Geſellſchaften bei der Königin zu Grunde [102a]). Mitglieder der Parlamente, der

---

152 u. folgende findet man die weſentlichen Stücke ſeiner Eröffnungsrede an die Notablen.

102 a) Dies erfahren wir von einem jener unverſchämten Lobredner der Zeiten der roués und höfiſcher Eleganz, die jetzt überall wieder hervorkommen und von Regierungen begünſtigt, die Reichen mit glatter Rede betrügen und vergiften. Der ächt katholiſche aber in jedem Wort frivole Marquis de Cüſtine ſagt in ſeinem Buche: **La Russie en 1839 (Paris 1843) Vol. I. p. 35** von ſeinem Großvater (rühmend): **Peu d'années auparavant il avoit perdu** ***dans un hiver trois cent mille francs*** **au jeu de la** ***reine à Versailles.*** Dieſer bejahrte **faquin** fügt hinzu: **Dans ce tems là Marie Antoinette, brillante, enviée fut adorée, par mon grand père comme**

Feudalſtände, die Bürgermeiſter der Städte, machten die Majorität der Notablen aus, ſolchen Leuten war es ſcheinbar nicht zu verdenken, wenn ſie gleich anfangs dem Vorſchlage, das Alte zu ändern, den Ausruf entgegenſetzten: Wenn wir auch zugäben, was wir nicht thun, daß Reformen nöthig ſeyn mögen, ſo ſind doch Calonne und Conſorten nicht die Leute, die ſich unterſtehen ſollten, ſo etwas vorzuſchlagen.

Der Finanzminiſter machte außerdem gleich in ſeiner Eröffnungsrede einen groben Fehler. Er begnügte ſich nämlich nicht damit, zu ſagen, die Staatskaſſe habe eine Mindereinnahme (Deficit) von jährlichen hundert und zwölf Millionen Livres, er forderte nicht blos, daß durch neue Einrichtung dafür geſorgt werde, daß ſich die Einnahme künftig um dieſe Summe vermehre, ſondern er hatte die Unverſchämtheit, zu behaupten, dieſe Mindereinnahme ſey ſeit Neckers Zeit dieſelbe geblieben. Die Lüge war handgreiflich, da man die ſeit der Zeit gemachten Anleihen kannte; Calonne reizte dadurch ohne Noth Necker und ſeinen ganzen, gerade damals in Paris den Ton angebenden Anhang, weil er deſſen abgelegte Rechnung (compte rendu), die ein anderes Reſultat vorlegte, indirect Lüge und Betrug ſchalt.

Necker war freilich nicht in der Stadt, aber ſeine Freunde machten über die ihn verletzende Rede einen furchtbaren Lärm, Alle Hofleute und beſonders die ganze Mehrheit dieſer durchaus conſervativen Verſammlung tobte ſowohl über die vorgeſchlagenen Neuerungen als über die heftigen Angriffe auf den Mißbrauch der Privilegien, den die Rede enthielt. Necker ſäumte nicht, Oel ins Feuer zu gießen; er rechtfertigte ſeine Rechnung in einer kleinen, ſchnell verbreiteten Schrift (**Réponse au discours prononcé par Mr. de Calonne à l'assemblée des notables**) und enthüllte zugleich Calonnes kecke Lügen und doctrinäre Sophiſtik. Der Finanzminiſter ward den Notablen, wie

---

par toute la cour d. h. von allen Leuten, welche dachten, wie er in den 4 Bänden der Russie redet.

der ganzen Welt, als ein feiner und abgefeimter Gauner dargeſtellt, der mit dem franzöſiſchen Reiche ein gefährliches Spiel treibe. Calonne hatte damals noch den Hof, das heißt, die Leute, deren glattes und oberflächliches Geſchwätz den König hin und her trieb, für ſich, und der ſchwache Ludwig **XVI.** verbannte Necker wegen ſeiner Antwort auf Calonnes Angriff. Dadurch gab er dann freilich ſelbſt kund, daß man weder ſeine Ungunſt fürchten, noch ſeiner Gunſt trauen, weder auf ſeine Güte Hoffnungen, noch auf ſeine Strenge Vertrauen gründen dürfe. — Dies beſtätigte ſich dadurch, daß er wenige Monate nachher denſelben Necker, den er jetzt verbannte, als rettenden Engel in der Noth an die Spitze der Geſchäfte ſtellte. Von welcher Art das ſchön und geiſtreich klingende Geſchwätz der Salons war, welches leider überall in den hohen und diplomatiſchen Kreiſen, wo man im ausſchließenden Beſitz der Gabe, Alles zu beurtheilen, ohne irgend etwas gründlich ſtudirt zu haben, zu ſeyn glaubt, ausſchließend gehört wird und dem der König ſein Ohr lieh, mag ein Beiſpiel zeigen. Wir wollen zu dieſer Abſicht unter dem Text die Worte des Schweizers von Cythere anführen, worin er Calonne und alle Vorzüge dieſes Miniſters lobend erhebt, damit die Leſer lernen, wie Vieles in der Welt ſchön lautet, was näher betrachtet, oder mit der Thatſache verglichen, ganz erbärmlich iſt [103]. Freilich muß man dieſe Stelle in ihrem ganzen

103) Gleich nach den erſten Sitzungen cabalirten der Juſtizminiſter und ſeine Parlamentspräſidenten gegen den Finanzminiſter, die Weiber und Hofleute für ihn. Das beſchreibt uns der Schweizer von Cythere, der hier ganz in ſeinem Element war, bis zum Ueberdruß genau. Er macht den Unterhändler, er, Vaudreuil, die Polignac machen alles unter ſich aus, ſie bewundern Calonnes Unverſchämtheit und Advokatentalent als Tugenden! Als aber Calonne den Schleier lüften will, da iſt es aus! Bezenvals Geſchwätz, ſeine laute Bewunderung futiler Eigenſchaften, ſeine Klagen über Calonnes Mangel an diplomatiſcher Geſchicklichkeit, die Leute bei guter Laune zu halten, kann alſo den Maßſtab der Kreiſe geben, denen er Orakel war. **Mémoires de Mr. le baron de Bezenval. Paris 1805. Vol. III. pag. 195. Les notables ayant demandé quelques éclaircissemens, Mr. de Calonne voulut les donner lui même, et l'on indiqua une assemblée chez Monsieur, où**

Zuſammenhange leſen, und Sinn für Ordnung, Recht, Verwaltung und ernſte Männlichkeit haben, um zu beurtheilen, wie ganz elend die wichtigſten Geſchäfte des Reichs im alten Frankreich betrieben wurden, wo man darüber ſchwatzte und intriguirte, wie über eine Hofceremonie, über einen Ball oder eine Oper.

Die Herrn der alten Zeit, beſonders die Juriſten, das heißt, die Parlamentspräſidenten und Generalprocuratoren, waren jeder Veränderung gleich anfangs entgegen, und conſpirirten unter dem Schutze des Juſtizminiſters förmlich gegen Alles, was der Finanzminiſter im Namen des Königs vorſchlug. Es begann

---

il se trouva, et où chaque bureau envoya des députés. Pendant près de cinq heures que dura la séance, Mr. de Calonne fut en butte à tout ce que la mauvaise volonté, l'humeur, la grossièreté même, purent suggérer, sans qu'il sortît un instant du calme et de la modération la plus parfaite ni que des questions tumultueusement faites et qui souvent se croisoient, sans donner le temps de la réponse embrouillassent la clarté de ses repliques, il revint même à des matières que des questions nouvelles avoient interrompues, auxquelles il répondoit sur le champ, et reprenoit en suite ces matières à l'endroit où il les avoit laissées, ne laissant rien à désirer sur aucun des objets qu'il étoit obligé de traiter. En un mot les gens les plus acharnés contre lui, furent contraints, de convenir *que jamais homme n'avait montré autant d'éloquence, de présence d'esprit ni de sagesse.* Et cette épreuve à laquelle beaucoup de gens, même très capables, auroient peut être succombé, fut un vrai triomphe pour lui. Je n'étois point ami de Mr. de Calonne, je le connoissois comme on connoît les gens en place. Intimément lié avec Mr. de Vaudreuil et la duchesse de Polignac, il venoit très souvent chez elle, et c'étoit là *que je jouissais de ses formes séduisantes,* de la gaîté, de l'agrément de son esprit, ce qui ne m'avoit donné de lui que l'opinion d'un homme infiniment aimable. Mais j'en pris une toute autre idée, lorsque je vis *la grandeur du plan qu'il avoit conçu* et le courage avec lequel il en poursuivoit l'exécution; et j'avoue que la chose et la manière dont il se présentoit, non seulement m'intéressèrent pour lui, mais me firent encore son défenseur. J'étois éloigné de prévoir, qu'un homme qui avoit eu des pensées aussi fortes, échoueroit par sa légèreté (und was war alles, was Bezenval trieb und an Calonne vorher rühmt, als dies?) et par son inconduite!

eine lange Reihe von Cabalen und Intriguen, die man in den zahlreichen, zum Theil apocryphiſchen Denkwürdigkeiten leſen mag, da wir dieſe Erbärmlichkeiten in die allgemeine Geſchichte aufzunehmen nicht wagen, wir bemerken daher nur, daß Calonne endlich ans Publikum appelliren wollte, und dadurch Alles verdarb, weil die Leute, mit denen er zu thun hatte, das Licht mehr als Alles ſcheuten. Calonne ſah, daß gegen ihn cabalirt ward, er fand ſich von denen, die aus ſeiner Verſchwendung Nutzen gezogen hatten, ſchwach unterſtützt, der König hörte die Vorſtellungen, die ihm von den Privilegirten gegen die Neuerungen gemacht wurden, nicht blos freundlich an, ſondern ermunterte dazu, Calonne ſuchte daher ſeine Gegner durch die öffentliche Meinung zu ſchrecken.

So lange noch einige Ausſicht für den Miniſter war, ſeine Abſichten durch die Privilegirten zu erreichen und ſich auf ſeiner Stelle zu behaupten, erfuhr das Publikum nichts von dem, was in der Verſammlung der Notablen vorging, man machte weder bekannt, was den Notablen im Namen des Königs vorgelegt wurde, noch was die Ausſchüſſe darüber beſchloſſen. Plötzlich, als Calonne ſah, daß man darauf ausginge, ihn zu verdrängen, ließ er Alles drucken, was bis dahin Liberales vorgeſchlagen und von der Verſammlung durch Schikane entfernt oder aufgehalten war. Er ſelbſt machte durch Anmerkungen aufmerkſam darauf, daß die Notablen allein ſchuld wären, wenn dem Volke nicht bald geholfen würde. Dieſe Rechtfertigung der Regierung gegen die Notablen ward ſogar den Pfarrern zugeſchickt, um ſie in den Gemeinden bekannt zu machen. Dadurch war dann der Krieg erklärt und die Revolution begonnen, weil auch die Notablen, wie der König, jetzt rathſam fanden, die öffentliche Meinung für ſich in Anſpruch zu nehmen, und den Schein eines unbarmherzig ariſtokratiſchen Sinns und einer unerbittlich conſervativen engliſchen Härte von ſich abzuwenden. Dadurch geſtanden ſie ſtillſchweigend ein, daß die Regierung der Polizei, der Baſtillen, Bajonnette und unbedingten Befehle am Ende ſey.

Die ſämmtlichen Ausſchüſſe (Büreaux), in welche ſich die Notablen vertheilt hatten, beſchloſſen, ſobald ſie den Schritt des Finanzminiſters erfuhren, den König um die Erlaubniß zu erſuchen, auch ihre Beſchlüſſe drucken zu laſſen und im Reiche zu vertheilen. Sie wollten ſogar jetzt aus Rache die ganze Verwaltung des ihnen tödtlich verhaßt gewordenen Finanzminiſters ſchon damals einer gerichtlichen Unterſuchung unterwerfen. Dieſe Gelegenheit nutzte Lafayette, der ſich in dem Büreau befand, deſſen Präſident der Graf von Artois war, um darauf anzutragen, zwei ſchändliche Finanz- und Domänenoperationen des vorigen Controleurs, die um gewiſſe Herrn des Hofs zu bereichern gemacht waren, für gewiſſenloſe Vergeudung des Staatseigenthums zu erklären. Dieſer Vorſchlag der vom Biſchof von Langres unterſtützt ward, konnte freilich unter Leuten, welche zum Theil auf ähnliche Art von Calonne begünſtigt waren, kein Gehör finden; das hatte aber Lafayette wahrſcheinlich vorausgeſehen; er wollte nur andeuten, daß man den Grund des Uebels erforſchen, nicht ein Gaukelſpiel mit Reden treiben müſſe. Die vier Reden, die Lafayette in dieſer Verſammlung der Notablen hielt, verkündigten alle vier, daß eine radicale Aenderung der Verfaſſung nöthig ſey, dies entfuhr ihm ſogar in einer Erwiederung auf eine Frage ſeines Präſidenten, des Grafen von Artois [104]. Als er nämlich in einer der erwähnten Reden von den allgemeinen Ständen ſprach, fragte ihn der Prinz: W i e, S i e f o r d e r n, d a ß m a n ſ o w e i t g e h e? Er erwiederte: J a, n o c h w e i t e r. Die Sitzung am 12. März 1787 ward entſcheidend, man erklärte ſich gegen jede Art gleicher Grundſteuer (imposition territoriale) und gegen die Rede des Fi-

104) Er erhob ſich gegen die Willkür und den Mißbrauch der königlichen und der Miniſterialgewalt. Der Graf von Artois meinte, das gehöre nicht dahin. La Fayette fuhr fort und erklärte, die Notablen ſeyen verſammelt, um dem Könige die Wahrheit zu ſagen; er müſſe alſo ſagen, was er denke. Er trug ſchon damals förmlich darauf an, die lettres de cachet und die Staatsgefängniſſe für conſtitutionswidrig zu erklären, und den Proteſtanten die bürgerlichen Rechte wiederzugeben.

nanzminiſters, worin er die Verbeſſerungen, die er am 12. März vorſchlug, empfohlen hatte.

Der König benahm ſich bei der Gelegenheit ſo ſchwach, daß beide Partheien, die der Reform und die der Beibehaltung alles Alten, die Ueberzeugung gewinnen mußten, daß er nur durch kräftigen Widerſtand auf die eine oder die andere Seite getrieben werden könne. Er ließ ſich nämlich gefallen, daß ihm die Notablen ſagten, daß es unvorſichtig geweſen ſey, ſie zu verſammeln, daß ſie ſogar den Finanzminiſter gewiſſermaßen anklagten. Er dankte ihnen höflich für die guten Rathſchläge, und beharrte dennoch auf dem, was ſein Miniſter vorgeſchlagen hatte, er ſchwankte lange Zeit, ob er ihn entlaſſen ſollte, und ließ ſich, auch als er ihn entlaſſen hatte, noch einige Zeit hindurch insgeheim von ihm unterrichten. Der König war lange ungewiß, ob er den Siegelbewahrer, der ihm und dem Finanzminiſter entgegengearbeitet hatte, oder ob er den letztern entlaſſen ſolle, er ſchien ſich ſogar am 8. April für Calonne entſchieden zu haben, weil an dieſem Tage Miroménil ſeine Entlaſſung erhielt; allein ſchon am 9. ward auch Calonne verabſchiedet. Calonnes Syſtem, welches der König adoptirt hatte, ward zwar nicht aufgegeben, aber ſo verſtümmelt und gefälſcht, daß jetzt erſt jedermann recht unzufrieden war, vorzüglich Neckers Freunde und die Parlamente. Das erledigte Miniſterium der Finanzen war jetzt wieder ein Gegenſtand der Cabale, und der König, der keinen Willen und keinen Rath hatte, horchte bald auf den Rath derer, welche ihm den Erzbiſchof von Toulouſe (hernach von Sens), Loménie de Brienne, empfahlen, und bald auf andere, welche auf Neckers Zurückberufung drangen.

Der Erzbiſchof mußte, wenn er Generalcontroleur wurde, ſeines geiſtlichen Rangs wegen auch vorſitzender und leitender Miniſter werden, man ernannte daher, um für Cabalen Zeit zu gewinnen, ſobald Calonne auf ſein Gut gegangen war, einſtweilen einen Staatsrath Fourqueur zum Finanzminiſter. Dieſer war alt und kränklich, und mit den wichtigen Materien, welche behandelt werden ſollten, ſo unbekannt, daß man wohl einſah,

daß er nur beſtimmt ſey, den Platz offen zu halten. Schon am 27. April erklärte ſich der König für den Erzbiſchof; am 1. Mai nahm dieſer die Miene an, als wenn er ein Cardinal Richelieu zu werden hoffe. Er ließ nämlich Villedeuil zum Generalcontroleur ernennen, und ſich den Titel eines Haupts der Reichsfinanzen (chef du conseil des finances) geben, ſchon am 1. Auguſt ernannte ihn dann der König zum Principalminiſter. Der Marſchall Ségür und der Marſchall de Caſtries wollten unter ihm nicht dienen, ſein Miniſterium beſtand aus ſeinem Bruder Brienne, welcher Kriegsminiſter wurde, Lamoignon, der das Juſtizminiſterium erhalten hatte; Breteuil blieb Miniſter des königlichen Hauſes, de la Lüzerne des Seeweſens, Montmorin der auswärtigen Angelegenheiten.

Es ſchien damals, als wenn der Hof die Notablen, und dieſe das Volk durch Blendwerk täuſchen wollten. Weil die Notablen nämlich auf Sparſamkeit und Erſparniſſe beſtanden, ſo machte man einen Lärm über eine Einſchränknng, die mehrere Millionen betragen ſollte, wodurch aber nur eine Anzahl von Leuten, die geringe Beſoldungen hatten, brodlos, und viele Dinge abgeſchafft wurden, welche die Art der Sparſamkeit, die man bewies, lächerlich machten. Später, gerade als man ſich keine Blöße geben und keine Schwäche hätte zeigen ſollen, gab man ſich freilich das Anſehn, als wenn man ernſtlich ſparen und Schlöſſer und Luxus reformiren wollte; man führte aber nie aus, was man damals durch Edicte verkündigte. Wie der Hof die Notablen und nachher die Parlamente durch den Schein täuſchte, als wenn er ihren Forderungen Gehör gäbe, ſo blendeten die Notablen das Volk durch manche ſchöne Reden, und durch Vorſchläge zu Aenderungen, die theils unbedeutend waren, theils ohne Notablen vom Miniſterium und Parlament leicht hätten gemacht werden können.

Der Erzbiſchof von Toulouſe, der einige Monate hernach dies Erzbisthum mit dem von Sens vertauſchte, hielt bis zum 25. Mai regelmäßig die Verſammlungen der Notablen. An dem erwähnten Tage ſchloß er ſie und kündigte prahlend ihre Be-

ſchlüſſe an, von denen aber ſehr zweifelhaft war, ob die Parlamente ſie ohne weiteres regiſtriren, das heißt, als Geſetze proclamiren würden. Der Erzbiſchof wollte ſich als einen Freund Neckers und der philantropiſchen Verwaltung zeigen, auf dieſe Art verkündigte er auch beim Schluſſe der Verſammlungen der Notablen die Reſultate derſelben in einer phraſenreichen Rede. Die jährliche Mindereinnahme (Deficit) war durch die unbedeutenden Erſparniſſe, die man projectirte, nicht gedeckt, eine Quelle neuer Einnahmen hatten die Notablen nicht gefunden, der Erzbiſchof rühmte daher allerlei unbeſtimmte Vortheile, z. B. Verſprechen des Königs, Ausſicht auf Veränderung der Verwaltung, Abſchaffung der Salzſteuer, in ganz allgemeinen Ausdrücken, gleichſam auf die Zukunft vertröſtend. Nur ſechs Stücke gab er an, die unmittelbar als Geſetze verkündet werden ſollten; 1) Einrichtung von Provinzialverſammlungen oder Landräthen zur gleichen Vertheilung der Abgaben. 2) Abſchaffung der das Volk drückenden Nebenſteuern bei den Hauptſteuern, die den gemeinen Mann trafen (suppression d'un grand nombre de droits sur les traites et gabelles). 3) Abſchaffung der Frohnden. 4) Abſchaffung aller Zölle im Innern und 5) Errichtung eines königlichen Kammercollegiums; 6) um doch auch etwas für den Augenblick zu thun, ſollten ſechs Millionen neuer Leibrenten geſchaffen werden. Das Letztere war für das Bedürfniß des Augenblicks nicht hinreichend, der Miniſter mußte alſo noch eine neue Steuer zu erheben ſuchen. Dies ward um ſo mehr erfordert, als Anleihen ſchwierig waren, denn die Verſammlung der Notablen hatte den öffentlichen Credit eher geſchwächt als gehoben. Er verfiel auf eine Stempeltaxe und auf eine Art Grundſteuer, die man mit dem Namen Subvention bezeichnete.

Die Denkwürdigkeiten der Staatsmänner jener Zeit tadeln faſt einſtimmig den Erzbiſchof, daß er nicht alle ſechs von den Notablen gebilligten Vorſchläge und mit dieſen ſeine Subvention oder Landtaxe und ſeine Stempelabgabe ans Parlament gebracht, ſondern dieſem zur Beſinnung Zeit gelaſſen habe. Wir laſſen das unentſchieden, weil es für unſern Zweck, hier am Schluſſe

noch anzudeuten, wie der König dahin gebracht wurde, die allgemeinen Stände, und dadurch eine Revolution zu verkündigen, von keiner Bedeutung iſt, und wir auſſerdem das, was man hätte thun können oder ſollen, nicht gern dem beimiſchen, was wirklich geſchah. Der Erzbiſchof nämlich ſuchte, weil die Subvention, welche die bisher befreiten Güter belaſtete, von den Notablen vorher ausdrücklich verworfen war, die Parlamente dadurch zur Einwilligung in die neue Steuer zu bewegen, daß er erſt dem Volke die Beſchlüſſe der Notablen, die als Wohlthaten angeſehen wurden, durch königliche Beſchlüſſe verkündigte, damit das Parlament hernach auf keine Unterſtützung des Volks rechnen könne, wenn es ſich aus Egoismus der Güterſteuer widerſetze.

Am 17. Juni ward durch königliche Verordnung das Geſetz der Freiheit des Getreidehandels von 1774 erneut, fünf Tage hernach wurden die Landräthe zur Vertheilung der Abgaben in den verſchiedenen Provinzen beſtellt, am 27. Juni wurden die Wegfrohnen abgeſchafft und durch einen Geldbeitrag erſetzt. Dies ward ohne Schwierigkeit von Seiten des Parlaments regiſtrirt. Die Subvention oder die Landtaxe brachte die Herrn des Landadels, aus denen der größte Theil der Parlamentsräthe beſtand, in die heftigſte Bewegung, doch erleichterte das Miniſterium dem Parlamente dieſen Widerſtand gegen eine nur ihm allein beſonders verhaßte Taxe, dadurch, daß es gleichzeitig auch die Stempeltaxe zum Regiſtriren vorlegte. Die Landtaxe ging nur beſonders den Adel, die Stempeltaxe aber alle an; das Volk ſchloß ſich daher, als der Streit heftig ward, ans Parlament an, und begrüßte deſſen dreiſteſte Redner als Freiheitsfreunde, was ſie doch eigentlich nicht waren.

Das Parlament benutzte dieſen Augenblick, um ſowohl dem Könige als dem Volke eine Verſammlung, welche aus vornehmen Herrn, Landjunkern und Juriſten beſtand, als Ständeverſammlung aufzudringen; es wollte nämlich die beiden Abgaben nicht eher regiſtriren, bis es ſolche Nachweiſungen, wie man ſie nur den Ständen zu geben pflegt, erhalten hätte. Das Parla-

ment verlangte, daß ihm nicht allein Rechnung von der Einnahme und Ausgabe und vom jährlichen Ausfall (Deficit) vorgelegt werde, ſondern es wollte auch Auskunft haben über die verſprochenen königlichen Einſchränkungen und Erſparniſſe. Dies konnte der Miniſter nicht bewilligen, ohne zugleich dem Könige und dem Volke weſentliche Rechte zu vergeben und eine förmliche Parlamentsoligarchie zu begründen. Seit dieſem Augenblicke begann der alte Kampf zwiſchen Parlament und König mit eben der Heftigkeit, mit welcher das Parlament unter Ludwig XV. in der Sache des Herzogs von Aiguillon gekämpft hatte.

Die Forderungen des Parlaments vom 6. Juli wurden am achten dadurch zurückgewieſen, daß man bewies, daß das Parlament ſein Recht überſchreite. Dieſen Vorwurf konnte das Parlament nicht anders widerlegen, als durch die Behauptung, daß man ſein Einſchreiten durch Unterlaſſung der Berufung der Stände des Reichs nothwendig gemacht habe. Dieſe Erklärung hätte das Parlament gern ſchon im folgenden Jahre wieder zurückgenommen, als endlich der König durch die allgemeine Stimme genöthigt und zugleich unaufhörlich vom Parlamente bekriegt, im Dezember 1787 erklärt hatte, daß er lieber, ſtatt ewig mit den Parlamenten um augenblickliche Steuern zu ſtreiten, einmal die allgemeinen Stände zu einer Radicalcur einberufen wolle. Das Parlament hatte nämlich gegen den König und ſeine Miniſter, mit ſcheinbarer Aufopferung eines uſurpirten Rechts, den Vorwurf des conſtitutionswidrigen Unternehmens in Steuerſachen dadurch vergolten, daß es ihn umkehrte. Es erklärte ſelbſt, es habe bisher die Abgaben nur darum regiſtrirt, weil es die Uſurpation der Regierung getheilt habe, das ſey aber ganz unrecht geweſen, niemand als die Stände oder Repräſentanten der Nation hätten ein Recht, Auflagen zu gewähren. Dies war das Signal zu den heftigſten Debatten, die den ganzen Juli hindurch unter tobendem Lärm der Pariſer fortdauerten. Dieſen Monat hindurch ſammelte ſich das Volk alle Tage tumultuariſch am Orte der

Parlamentsſitzungen und empfing die heftigen Freiheitsredner, beſonders Düport und d'Epresmenil, mit Jubel und Jauchzen, die Gegner mit Hohn. Ob nicht Adrian Düport, der um 1789 bedeutende Summen zur Volksbewaffnung beitrug, während d'Epresmenil damals ſchon zum wüthenden Vertheidiger des Alten geworden war, in Verbindung mit den Freunden des Düc d'Orleans und mit andern Geld hergab, um handfeſte Leute unter die Menge zu bringen, wagen wir nicht zu entſcheiden. Seit Juli 1787 ward wenigſtens das Tumultuiren in eben dem Grade bei anſcheinender Unordnung immer mehr organiſirt, in welchem ſich Polizei und Regierung mehr desorganiſirten. Die Parlamentsreden des Monats Juli waren ganz in dem Sinne abgefaßt, in welchem Ferrand, Lepelletier de St. Fargeau, Herault de Sechelles und andere, die damals ihre Stimme als Parlamentsräthe am lauteſten erhoben, ſpäter als Jacobiner gehandelt haben.

Erſt im Anfange des nächſten Monats entſchloß ſich der Erzbiſchof, der gerade in dieſer Zeit Touloufe mit Sens vertauſchte, zu der unter Ludwig XV. ſo oft gebrauchten Maßregel, das Regiſtriren der abgelehnten Verordnungen in einer feierlichen und ſchweigenden Sitzung (lit de justice) vornehmen zu laſſen; nachdem das Parlament, ſeiner Gewohnheit gemäß, den drei Mal wiederholten Befehl durch dreimalige Gegenvorſtellungen und Proteſtationen zurückgewieſen hatte. Das Parlament, vom tobenden Volke umgeben und beſchützt, bildete in Paris eine furchtbare Gegenregierung. Es hatte, ehe es am 6. Auguſt zu der feierlichen Sitzung nach Verſailles entboten ward, wiederholt die Pairs in ſeine Verſammlungen berufen, die jungen Parlamentsräthe veranlaßten Scenen des heftigſten Tumults, und ſelbſt viele der Pairs hielten revolutionäre Reden. Man ſchmähte den Hof und die Miniſter ohne Schonung und ohne Rückſicht auf die Gegenwart der Brüder des Königs. Die Parlamentsdecrete (arrêts) waren heftig, wie die Reden; es war daher vorauszuſehen, daß man ſich auch gegen die in Verſailles vom Könige mündlich ertheilten königlichen Befehle ſträuben

werde. Das Parlament mußte freilich ſtillſchweigend die Verordnungen eintragen ſehen; es war aber kaum am andern Tage in Paris zurück, als es ſich mehr erlaubte, als je. Es proteſtirte nicht mehr blos, ſondern es erklärte das, was in Verſailles geſchehen war, für null und nichtig, und ſchickte dies caſſirende Decret (arrêt) an alle ſeine Unterbehörden, was ſo viel hieß, als ihnen verbieten, das königliche Gebot der Steuer zu befolgen. Bei der Gelegenheit erklärte ſich auch das Parlament endlich ganz in der Sprache und in dem Sinne der ſpätern Nationalverſammlung. Dies geſchah in der ausführlichen Deduction der Gründe ſeiner Widerſetzung. Es ſtellt darin kurz das alte Recht der Franzoſen auf, und fordert noch einmal, und zwar dieſes Mal beſtimmt und ausdrücklich, die Berufung der allgemeinen Stände.

Während auf dieſe Weiſe das Parlament die allgemein gewünſchte Reform, die unter den damaligen Umſtänden nothwendig eine Revolution werden mußte, förmlich proclamirte und alle Ordnung in Paris aufhörte, keiner, der nur verdächtig war, zur Polizei zu gehören, ſich irgendwo ſehen laſſen durfte, und das Volk tumultuariſche Juſtiz übte, zeigte der Hof einen unbegreiflichen Mangel an Haltung. Man gab zur unrechten Zeit nach, man verrieth thörichte Furcht und Schwäche, als man das Parlament und das Volk auf jede Weiſe zu überzeugen ſuchte, daß der Hof haushälteriſch werden wolle. Calonne mochte freilich verdienen, wegen ſeiner Verwaltung, als Verbrecher vor Gericht geſtellt zu werden; nur hätte der König ihn in dieſem Augenblicke nicht dem Parlamente preisgeben dürfen. Das Parlament begann nämlich am 10. Auguſt ein Prozeßverfahren gegen Calonne, der König rief am 14. den Prozeß vom Parlament an den Staatsrath, es war aber ſo wenig auf des Königs Feſtigkeit zu rechnen, daß Calonne rathſam fand, nach London zu flüchten. Faſt um dieſelbe Zeit (am 9. Auguſt) mußten auf des Erzbiſchofs Angeben der König und der Hof beweiſen, daß nur Toben und Geſchrei, nicht freundliche Bitte, Bedürfniß des Volks, und verſtändige Ueberlegung ſie bewegen

könne, Hofleuten und Müßiggängern die großen Summen zu entziehen, wofür ſie keine oder ſchädliche Dienſte thaten. Am 9. Auguſt nämlich erließ Ludwig XVI. die oben erwähnte Scheinverordnung wegen der Schlöſſer und Häuſer, die nie erfüllt ward [105]), ferner die wegen der ganz überflüſſigen Leute und wegen des unbrauchbaren Prunks. Mit welchen Leuten die Vertheidiger der Volksrechte es zu thun hatten, kann man daraus am beſten ſehen, daß uns der Hofſchweizer Bezenval erzählt, der Düc de Coigny ſey damals wüthend zum Könige gekommen und habe ihm heftige Vorwürfe gemacht, daß er ſich unterſtanden habe, ſeine Einkünfte zu ſchmälern, um Leiden des Volks zu lindern, er ſey dabei ſo unartig geworden, daß ein förmlicher Zank zwiſchen beiden entſtanden ſey. Derſelbe Bezenval nennt es Güte des Königs, daß er hernach ſagte, ſie wären beide recht böſe geworden; aber er glaube, er würde dem Düc de Coigny verziehen haben, wenn er ihn geſchlagen hätte; — denn dem guten Mann ſey doch gar zu nahe geſchehen! Polignacs Großmuth und edeln Sinn weiß Bezenval nicht genug zu preiſen, weil er der Königin nicht eine gleiche Scene bereitete. Was war mit dieſem Könige und mit Hofleuten, die zürnten wie Coigny, und dachten wie Bezenval, anzufangen?

Als das Parlament nicht nachgab, als ſeit ſechs Wochen ſtets drei bis viertauſend Menſchen Säle und Zugänge des ſogenannten Juſtizpalaſtes füllten und mit lautem Jauchzen jedes der heftigen Decrete begrüßten, und jeden gegen Hof und Miniſter tobenden Redner lobend und jubelnd empfingen und

---

105) Damit man ſehe, daß es mit den Millionen Erſparniſſen, die man in den Büchern angeſührt findet, durchaus nichts war, ſo wollen wir nur ein Beiſpiel anführen. Es liegt eine Ordonnance vom 9. Auguſt 1787 vor uns, worin der König zur Erleichterung der Staatskaſſe quelques réformes dans ses maisons civiles et militaires ankündigt, dort heißt es: die Schlöſſer Choiſy, la Muette, Madrid, Vincennes, Blois ſollten nebſt allen königlichen Hänſern in der Stadt auf den Abbruch verkauft werden. Die Schlöſſer blieben, der ganze Lärm war leerer Wind.

begleiteten, beſchloß endlich Brienne, der ſeit dem Auguſt Principalminiſter war, dies Mal nicht einzelne Parlamentsglieder, ſondern das ganze Parlament, an einen kleinern und ſtillern Ort zu ſchicken. Man hatte ganz richtig gerechnet, daß die Parlamentsglieder Paris nicht würden entbehren können. Unter Ludwig **XV.** hatten immer die Musketiere die königlichen Briefe (lettres de cachet) gebracht, dieſe koſtſpielige Hofmiliz hatte aber gleich nach Ludwigs **XVI.** Regierungsantritt Graf St. Germain abgeſchafft, man ſchickte alſo an jeden Parlamentsrath in der Nacht vom 14.—15. Auguſt einen Offizier der **Gardes Françaises**, um ihn nach Troyes zu begleiten, wohin das Parlament verbannt ward. Bei dieſer Gelegenheit zeigte ſich, daß alle Gerichte des Landes den vom Parlament ausgeſprochenen Wunſch einer Radicalreform theilten. Alle Untergerichte ſchickten nämlich Deputationen an das Parlament, ließen ihre Freude über den muthigen Widerſtand deſſelben ausſprechen, erkannten die von demſelben verkündigten Grundſätze über Bewilligung der Steuern als die allein richtigen an, und verſprachen, ſich ſtets enge an das Parlament anzuſchließen. Der Haß des ganzen Volks bewirkte, daß die blinde Maſſe gegen die Unverbeſſerlichen des Hofes durch Rath und Geld der Gebildeten und Vermögenden zu einer ſtehenden Macht gegen Polizei und Militär ward. Dies zeigte ſich, als bei dieſer Gelegenheit die Brüder des Königs die Steuern, welche das Parlament nicht hatte regiſtriren wollen, in der Oberſteuer- und Oberrechnungskammer mit Gewalt regiſtriren ließen, und in der ſogenannten großen Kammer die Proteſtationen und Decrete des Parlaments ausſtrichen.

Die Straßen waren gedrängt voll Menſchen, als der Graf von Provence und der von Artois, von ihren Garden umgeben, die Handlung der Gewalt ausführten; der Erſte war ſchlau genug ſich als Volksfreund auszuſprechen, er ward mit Freundlichkeit und Achtung begrüßt. Der Graf von Artois ward ausgeziſcht, ausgepfiffen und mit ſolcher Ungezogenheit empfangen, daß die Schweizer und die franzöſiſchen Garden welche im Hofe

des Gebäudes aufgeſtellt waren, und nicht wußten, was der Tumult im Innern des Gebäudes bedeute, ſich förmlich aufſtellten. Der Chevalier de Crüſſol, als Gardehauptmann des Prinzen, ließ zugleich die Garde, welche Spalier machte, das geladene Gewehr ſchultern. Die Oberſteuer- und die Oberrechnungskammer proteſtirten übrigens gleich nachher gegen dieſes gewaltſam Einregiſtrirte, und drangen in ihrer Proteſtation ausdrücklich auf Verſammlung der Stände. Das Parlament lebte hernach zwei Monate lang in Troyes in Feſten und Zerſtreuungen, weil es dort müßig war, die Präſidenten und die ältern Räthe aber, denen der Freiheitsrauſch der jüngern nicht gefiel, unterhandelten indeſſen insgeheim mit dem Miniſter. Man ſuchte das Parlament zu befriedigen, weil die obere Juſtiz ſtill ſtand, denn ſowohl das Châtelet in Paris als das Parlament in Troyes hielten zwar täglich regelmäßig Gerichtsſitzungen, es meldeten ſich aber weder Procuratoren noch Parteien. Schon damals hatte Paris das Anſehn einer im Aufſtande befindlichen Stadt, man durfte nur jemanden durch ein mit Kreide auf ſeinem Rocke gezeichnetes M. als Polizeiſpion bezeichnen, ſo ward er mißhandelt, und ſelbſt die zahlreichen Patrouillen waren fruchtlos. Die Königin ſogar hielt für rathſam, nicht durch Paris zu fahren.

Die alten Herrn in Troyes hatten indeſſen eine Uebereinkunft mit dem Hofe (20. Sept.) abgeſchloſſen, deren Artikel jedoch den jüngern Räthen ein Geheimniß blieben. Nach dieſen Artikeln ſollte das Parlament die Ehre des Friedens, der Principalminiſter den Vortheil, das Volk den Schaden haben. Das Parlament durfte am 21. September zurückkehren, und ward, weil man die geheime Bedingung des Friedens nicht kannte, mit unbeſchreiblichem Jubel vom Volke als Sieger empfangen. Als die Uebereinkunft kund ward, als im folgenden Jahr das Parlament ſich ſogar bemühte, die von ihm geforderte Ständeverſammlung zu hindern, oder unwirkſam zu machen, erkannte man daß vom Parlamente, wie vom Miniſterum, nur Verfügungen der alten Zeit, nicht, wie jeder Gebildete wünſchte,

eine neue Ordnung der Dinge zu erwarten ſey. Das Anſehn des Parlaments war daher ſchon am Ende des Jahrs 1788 ganz dahin. Vorerſt blieb das Parlament, in Ermangelung der Stände, das einzige Organ des Volks, denn das Parlament allein unter allen Corporationen war berechtigt, geſetzliche Widerſetzung und heftige Demonſtrationen des Volks gegen die Regierung zu veranlaſſen, ohne ſich des Aufruhrs ſchuldig zu machen. Um die Volksgunſt nicht zu verlieren, hatten übrigens die alten Juriſten ihre Zugeſtändniſſe an die Regierung ſorgſam clauſulirt, ſie hatten für den Augenblick eigentlich nichts gewährt; als daher der Principalminiſter acht Wochen nach der Rückkehr des Parlaments auf die Alten rechnete, um die Bedingung der Zurückberufung des Parlaments geltend zu machen, waren die jüngern Räthe im Stande alles zu vereiteln.

Die eigentliche Bedingung der Uebereinkunft der Präſidenten und alten Räthe mit dem Hofe am 20. September war ein Geheimniß unter Wenigen, ſie iſt es auch geblieben, weil die alten Herrn nicht damit hervorkommen durften. Sie hatten verſprochen, die Zuſtimmung des Parlaments zu fortſchreitenden und nach und nach vergrößerten Anlehen von vierhundert und vierzig Millionen Livres zu erwirken, doch gewährten ſie vorerſt nur, daß der ſogenannte zweite Zwanzigſte noch fünf Jahre lang dürfe erhoben und auf viele der bisher befreiten Güter, und ſogar auf königliche Domanialgüter ausgedehnt werden. Andere Parlamente, wie die zu Bordeaux und Grenoble, gaben auch nicht einmal zum Scheine nach. Malesherbes, welcher einſt zu Ludwigs XV. Zeit die mächtigſte Stimme im Parlamente gegen die Regierung geführt hatte und im Anfange der neuen Regierung mit Türgot Miniſter geweſen war, erklärte daher auch dem Könige, als dieſer ihn am Ende des Jahrs wieder in den Miniſterrath nahm, die gegenwärtige Bewegung ſey ganz anderer Art als alle früheren Parlamentstumulte [106].

---

106) Er ſagte dem Könige unter andern: Que la résistance opposée dans cette occasion a l'enregistrement des édits avoit présenté un

Die Ferien des Parlaments erlaubten übrigens dem Miniſter, ſeine Maßregeln zur Ankündigung der ſucceſſiven Anlehen von vierhundert und vierzig Millionen ſo zu entwerfen, daß die Präſidenten und alten Räthe, mit denen man übereingekommen war, mit ihren Freunden die Gegner überſtimmen könnten. Um ihnen dieſes zu erleichtern, ſollte der Antrag in einer ſogenannten königlichen Sitzung debattirt werden, wo in Gegenwart des Königs zwar geredet werden durfte, was in einer Kiſſenſitzung (lit de justice) nicht erlaubt war, wo aber doch die Rückſicht auf den König und den Hof eine ganz und durchaus freie Abſtimmung und Deliberation hinderte.

Außerdem wollte man, um die vom Miniſter vorgeſchlagenen, auf vier auf einander folgende Jahre zu vertheilenden Anleihen im Parlament eintragen zu laſſen, dieſe Verſammlung gewiſſermaßen überraſchen. Der König erſchien nämlich um 11 Uhr Morgens am 19. November 1787 faſt unerwartet, in Begleitung des Hofs und der Prinzen, im Parlament, welches erſt ganz kurz vorher Anzeige vom Entſchluſſe des Königs erhalten hatte, ſo daß die mehrſten Parlamentsglieder gar nicht davon unterrichtet waren. Der Siegelbewahrer Lamoignon mußte die gewöhnliche ſophiſtiſch freundliche Rede halten, auch hatte der Principalminiſter der Geldforderung zwei von der liberalen Partei längſt heftig verlangte Vorſchläge beigefügt. Dieſe Letzteren waren aber unglücklicher Weiſe von der Art, daß die eine den ſämmtlichen Privilegirten, die andere den Fanatikern und Janſeniſten, deren Zahl im Parlament ſehr groß war, ganz und durchaus mißfallen mußte. Lamoignon kündigte nämlich zuerſt in Gegenwart und im Namen des Königs an, daß nach Ab-

---

caractère bien différent de toutes les affaires que le gouvernement a eu à traiter avec les parlemens *depuis la mort de* Louis XIV. Dans toutes les autres c'étoit le parlement qui échauffoit le public, ici c'est le public qui échauffe le parlement. *Il n'est pas question d'apaiser une crise momentanée*, mais d'éteindre une étincelle, qui peut produire un grand incendie. Aber die Leute, zu denen er ſprach, ſind überall taub; denn ſie hören recht gut, aber ſie wollen nicht hören.

ſluß der vier den Anleihen beſtimmten Jahre (alſo 1792) die allgemeinen Stände berufen werden ſollten, ſo daß bei der damaligen Stimmung vom Könige ſelbſt die Ausſicht auf eine nahe Revolution eröffnet ward. Der zweite liberale Vorſchlag betraf Aufhebung der noch immer geſetzlich beſtehenden und von den fanatiſchen Parlamenten auch bei vielen Gelegenheiten ausgeführten, harten Strafgeſetze gegen die franzöſiſchen Proteſtanten, Verkündigung der Toleranz und Zurückberufung der nach Aufhebung des Edicts von Nantes ins Ausland geflüchteten Reformirten. Was die Verkündigung der Generalſtände und die liberalen Grundſätze angeht, ſo glaubte verkehrter Weiſe der franzöſiſche Miniſter auf der einen Seite durch eine Erklärung wieder vernichten zu können, was er auf der andern durch Verſprechen der Berufung der Stände gewährt hatte. Er machte bei dieſer Gelegenheit denſelben Fehler, den das engliſche Miniſterium in Rückſicht auf Nordamerika gemacht hatte, als es die Stempelſteuer u. ſ. w. unter Reſerve aufhob, d. h. er beleidigte den einen Theil und befriedigte gleichwohl den andern nicht.

Der Juſtizminiſter erneut nämlich in dieſer Rede die um 1766 unter Ludwig XV. aufgeſtellte und damals von allen Seiten beſtrittene Theorie von einer göttlichen Allgewalt des Königs, und beruft ſich dabei auf ein nie vom Parlament anerkanntes Parlamentsdecret vom März 1756. Dem Könige, ſagt er, ſtehe in ſeinem Reiche unumſchränkte Gewalt zu, für deren Ausübung er nur Gott allein Rechenſchaft ſchuldig ſey. Er ſey als Oberhaupt der Nation gewiſſermaßen die Nation ſelbſt; ohne Rückſicht auf den Willen der Nation gebühre dem Monarchen allein die geſetzgebende Gewalt. Die Berufung oder Nichtberufung der Reichsſtände, die nie etwas anderes ſeyn könnten, als bloße Rathgeber des Königs, hänge blos von der Willkühr des Königs ab; die Berückſichtigung anderer Bitten der Nation lediglich von ſeiner Güte. Dieſe despotiſchen Phraſen gebrauchte übrigens dieſer Juriſt erſt, als er ſah, daß ſein Kniff nicht ge-

lingen werde. Der Juſtizminiſter wollte nämlich die ſchon angefangene öffentliche Abſtimmung der Räthe, denen der König vorher ausdrücklich erlaubt hatte, auch in ſeiner Gegenwart laut und namentlich zum Votiren aufgerufen zu werden, und ihre Meinung über die Vorſchläge auszuſprechen, auf einmal unterbrechen, weil ihm vor dem Reſultate bange ward. Er wollte im Stillen die Stimmen ſammeln, um im Stande zu ſeyn, die Zahl der Bejahenden und Verneinenden nach Belieben größer oder kleiner angeben zu können. Dieſe elende Auskunft wollte er mit dem ihm ertheilten Befehl des Königs entſchuldigen, darum erklärte er in den angeführten Phraſen, daß der König über dem Geſetz ſey und der Nation als Recht vorſchreiben könne, was ihm gerade einfalle oder was ſeine Miniſter ihm eingäben.

Auf dieſe Worte geſtützt, fuhr der Miniſter fort, die Stimmen in der Stille einzuſammeln, und befahl dann den Schreibern des Parlaments, die Edicte einzutragen, als wenn, wie gewöhnlich geſchah, der Präſident die Stimmen ordentlich gezählt und das Reſultat bekannt gemacht hätte. Dies geſchah, damit nicht dazu geſchrieben würde, auf ausdrücklichen königlichen Befehl, wodurch das Eingetragene aufhörte, ein freier Parlamentsbeſchluß zu ſeyn. Der Herzog von Orleans benutzte dieſe Gelegenheit oder vielmehr, er ward bei dieſer Gelegenheit benutzt, um der Gegenparthei der regierenden Linie des Hauſes Bourbon im Haupte der nächſten Nebenlinie eine Stütze zu geben. Dieſer Herzog von Orleans, der ſpäter als Philipp Egalité im Convent für den Mord des Königs ſtimmte, war derſelbe, der als Düc de Chartres ſich durch ein unerhört ſchlechtes und gemeines Leben, deſſen Spuren ſein finniges Angeſicht trug, durch ſeine wüſte Umgebung und durch die Feigheit, die er bei Oueſſant bewies, berüchtigt gemacht hatte. Das Letztere wird von andern geleugnet; gewiß aber iſt, daß er ſich durch elenden Geiz und niedrige Habſucht auszeichnete, weil er ſogar einen Theil ſeines Palaſtes (**Palais Royal**) zu ſchlechten Häuſern gebrauchen

ließ, um mehr Geld daraus zu ziehen [107]). Dieſer ganz in Sinnlichkeit und Schlechtigkeit verſunkene Prinz war allen edlen und feinfühlenden Seelen, von der reinen Seele der Königin und der ihres religiöſen Gemahls bis zu der des Schwärmers für Philanthropie, des ritterlichen Lafayette, und der der Freunde utopiſcher Freiheit, eines St. Jüſt, einer Frau Roland und ihres Gemahls, ein Gräuel und Abſcheu. Bei allen genial wüſten und liederlichen, bei allen denen, die den Genuß und den Schein der Tugend und der Wahrheit vorzogen, von Mirabeau, Sillery, Chauderlos de la Clos und der Frau von Genlis bis zum Matador der Antonsvorſtadt, dem reichen Bierbrauer Santerre, und bis zu den Frechſten der nachherigen Cordeliers, die ihn in den Wirthshäuſern und andern Sammelplätzen der Hefe von Paris kennen gelernt hatten, hieß er Volksfreund, Mann der Freiheit und vortrefflicher Geſellſchafter. Sein Anhang, der aus dem ſchlaueſten und am mehrſten energiſchen, oder wie man jetzt bei uns ſagt, ächt praktiſchen, aus dem von aller Moralität und Idealität freien Theil der Revolutionsmänner beſtand, gebrauchte ihn damals, wie ſpäter. Dieſe ſeine Freunde bewogen ihn, am 19. November, den Grund zu dem Gebäude zu legen, welches erſt 1830 vollendet ward. Dies geſchah dadurch, daß er ſich den Franzoſen als den Urheber einer neuen Zeit anbot und ſich

107) Hier iſt Bezenval ganz auf ſeinem Felde, das hat er ſtudirt und das verſteht er gründlich, wir theilen daher die Schilderung des Herzogs mit, weil ſie eben ſo treffend als kurz iſt. Mémoires du baron de Bezenval. Vol. III. p. 307—8. Le comte de Pons-Saint-Maurice à donné tout le soin possible à son éducation; et lorsqu'il sortit de ses mains la manière d'être de ce prince répondoit à sa figure. Bientôt les filles, l'anglomanie, la table, en firent un être d'autant plus étrange, que les traces d'une généreuse éducation se confondirent avec les vices qu'il avoit acquis et qu'il en résulte nécessairement un composé de tous les contraires. Il est crapuleux sans grossièreté, prodigue et mesquin, haut et familier, facile et dangereux. Il a de l'aptitude à tout et ne peut s'appliquer à rien. Par libertinage d'imagination, il vise à l'indépendance, déteste le peuple et le courtise, recherche une fausse gloire, et touche au mépris.

nicht ſcheute der Meinung von ganz Europa zu trotzen, denn jeder ſeiner Schritte war verächtlich. Man hatte Mühe, ſeine Feigheit, welche ſpäter ſeine kräftigſten Anhänger von ihm entfernte, ſo weit zu überwinden, daß er es wagte, ſich in öffentlicher Verſammlung, wo der Etikette gemäß niemand reden konnte, als der, den der König auffordern ließ, mit einer impertinenten Frage an dieſen zu wenden, um das Parlament im Widerſtande zu befeſtigen. „Darf ich, ſagte er, Ew. Majeſtät fragen, ob dies eine Kiſſenſitzung (lit de justice) iſt?“ Der König, ſtatt ihm Schweigen zu gebieten, oder ihn fortzuweiſen, zeigte ſich ſchwach und unbeholfen, wie er war, durch die nichts ſagende Antwort; Nein, es iſt eine königliche Sitzung. Die Verlegenheit, worin der König gerathen war, machte den Herzog muthiger. Er erklärte, die ſo eben befohlene Eintragung ins Protocoll ſey geſetzwidrig; er bäte zur Entſchuldigung der Perſonen, von denen man glauben könne, daß ſie Theil daran hätten, die Worte beizufügen: Auf ausdrücklichen königlichen Befehl, wie bei einer Kiſſenſitzung. Die unbedeutende Antwort, welche der König darauf gab, beweiſt am beſten, daß er ſchwierigen Umſtänden nicht gewachſen war, und aller Geiſtesgegenwart ermangelte. Er erwiederte: Die Eintragung iſt rechtmäßig, weil ich vorher den Rath der Parlamentsglieder gehört habe.

Die Dreiſtigkeit des Herzogs von Orleans rief eine Bewegung in der Verſammlung hervor, welche den König, der nur Ehrfurcht und Schweigen im Parlamente gewohnt war, vollends betroffen machte. Er machte, als er aufſtand, um ſich aus der unruhigen Verſammlung zu entfernen, in der Verlegenheit ein neues Verſehen, er vernachläßigte nämlich die Aufhebung der Sitzung zu befehlen. Hätte er nämlich die Sitzung aufgehoben, ſo würde ſie das Parlament gewiß nicht, wie nachher die Nationalverſammlung, gegen den ausdrücklichen Befehl des Königs zu verlängern gewagt haben. Der Hof und die Prinzen begleiteten den König nach Verſailles, nur die Herzöge von Orleans

und von Bourbon kehrten, nachdem ſie dem Könige das Geleit gegeben, in die Verſammlung zurück, die dann ganz tumultuariſch ward. Selbſt die alten Herrn, die vorher für die Anleihe geſtimmt hatten, nahmen jetzt ihre Abſtimmung zurück. Ganz ſchrankenlos heftig redeten gegen das Verfahren des Königs viele junge Räthe, die, wie ihre nachherige Reue zeigte, nicht eigentlich wußten, was ſie thaten. Der Beifall des Parlaments machte ihre Eitelkeit irre, ſie waren entzückt, daß für den Augenblick ihre heftigen Declamationen für Beredſamkeit genommen wurden, was ſie eigentlich nicht waren. Unter dieſen zeichneten ſich vor allen aus: Düval d'Epresmenil, Fréteau, der Geiſtliche (abbé) Sabatier de Cabre, und Robert de Saint Vincent, welche beide letztere ſehr geachtete Männer auch in Rohans Prozeß die der Königin ſo verhaßte Relation gemacht hatten, wodurch der Cardinal gerettet und die Königin in Schatten geſtellt ward. Im Parlament wurden nach den heftigſten Reden nicht blos, wie ſonſt, Proteſtationen ins Protokoll geſchrieben, ſondern ausdrücklich hinzugeſetzt, daß das, was als Beſchluß des Parlaments eingetragen worden, keiner ſey, daß das Einſchreiben ungeſetzlich geſchehen ſey, und daß das Parlament die progreſſiven Anleihen nicht verbürge.

Das Parlament wußte, daß der Finanzminiſter Geld brauche, und dieſes ohne Uebereinkunft mit dem Parlamente nicht erhalten könne, es nahm daher keine Rückſicht darauf, daß ſich der König das Protokoll der letzten Sitzung nach Verſailles bringen ließ, und alles, was nach ſeiner Entfernung aus der Verſammlung hineingeſchrieben war, ausſtrich. Der König gab zugleich einen Vorwand, über Willkühr und über gewaltſamen Eingriff in die freie Abſtimmung der Beiſitzer des oberſten Gerichtshofs zu klagen, der ſich doch eben ſo ſouverän glaubte, als der König ſelbſt war. Es ward nämlich der Herzog von Orleans angewieſen, ſich auf ſein Schloß zu Villers Coterets zu begeben. Die Verbannung würde ihn erſt recht bedeutend gemacht haben, wenn er ſich nicht durch die Entfernung von den pariſer Vergnügungen ſo unglücklich gefühlt hätte, daß er die elendeſten und nieder-

trächtigſten Schritte that, um nur wieder in die Stadt kommen zu dürfen. Auch Sabatier ward wegen ſeiner Reden im freien Gericht, der alten Sitte gemäß, willkührlich verhaftet und auf den Mont St. Michel, das ſchrecklichſte Staatsgefängniß, welches es in Frankreich gibt, Fréteau auf die Feſte Doullens gebracht. Die ſämmtlichen Parlamente nahmen ſich daher des Herzogs und der Räthe an, weil in ihrer Perſon die Rechte der Gerichte verletzt waren, ihre Haft veranlaßte eine allgemeine Bewegung im ganzen Reiche. Das pariſer Parlament beſtand auf der Freilaſſung ſeiner Mitglieder, es unterſtand ſich ſogar, ſich in die Angelegenheit des Herzogs von Orleans zn miſchen, welche nur eine Sache des Familienhaupts der Bourbons mit einem Gliede der Familie war, alſo das Obergericht nur dann hätte angehen können, wenn ſich der Herzog ans Parlament gewendet hätte. Die Vorſtellung des Parlaments in der Sache des Herzogs von Orleans war außerdem in einem Tone abgefaßt, den ſich ein Gerichtscollegium gegen ſeinen König nicht hätte erlauben ſollen. Das Parlament ſah ſich aber als Volksvertreter an, was es nicht war, und verließ ſich auf die Gunſt des Volks, als es dem Könige zu ſagen wagte: „Sire, wenn der Herzog von Orleans ſtrafwürdig iſt, ſo ſind wir ſämmtlichen Parlamentsräthe es ebenfalls.“ Hernach bittet das Parlament den König: „Er möge das Andenken an ein Verfahren aus dem Gedächtniß vertilgen, deſſen Fortſetzung am Ende eine völlige Zerſtörung aller Geſetze, die Herabwürdigung der Gerichte und den Triumph der Feinde des franzöſiſchen Namens herbeiführen werde.“ Auch dieſes Mal bewieſen Ludwig und ſeine Miniſter durch Schwanken und Uebergehen von einem Aeußerſten zum andern ihre Unfähigkeit, im Unwetter das Schiff des Staats zu ſteuern. Dies Schwanken war Urſache alles Unheils der Revolution, und beſonders des unglücklichen Schickſals des Königs, weil die Männer, welche ſeit 1789 der Nation eine neue Exiſtenz gaben, erkannten, daß ein ſolcher König, auch mit dem beſten Willen, nicht im Stande ſeyn werde, irgend ein Verſprechen zu erfüllen oder einen Eidſchwur zu halten. Er ließ näm-

lich im April 1788 den Herzog nach Paris zurückkommen und die beiden Parlamentsräthe frei geben, um dem Parlamente gefällig zu ſeyn, und doch wollte faſt zu gleicher Zeit, oder wenigſtens keine vier Wochen darauf, der ſchwache Mann und ſein nur in geheimen Cabalen ſtarker Principalminiſter das ganze Parlament auflöſen. Ludwig **XVI.** und Loménie de Brienne glaubten, eine Maßregel durchſetzen zu können, welche die Macht der Parlamente kräftiger brechen ſollte, als Alles, was Maupeou vorher durchgeſetzt hatte. Ein König, der in Geldſachen nicht Rath wußte, wollte eine neue Körperſchaft erſchaffen, wodurch die Stände und das Parlament überflüſſig gemacht werden ſollten, was ſelbſt Ludwig **XIV.** nicht würde gewagt haben.

Die Bewegung in ganz Frankreich war damals dahin gediehen, daß die Parlamente, beſonders das pariſer Parlament und das von Bordeaux, welches deshalb nach Libourne verbannt ward, der königlichen Macht, als wären ſie eine unabhängige Macht, trotzig die Stirn boten. Um dieſelbe Zeit drohten die Stände der Provinzen, welche Stände hatten, das Parlament von Grenoble gab im April 1788 zu erkennen, daß es das Delphinat wieder von Frankreich trennen könne, in Bretagne waren Adel, Bürgerſchaft und Parlamente in Krieg, die Staatskaſſe wußte ſich nicht zu helfen, weil das Parlament die Anleihen hinderte. In dieſer Verlegenheit nahm der König ſeine Zuflucht aufs neue zu einer liberalen Maßregel, und ging ſogleich wieder zum ärgſten Deſpotismus, nicht in der That, ſondern, was ſchlimmer war, blos in Worten über. Durch eine königliche Declaration vom achtzehnten Dezember 1787 ward nämlich verkündigt, daß innerhalb fünf Jahren die allgemeinen Stände ſollten berufen werden, was der Reichsſiegelbewahrer ſchon einen Monat vorher im Parlamente verſprochen hatte. Dürften wir einem Briefe des Erzbiſchofs von Sens an ſeinen Collegen von Narbonne trauen, ſo war es dem Finanzminiſter auch nicht einmal mit dieſem Verſprechen Ernſt, ſondern er gebrauchte auf eine ſchmähliche Weiſe den Namen ſeines Königs, um das Volk officiell zu belügen.

Der Streit mit dem Parlamente von Paris dauerte indeſſen mit gleicher Heftigkeit fort, und das Parlament erließ am vierten Januar 1788 nach heftigen Debatten ein Decret, wodurch es die Siegelbriefe (lettres de cachet) für conſtitutions- und geſetzwidrig erklärte, und ſich über alle die willkührlichen Maßregeln, welche ſich die Regierung ſeit hundert Jahren erlaubt hatte, als wenn ſie im Rechte begründet wären, mit nachdrücklichem Unwillen und lauter Mißbilligung ausſprach. Das Parlament forderte aufs neue die Befreiung der beiden Parlamentsräthe, nicht als Gnade und Gunſt des Königs, ſondern als im Rechte begründet. Dies Parlamentsdecret caſſirte freilich der König am ſiebenzehnten; aber das Parlament erneuerte es gleich am folgenden Tage, d. h. am achtzehnten Januar 1788. Es hatte ſich nach Bezenvals Bericht der Juriſt Lamoignon nach Calonnes Entfernung ins Juſtizminiſterium hineinintriguirt, und dieſer brachte den unglücklichen König im Jahre 1787 und 1788 zu allen den widerſprechenden Reden und Handlungen, die ſchon im Juni 1788 die Revolution unvermeidlich machten. Lamoignon führte auch, nach Bezenvals Erzählung, im Februar 1788 den ſchwachen König auf Maupeous Project zurück. Er wollte die Parlamente unſchädlich machen, und entwarf dazu einen von dem von Maupeou entworfenen und ausgeführten ganz verſchiedenen Plan, den er ſchon im März den Leuten vertraute, welche ihn der Königin, die leider in Alles gemiſcht ward, empfehlen ſollten. Dieſelben Leute, welche auf dieſe Weiſe einen unerhörten conſtitutionswidrigen Staatsgewaltſtreich ausheckten und alſo den König mit Energie wollten handeln laſſen, riethen ihm zu einer ſcheinbaren Nachgiebigkeit gegen die ſeit dem Monat Dezember unaufhörlich wiederholten dringenden und drohenden Bitten des Parlaments, um Rückkehr des Herzogs von Orleans und Freilaſſung der Räthe. Wir haben ſchon oben bemerkt, daß dies am 17. April geſchah. Man wollte aber mit dieſer Freilaſſung, wie mit der Verkündigung der Stände am 19. November, eine Erklärung über des Königs Autokratie einſchwärzen, wodurch man jede künftige Willkühr rechtfertigen konnte. Dies durfte

das Parlament um ſo weniger mit Stillſchweigen übergehen, als ihm der vom Siegelbewahrer entworfene Plan der Vernichtung des politiſchen Gewichts der Parlamente im Einzelnen zwar noch unbekannt war, im Ganzen aber kein Geheimniß geblieben ſeyn konnte, da man ſchon ſeit März im Kreiſe der Königin davon ſprach.

Die Erklärung, die man dem Könige am 17. April in den Mund legte, beſtand darin, daß er ſagte, Frankreich ſey eine abſolute Monarchie, der Wille des Königs, deſſen Macht allein von Gott ſtamme, ſey einziges Geſetz, die Stände ſeyen bloße Rathgeber, die Gerichte Dolmetſcher und Ausführer des königlichen Willens. Dies war ganz im Tone der Regierung Ludwigs XV. geredet, und die Erklärung war gleichen Inhalts mit der, welche am 19. November den Vorſchlägen des Anlehens und dem Verſprechen der Berufung einer allgemeinen Ständeverſammlung war vorausgeſchickt worden. Dieſer Erklärung des Königs ſetzte dann das Parlament Gegenvorſtellungen entgegen, worin hiſtoriſch, philoſophiſch und juriſtiſch eine in Frankreich damals ganz neue Theorie von den conſtitutionellen Verhältniſſen der alten franzöſiſchen Monarchie, und zwar mehr demokratiſch als ariſtokratiſch aufgeſtellt wird. Dieſes im Parlamente vom 18. bis zum 27. April debattirte und aufgeſetzte Actenſtück, welches erſt am vierten Mai dem Könige übergeben ward, iſt das merkwürdigſte, welches je vom Parlament ausgegangen iſt, und beweiſet augenſcheinlich, daß es ſchon damals mit dem Regierungsſyſtem, welches ſeit Richelieus Zeit gegolten hatte, völlig vorbei war. Das Actenſtück iſt zu lang, um hier ſeinen Platz zu finden, wir wollen in der Note auf ein Buch verweiſen, wo man es wörtlich nach einer Copie, welche der Herr von Malesherbes ſich davon genommen hatte, abgedruckt findet [108]. Wir glauben nur zwei Stellen ausheben zu dür-

---

108) Wir haben bekanntlich eine große Parteiſchrift an der unter Montgaillards Namen in Paris verfertigten Compilation, die gar nichts mit Montgaillard gemein hat, in 14 Theilen. Die Compilation der erſten zehn

fen. Die eine bezieht ſich auf den Vorwurf, die Parlamente wollten eine Ariſtokratie der Gerichte an die Stelle der Monarchie ſetzen, und eine andere am Schluſſe betrifft die gewaltſame Veränderung und den Verluſt der politiſchen Rechte, mit dem die Parlamente damals bedroht wurden.

Schon damals, nämlich im April 1788, war die Revolution wirklich und ſichtbar vorhanden, ſie ward in den folgenden Monaten bei Gelegenheit des glücklichen Widerſtandes gegen die beabſichtigte Umſchaffung des Parlaments, bei der gewaltſamen Vertreibung des Principalminiſters und des Großſiegelbewahrers, durch fortdauernde Volksaufſtände in ganz Europa öffentlich kund. Dafür iſt der Ton, den das Parlament in dieſem Aufſatz annahm, und der Inhalt des die Conſtitution betreffenden Artikels beſonders wichtig. Ehe nämlich das Parlament den Urſprung des harten militäriſchen Deſpotismus ſeit den letzten Zeiten Ludwigs XIV. durchführt, und zeigt, wie ſeit dem Antritt der Regierung des gegenwärtigen Königs nach und nach wieder von Recht und Geſetz die Rede geweſen ſey, ſagt es dem Könige: „Das Verfahren ehrgeiziger Miniſter iſt immer daſſelbe. Sie wollen ihre Macht, unter dem Namen des Königs und unter dem Scheine, daß ſie für ihn arbeiten, vermehren, das iſt ihr Zweck, als Mittel dient ihnen die Verläumdung derer, denen die Sorge für die Rechte der Nation und für das Privatrecht vertraut iſt. Dieſer alten unſeligen Methode getreu, behaupten ſie auch jetzt von uns, den Gliedern des pariſer Parlaments, daß wir den unſinnigen Plan hätten, eine Ariſtokratie der Parlamente in Frankreich zu errichten.

Theile ward unter der Reſtauration vom Anhange des jetzigen Königs gemacht, darum kommt, wenn rechts und links geſchimpft wird, Orleans leidlich weg. Sie haben der Compilation den Titel gegeben: Histoire de France depuis la fin du règne de Louis XVI. (einen Titel, den ſie nicht verdient.) Wir wiſſen aber, daß die Compilatoren ſehr gut unterſtützt wurden, darum findet man bei ihnen ſehr viele Actenſtücke, die man anderswo vergeblich ſuchen würde. Dort ſtehen auch Vol. I. p. 393 bis 402 dieſe remonstrances in extenso

Aber welchen Augenblick haben ſie gewählt, um dieſe Beſchuldigung gegen uns vorzubringen? Gerade denſelben Augenblick, in welchem das Parlament, durch Thatſachen eines Beſſern belehrt, von der Anmaßung, Steuern bewilligen oder verweigern zu können, ganz zurückkam, und den öffentlichen Beweis gab, daß es eifriger für die Rechte der Nation kämpfe, als für die Berechtigungen, welche ſeine eigne Corporation bisher in Anſpruch genommen hat."

Auf dieſe gegen das ganze bisherige, ſeit Heinrich IV. beſtehende Verfahren in der Geſetzgebung und in Steuerangelegenheiten gerichtete Stelle folgt die hiſtoriſche Nachweiſung. Endlich heißt es in Beziehung auf die dem Parlamente gemachte Beſchuldigung:

Welcher neue Dienſteifer hat denn jetzt das Miniſterium ergriffen? Die Miniſter beſtreiten unſere Befugniß (pouvoirs) keineswegs, ſie laſſen unſern Abſichten Gerechtigkeit widerfahren, ſo lange ſie hoffen können, unſere Abſtimmungen dazu gebrauchen zu können, um die Nation unter Auflagen und Anleihen zu erdrücken; ſobald wir uns aber weigern, ihren Deſpotismus zu begünſtigen, oder Theil daran zu nehmen, ſchelten ſie uns ehrgeizige Ariſtokraten.

Nein, Sire, keine Ariſtokratie ſoll in Frankreich beſtehen; aber auch kein Deſpotismus. So will es die Verfaſſung, ſo wünſcht es das Parlament und ſo fordert es der Nutzen Ew. Majeſtät, daß es ſich verhalte. Man laſſe einmal die Sätze, die man Ew. Majeſtät als unbeſtreitbare in den Mund gegeben hat, gelten, daß blos der königliche Wille das letzte Urtheil in Verwaltungs- und Geſetzgebungsangelegenheiten geben dürfe; man wird ſogleich ſehen, welche Folgen unmittelbar daraus herfließen.

Der Erbe der Krone iſt durch ein Grundgeſetz beſtimmt; die Nation hat ihre Rechte; die Pairs haben die ihrigen. Die Richter können nicht abgeſetzt werden; jede Provinz hat ihr als Geſetz geltendes Herkommen (coutumes) und es beſteht zwiſchen ihr und der Krone eine Uebereinkunft, welche die Bedingungen

enthält, unter denen ſie mit Frankreich vereinigt iſt (d. h. ses capitulations). Jeder Unterthan des Reichs hat ſeinen natürlichen Richter; jeder Bürger hat ein individuelles Eigenthum, und beſitzt er Nichts, ſo hat er wenigſtens ſeine Freiheit. Nun fragen wir, welches von allen dieſen Rechten, welches Geſetz auf der Welt würde ausreichen, wenn die Anſprüche, welche die Miniſter Ew. Majeſtät in deren Namen gemacht haben, in der That geltend gemacht werden könnten?

Dann würde der Wille des Königs ja das einzige Geſetz ſeyn, und die Geſetzgeber müßten es blos von ihm holen. Der Wille des Königs könnte alſo durch ein von ihm ausgehendes Geſetz über die Krone verfügen, könnte ſeine Erben wählen, könnte Provinzen des Reichs abtreten, könnte den allgemeinen Ständen das Recht nehmen, neue Auflagen zu machen und alte zu beſtätigen; die Einrichtung der Pairſchaft ändern; die Richter abſetzbar machen; das Herkommen abſchaffen; die Hierarchie des Gerichtsweſens umſtürzen; ſich allein das Gericht anmaßen und nach Willkühr entſcheiden, oder die Richter wählen, ſowohl in bürgerlichen Streitſachen als in Criminalprozeſſen; endlich ſogar ſich zum Eigenthümer der Güter ſeiner Unterthanen und zum Gebieter über ihre Freiheit erklären.

Dieſer Text der Theorie geſetzlicher und verfaſſungsmäßiger Freiheit, die das Parlament im Namen des franzöſiſchen Volks, als ihm im Rechte und nach dem Rechte gebührend, für daſſelbe gegen König und Miniſter in Anſpruch nimmt, wird auf den folgenden Seiten im Einzelnen und Beſondern nachgewieſen, und hiſtoriſch aus der beſtehenden Einrichtung hergeleitet. Alles, was hernach die allgemeinen Stände forderten, läßt ſich ſehr leicht aus dem hier Geſagten rechtfertigen. Wir übergehen alles andere, um nur noch anzuführen, welche Erklärung das Parlament am Ende des Actenſtücks in Beziehung auf die damals (am 4. Mai) ſchon beſchloſſene, gegen das Parlament feindſelige Maßregel giebt. Die königliche Proclamation wegen Auflöſung des Parlaments und Errichtung der cour plenière war damals ſchon ganz fertig und wurde ganz im Geheimen

in der königlichen Druckerei gedruckt, damit ſie plötzlich und überraſchend in alle Provinzen gelange. Dies giebt den folgenden Worten am Schluſſe dieſer Gegenvorſtellungen beſonderes Gewicht und beſondere Bedeutung:

Aber, Sire, heißt es dort, ach! iſt es ihrem Parlamente erlaubt, die Beſorgniß zu äußern, daß es wirklich auf Zerſtörung der Parlamente abgeſehen ſey? Würde dies gerecht, würde es klug ſeyn? Sollte es überhaupt nur möglich ſeyn, daß ihre Miniſter dergleichen Projecte gemacht hätten? Das iſt gewiß nicht die Abſicht Ew. Majeſtät, es könnte auch nicht ihr Vortheil ſeyn. Was ihr Parlament angeht, ſo ſind ſeine Grundſätze, oder vielmehr die der Conſtitution des Staats, Sire, welche es zu verfechten hat, unveränderlich, und es iſt nicht in ſeiner Macht, ſein Betragen zu ändern. Zuweilen müſſen die, denen die Gerichte vertraut ſind, ſich für die Geſetze opfern; aber ihre ehrenvolle und gefährliche Beſtimmung iſt einmal von der Art, daß ſie nothwendig erſt aufhören müſſen zu ſeyn (d. h. zu exiſtiren), ehe die Nation aufhören kann, eine freie Nation zu ſeyn.

Was die gegen das Parlament gerichteten Edicte angeht, ſo waren die Miniſter, wenn ſie auch fähig geweſen wären, in dieſem Tone die veränderten Verhältniſſe der Zeit zu erkennen und ſich dieſen anzupaſſen, zu der Zeit, als dies Actenſtück am 27. April im Parlament gebilligt, und noch mehr, als es am 4. Mai dem Könige übergeben ward, viel zu weit vorgeſchritten, um noch zurückgehen zu können. Abgeſehen von den Umſtänden und ganz beſonders davon, daß man die politiſchen Rechte des Parlaments, welches doch eine gewiſſe Art Unabhängigkeit hatte, wenn ſie auch nicht die rechte war, einem ganz vom Hofe abhängigen, neu zu errichtenden, vom Könige präſidirten Collegium übertragen wollte, enthielten die ſechs oder ſieben Edicte, die hernach bekannt gemacht, aber nie ausgeführt werden konnten, allerdings eine Verbeſſerung der Juſtiz; aber niemand achtete darauf. Man ſah darin mit Recht nur den Verſuch einer ohnmächtigen Regierung, das einzige freie Organ der Op-

poſition gegen den Despotismus auf immer zu vernichten. Dieſe Ueberzeugung durchdrang plötzlich die ganze Nation; alle Parlamente widerſetzten ſich, alle Stände proteſtirten. Das Volk blieb damals fünf Monate lang innig mit den Parlamenten verbunden, um ſich hernach am Ende des Jahrs auf immer von ihnen zu trennen. Wir glauben, daß mit den von Loménie de Brienne und Lamoignon gegen die Parlamente beſtimmten Edicten die Revolution von 1789 auf dieſelbe Weiſe ihren Anfang nahm, wie durch die Ordonnanzen vom Juli 1830 der zufällige Anlaß der neueſten franzöſiſchen Revolution gegeben ward, obgleich in beiden Fällen die Urſachen längſt vorhanden waren. Es ſcheint uns daher auch die Geſchichte des Streits über dieſe Edicte von der Geſchichte des Jahrs 1789 unzertrennlich, wir deuten hier zum Schluſſe nur noch den Inhalt der drei vornehmſten dieſer Edicte kurz an.

Die drei Edicte, welche nebſt einigen andern am 8. Mai ins Parlament gebracht wurden, nachdem an den drei vorigen Tagen ſchon das pariſer Parlament Gelegenheit gehabt hatte, ſich heimlich einen Abdruck davon zu verſchaffen und in Verbindung mit den übrigen Parlamenten die Ausführung unmöglich zu machen, betrafen zuerſt die Errichtung einer ſogenannten Cour plénière, welche künftig die politiſchen Rechte der Parlamente ausüben ſollte. Wir wollen in der Note die Perſonen anführen, aus denen dieſe Cour beſtehen ſollte [109]), man wird auf den erſten Blick erkennen, wie es um Frankreich würde ausgeſehen haben, wenn eine ſolche Verſammlung über Abgaben,

---

109) Es werden als Mitglieder der freilich todtgebornen cour plénière genannt: Le roi, le chancelier ou en l'absence de celui-ci le garde des sceaux, les présidens du parlement de Paris, les princes du sang, le grand aumônier et les autres grands officiers de la couronne, les pairs, deux archevêques, deux maréchaux de France, deux commandans de province, deux lieutenans, en outre, quatre *personnes qualifiées*, un certain nombre de conseillers d'état et de maîtres des requêtes, un député de chaque province; et quand un grand nombre de magistrats se trouveroit absent, ils seroient remplacés par des magistrats du conseil.

Freiheiten und Rechte der Bürger hätte unbedingt entſcheiden können. Das Parlament nahm daher auch von dieſer unerhörten Maßregel Gelegenheit, auf das vorher angeführte Actenſtück vom 27. April eine Erklärung zu gründen, welche noch vor der Bekanntmachung des Edicts in Tauſenden von Exemplaren verbreitet ward und die Grundgeſetze der alten franzöſiſchen Conſtitution gegen die monarchiſchen Uſurpationen in Schutz nahm. Dieſe Declaration iſt in gleichem Tone abgefaßt, und ähnlichen Inhalts mit der des engliſchen Parlaments zu Carls I. Zeiten, als man vom Könige drohend verlangte, der Engländer conſtitutionelle Rechte feierlich anzuerkennen (die petition of rights). Die Declaration hatte dieſelbe Wirkung mit der vom engliſchen Parlament erlaſſenen, ſie veranlaßte eine Revolution, die im folgenden Jahre ſchon der ganzen alten Conſtitution ein Ende machte, nachdem die drei Edicte, welche die Parlamente und das Volk gegen den König vereinigt hatten, ſchon im Auguſt 1788 verſchwunden waren.

Das zweite jener Edicte verkleinerte durch Errichtung ganz neuer Obergerichte in verſchiedenen Städten und Diſtricten (grands baillages) die Sprengel der Parlamente; beſonders den vorher ganz übermäßig großen des pariſer Parlaments, und verminderte die von demſelben zu entſcheidenden Prozeſſe ſo ſehr, daß die Zahl der Untergeordneten deſſelben, wie die der Prozeßführenden auf eine verhältnißmäßig unbedeutende Zahl zurückgeführt ward. Die königlichen Untergerichte nämlich ſollten unter dem Namen Präſidiale, Gerichte erſter Inſtanz bilden, die Obergerichte aber (d. h. die grands baillages) in Criminalfällen und in Civilſachen, die eine beſtimmte Summe überſtiegen, Appellationsgerichte ſeyn. Den Parlamenten ſollten, ſelbſt innerhalb der ſehr verkleinerten Sprengel, nur die Criminalprozeſſe der Privilegirten und die Civilprozeſſe über Sachen, die eine feſtgeſetzte bedeutende Summe überſtiegen, vorbehalten bleiben. Das dritte Edict war eine natürliche Folge der beiden andern. Es verminderte die Anzahl der Parlamentsräthe, alſo

auch von dieſer Seite die Bedeutung, deren das Parlament bis dahin genoſſen hatte. Dieſe Bedeutung mußte ohnehin verſchwinden, wenn die Pairs und einige Auserwählte allein in der Cour plénière ſaßen; nicht aber umgekehrt die Pairs und Prinzen nur einen kleinen Anhang zum Parlament mehr bildeten, wie vorher. Dies war, man mochte ſophiſtiſiren, wie man wollte, ein Eingriff in das erſte und weſentlichſte Recht aller Franzoſen. Die Gerichte wären dadurch abhängig geworden. Die Verminderung der Mitglieder der beſtehenden Parlamente war, was man auch für gute Gründe dafür anführen mochte, doch eine Abſetzung der überflüſſig gewordenen und entlaſſenen Räthe.

Druckfehler.

Im dritten Bande.

S. XIII. Vorrede Z. 10 v. o. lies in ſtatt an.
S. XVI. im Inhaltsverzeichniſſe Z. 15 v. u. l. S. 425—464 ſtatt 378—425.
S. 22. Z. 22 v. o. l. überlaſſen ſt. überaſſen.
S. 119. Z. 12. v. o. l. Bernſtorff ſt. Bernſtoff.
S. 193 bis 208 ſteht die unrichtige Ueberſchrift 1768 ſtatt der richtigen 1778.
S. 196. Z. 16 v. u. l. Conföderationsangelegenheit.
S. 276. Z. 6. v. u. l. vierzehnten ſt. vierzehnzehnten.
ebendaſ. Z. 13. v. u. l. argliſtiger ſt. argliſtiſcher.
S. 282. Z. 1 v. u. l. biſchöflichen ſt. iſchöflichen.
S. 302. Z. 11 v. u. l. Mesmer ſt. Mesner.
S. 317. Z. 1 v. u. l. Man ſt. mag.
S. 345. Z. 1. v. u. l. da ſt. daß.
S. 377. Z. 9. v. u. l. der ſt. den.
S. 389. Z. 13 und 14 v. o. l. Essay on man u. Essay on woman ſtatt Essay on men u. Essay on women.
S. 391 u. S. 394. Z. 13 v. o. und Z. 4 v. o. l. Herr Stuart Mackenzie ſt. Lord Stuart Mackenzie.
S. 410. Z. 8. v. u. l. 1243 ſt. 1143.
S. 423. Z. 1. v. u. l. hiſtoriſche ſt. iſtoriſche.
S. 468. Z. 8. v. o. l. den Herzog ſt. der Herzog.
Auf derſ. Seite in derſ. Zeile lies vor ihr ſtatt vorher.
S. 478. Z. 11 v. u. l. abzuhelfen ſt. obzuhelfen.
S. 523. Z. 6. v. o. tilge am Ende die Sylbe her.
S. 524. Z. 15 v. o. l. vielmehr ſt. vieimehr.
S. 542. Z. 1 v. o. Z. 6 v. u. und an andern Stellen lies ſtatt Lord Howe, General Howe.

S. 546 l. 1. Auguſt ſtatt 1. Juli.
S. 547. Z. 14 v. u. l. Magazinen ſtatt Mgazinen.
S. 584. Z. 17 v. u. l. vereinigte ſt. veereinigte.
S. 594. Z. 12 v. o. l. Triſtram ſt. Tryſtram.
S. 629. Z. 18 v. o. iſt aus zu ſtreichen.
S. 646. Z. 7. v. o. l. diplomatiſch ſt. diplomotiſch.

Im vierten Band.

S. 3. Z. 3 v. u. lies Naigeon ſtatt Naigern.
S. 15. Z. 12 v. o. l. angewendet ſt. augewendet.
S. 35. Z. 15 v. u. l. Luc. 19 v. 26 ſt. 20. v. 26.
Ebendaſ. Z. 3 v. u. l. Math. 21. v. 2. ſtatt 11. v. 2.
S. 36. Z. 7 v. o. l. Gemeindegliedern ſt. Gemeindsglieder.
S. 89. Z. 7 v. o. fehlt zwiſchen ehe und noch das Wörtchen er.
S. 100. Z. 4 v. o. l. kleinen ſt. kletnen.
S. 101. Z. 17. v. u. iſt ein ſie zu viel.
Ebend. Z. 15 v. u. l. Evangelium ſt. Eoangelium.
S. 105. Z. 4 v. u. l. Erkenntniß ſt. Erkenntniß.
S. 125. Z. 1 v. o. l. Corrections ſt. Corections.
S. 128. Z. 12 v. u. l. Mönchsorden ſt. Mönchorden.
S. 130. Z. 1. S. 131 an verſchiedenen Stellen, ferner S. 132. Z. 4. v. o. 133. Z. 5. v. u. philanthropiſch ſtatt philantropiſch.
S. 137. Z. 7 v. u. l. Math. 8. v. 19 und 20 ſtatt Math. 9. 19.
Ebendaſ. Z. 5 v. u. l. Marc. 2. v. 28. ſtatt Mar. 2. v. 8.
S. 165. Z. 5 v. u. l. aufſtrebenden ſtatt aufſtrebenden.
S. 166. Z. 9 v. o. l. innerer ſtatt inneren.
S. 167. Z. 18 v. o. l. und ſtatt uns.
S. 171. Z. 12 v. o. l. da ſtatt daß.
S. 193. Z. 6 v. o. l. Bauernfamilie ſtatt Bauersfamilie.
S. 202. Z. 12 v. u. l. Gründen ſtatt gründen.
S. 204. Z. 3 v. o. l. unzähligen ſtatt unzählichen.
S. 220. Z. 11 v. u. l. ſuchte ſtatt fuchten.
S. 221. Z. 11 v. u. l. er in dem ſtatt in er dem.
S. 229. Z. 6 v. o. l. vor ſtatt ver.
S. 237. Z. 2 v. o. und 238 Z. 8. v. o. lies auf ſtatt anf.
S. 237. Z. 14. v. o. l. demüthige ſtatt demüthigen.
S. 239. Z. 7 v. u. l. ängſtlicher ſtatt ängſtlichor.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schlosser, Friedrich Christoph,

Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts und des neunzehnten bis zum Sturz des französischen Kaiserreichs mit besonderer Rücksicht auf geistige Bildung
Bd.: 4

Heidelberg 1844

Bamberg, Staatsbibliothek -- H.p.o.158(4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11690611-6